Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Heinrich Burgwardt

Der Bildungsfreund

Th. 1 : Ein vaterländisches Schul-Lesebuch zunächst für Mecklenburg

Eine für Mecklenburg bearb. Ausg. d. 4. Aufl, Altona: Schlüter, 1867

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn735326010

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Buchhandlung
von
Opitz & Co
in
Güstrow.

-402-

T. 50. b.

Der

Bildungsfreund.

I. Theil.

Ein

vaterländisches Schul-Lesebuch

zunächst für

Meklenburg.

Von

Heinrich Burgwardt,
Rector der Bürger- und Volksschulen zu Wismar.

Eine für Meklenburg bearbeitete Ausgabe der vierten Auflage.

Altona.
Verlag von Carl Theod. Schlüter.
(Hinstorff'sche Hofbuchhandlung zu Wismar und Ludwigslust.)
1867.

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER- UND LANDSCHAFT.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Sprachschule.

		Seite
1.	Die Sprache. Harnisch	1
2a.	Min Moderſprak. Groth	2
b.	Die Mutterſprache. Schenkendorf	2
3.	Volks- und Schriftſprache	3
4.	Die Schrift	4
5.	Das Buch	5
6.	Was heißt **leſen?**	6
7.	Sprüche zur Unterſcheidung der Sätze nach Inhalt und Form	7
8.	Zur Ausbildung der Sprache und Rede in der Jugend. Nach Herder	8
9.	Lernen und Wißen. Erasmus	10
10.	Franklin's Stilübung	11
11.	Sprichwörter und Sentenzen. (Einfache Sätze.)	12
12.	Die Fabel geht dich an	13
13.	Die beiden Pflugſchaaren. (Nach Aeſop.)	13
14.	Die Pfauen und die Krähe. (Nach Aeſop.)	14
15.	Das Geſchenk der Feyen. Leſſing	14
16.	Die Gans. Derſ.	15
17.	Der alte Löwe. Derſ.	15
18.	Die Maus und der Löwe	15
19.	Der Fuchs und die Trauben. Haller	16
20.	Kutſchpferd und Ackergaul. Gellert	16
21.	Die Bienen. Derſ.	17
22.	Der Affe und die Uhr. Lichtwer	17
23.	Der Häufling. Derſ.	18
24.	Der Fiſchreiher. Gleim	18
25.	Die zwei Hunde. Pfeffel	19
26.	Der Knabe und die Datteln. Derſ.	20
27.	Blau-Veilchen. Förſter	20
28.	Sprichwörter und Sentenzen. (Zuſammengezogene Sätze.)	21
29.	Der Zaunkönig. Gebr. Grimm	22
30.	Van den Fiſcher und ſine Fru. Dieſ.	25
31.	Der Fuchs und der Haſ'. Kobell	29
32.	Der Arme und der Reiche. Gebr. Grimm	30
33.	Der Bauer im Himmel. Dieſ.	33
34.	Sprichwörter und Sentenzen. (Satzgefüge mit Subjectsſätzen.)	34
35.	Meklenburg, Mikelinburg. Studemund	36
36.	Karl der Große in Meklenburg. Derſ.	37

Seite

37. Die Wendentaufe am Schweriner See. Derſ. ... 38
38. Die Sage von der Stiftung des Kloſters Doberan. Derſ. ... 40
39. Die verſteinerten Knaben. Derſ. ... 40
40. Das Rieſenſpielzeug. Chamiſſo. ... 41
41. Siegfried's Schwert. Uhland. ... 42
42. Klein Roland. Derſ. ... 43
43. Schwäbiſche Kunde. Derſ. ... 45
44. Sprichwörter und Sentenzen. (Satzgefüge mit Beifüge- oder Attributivſätzen.) ... 46
45. Der Staar von Segringen. Hebel. ... 48
46. Der fechtende Handwerksburſche in Anklam. Derſ. ... 49
47. Jacob Humbel. Derſ. ... 50
48. Der baroniſirte Bürger. Gellert. ... 52
49. Das Loch im Aermel. Zſchokke. ... 53
50. Der Herr und der Knecht. Rückert. ... 55
51. Von des Kaiſers Bart. Geibel. ... 56
52. Die Pfeife. Franklin ... 56
53. Die Poſaune des Gerichts. Auerbach. ... 58
54. Die Sonne bringt es an den Tag. Chamiſſo. ... 60
55. Sprichwörter und Sentenzen. (Satzgefüge mit Ergänzungs- oder Objectivſätzen.) ... 62
56. Das Schreibheft. Walther. ... 63
57. Das Tiſchgebet. Güll. ... 73
58. Die alte Waſchfrau. Chamiſſo. ... 74
59. Lied eines Armen. Uhland. ... 76
60. Sprichwörter und Sentenzen. (Satzgefüge mit Umſtandsſätzen.) 76
61. Die Gottesmauer. Brentano. ... 83
62. Die Bürgſchaft. Schiller. ... 85
63. Das Lied vom braven Mann. Bürger. ... 88
64. Paul Gerhardt. Schmidt von Lübeck ... 91
65. Georg Neumark und die Gambe. Kind. ... 93
66. Gellert. ... 94
67. Friedrich der Große und General Ziethen ... 96
68. Das ſpielende Kind. Scriver. ... 97
69. Die Laute. Derſ. ... 98
70. Das Wunder. Krummacher. ... 99
71. Der Ruhetag. Derſ. ... 100
72. Aſſaph und Heman. Derſ. ... 101
73. Der Gotteskaſten. Derſ. ... 102
74. Die Stimme des Gerichts. Derſ. ... 103
75. Tod und Leben. Rückert. ... 104
76. Sprichwörter und Sentenzen. (Satzverbindungen.) ... 105
77. Der Maikäfer. a. und b. Lüben. ... 111
78. Der Sperling, genannt Spatz. Walther. ... 114
79. Die Sonnenblume. Bormann. ... 115
80. Die Eiche. Ehrhard. ... 116
81. Die Eichel. Walther. ... 117
82. Der Farbenkreiſel. Sillib's »Knabenbriefe« ... 120
83. Der April. a. Curtman und b. Reinick. ... 122
84. Der Mai. Dieſ. ... 123
85. Die Bereitung des Wachſes und des Honigs. Funke. ... 125
86. Der Frühling. Walther. ... 126
87. Der Juni. Reinick. ... 130
88. Der Juli. Derſ. ... 130
89. Der Auguſt. Derſ. ... 131

Seite

90. Das Gewitter. Kosegarten. ... 131
91. Die Fülle des Sommers. Harms. ... 132
92. Der September. Reinick. ... 133
93. Einkehr. Uhland. ... 133
94. Der October. Reinick. ... 133
95. Der Herbst. Walther. ... 134
96. Der Winter. Barth. ... 137
97. Die heilige Nacht. Volkslied. ... 137
98. Christkindchen. ... 138
99. Die Weihnachtszeit. Falk. ... 138
100. Wiege und Sarg. Würkert. ... 138
Die Lücke des Glaubens. Rückert. ... 140

Zweite Abtheilung.

Häuslicher- und Gemeinde-Kreis.

I.

101. Die Familie. Frieder. Bremer. ... 141
102. Luthers Lied von der Bibel. ... 141
103. Wie einer lies't in der Bibel, so steht an seinem Hause der Giebel. Harms. ... 142
104. Die Lebensführer und Erzieher. ... 142
105. Mutterliebe. Starke. ... 143
106. Der Schutzengel. Kobell. ... 145
107. Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter. Pestalozzi. ... 146
108. Mutter und Kind auf dem Jahrmarkt. Jaspersen. ... 147
109. Des Vaters Zucht. Schubert. ... 147
110. Hänschen, zieh' das Käppchen ab! Zschokke. ... 150
111. Kindliche Liebe. Pustkuchen-Glanzow. ... 152
112. Rittmeister Kurzhagen. Vers. ... 153
113. Kindesdank. Hebel. ... 154
114. O lieb', so lang du lieben kannst! Freiligrath. ... 155
115. Eintracht. Pfeffel. ... 155
116. Das versteinerte Brot. Müllenhoff's Sagen. ... 155
117. Das Licht der treuen Schwester. Vers. ... 156
118. Der Bettelbub. Pustkuchen-Glanzow. ... 156
119. Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben. ... 160
120. Sinnsprüche. Rückert. ... 162
121. Luther für das Turnen. ... 162
122. Kletter-Unterricht. Rückert. ... 163
123. Man lernt nie aus. Steiger. ... 164
124. Der betende Handwerksgesell. Christenbote 1850. ... 164
125. Altes Gold. Horn. ... 166
126. Zwei Sprichwörter mit Variationen. Steiger. ... 167
127. Sparsamkeit. Hebel. ... 168
128. Werth der Zeit. Franklin. ... 168
129. Drei Sprichwörter mit Variationen. Steiger. ... 169
130. Tobias Witt. Engel. ... 171
131. Er hat das Bein gebrochen. Zschokke. ... 175
132. Der zerbrochene Krug. Bäßler. ... 176
133. Die Kunst, reich zu werden. Franklin. ... 177
134. Wegweiser. Hebel. ... 181

Seite

135. Hütchen. Kopisch ... 181
136. Das Wunderkästchen ... 182
137. Der Wirth muß vorauf. Möser ... 183
138. Vom Dienen. Gotthelf ... 184
139. Von Kleidern und was sie uns sagen. Auerbach ... 186
140. Rath einer Mutter an ihre Tochter, welche bei einer harten Herrschaft in Diensten steht ... 187
141. Die fromme Magd. Ringwaldt ... 188
142. Der fromme Knecht. Derf ... 189
143. Der Schloßergesell. Grübel ... 189
144. Rechenbergs Knecht ... 189
145. Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Hebel ... 191
146. Das Tischgebet. Claudius ... 191
147. Der Gast. Schefer ... 192
148. Von der Freundschaft. Claudius ... 194
149. Neujahrswunsch. Derf ... 196
150. Dank. Bornemann sen ... 197
151. Brief an Andres. Claudius ... 197
152. Täglich zu singen. Derf ... 199
153. Lied. Derf ... 199
154. Des Landmanns Abendeßen. Derf ... 200
155. Der König und der Landmann. Seidl ... 200
156. Gute Nacht. Geibel ... 201
157. Wächterruf. Hebel ... 202
158. Morgenwanderung. Geibel ... 202
159. Frühpredigt. Grünwald ... 202
160. Das Vöglein. Berliner Lesebuch ... 203
161. Versöhnung. Rückert ... 203
162. Der Schutzengel. Fröhlich ... 204
163. Mein Engel, weiche nicht. Harms ... 204
164. Steinalt. Deecke ... 205
165. Trost. Fouqué ... 206
166. Was ich wohl mag. Claudius ... 206
167. Bei dem Grabe des Vaters. Hölty ... 206
168. Die Auferstehung. Klopstock ... 207

II.

169. Wahre Züge aus unserm vaterländischen Volksleben. 1 und 2. Schnorr ... 208
170. Beßer ich, als er ... 210
171. Die goldenen Forellen ... 210
172. König Friedrich und sein Nachbar. Hebel ... 211
173. Das brave Mütterchen. Müllenhoff's Sagen ... 212
174. Die treuen Bauern. Derf ... 213
175. Meister Hämmerlein. Schley ... 214
176. Der Bürger. Göthe ... 218
177. Die lebendigen Wahrzeichen der Städte. Zschokke ... 219
178. Oberlin. Nach Schubert ... 221
179. Scriver's Lob der heiligen Schrift ... 225
180. Der Churfürst und die Bibel ... 226
181. Wie der fromme Claudius über Christus und sein Wort dachte. 226
182. Sonntagsfrühe. Schenkendorf ... 228
183. Das Gebet. Pfeffel ... 229
184. Beten und Handeln. Nänny ... 229

Dritte Abtheilung.

Das Vaterland.

		Seite
185.	Das Vaterland. Arndt	230
186.	Ein Blick auf Meklenburg. a. E. Boll	231
	b. L. Fromm	233
187.	Die Hausmutter. Schubert	244
188.	Die Lüneburger Haide. Curtman	245
189.	Die Bewohner der Gebirge. Kriegk	247
190.	Die Auswanderer. Freiligrath	248
191.	Die Heimat. Biernatzki	248
192.	Das Sinaikloster. Bäßler	248
193.	Der Gipfel des Sinai. Derf	251
194.	Die heilige Grotte zu Bethlehem. Schubert	252
195.	Der Oelberg. Derf	252
196.	Die Ostsee. E. Boll	253
197.	Die cimbrische Flut. Derf	257
198.	Die Dünenwanderung. Derf	260
199.	Bernstein und Bernsteinfischerei. Nach Preuß	263
200.	Meklenburgs Flüße und Landseen. E. Boll	264
201.	Die Flüße. Kohl	269
202.	Die Elbe. Semmler	270
203.	Der Rhein. Mendelssohn	271
204.	Der See Genezareth. Bäßler	272
205.	Meklenburgs Quellen und Brunnen. E. Boll	274
206.	Die Luft. Nach Perty und Berzelius	276
207.	Sauerstoffgas — Lebensluft. Friedleben	280
208.	Kohlensaures Gas — Kohlensäure	281
209.	Luftdruck	282
210.	Das Barometer als Wetterglas. Hebel	283
211.	Wirkung der Sonne	285
212.	Von der Wärme und dem Thermometer. Brettner	286
213.	Meklenburgs Witterungsverhältnisse. E. Boll	288
214.	Der Wind im Dienste der Menschen	294
215.	Brennbare Luft und Leuchtgas	295
216.	Elektricität. Rendschmidt	296
217.	Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Haupt	297
218.	Salomon de Caus	298
219.	Meklenburgs Boden. a. E. Boll	300
	b. L. Fromm	307
220.	Das Kochsalz. Kell	314
221.	Magnetismus. Brettner	316
222.	Das Gold. Schubert	317
223.	Das Silber. Curtman	320
224.	Lob des Eisens. Arndt	321
225.	Meklenburgs Flora. E. Boll	322
226.	Das Getreide. Vogel	330
227.	Das Gras. Ehrenberg	333
228.	De Fröhling. Bornemann sen	334
229.	Der Flachs. Schouw	334
230.	Die Baumwollenpflanze. Derf	335
231.	Der Kaffee. Nach Vogel	336
232.	Der Thee. Nach Vogel und Ungewitter	338

Seite

233. Das Zuckerrohr. James Johnston. ... 341
234. Kartoffeln und Taback. ... 342
235. Die Pflanzen im Haushalte der Natur und der Menschen. Schneider. ... 343
236. Meklenburgs Fauna. E. Boll. ... 344
237. Die Insekten. Schubert. ... 353
238. Die Bienen. Nach Oken. ... 355
239. Die Kreuzotter. ... 357
240. Die Fische. Voigt. ... 359
241. Der Heringsfang. Derf. ... 360
242. Die Vögel. ... 362
243. Der Sperling. Kehrseite von No. 78. ... 363
244. Der Storch. Nach Masius. ... 365
245. Heimwärts. Schubert. ... 367
246. Säugethiere. Scheitlin. ... 367
247. Der Maulwurf. Hebel. ... 368
248. Die Scheu wilder Thiere vor dem Menschen. Gerstäcker. ... 369
249. Schaf, Rind, Pferd und Hund. Zollikofer. ... 370
250. Verhalten gegen Thiere. ... 371
251. Der Mensch. ... 372
252. Leib, Seele und Geist. ... 374
253. Vernunft und Gewißen. Nach Diedrich. ... 376
254. Der freie Wille. ... 383
255. Erziehung. ... 385
256. Die Mission. Nach Hoffmann. ... 388
257. Meklenburgs Urzeit. E. Boll. ... 390
258. Die Slaven in Meklenburg. Derf. ... 393
259. Meklenburg wird christliches und deutsches Land. Derf. ... 397
260. Graf Heinrich der Schwarze und Fürst Heinrich der Pilger. Derf. 402
261. Die Vitalienbrüder. Derf. ... 406
262. Dr. M. Luther. Zahn. ... 412
263. Luther in Worms. Nach Hagenbach und Marheinike. ... 415
264. Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses 1530. Marheinike. ... 419
265. Die Reformation in Meklenburg. E. Boll. ... 420
266. Der dreißigjährige Krieg. Derf. ... 425
267. Der meklenburgische Bauernkrieg. Derf. ... 430
268. Die Mission. Fortsetzung von No. 256. ... 434
269. Die Bibelgesellschaften. Nach Sartorius. ... 436
270. Die Kriege zur Befreiung von der französisch. Herrschaft. E. Boll. 439
271. Vor Blüchers Statue. Jul. Sturm. ... 447
272. Blücher am Rhein. Fr. Rückert. ... 448
273. Ein Kunststück. Jul. Sturm. ... 448
274. Der Culturfortschritt in Meklenburg. E. Boll. ... 448
275. Friedrich Barbarossa. Corte. ... 456
276. Pflicht für Jeden! Schiller. ... 457
277. Was ist des Deutschen Vaterland? Arndt. ... 457
278. Mein Vaterland. Hoffmann v. Fallersleben. ... 458

Vorwort zum „Bildungsfreund“

von

Heinrich Burgwardt.

Verlag von Carl Theod. Schlüter in Altona.

1867.

„Ueber ein Lesebuch entscheidet das Princip, das es bei seinem ersten Auftreten an der Stirn trägt. Wenn es auf die Dauer Glück machen soll: so muß es schon in seinem Grundgedanken eine Anlage zeigen, nicht bald alt zu werden.“

(Seminardir. Thilo, Rhein. Bl. von 1843, Bd. 27, S. 292.)

Der I. Theil des Bildungsfreundes ist ein provinziell-vaterländisches Schul-Lesebuch für die beiden Großherzogthümer Meklenburg. Hier möchte derselbe den Oberclassen der Volksschulen, den Mittelclassen städtischer Bürgerschulen und den unteren Classen der Gelehrten- und Realschulen dienen als Lese- und Sprachschule, als Sitten- und Lebensspiegel für Haus und Gemeinde, sowie als Hülfslesebuch für den Unterricht in der Heimats- und Vaterlandskunde.

Die **1. Abtheilung** desselben enthält die eigentliche Lese- und Sprachschule.

Da dieselbe — wie denn der Bildungsfreund überhaupt — von der 1. Aufl. an sehr günstig aufgenommen und bestens empfohlen worden ist:* so haben die beifälligen Urtheile der bedeutend-

*) S. Schleswig-Holsteinisches Schulblatt v. 1844, 4. Heft S. 59—72; Allgemeine Schulzeitung v. 1846, No. 145; Blätter aus Süddeutschland (v. Seminarrector Eisenlohr) von 1846, 2. Heft; Pädagogische Monatsschrift v. 1849, Decemberheft, und von 1854, Juliheft; Schulblatt für die Provinz Brandenburg v. 1853, 1. u. 2. u. 11. u. 12. Heft; Die höhere Bürgerschule (von Director Vogel und Fr. Körner) von 1853, S. 170; Süddeutscher Schulbote v. 1853, No. 12; Pädagogischer Jahresbericht v. 1849, S. 347, und v. 1853, Seite 85.

sten pädagogischen Journale den Verfaßer nur noch mehr bestimmen können, die Anlage und Ausführung dieser Lese- und Sprachschule im Ganzen festzuhalten und nur mit Verbeßerungen im Einzelnen wieder neu herauszugeben.

Als Vorschule derselben — wie des Bildungsfreundes überhaupt — dient des Verfaßers „Erstes Schul- und Bildungsbuch I. und II. Theil.

Der I. Theil desselben —: „Schreib-Leseunterricht, Lese-Schreibunterricht und kleine kindliche Lesestücke" 36. Aufl. — enthält 172, den einzelnen Lesestücken untergelegte und aus diesen schriftlich zu beantwortende, sprachliche — hier natürlich meistentheils orthographische — Uebungsaufgaben. Dieser I. Theil sucht „die orthographischen Uebungen in und mit dem Elementar-Lese- und Schreibunterricht nicht nur gemeinschaftlich zu betreiben, sondern mit demselben auch größtentheils abzufertigen."

Der II. Theil desselben — 33. Aufl. — enthält: Lesestücke für den vereinten Lese-, Denk-, Sprech- und Sprachunterricht, für die Heimats- und Naturkunde, sowie für den sittlich-religiösen Anschauungsunterricht, nebst 230 methodisch geordneten Aufgaben zu mündlichen und schriftlichen Sprachübungen. Der Gang dieser den Lesestücken untergelegten und aus denselben schriftlich zu beantwortenden Aufgaben ist folgender: Aufgaben 1 bis 44: Das Hauptwort nebst Artikel (Einzahl und Mehrzahl [Zahlwort] und Besitzfall); Aufgaben 45 bis 54: Das Thätigkeits- oder Zeitwort, leidender Gegenstand (Zielfall) und Umstand des Orts, der Zeit und der Art und Weise; Aufgaben 55 bis 65: Das Eigenschaftswort; Aufgaben 66 bis 87: Die Wortbildung (Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter); Aufgaben 88 bis 115: Der einfache, und zwar erstens der nackte Satz —: Subject, Prädicat (Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort), Personenverhältnis, Zeitverhältnis, Erzähl-, Frage-, Befehl- und Wunschsatz, und dann zweitens der erweiterte einfache Satz —: Beifügung (Eigenschaftswort, Besitzfall, zueignendes Fürwort und Zahlwort), Ergänzung im 4. oder Zielfall und im 3. oder Zweckfall, das Hauptwort in seinen 4 Biegungsformen oder Fällen (die Declination), die Bestimmungen der Thätigkeit (Bestimmung des Ortes, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes); Aufgaben 116 bis 125: Kurze Beschreibungen und Erzählungen; Aufgaben 126 bis 150: Fabeln und größere Erzählungen in mannichfaltiger Aufgabenform; Aufgaben 151 bis 230: Umfänglichere Beschreibungen aus der Heimats- und Naturkunde.

Wenn die Schüler nun diese sprachliche Vorschule mündlich und schriftlich gründlich verarbeitet haben: dann sind sie hinreichend vorbereitet und gereift für die vorliegende Sprachschule. Ohne

einen solchen vorbereitenden Cursus aber den Sprachunterricht an Musterstücken zu beginnen, muß der Verfaßer nach wie vor für ganz verfehlt erachten. Während gar Viele von dem dürr grammatisirenden Unterrichte auf einen andern, extremen Weg gerathen sind, von welchem aus die Schüler vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen und vor lauter regellosen Gängen und Kreuz- und Quersprüngen sich nirgends zu orientiren wißen: ist der Verfaßer stets der Ueberzeugung gewesen, welche der Rector Löw in der Vorrede zur 2. Auflage seiner „Anleitung zum Unterrichte in der deutschen Sprachlehre" (Magdeburg, Fabricius 1851) so treffend dahin ausspricht: „Der Gedanke — daß nämlich der grammatische Unterricht an das Lesebuch angeknüpft werden solle — „der Gedanke an sich ist richtig und auch vollkommen ausführbar, sobald der Schüler durch die Einführung in eine gewisse Anzahl vorbereitender grammatischer Begriffe auf einen Standpunkt gestellt ist, auf welchem ihn die Masse der in einem zusammenhängenden Lesestücke auftretenden Sprachformen nicht mehr so überwältigt, daß ihm dadurch die abgesonderte Betrachtung derjenigen, über welche er gerade belehrt werden soll, wesentlich erschwert, vielleicht unmöglich gemacht wird. Es läßt sich darüber, von welchem Zeitpunkte an das Lesebuch als Grundlage des grammatischen Unterrichtes gebraucht werden soll, eine feste und ganz einleuchtende Regel aufstellen: Der grammatische Unterricht werde auf das Lesebuch gegründet, sobald der Schüler auf dem Standpunkte steht, daß ihn die einzelnen grammatischen Spracherscheinungen aus dem **logischen Zusammenhange** eines Lesestückes erläutert werden können."

Was nun den dargebotenen Stoff dieser Sprachschule betrifft: so dürfte derselbe als Grundlage für einen natürlichen und bildenden Unterricht in der Muttersprache nicht unbedeutende Vorzüge vor den meisten andern Lesebüchern und Sammlungen von Musterstücken aufzuweisen haben. In allen diesen Büchern wird zwar, wie's auf dieser Stufe auch nicht anders sein darf, die Sprache selber zu Grunde gelegt; allein in der vorliegenden Sprachschule sind

1. die so mannichfaltigen sprachlichen Erscheinungen nach den auch für den einfachsten deutschen Unterricht gegebenen und nicht von der Hand zu weisenden grammatischen und stilistischen Bestimmungen geordnet;
2. zeigt der dargebotene Stoff entweder in seinem Gehalte oder auch in seiner Form mehr oder weniger volksthümliches Leben;

3. ist neben mustergültiger Schriftsprache auch die Volkssprache selber — die Mundart — benutzt worden.

Nach dem ersten dieser Punkte hat der Verfaßer von jeher nicht mit Kellner, Otto und Riecke übereinstimmen können. Wie er nämlich einen vorbereitenden Cursus für nöthig hält, bevor man den Sprachunterricht an Musterstücke anknüpft: so will er auch neben und in der sprachlichen Behandlung dieser einen geordneten und festen Gang. Diesen nun gibt die hier gebotene und in das Ganze verflochtene Beispiel-Grammatik in Sprichwörtern und Sentenzen —: No. 7. Unterscheidung der Sätze nach Inhalt und Form; No. 11. einfache Sätze; No. 28. zusammengezogene Sätze; No. 34. Satzgefüge mit Subjectssätzen; No. 44. Satzgefüge mit Beifüge- oder Attributivsätzen; No. 55. Satzgefüge mit Ergänzungs- oder Objectivsätzen; No. 60. Satzgefüge mit Umstandssätzen; No. 76. Satzverbindungen. Die sprachlichen Erscheinungen werden also hier einzeln nach einander, und zwar zuerst in einzelnen inhaltsreichen Sätzen gleicher Satzform zur Anschauung gebracht und dann wird das am kleineren Ganzen Erkannte auch als Glied eines Größeren — am Musterstück — angeschaut und aufgefaßt. Der Verfaßer will nicht von vornherein Alles am Musterstück — und wohl gar an jedem beliebigen — anschauen und erkennen laßen; er hält es vielmehr psychologisch und didaktisch richtiger, wenn man das zu erkennende Object erst in Gruppen des Gleichartigen vorführt und dann das Erkannte im größeren und gemischten Kreise noch einmal aufsuchen und anschauen läßt.*) Machen wir's ja doch sonst im Unterrichte also. Auf diese Weise streifen die grammatischen Finger auch den poetischen Duft und Schmelz eines Musterstücks nicht hinweg. D'rum wollen wir mit Bettina uns „schämen, so mit Hacken und Brecheisen in die Sprach' hineinzufahren, um etwas da heraus zu bohren."

Daß der Verfaßer nur Sätze werthvollen und bildenden Inhalts gewählt — Sprichwörter und Sentenzen aus deutschen Classikern — Gnomen — Samenkörner für Geist und Herz, und besonders die deutschen Sprichwörter — die Weisheit von und auf der Gasse — wieder in's Volk zu bringen sucht, hat schon längst Billigung gefunden. So zieht denn hier über der Betrachtung der Sprachformen zugleich ein edler Hauch ein in die Seele des Kindes und fängt da an zu gestalten und zu bilden; in und mit

*) » — Denn um ein Sprachgesetz zu verdeutlichen, braucht man eine Reihe gleichartiger Spracherscheinungen, die man nicht in allen Winkeln eines Lesebuches zusammensuchen kann, sondern aus dem eigenen Vorrathe darreichen muß.« Löw, Vorrede zu obengenannter Anleitung, p. 10.

der Betrachtung der Sprachformen trinkt es zugleich aus dem Born der Sprache selber — erhebende und belebende Gedanken. Darum kann diese Lese- und Sprachschule, die als solche durch Sprachverständnis zum verständigen und euphonischen Lesen führen soll, unter rechter Behandlung Tüchtiges leisten.

Die dann gebotenen Musterstücke: Fabeln, Märchen, Sagen, Erzählungen, Parabeln, Beschreibungen, Schilderungen und kleinen Abhandlungen — bald in ungebundener, bald in gebundener Rede wie auch in Briefform — wollen nach Herder mit zu „den edelsten und besten Schriftstücken des Volkes" gehören und als solche eine Grundlage für die deutschen Stilübungen abgeben, indem sie nach der sprachlichen, d. i. zwar auch grammatischen, aber hier doch besonders logischen und, so viel als möglich, auch ästhetischen Behandlung zum innerlichen Aufnehmen wie zur Nachbildung ꝛc. verwendet sein wollen.

Was nun den zweiten Punkt, den volksthümlichen Klang dieser Musterstücke betrifft: so hat der Verfaßer sich bemüht, so viel als möglich solche Stücke zu gewinnen, die entweder erstens im Volke selber ihren Urquell haben — wie Sagen, Märchen, Balladen und Romanzen — oder doch zweitens in sprichwörtlichen Redensarten leise im Volke erklingen — wie so manche Fabeln, z. B. No. 14. Die Pfauen und die Krähe — in: „Schmücken mit fremden Federn," Nr. 17. Der alte Löwe — in: „Dem todten Löwen am Bart raufen," No. 19. Der Fuchs und die Trauben — in: „Die Trauben sind mir zu sauer" ꝛc., oder drittens auch solche Stücke, die sich durch ihren volksthümlichen Ton auszeichnen — wie die von Claudius, Hebel, Zschokke, Auerbach und Walther, welcher letztere noch so wenig für die Schule benutzt worden ist und doch so viel Gediegenes und Schönes bereits geboten hat —, oder endlich viertens solche Stücke, die in der leibhaftigen Volkssprache selber auftreten.

Die Schriftstücke in der Volkssprache werden zu interessanten Sprachvergleichungen Anlaß bieten. Der Verfaßer hätte in dieser Richtung gern ein Mehreres gethan; aber er fürchtete, durch allzuviel Neues und Ungewohntes zurückzuschrecken. Er ist aber ganz entschieden der Ueberzeugung, daß die Mundart des Volkes in unseren Schulen noch weit umfänglicher und kräftiger gepflegt und verwendet werden müße, zumal wenn wir uns mehr und mehr von der abstracten Methode emancipiren und ein nationales Sein gewinnen wollen. Ist die Mundart doch die natürliche und lebendige Quelle der Schriftsprache und dazu noch der großen Mehrzahl die eigentliche Muttersprache, so daß — wie Professer Vernaleken sehr treffend bemerkt —

das schöne Lied von Schenkendorf: „Muttersprache, Mutterlaut" in erster Linie auf die Mundart der Heimat seine Anwendung findet. „Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da" — sagt ein gelehrter Kenner der bairischen Mundart — Schmeller*) — „wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrathe schon gewonnenen Metalles, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einem Theile desselben, der zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist." D'rum laßet uns immer tiefer hineingraben in diese Erzgruben und immer mehr Holz schlagen in diesem tausendjährigen Walde. Das wird auch unsern gesammten Unterricht, wie schon bemerkt, vor der abstracten Methode bewahren helfen und denselben immer volksthümlicher, eindringlicher und nachhaltiger gestalten.**)

Was nun die Behandlung dieser Sprachschule betrifft: so verweis't der Verfaßer vorläufig auf die Winke der Stücke No. 3. Volks- und Schriftsprache, No. 4. Die Schrift, No. 5. Das Buch, No. 6. Was heißt lesen? No. 8. Zur Ausbildung der Sprache und Rede in der Jugend, No. 9. Lernen und Wißen und No. 10. Franklins Stilübung. Auch sind ja die Anleitungen von Kellner, Otto, Riecke, Pechner und Kehr zur Genüge bekannt. Indes dürfte für diesen Zweck die neueste Schrift dieser Art, nämlich die „Anleitung zum Gebrauch des Lesebuches in der Volksschule" vom Seminarlehrer C. Richter (2. Aufl. 1863.) vorzugsweise zu empfehlen sein, da sie sich durch „Vereinfachung des Verfahrens" vor den andern auszeichnet.

Die **2. Abtheilung** des Bildungsfreundes will dann als Lesebuch dem Familien- und Gemeindeleben dienen und ein

---

*) Professor Vernaleken's deutsches Sprachbuch, p. 167.

**) Zu diesem Zwecke seien hier noch empfohlen:

1. Des Verfaßers »Morgenstimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichts in niederdeutschen Volksschulen.« Leipzig, Fr. Brandstetter. 1857.
2. Dessen »Grundlagen und Aufgaben zur Uebung im Hochdeutschen für die niederdeutsche Jugend. Das. 1860. I. Abtheilung: Zur hochdeutschen Aussprache und Rechtschreibung. II. Abtheilung: Hochdeutsche Sprachlehre für Niederdeutsche. Ein vollständiges Lehr- und Uebungsbuch für den grammatisch richtigen Gebrauch der hochdeutschen Sprache.
3. Der naturgemäße und instructive Sprachunterricht in Volksschulen gegenüber dem analytischen und der Hr. Regierungs- und Schulrath L. Kellner in Trier als Berichterstatter und Kritiker des Pädagogischen Jahresberichts von 1859—1860. Eine methodologische Erörterungs- und Vertheidigungsschrift. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1863.

Lebensspiegel für diese Lebenskreise sein. Denn in Familie und Gemeinde muß die Schule guten Samen zu streuen und vor Allem hier sich anzubauen und einzubürgern suchen, wenn sie als Dienerin des Hauses und der Gemeinde ihren Beruf erfüllen und sich einer gesegneten Wirksamkeit erfreuen will. Was aber haben unsere bisherigen Schul-Lesebücher nach dieser Richtung hin zu erstreben gesucht? Selbst die neuesten und beliebtesten zeigen ihrem ganzen Inhalte nach nur zu deutlich, daß sie dieser Aufgabe nicht gedacht haben. Zwar bringen sie oft ein interessantes literarisches und realistisches Allerlei; aber sie kennen weder Familie, noch Gemeinde, noch Heimat, der sie mit Entschiedenheit und Hingebung dienen wollen. Anstatt die Jugend in diesen Kreisen zu sammeln, Wurzel faßen und heimisch werden zu laßen; anstatt sie für diese Lebenskreise zu erbauen und mit einem edlen Sinne thatkräftig zu beleben, zerstreuen sie dieselbe vielmehr durch ein buntes Allerlei, das sie nirgends zur Ruhe, zur Besinnung und zur Reife gelangen und nicht einmal daheim und in der Heimat heimisch werden läßt. Es können daher diese tendenzlosen, flatterhaften und buntscheckigen Allerwelts-Lesebücher unmöglich bildend, d. i. edel gestaltend und segensreich einwirken; sie müßen ihrer Natur nach zerstreuen, zerstören und heimatslos machen. — Der Verfaßer glaubt daher, in dieser 2. Abtheilung den Schulen eine gute Gabe darzureichen: Lebens- und Musterbilder für die verschiedenen Verhältnisse derjenigen nächsten Lebenskreise, in welche die jungen Leser nach kurzer Zeit als mehr selbstständige Glieder eintreten und in welchen ehrenfest und würdig zu leben sie auch durch die Schule mit besonderer Sorgfalt dann vorbereitet sein sollen.*) Hier nun lies't und lebt der Schüler in jedem einzelnen Lesestück immer in einem größeren, einheitlichen Ganzen: das Haus ist hier zunächst gleichsam das Herz, und jedes der 68 Lesestücke ein Pulsschlag dieses Herzens; die Gemeinde dann — das erweiterte Herz, und jedes einzelne Lesestück dieser Abtheilung ein Pulsschlag dieses Herzens. Daß der Verfaßer bei dem angedeuteten Zwecke dieser Abtheilung zunächst auf den Inhalt der Lesestücke gesehen, wird man natür-

*) »Für Schüler, die alsbald in's Leben treten sollen, ist dieser Umstand an einem Lesebuch der über seinen Werth in letzter Instanz entscheidende Gesichtspunkt. Daß und wie derselbe in's Auge genommen, ergibt sich nicht allein an dem ausgewählten Stoffe, sondern fast noch mehr an der Anordnung. Das Leben bietet sich als ein buntes Durcheinander an, die Schulthätigkeit ist in ihrem Gegensatze zu demselben ein geordnetes Nacheinander. Es kommt darauf an, beide Momente festzuhalten und das von dem ersteren Dargebotene dem letzteren gemäß zusammenzufaßen. (Seminardir. Thilo.)

lich finden; doch ist auch die Form nicht unberücksichtigt geblieben. Classisches in beider Hinsicht sollte gegeben werden, sowohl in ungebundener als in gebundener Rede; aber nicht selten siegte der zweckdienlichere und lebenshaltigere Stoff des einen Stückes über die schönere Form eines anderen; denn eben durch ihren geistigen Gehalt sollten die Lesestücke Bildungselemente in dem Schüler ab- und ansetzen und demselben ein bestimmtes, ihr Gepräge geben, so daß er in den bezeichneten Lebenskreisen aus und in diesen Lese- und Bildungsstücken immerdar lebe, webe und sei.

Die **3. Abtheilung** endlich bildet ein realistisches Hülfslesebuch zur Heimats- und Vaterlandskunde.

Auch in dieser Abtheilung unterscheidet der Bildungsfreund sich scharf von allen vorhandenen, der Volksschule gewidmeten Lesebüchern. Letztere sind nämlich dreifacher Art. Entweder gehören sie noch der älteren Zeit, d. i. den schematisirten und skelettartigen Realbüchern an — wie Schlez's Denkfreund — oder auch den modernen und im Allgemeinen noch sehr beliebten Lesebüchern, die interessante Natur- und Geschichtsbilder aus allen Erdtheilen und Gegenden bringen — wie die meisten der neueren und neuesten — oder endlich den deutschen Lesebüchern, die entweder als Anthologien deutscher Literaturstücke oder auch in deutschen Natur- und Geschichtsbildern dem gesammten Deutschland dienen wollen — wie die Lesebücher von Gude und Gittermann und von Curtman. Die erstere Art dieser Lesebücher dürfte wohl aus den meisten Schulen bereits verwiesen sein; man hat eingesehen, daß diese geistlosen Schulbücher dürre Haiden für die Jugend waren. Daß aber die zweite, im Allgemeinen noch sehr beliebte Art von Lesebüchern, die tendenz- und gesinnungslosen Allerwelts-Lesebücher eben so wenig als Schul-Lesebücher geduldet werden dürften: das scheinen Viele noch nicht erkannt zu haben. Und doch sind diese der Schule gefährlicher und schädlicher, als die ersteren, weil sie interessanter und unterhaltender sind. Aber eben weil sie ein buntschillerndes Allerlei bieten ohne Tendenz und einheitlichen Zusammenhang, ohne Herz und Gesinnung; weil sie in jedem Lesestücke mit Stoff und Anreizung wechseln und kein einheitliches Herz haben, von wo aus Ein und einiges Leben in jedwede Ader rollt, weil vielmehr stete Abwechselung, Veränderlichkeit und Unbeständigkeit ihr Wesen ist —: so ist auch das Lesen und Verarbeiten solcher Bücher ein den Geist zerstreuendes und das Herz zerreißendes und daher auch ihre Zucht und Frucht — Zerstreuung, Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit. Ein sinniges Hineinlesen und Versenken in das Object, ein Ruhen und Reifen in demselben, laßen solche Lesebücher

nicht zu. — Die dritte Art, die entweder rein literarisch- oder auch realistisch-deutschen Lesebücher sind zwar nicht mehr tendenz- und grenzenlos, wie die erstgenannten; aber ohne ein vorangegangenes provinzielles Lesebuch sind auch sie noch immer zu allgemein und abstract, eben weil sie nach dem elementaren Lesebuche sofort dem ganzen gesammten Deutschland dienen wollen. Ein Lesebuch aber, das ohne provinzielle Grundlage in allen deutschen Schulen gebraucht werden soll, kann in keiner Schule das rechte Lesebuch sein, auch nicht, wenn ein dürrer Anhang über die Provinz es heimatlicher zu machen sucht; denn ein echtes und volksthümliches Lesebuch für die Oberclassen der Volksschulen muß sich in seinem I. Theile noch mehr beschränken und noch enger begrenzen, muß in seinem ganzen Wesen und Charakter entschieden provinziell und ein kundiger und geschickter Landschafts- und Geschichtsmaler des heimatlichen und provinziellen Natur- und Menschenlebens sein. Wem diese Grenzen für nationale und anderweitige Schulbildung als zu enge erscheinen, der bedenke doch, daß man — wie Miquél so treffend bemerkt in seiner Schrift: „Wie wird die deutsche Volksschule national?"*) daß man den deutschen Volksleib nur von Innen heraus, durch Kräftigung der Organe, durch Belebung des Stammlichen, Provinziellen wieder beleben, und daß auch — nach dem Motto dieser Abtheilung — in dem kleinsten Vaterlande der Mensch die Welt verstehen lernen könne. Und wenn Schiller sagt: „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an; das halte fest mit Deinem ganzen Herzen; hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft" —: so hat er in diesen Worten sicherlich zunächst an die Heimat, an den Volksstamm gedacht. Darum möchte der Bildungsfreund I. Theil in seiner 3. Abtheilung Aug' und Herz des Schülers öffnen für's Vaterland, als für das trauteste und theuerste Land, damit er es liebgewinne und festhalte mit seinem ganzen Herzen, und darum wendet diese Abtheilung sich denn auch sofort zur Heimat und zum engeren Vaterlande und sucht in charakteristischen Natur- und Geschichtsbildern unser Land vorzuführen und als unsere Wohnstätte uns lieb und werth zu machen. Was sonst noch herangezogen ist aus dem übrigen Deutschland und aus andern Gegenden, das soll nur durch Vergleichung unsere Heimat noch mehr beleuchten; denn der Zweck dieser Abtheilung ist kein weiter gehender, als „das Volkskind mit allen möglichen Banden an den mütterlichen Boden eines

*) S. 4.

jahrhundertlangen Stammeslebens zu knüpfen."*) Zwar ist das Gebotene nur noch ein erster, unvollkommener Versuch zur Erreichung dieses Zweckes; wer aber erwägt, wie nach dieser Richtung hin nur noch so wenig für die Schule gearbeitet worden ist, der wird diesen Versuch als eine Arbeit entgegennehmen, die auch ihn reizen soll, mit Hand anzulegen, damit das Buch als kundiger und geschickter Landschafts- und Geschichtsmaler des heimatlichen und provinziellen Natur- und Menschenlebens immer vollkommener werde. Möchte denn jeder College, der dies lies't, sich veranlaßt fühlen, etwaige Berichtigungen, Verbeßerungen und dem angegebenen Zwecke entsprechende Erweiterungen dem Verfaßer, dem Buche, den vaterländischen Schulen bereitwilligst mitzutheilen. —

Der II. Theil des Bildungsfreundes wird in etwa gleicher Bogenzahl und zu gleichem Preise zu Ostern nächsten Jahres erscheinen und als „Ein vaterländisches Lesebuch für die Oberclassen deutscher Volks- und Bürgerschulen" auftreten. Als Erweiterung des I. Theils wird dieser II. Theil enthalten müßen in seiner

I. Abtheilung: Unser deutsches Vaterland (in Schilderungen von Land und Leuten).
II. Abtheilung: Deutsche Geschichtsbilder.
III. Abtheilung: Deutsche Literaturstücke (von Gellert bis auf Rückert.)

Der Bildungsfreund ist demnach von A bis Z ein kleines Museum **deutschen** Culturlebens und darf als Bildungsfreund für deutsche Volks- und Bürgerschulen auch nicht wohl etwas anderes sein; denn der specifische Zweck der deutschen Volks- und Bürgerschule ist ja eben der, die Jugend einzuführen oder vielmehr einzupflanzen in die vaterländische — nationale Cultur, damit sie in derselben wurzele und wipfele und in Gesinnung, Wort und That wahrhaft deutsch werde, sei und bleibe und damit das Beste, Höchste und Schönste empfange, was die Schule durch Unterricht und Erziehung zu geben vermag — denn wahrhaft deutsch ist auch zugleich wahrhaft evangelisch, wahrhaft christlich. Zu diesem Zwecke und in diesem Sinne nun möchte der Bildungsfreund in deutschen Volks- und Bürgerschulen gelesen und benutzt werden, wie die Ilias und Odyssee von der griechischen Jugend gelesen und gelernt wurden und die alten Classiker in unsern Gymnasien benutzt werden.

*) Miquél, S. 70.

Außer vielleicht manchen anderweitigen Ausstellungen an diesem Buche ist der Verfaßer noch auf einen zwiefachen Tadel von Seiten mancher Lehrer gefaßt. Einmal werden Manche das Buch im Ganzen und besonders in einzelnen seiner Lesestücke als zu „hoch" für die Volks- und Bürgerschule halten. Diesen antwortet der Verfaßer im Voraus, daß ein Lesebuch immer höher stehen müße, als die Schulen, für welche es bestimmt ist, eben weil es dieselben sonst unmöglich zu heben vermag — Bibel, Katechismus und Gesangbuch stehen ja noch höher —, und daß die Schüler gerade an den höher stehenden, ernst belehrenden und schwierigeren Lesestücken in der Schule solche Stücke lesen und verarbeiten lernen sollen, damit sie nachher auch andere Bücher, als erzählende und unterhaltende Volksbücher, damit sie auch nach der Schulzeit ernst belehrende Schriften mit Ernst, Nachdenken und Ausdauer lesen und sich aneignen können und mögen. Denn daß die Mehrzahl nach vollendeter Schulzeit überhaupt oder doch solche Bücher nicht mehr lesen mag: das hat eben darin seinen Grund, daß sie in der Schule nicht mit Ernst also lesen gelernt und solchem Lesen keinen Geschmack abgewonnen haben. — Was daher die Schüler in der Schule lesen sollen, das muß solchen Reiz und Werth für sie haben, das müßen sie unter Arbeit also liebgewinnen, daß sie es auch im späteren Leben nicht fahren laßen, sondern auch dann noch darin fortleben und fortstreben, und zwar — insofern es lesend geschieht — am liebsten nach solchen Büchern, die eben als weiter belehrende Commentare der früheren Schul-Lesestücke und gerade durch ihre bekannten Anklänge aus der Schulzeit ihnen vor allen andern Büchern — schon durch die Schule — im Voraus werth geworden sind. — Zweitens werden Manche auch den Preis des Buches zu hoch halten für die Volksschule. Geringeres aber dem Inhalte und dem Umfange nach glaubte der Verfaßer aus Achtung vor der Schule und ihren Lehrern nicht bieten zu dürfen, und wenn der Herr Verleger den möglichst billigen Preis setzt: so werden auch hoffentlich die Lehrer die Eltern nach und nach dahin gewöhnen und geneigt machen, daß sie für ein gutes Schulbuch bereitwilligst eben so viel ausgeben, als wenn der Sohn eine Mütze auf den Kopf oder ein Paar Schuhe über die Füße haben soll, zumal die Ausgabe für ein solches Schulbuch während der ganzen Schulzeit nur einmal gemacht wird, während letztere Ausgaben sich alljährlich wiederholen.

Möchte denn der Bildungsfreund aus solchen Scheingründen nirgends verschloßene Schulthüren finden; möchten vielmehr recht viele vaterländische Schulen sich demselben mit Vertrauen öffnen,

und möchte er dann allen werden, wozu er ausgesandt ist —: ein deutscher Bildungsfreund, der Geist und Herz öffnet, die Kinder d'rin aufzunehmen und sie d'rin groß und stark zu ziehen; ein Freund, der in Lebensbildern ausgießet seinen Geist über seine Zöglinge, um sie unter seinem Hauche zu Münzen mit seinem Bilde und seiner Inschrift zu prägen, also, daß Jeder, der mit Verstand und Herz den Bildungsfreund gelesen und in sich aufgenommen hat, ein Gepräge desselben in allen Lebenskreisen an sich trägt, d. i. im Glauben, Lieben und Denken, im Streben, Leben und Handeln seine Schule offenbaret. — Das walte Gott!

Wismar, im Juni 1867.

H. Burgwardt.

Die Verlagshandlung erlaubt sich, diesem Vorworte zur Orientirung und Verständigung noch einige Urtheile pädagogischer Literaturberichte über den Bildungsfreund hinzuzufügen.

Im Schleswig-Holsteinischen Schulblatt v. 1844 heißt es im 4. Heft S. 59—72 über die 1. Aufl. u. A.: »Der Bildungsfreund ist bis jetzt unzweifelhaft das beste Lesebuch für Volksschulen, das wir besitzen. Er ist ein echtes Schulbuch. Hr. B. hat das Bedürfnis der Volksschule gefühlt, die Größe ihrer Aufgabe erkannt, die Mittel zur Lösung der letzteren gezeigt und die Schule gebührend zu würdigen gewußt. Sein Buch ist eben deshalb ein wahrer Bildungsfreund geworden. Dies wird sich auch von selbst ergeben, wenn wir es mit jenen oben aufgestellten Forderungen, welche die Volksschule an ein gutes Lesebuch macht, wenn sie es als eins ihrer Hauptbildungsmittel anerkennen soll, vergleichen. — Die erste derselben, daß ein solches Schulbuch ein Lesebuch sei, wodurch besonders ein logisches und ästhetisches Lesen erzielt werden könne, erfüllt der Bildungsfreund in hohem Grade. Betrachtende, erzählende, beschreibende und schildernde Lesestücke machen fast den ganzen Inhalt des Buches aus, und ich wüßte zu diesem Zwecke keine passende Stilart zu nennen, die nicht vorkäme. Lesestücke in gebundener und ungebundener Rede und in dialogischer Form wechseln mit einander ab. — Der zweiten Forderung an ein Lesebuch ist nicht weniger Genüge geleistet: das Buch ist durch und durch heuristisch. Alle Kräfte des Geistes werden durch den Inhalt des Buches geweckt und gestärkt werden können, wenn es mit Einsicht gebraucht wird. Der Stoff ist durchgehends so gewählt, daß ein Lehrer, der seine Aufgabe begriffen hat und dem es nicht an Geschicklichkeit fehlt, ihn zum Verständnis der Kinder bringen kann, obgleich das Buch sowohl im Allgemeinen, wie

im Einzelnen sich nicht zu den Kindern hinabkauert, weshalb es denn freilich wohl Manches enthält, was von den Kindern noch nicht in seiner ganzen Tiefe aufgefaßt werden wird. Dies muß man indes dem Buche als großen Vorzug anrechnen. Es wird gewis gerade deshalb auch ein Bildungsfreund für's ganze Leben bleiben, und gern wird man es nach beendigten Schuljahren wieder zur Hand nehmen, um sich daraus zu belehren und zu stärken. Es ist einem stets grünen Baume zu vergleichen, der fortwährend neue Blüthen treibt und herrlichere Frucht schafft. — Was den Zweck in Beziehung auf das Sprachliche betrifft, so muß man unbedingt den Bildungsfreund loben. Trefflich ist für die Bildung des Sprachgefühls gesorgt, und nichts tritt uns hier störend in den Weg, indem durchgängig die Lesestücke gut stilisirt genannt werden können, sehr viele sind klassisch. Eben deshalb wird auch dieses Buch dazu beitragen, daß der Schüler sich einen guten Stil aneigne. Die eigentliche Grammatik ist überdies noch speciell reich bedacht. — Als Lesebuch für unsere christlichen Volksschulen wüßte ich wahrlich kein beßeres zu empfehlen, als den Bildungsfreund, indem ein wahrhaft christlicher Geist in demselben herrscht und das ganze christliche Leben darin eine kräftige Stütze findet. Dabei ist besonders zu rühmen, daß in dieser Beziehung nichts als gesucht erscheint und ein sogenanntes Moralisiren gänzlich vermieden ist. In dieser Hinsicht ist namentlich die 2. Abtheilung — Häuslicher und Gemeinde-Kreis — sehr gelungen zu nennen; sie macht besonders das Buch zu einem guten Lesebuche und zu einem Bildungsfreunde besonders in religiös-sittlicher und ästhetischer Hinsicht; der ganze geistige Mensch findet indes darin seine gehörige Beachtung. Auch ist nicht leicht ein Verhältnis des menschlichen Lebens unberücksichtigt geblieben. Von der Wiege bis zur Bahre sind die Lebensverhältnisse vorgeführt, und in Beispielen und Reden wird gezeigt, wie sich der Mensch in jeglichem verhalten müße, um als Familien- und Gemeindeglied seinen Platz ganz auszufüllen. Größtentheils liefert uns diese Abtheilung schöne Bilder, von den gepriesensten Männern und Frauen Deutschlands gezeichnet. Dieser Abtheilung wegen allein schon verdient der Bildungsfreund, daß ihm unsere Volksschulen geöffnet werden, um schon hier den Samen echter Lebensweisheit zu streuen in die noch zarten Herzen der empfänglichen Jugend. — Schließlich werde hinsichtlich der aufgestellten Forderungen noch bemerkt, daß der Bildungsfreund zu einem der interessantesten Bücher gehört, die je für die Volksschule geschrieben worden sind.« —

In der Pädagogischen Monatsschrift von F. Löw und Fr. Körner urtheilt Letzterer im Decemberheft v. 1849, S. 916—20, über den Bildungsfreund in 2. Aufl.: Das Trefflichste, was mir in neuester Zeit zugekommen ist, bleibt der Bildungsfreund. Ein vaterländisches Lesebuch für Schleswig-Holstein. — Schleswig-Holstein hat ganz Deutschland erweckt zu Patriotismus; es hat uns mit seinen Kanonendonnern zugerufen, daß Deutschland mehr ist, als ein geographischer Begriff, wie Metternich sagt, da es noch ein deutsches Volk gibt. Ein deutscher College, dem ich mit freudigem Herzen die Hand hiemit drücke, hat uns gezeigt durch seine treffliche Einleitung und durch sein Buch, was ein deutsches Lesebuch sein soll und muß: »zum Nationalleben soll es führen, vaterländische Cultur soll es pflegen, das soll es für die deutsche Bürgerschule sein, was den Gymnasien die alten Classiker sind.« Das sind große, erlösende Worte!« — Nachdem der Rec. dann mehrere den Bildungsfreund charakterisirende Stellen des Vorwortes mitgetheilt hat, fährt er fort: »Der Verfaßer hat aber nicht bloß ein Verdienst wegen sei-

ner patriotischen Gesinnung, sondern ist auch ein eben so tüchtiger Schulmann; denn wer wollte zweifeln, daß seine Ansicht über den Zweck des deutschen Sprachunterrichts die einzig richtige sei? Das Lesebuch hat einen doppelten Zweck: es soll die Sprache des Schülers zugleich mit dem Denken ausbilden. Da ein Unterschied zwischen Form und Inhalt eine falsche Voraussetzung ist, so ist es eine der gröbsten Verirrungen der Schulmänner, den Schüler bloß formell zu bilden, vielmehr muß der Sprachunterricht zugleich ein gedankenerzeugender sein, indem mit den grammatischen Formen der Schüler zugleich große, erhebende, sittlich fördernde Gedanken sich aneignet und in die reiche Gedankenwelt der Nation eingeführt wird, als in seine wahre Heimat. — Eben so richtig ist der zweite Grundsatz unseres Schleswig-Holsteiners, daß der Schüler in der Schule das Leben kennen lerne, daß er für das Leben dadurch vorgebildet wird, daß er es beobachten, sich in ihm zurechtfinden, es geistig bewältigen lerne. Soll dies aber geschehen und soll der Schüler kein abstracter Weltbürger werden, so muß er an vaterländischen Stoffen herangebildet werden für ein erfolgreiches Leben im Volke. — Wie anders aber soll unser Volk geweckt werden zu Patriotismus, zu deutscher Gesinnung, zu Nationalgefühl, als durch die Volksschule? Woher die Gesinnungslosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen das eigne Volk, woher die schmachvolle Verachtung der Nation durch die sogenannten höheren gebildeten Stände, woher dies Alles, als durch die elende Inhaltslosigkeit der Schule, welche alles Mögliche lehrt, alle Sprachen, Technologie und Sternkunde, aber vom Vaterlande nichts oder nur Allgemeines! — Wer noch einige Achtung hat vor der Jugend und seiner Pflicht als deutscher Staatsbürger, der ermanne sich, noch ist es vielleicht nicht zu spät, der lerne an unserm Verfaßer das, was uns noth thut, der führe sein Buch ein in seiner Schule, oder schaffe für sein Land ein ähnliches! Die Zukunft des deutschen Volkes liegt zum großen Theil mit in der Schule; denn so fern sie sich auch zu halten hat von jeder Parteitendenz, eben so sehr ist es ihre Pflicht, sich durch den Patriotismus über die Parteien zu erheben. — Möge der Bildungsfreund eine weite Verbreitung finden, möge er den Anlaß geben, alle jene inhaltslosen Lesebücher über Bord zu werfen, damit der Geist einziehe in die Schule, und nicht die geistlose Form walte.« —

Der Pädagogische Jahresbericht für Deutschlands Volksschullehrer von 1849 sagt (S. 347) in seinem Bericht über den Bildungsfreund: »Nach zwei Richtungen hin müßen unsere deutschen Lesebücher einer Reform sich unterwerfen, wenn sie den Anforderungen der Neuzeit entsprechen wollen: sie müßen das Nationalleben repräsentiren und nach sprachunterrichtlichen Zwecken bearbeitet sein. Bis jetzt ist das vorliegende Buch das einzige, welches beide Zwecke gleichmäßig unterbreitet hat, nicht so, daß beide nach einander verfolgt werden, sondern in und mit einander gehen. Es will der heimischen deutschen Bürgerschule das sein, was den Gymnasien die alten Classiker sind.« — Nach einem Referat über den Inhalt heißt es dann am Schluß: »Möchten doch alle deutschen Lehrer, durch unsere Anzeige aufmerksam gemacht, das treffliche Buch sich anschaffen, sich selbst zur Erfrischung in Zeiten undeutschen Treibens, ihren Schülern als Führer durch das Vaterland und seine Geschichte, als Erwecker und Erhalter vaterländischer Gesinnung.« —

Ueber die 1. Abtheilung — Die »Sprachschule« — des Bildungsfreundes, die unter dem Titel »Deutsche Sprachlehre in geordneten Musterstücken als Grundlage eines natürlichen und bildenden Unterrichtes in der Muttersprache« als besonderer Abdruck der

3. Aufl. erschien, heißt es in der Pädagogischen Monatsschrift von 1852 im Augustheft S. 622:

Eine Beurtheilung des Bildungsfreundes und also einschließlich des vorliegenden Buches befindet sich im 3. Jahrg. (1849) der Monatsschrift. Es ist dort der Bildungsfreund als eine in jeder Beziehung musterhafte Arbeit auf das allerdringendste empfohlen. Wir schließen uns dem Urtheile des dortigen Referenten (Fr. Körner) in Beziehung auf das vorliegende Buch mit vollster Ueberzeugung an. Es ist dasselbe erstens ein vortreffliches selbstständiges Schullesebuch und zweitens eine Beispielgrammatik vom allergediegensten Inhalte, indem sich in den Inhalt des Lesebuchs eine Anzahl Abschnitte einreihen, welche eine reichhaltige Sammlung körniger Sentenzen, werthvoller Sprüchwörter 2c., nach den grammatischen Kategorien der Satzlehre geordnet, enthalten. Es ist uns kein Werk bekannt, das für den grammatischen Unterricht eine so reiche, zweckmäßige und inhaltsvolle Grundlage darböte, wie diese Sprachschule; ja, wenn wirklich das Buch weiter nichts enthielte, als diese auf den grammatischen Unterricht berechneten Sätze, so wäre schon dadurch dem Verfaßer der Dank aller Lehrer gesichert, die, obgleich an einem geordneten Lehrgang in der Sprachlehre festhaltend, doch der Bedeutsamkeit eines wahrhaft werthvollen Uebungsstoffes ihr volles Recht angedeihen laßen. Wir empfehlen daher das vorliegende Buch allen Lehrern der Mutterspracbe als eine zuverläßige Fundgrube.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg von 1853 urtheilt über diese »Sprachschule« im Januar- und Februar-Heft S. 93: »Die günstigen Urtheile sachkundiger Männer über den Bildungsfreund haben den Verfaßer veranlaßt, die Sprachschule besonders herauszugeben. Der Verfaßer ist ein Schulmann, der nicht nur weiß, was er will, sondern auch, worauf es ankommt. Es ist nicht etwas wesentlich Neues, was in dem vorliegenden Buche geliefert wird; aber die Art und Weise, wie der Gegenstand behandelt wird, die Besonnenheit und Klarheit, mit der ein bestimmtes Ziel in's Auge gefaßt wird, thun dem in gleichem Fache arbeitenden Lehrer wohl. Für den allgemein bekannten Grundsatz, daß der grammatische Unterricht an guten Beispielen und Musterstücken ertheilt, einen bildenden Einfluß auf die Erlernung der Muttersprache ausübe, wird hier ein passendes Material geliefert. Der Werth desselben besteht aber vornehmlich darin, daß durch ihn nach Gehalt und Form ein mehr oder weniger volksthümliches Leben sich darstellen soll und daß deshalb auch neben der mustergültigen Schriftsprache die Volkssprache selber, die Mundart, den sprachlichen Uebungen zum Grunde gelegt wird. Die Weisheit von und auf der Gasse soll nach des Verfaßers Ansicht durch die Schule wieder in's Volk gebracht werden. Diese Seite des Buches gibt demselben einen eigenthümlichen Werth. Sagen, Märchen, Balladen, Sprüchwörter und Sentenzen, entweder im Volksleben wurzelnd, oder dasselbe nach seiner charakteristischen Gemüthstiefe darstellend, sind herangezogen und mit ihnen Schriftsteller wie Claudius, Hebel, Zschokke, Uhland, Auerbach, Walther, Müllenhoff, Grimm, und was sich von selbst versteht, die guten Classiker. So kommt der Lehrer auf den eigentlichen innersten Kern des sprachlichen Ausdrucks durch Vergleichungen, zu denen die verschiedenen Mundarten und der eigenthümliche Ton der Volkssprache Veranlaßung geben. In einzelnen Nummern ertheilt der Verfaßer auch Winke zur Behandlung, die wir mit dem größten Interesse gelesen haben. Dies ist indes nur etwas Aphoristisches; der Werth des Buches liegt in der Auswahl der Stücke, die hier die Schüler zur

sprachlichen Bearbeitung in die Hand bekommen. Wir wiederholen, es ist in dem Buche ein reicher Sprachschatz enthalten, der in hohem Maße fruchtbringend gemacht werden kann. —

Im November- und December-Heft desselben Jahrg. dieser Zeitschrift bezeichnet derselbe Rec. — Prof. Otto Lange — am Schluße einer eingehenderen Besprechung (S. 714—18) den Bildungsfreund als »eine der verdienstvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Lesenunterrichtes.«

In der Pädagogischen Monatsschrift von 1854 heißt es im Juli-Heft S. 543 über den Bildungsfreund: »— ein Buch für die Oberclasse der Volksschule und die Mittelclassen der Bürgerschule, ein Epoche machendes Buch! Wenn nach unsʼrer Zeit ein Geschichtsschreiber der Pädagogik die Fortschritte derselben im 19. Jahrhundert aufzählen wird, dann wird er unter den literarischen Exponenten dieses Fortschrittes den »Bildungsfreund« aufzählen, denn das Buch steht auf der Höhe des Fortschrittes; und wenn unsere Nachkommen einmal jede Kenntnis von der Art und Weise, wie wir den Schulunterricht betrieben, abhanden käme und es blieb ihnen nur dies Buch, sie könnten sich daraus allein ohne zu große Mühe das Bild unseres heutigen Unterrichtsbetriebes reconstruiren, so organisch fügt sich dasselbe in ein einheitliches Unterrichtssystem ein, und so klar spricht es in seinem ganzen Wesen die Zwecke aus, denen es dienen will.« —

Von 1844—1852 erschien der Bildungsfreund in drei starken Auflagen. Die 3. Auflage aber wurde von den dänischen Behörden, die damals in Schleswig-Holstein wieder eingezogen waren und herrschten, aus den Schulen des Landes verwiesen und hie und da sogar mittels Gensdarmen aus denselben herausgeholt. Durch dies Verpönen des Bildungsfreundes, der ja »ein vaterländisches Schul-Lesebuch für Schleswig-Holstein« ist, sowie durch die späteren politischen Ereignisse und Verhältnisse der Herzogthümer erklärt es sich, daß dieses so günstig beurtheilte und aufgenommene Schulbuch erst jetzt in 4. Auflage wieder erscheint.

Druck von Gustav Esch in Altona.

Erste Abtheilung.

Sprachschule.

1. Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen;
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.
Rückert.

2. Ehe wir selbst denken, müssen wir Andern nachdenken lernen.

1. Die Sprache.

(Von W. Harnisch.)

Ich spreche, und um mich herum
Sind Steine, Bäume, Thiere stumm;
Ich Mensch allein, ich spreche.
Gedanken quellen still herauf,
Mein Lippenpaar, das nimmt sie auf
Und strömt sie fort wie Bäche.
Gott, es ist Kunstwerk deiner Hand,
Die Geist und Zunge so verband;
Du hast dem schwachen Hauch und Laut
Die wunderbare Kraft vertraut,
An's Licht zu zieh'n der Seele Quell.
Ein Wort macht hell,
Was dunkel meinem Geist erschien.

Jetzt trägt auch dieses schwache Wort
Die Fülle meines Herzens fort
In meines Bruders Seele.
Er hört, und Wunder! er vernimmt,
Was tief in meinem Innern glimmt!
Er spricht in meine Seele.

Wir wechseln Trost und Unterricht;
Das Herz wird froh, der Geist wird licht
Und steigt durch dieser Töne Kraft
Bis zu den Höh'n der Wißenschaft.
Ein weises Wort fließt fort und fort,
Wirkt hier und dort,
Uneingeschränkt von Zeit und Ort.

2 a. Min Moderſprak.

(Von Klaus Groth. Ditmarſche Mundart.)

1. Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevſt den Stolt herut.

2. Du bögſt min ſtiwe Nack ſo licht,
As Moder mit ern Arm;
Du ſichelſt mi umt Angeſicht,
Un ſtill is alle Larm.

3. Jk föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du puſt mi as en Värjahrswind
De kranke Boſs torecht.

4. Min Obbe ſolt mi noch de Hann'
Und ſeggt to mi: Nu be!
Un »Vaderunſer« ſang ik an,
As ik wul fröher de.

5. Un föhl ſo deep: dat ward verſtan,
So ſpridt dat Hart ſick ut,
Un Rau vunn Himmel weiht mi an,
Un Alles is wedder gut.

6. Min Moderſprak, ſo ſlicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund »min Vader« ſeggt,
So klingt mi't as en Bed.

7. So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal;
Mi lopt ja glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

b. Die Mutterſprache.

(Von Friedr. Max Schenk von Schenkendorf.)

1. Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
Süßes, erſtes Liebeswort;
Erſter Ton, den ich gelallet,
Klingeſt ewig in mir fort!

2. Ach, wie trüb iſt meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

3. Sprache, ſchön und wunderbar,
Ach, wie klingeſt du ſo klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht:
Iſt mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldenſprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längſt verſcholl'nes, altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

5. Ueberall weht Gottes Hauch;
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

3. Volks- und Schriftsprache.

Die Sprache, welche außerhalb der Schule und von der großen Mehrzahl im Volke gesprochen wird, ist eine andere, als die, welche in Büchern geschrieben steht: es ist die Volkssprache. Aber nicht überall in deutschen Landen hört man dieselbe Volkssprache, vielmehr sondert sie sich in verschiedene Dialekte und Mundarten. — Sowie man nämlich in geographischer Hinsicht ein Nieder-, Mittel- und Ober- oder Hochdeutschland unterscheidet: so stellen sich nach diesen Boden- und Naturverhältnissen wunderbar-natürlich auch in der Volkssprache drei Haupt-Dialekte heraus, nämlich der niederdeutsche, der mitteldeutsche und der oberdeutsche Dialekt. In Norddeutschland oder in den Niederungen Deutschlands, d. i. vom Rhein bis gen Kurland hin, also in Westfalen, Ostfriesland, Oldenburg, Hannover, Holstein, Schleswig, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und Preußen hört man überall den nieder- oder plattdeutschen Dialekt; dagegen sprechen die Bergbewohner von Süd- oder Oberdeutschland, also die Schwaben, Baiern, Oesterreicher, Tyroler und deutschen Schweizer den ober- oder hochdeutschen Dialekt, der sich — wohl in Folge des anstrengenden Bergsteigens — durch seine hoch- und hellklingenden Vocale, sowie durch seine scharf gehauchten Consonanten vom Niederdeutschen wesentlich unterscheidet. Und wie dieser oberdeutsche Dialekt den Bergen, der niederdeutsche den Ebenen angehört: so vernimmt man in Mitteldeutschland, z. B. in Hessen, Thüringen und Sachsen, wieder einen Dialekt, der weder nieder- noch ober-, sondern eben nur mitteldeutsch genannt werden kann.

Jeder dieser Dialekte läßt sich aber in den verschiedenen Gegenden seines Reiches wieder in besonderen Mundarten hören, so daß man nach der etwas verschiedenen Aussprache des Plattdeutschen wohl eine schleswigsche, holsteinische, ditmarsche, lauenburgische, mecklenburgische, pommersche, hannoversche, oldenburgische, westfälische und noch mehrere Mundarten unterscheidet; aber alle diese Mundarten machen doch nur die eine rein plattdeutsche Volkssprache aus.

Die Mundarten sind nun die natürlichen Formen der

deutschen Sprache. Die Schriftsprache und das nach ihr gesprochene Hochdeutsch ist dagegen die auf dem Papiere entstandene, künstlich geregelte und zugestutzte deutsche Sprache. Luther, der durch seine deutsche Bibelübersetzung der Gründer unserer allgemeinen deutschen Schriftsprache geworden ist, bekennt selber ausdrücklich, daß er sich nicht einer „gewissen, sonderlichen, eigenen Sprache im Deutschen" bediene, also nicht einer besonderen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Dieses allgemeinen Gebrauches wegen nennt Luther sie denn auch „die gemeine (d. i. allgemeine) deutsche Sprache," geeignet, von Ober- und Niederländern verstanden zu werden.

Unsere Volkssprache ist also die platt- oder niederdeutsche, auch wohl niedersächsische genannt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch von der Schriftsprache, daß sie

1) die gehauchten Consonanten im Auslaut oder am Ende abstumpft, z. B. was — wat, ich — ik, tief — deep, lauf — lop, hilf — help, greif — grip;
2) die stumpfen Consonanten im Auslaute haucht oder scharf ausspricht, z. B. ab — af, Lob — Loff, gib — giff, taub — dof, Laub — Loof;
3) die harten Zahnlaute im Anfange erweicht, z. B. Theil — Deel, Thür — Dör, zwei — twe, Zunge — Tung'n, Tochter — Dochter;
4) die harten Laute häufig in der Mitte — im Inlaut — erweicht, z. B. Briefe — Brewe, Hüte — Höde, Rücken — Rügg'n, Brücke — Brügg, Mücken — Mügg'n.

Diese Merkmale sind untrügliche Kennzeichen jeder niederdeutschen Mundart.

4. Die Schrift.

Es war ein Morgenländer, von dem der Indier im Anfange seines Buches sagt: „Gesegnet sei, wer die Schrift erfand," ein Phönizier, der mit bewundernswürdigem Scharfsinne den Schall des Mundes in seine einfachsten Bestandtheile zergliederte, die flüchtigen Laute durch sichtbare Zeichen fesselte und uns dadurch die Schrift, die Buchstabenschrift, gab. Durch ihr dauerndes Festhalten des vergänglichen Wortes ist die Schrift ein bleibendes Erinnerungszeichen der Gedanken und Gefühle, des sinnlichen und geistigen Lebens der Menschen. „Die Schrift macht den unsichtbaren Gedanken sichtbar, daß er wie ein Blitz leuchtet, und befestigt das flüchtige Wort zum Stehen wie ein Denkstein," so daß man in längerer Anschauung über demselben verweilet und die

Gedanken dadurch klarer und bleibender werden. Die Schrift führt daher auch zu uns die Geister aus verschiedenen Ländern und Zeiten, aus den heiligen tausendjährigen Gräbern von jedem Fleck der Erde. „Wer schreibt, der bleibt!"

Schreiben heißt aber nicht: Buchstaben malen und Vorschriften nachbilden; schreiben heißt: seine Gedanken, Gefühle und Wünsche durch die Buchstabenschrift darstellen.

5. Das Buch.

Ein geschriebenes Buch wird wort-, zeilen- und seitenweise aus einzelnen gegoßenen metallenen Buchstaben, welche Lettern oder Typen genannt werden, zusammengesetzt; die einzelnen Seiten werden darauf zu einer größeren oder kleineren Tafel genau zusammengefügt und dann bogenweise gedruckt.

Sehen wir auf die Entstehung eines Buches von seinem ersten Anfange an bis zu seiner Vollendung, und betrachten wir es genau in seiner vollendeten Gestalt, sowohl Inneres als Aeußeres: so ist es sicherlich den größten Kunst- und Wunderwerken von Menschen beizuzählen. Ein Buch besteht aus Körper und Geist, wie der Mensch, hat Sprache, wie dieser. Ein Buch ist ein Zeugnis, das der Verfaßer sich selber gibt, ein Denkmal, das er sich selber setzt. Ein Buch ist ein Schatzkästlein, worin der Weise und Edle seinen wahren Besitz, seine köstlichen Güter, seine edelsten Schätze, seinen Geist mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Wünschen, also sich selber gleichsam niederlegt und aufbewahrt. Ein Buch ist eine Post, welche zu uns führt die Geister der Menschen, die belehren, veredeln und bilden oder auch wohl nur unterhalten und vergnügen wollen. „Die Kaufmannsschiffe bringen Kaffee und Thee, Baumwolle und Seide, Gold, Silber, Eisen und viel Anderes, was wir für unsern Leib gebrauchen; aber was unser Geist gebraucht zu seiner Erhaltung, Stärkung und Belebung, das führen Bücher uns zu von nahe und ferne. Durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen und zu Denen, die es werden wollen, freilich zuweilen auch ein unverständiger, wohl gar gemeiner Mensch zu denen, die am höheren und edleren Leben keinen Gefallen haben; durch ein Buch spricht das erfahrene Alter zu der Jugend und selbst zu Kindern, wenn sie lesen können. Das Buch spricht und lehret mitsprechen. Das Buch zieht den Kleinen groß, bringt den Niedrigen empor, erweitert Jedem die Welt, daß er unbekannte Dinge zu hören und zu sehen bekommt. Ein Buch ist der Schwachen Schutz, der Gewaltigen Furcht; es tröstet die Traurigen und leistet den Ein-

samen Gesellschaft," es erleuchtet und veredelt, bildet und erfreuet. Aber man muß seine Zeichen und Sprache verstehen, man muß lesen können.

6. Was heißt lesen?

a. Lesen heißt sammeln, mit den Seh- und Sprachorganen geschriebene oder gedruckte Wörter sammeln. Mit den Seh- und innern Sprachorganen Wörter sammeln, heißt leise, still lesen; denn „kaum daß der Blick sich senket dem Worte, so erwacht es"; mit den Seh- und äußern Sprachorganen Wörter sammeln oder hörbar machen, heißt laut lesen. Geschriebene oder gedruckte Wörter sammeln und aussprechen, heißt mechanisch lesen, und wenn dies geschieht ohne Anstoß, ohne Stocken, ohne Unterbrechung, nur da inne haltend, wo ein Pausezeichen Wörter und Sätze trennt, so ist das ein geläufiges oder fertiges Lesen, ein Lesen mit mechanischer Fertigkeit.

b. Bringe ich mit dem mechanischen Lesen durch meinen Geist und in demselben auch zugleich die Sammlung und Auffaßung der durch die Schrift ausgedrückten Vorstellungen und Gedanken zu Stande, oder mit andern Worten, verstehe ich auch, was ich lese: so ist das ein verständiges Lesen, ein Lesen mit Verstand. Daß nur ein solches Lesen nützen kann, ist klar.

c. Wer aber mit Verstand lies't, d. h. wer die durch die Schrift ausgedrückten Gedanken in sich aufnimmt und wirklich versteht, dieselben mit ganzer Seele ergreift und davon ergriffen ist, der gibt dies auch durch Sprache und Ton im Lesen jedes Satzes zu erkennen: der lies't auch mit Gefühl und Ausdruck und erregt dadurch bei dem Zuhörer dasselbe Denken, Fühlen und Streben, was er durch sein Lesen aus seinem Innern heraus spricht. „Ein schleppendes, gefühlloses, monotones, das Gehör beleidigendes Daherleiern der Worte ist dagegen ein Beweis, daß der Leser gedanken- und theilnahmlos lies't und seinen Lesestoff nicht versteht."

d. Denn wer das Gelesene dem Sinne und Inhalte nach aufgefaßt und verstanden hat, wer das Verstandene fühlt und davon ergriffen ist: der denkt und fühlt die in der Schrift vorgeführten Gedanken, als ob's seine eigenen wären, und spricht sie lesend aus, nicht, als ob er nach und aus dem Buche, sondern als ob er aus seinem eigenen Innern spräche: der lies't sprechend, und wenn es gar mit innigem Gefühle und mit erhöhter Geistesthätigkeit geschieht, so lies't er redend.

7. Sprüche

zur Unterscheidung der Sätze nach Inhalt und Form.

(a. Erkenntnis- oder Urtheils-, b. Begehrungs- oder Willenssätze [Befehl, Bitte, Wunsch, Aufforderung, Rath, Warnung, Entschluß, Frage], und c. Gefühls- oder Ausrufsätze.)

a. 1) Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — 2) Alle Dinge sind durch das Wort gemacht. — 3) Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns.

b. 4) So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israel, aus Egypten führest. — 5) Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. — 6) Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

7) Vergib uns unsere Schuld. 8) Und führe uns nicht in Versuchung. 9) Sondern erlöse uns von allem Uebel.

10) O, daß meine Bitte geschähe und Gott mir gäbe, was ich hoffe! — 11) O, daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernste hielte!

12) So laßet uns halten an dem Bekenntnis. — 13) Laßet uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

14) Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. — 15) Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.

16) Hüte dich, daß du des Herrn, deines Gottes, nicht vergeßest. — 17) Hüte dich, und bewahre deine Seele wohl.

18) Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. — 19) Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne.

20) Was soll ich thun, daß ich selig werde? — 21) Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?

c. 22) O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! — 23) O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen! — 24) O Weib, dein Glaube ist groß! dir geschehe, wie du willst. — 25) O, welch eine Tiefe des Reichthums, beide, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!

8. Zur Ausbildung der Sprache und Rede in der Jugend.

(Aus und nach einer Schulrede von Herder.)

Wie Sprache und Rede den Menschen vom Thier unterscheidet, so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selber vielleicht einen eben so großen Unterschied macht, als die Sprache zwischen Thieren und Menschen. Diese Kunst der Sprache und Rede nun in der Jugend auszubilden, ist ein Hauptgeschäft der Schulen.*) Wie geschieht dies aber am besten?

1. Durch Hören; denn nur durch Hören lernen wir sprechen. Wir müßen darum hören, mit Aufmerksamkeit hören und — merken, wie die Menschen sprechen, deren Sprache am reinsten, deutlichsten, verständigsten, seelenvollsten und lieblichsten tönt. An solchen Mustern müßen wir — jedoch ohne Nachäfferei — unsere Sprache zu bilden suchen.

2. Durch Lesen; denn das Lesen ist eine der wirksamsten Uebungen, die Sprache zu bilden; aber ein Lesen mit Verstand und Herz, und ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags: Fabeln, Erzählungen, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Gedichte, Lust- und Trauerspiele, in Gegenwart Anderer oder mit Andern, ohne Zwang, in der natürlichsten Art: das gibt der Rede sowohl als der Seele selber eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unserer Sprache haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden.

3. Durch Auswendiglernen und freies Vortragen solcher Musterstücke; denn das bloße Lesen derselben ist nicht genug; sie müßen vielmehr auch innerlich aufgenommen, angeeignet und wiederum laut und angemeßen vorgetragen werden. Dies laute Lesen und auswendige Vortragen prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüthe Freude, der Phantasie und dem Geiste Nahrung, dem Herzen einen Vorgeschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter.

4. Durch Schreiben, durch Abschreiben und Nachbilden dieser Musterstücke, sowie durch eigene schriftliche Ausarbeitungen. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man richtig lesen und genau hören, wenn man seine eigenen Gedanken sprachrichtig darstellen will. Also kleine

*) Siehe Rückert's Wort an der Spitze dieser Abtheilung.

Aufsätze allerlei Art nach Musterbeispielen, dann Auszüge aus Büchern, theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plan des Buches und seiner Anwendung: das sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene baut, die Körbe, in welchen sie ihren Honig bereitet. Darum vergehe „kein Tag ohne einen Strich," kein Tag, an welchem ein junger Mensch nicht für sich selbst Etwas schreibt; er hole nur nach, was er vergeßen möchte, oder setze sich seine Gedanken und Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder mache Nachbildungen und Auszüge, oder selbsteigne Arbeiten, oder in welcher Uebung es auch sei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Gedanken, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig.

Also sollten in den Schulen, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, die edelsten und besten Schriftstücke des Volkes laut gelesen, auswendig gelernt, vorgetragen, abgeschrieben, nachgeahmt, nachgebildet, von der Jugend sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden. Das ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen geübt und gebildet wird. Dieser Schule haben sich in Griechenland und Rom die größesten, die geschäftsreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt — wer es that, hieß ein Barbar —; sie haben sie vielmehr angepriesen, diese Schule menschlicher Sprach- und Redeübung, und Anweisungen und Regeln für dieselbe gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Und wie fleißig sie ihre besten Schriftsteller lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, das klingt für unsere Zeit fast wie ein altes Märchen. Auf diesem Wege aber, und nur auf diesem, wurden sie gebildete Nationen, und schrieben sie auch ihre Bildung eben der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Ihre besten Schriftsteller stehen daher in der Kunst der Sprache und Rede auch so hoch, daß sie noch heute sogar den höheren, den Gelehrtenschulen die Muster zur Ausbildung der Sprache und Rede geben.

5. Durch Umgang; denn die Sprache ist durch Umgang entstanden, und auch durch Umgang wird sie, wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Zwar ist das Lesen und Nachbilden guter Schriften auch schon ein Umgang; hier ist aber der persönliche, der mündliche Umgang gemeint. In diesem Umgange achte man nun eben so genau auf seine eigene, wie auf die Sprache Anderer. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben zu bemerken, wo Jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; das würde ihre Sprache berichtigen und beßern. Noch mehr

aber sei man sich selber der strengste Wächter und befleißige sich, Alles, was man zu sagen hat, auf die deutlichste, anständigste und beste Weise auszudrücken; wenn man gefragt wird, auf das Bestimmteste und Gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, auf das Anmuthigste zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, dies auf das Bescheidenste und Würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise u. dgl. ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen. Also im Umgange über unsere Gedanken und Worte mit aller Strenge wachen: das führt zur Richtigkeit, zur Bestimmtheit, zur Anmuth und Feinheit eines guten Ausdrucks; denn daß unsere Rede ganz sei und etwas Ganzes bestimmt sage, und daß wir das, was wir sagen wollen, rein, ganz, bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in unserer Rede zu finden wißen: das eben ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Und solche Sprache, solche Klarheit und Anmuth des Mundes ist ein gar schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unseres Lebens. — Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Taps, halb, schief, quer, und weiß man nicht, ob man den Mund öffnen wolle oder nicht; erzählt man wie ein Trunkener, das Vordere zu hinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen, unverständlichen Einschiebseln, so daß man nie zum Zweck kommen und nirgends den Ausgang finden kann; überläßt man sich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken, Aberwitz und Lächerlichkeiten: so läuft man Gefahr, zeitlebens ein ungeschliffener Tölpel — ein Barbar — zu bleiben, welchen Rock man auch trage. Es gibt aber kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, dumme, grobe oder unzeitig spitzige Zunge. Hüten wir uns sorgfältigst vor solchen Rohheiten! Streben wir vielmehr eifrigst darnach, daß unsere „Rede allezeit lieblich und mit Salz gewürzet sei." Col. 4, V. 6.

9. Lernen und Wißen.

Die Bienen sammeln den Honigstoff nicht von einem einzigen Strauch, sondern mit bewundernswürdiger Emsigkeit fliegen sie auf Blumen und Kräutern aller Art herum; auch gewinnen sie nicht fertigen Honig, sondern in Mund und Eingeweiden bilden sie ihn, erzeugen ihn dann aus sich, und man erkennt in demselben nicht Geschmack oder Geruch einzelner Blumen, welche sie gekostet. So mußt du alles Mannichfaltige verdauen, was du

lesend zu dir genommen, und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtnis oder in einen Index, so daß der Geist, mit aller Art geistiger Speise genährt, eine Rede aus sich selber erzeuge, welche nicht nach diesen und jenen Blumen, Laube und Gräsern schmeckt, sondern nach dem Wesen und der Neigung deines Gemüthes, damit der Leser das Abbild eines Geistes erkenne, welcher mit Wißen aller Art erfüllt ist. **Erasmus von Rotterdam.**

Die Gedanken sind der Seele Flügel; sie kann damit, wie Noah's Täublein, auf einen Oelbaum fliegen und ein Zweiglein abbrechen, oder wie der Rabe auf ein Aas fallen und sich verunreinigen. **v. Butschky.**

10. Franklin's Stilübung.

Da das Prosaschreiben ein Hauptmittel meines Fortkommens geworden ist, so will ich erzählen, wie ich die geringe Fertigkeit, die ich mir darin zuschreiben mag, erlangt habe.

Es war noch ein anderer Knabe, Namens John Collins, in der Stadt, der, wie ich, die Bücher liebte, und mit dem ich sehr vertraut war. Oft stritten wir uns und waren dann sehr begierig, uns durch Gründe zu widerlegen und zu besiegen. Einmal mußten wir uns trennen, ohne unsern Streit beendigt zu haben; ich setzte deshalb meine Gründe schriftlich auf, und auf diese Weise entstand ein Briefwechsel, der meinem Vater in die Hände kam und ihm Veranlaßung gab, mich auf meine Schreibart aufmerksam zu machen und mich zu überzeugen, daß mein Gegner sich mit viel mehr Eleganz, Klarheit und Methode auszudrücken wußte, als ich. Das weckte in mir den Entschluß, mir Mühe zu geben, meinen Stil zu beßern. Ich kaufte einen Theil des Spectators, ein Buch, das mir vortrefflich geschrieben zu sein schien. Beim Lesen desselben zog ich den Inhalt eines jeden Satzes in kurzen Worten aus, und versuchte dann nach einigen Tagen, ohne wieder ins Buch zu sehen, die Gedanken mit meinen eigenen Worten auszuführen. Darauf verglich ich meine Sätze mit den Originalsätzen, entdeckte meine Fehler und verbeßerte sie. Es fehlte mir hauptsächlich an Wortvorrath oder an der Fertigkeit, die rechten Worte zur Hand zu haben und zu gebrauchen. Diesen Mangel glaubte ich durch Versemachen ersetzen zu können, wobei man ja genöthigt ist, theils des Versmaßes, theils des Reimes wegen beständig mehrere Ausdrücke für dieselben Gedanken aufzusuchen und sich zu eigen zu machen. Deshalb brachte ich einige Erzählungen aus dem Spectator in Verse und verwandelte später, wenn ich das Original ziemlich vergeßen hatte, meine Verse

wieder in Prosa. Auch warf ich zuweilen die oben erwähnten Auszüge durch einander und versuchte dann später, sie wieder richtig zu ordnen und darauf auszuführen, um mich so in der Methode und in der Anordnung meiner Gedanken zu üben. Dann verglich ich wieder meine Arbeit mit dem Original und verbeßerte meine Fehler. Zuweilen bildete ich mir aber auch ein, daß meine Arbeit in Hinsicht der Methode oder der Sprache in einzelnen Punkten das Original überträfe, und dies ermunterte mich zu der Hoffnung, gut schreiben zu lernen. — Die Zeit, die ich auf diese Sprachübungen verwenden konnte, war spät Abends oder in der Frühe, ehe die Tagesarbeit begann.

11. Sprichwörter und Sentenzen.

(Einfache Sätze.)

A. 1) Die Zeit vergeht. 2) Der Schein trügt. 3) Armuth schändet nicht. 4) Unkraut vergeht nicht. — 5) Das Leben ist kurz. 6) Irren ist menschlich. 7) Geborgt ist nicht geschenkt. 8) Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — 9) Das Leben ist eine Schule. 10) Zeit ist Geld. 11) Zahlen sind Strahlen. 12) Schätze sind Netze. —

B. a. 1) Unrecht Gut gedeihet nicht. 2) Hunger ist der beste Koch. 3) Guter Name ist ein reiches Erbtheil. 4) Die beste Erholung ist ein gutes Werk. 5) Ein gutes Gewißen ist ein sanftes Ruhekissen. 6) Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. 7) Ein gebrannt Kind scheut das Feuer. 8) Viele Hunde sind des Hasen Tod. 9) Aller Anfang ist schwer. 10) Müssiggang ist aller Laster Anfang. 11) Keine Regel ohne Ausnahme. 12) Das Leben des Christen ist Gottesdienst. 13) Die Worte der Bibel sind göttlich. 14) Des Vaters Strafe ist die rechte Liebe. 15) Das Gewißen ist des Menschen Schuldbuch. 16) Des Herrn Auge macht die Pferde fett. —

b. 1) Das Werk lobt den Meister. 2) Geld regiert die Welt. 3) Geld macht den Mann. 4) Eine fette Küche macht einen magern Beutel. 5) Viele Pfennige machen einen Thaler. 6) Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig. 7) Untreue schlägt ihren eignen Herrn. 8) Der Schuldige senkt den Blick. — 9) Gott hilft dem Fleiß. 10) Ein treuer Nachbar hilft dem andern. 11) Heut soll dem Morgen nichts borgen. 12) Oeffne dem Verlaßenen deine Thür. 13) Dem Verdienste gebühret die Krone. 14) Die Laster stehlen der Tugend die Kleider. 15) Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. — 16) Der Redliche gedenket seines Versprechens. 17) Die Wahrheit bedarf keiner Verbeßerung. 18) Jeder warte seines

Amtes. 19) Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. 20) Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. —

C. 1) Jeder kehre vor seiner Thür. 2) Morgenstunde hat Gold im Munde. 3) Der Geiz hat seinen Gott im Kasten. 4) Redlichkeit gedeihet in jedem Stande. 5) Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. 6) Jede gute Gabe kommt von oben. 7) Das Alter gehört in den Rath. 8) Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige. 9) Treue Hand geht durch's ganze Land. — 10) Gute Bäume tragen zeitig. 11) Theile nicht die Beute vor dem Siege. 12) Ehrlich währt am längsten. 13) Im Kriege schweigt das Recht. 14) Der Kluge beherrscht auch im Zorne seine Worte. 15) Hohe Sprünge gerathen selten. 16) Dem Uebel muß man im Anfange widerstehen. — 17) Eile mit Weile. 18) Hochsteiger fallen gern. 19) Recht thun läßt sanft ruhn. 20) Selbstverschuldet Unglück lastet schwer. 21) Neue Besen kehren gut. 22) Alte Schäden sind bös zu heilen. 23) Grobe Säcke muß man nicht mit Seide nähen. 24) Mit dem Hut in der Hand kommt man durch das ganze Land. 25) Seinen Segen ertheilt Gott stets mit weiser Hand. 26) Leichten Sinnes beginn nie ein Werk. — 27) Durch Fragen wird man klug. 28) Es fällt keine Eiche von Einem Streiche. 29) Von kleinen Fischen werden die Hechte groß. 30) Mit Güte macht man Thiere zahm. 31) Man muß der Raupen wegen den Baum nicht umhauen. 32) Den Vogel erkennt man an den Federn. —

12. Die Fabel geht dich an.

Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen kann, ohne sie ihnen grob in's Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbarlichen Spiegel vor, darin allerlei Gethier und seltsame Dinge vor das Auge kamen, und ein eben so ergötzliches, als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel; und was nun die Thiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen und bei sich denken: die Fabel geht dich an. Und also konnte es Niemand für ungut nehmen.

13. Die beiden Pflugschaaren.

(Nach Aesop.)

Zwei Pflugschaaren waren von einerlei Eisen, in einerlei Werkstatt und zu gleicher Zeit verfertigt worden. Die eine kam zu einem Landmanne, der sein Feld mit derselben ackerte, indessen

die andere ein ganzes Jahr in einem Winkel liegen blieb. Die erstere war immer hell und glänzend, und die andere wurde täglich mehr mit dickem Rost überzogen. Einst kamen beide zusammen. „Ei, ist's möglich?" rief die verrostete, „sonst waren wir einander gleich, und nun bin ich so verunstaltet, da ich doch beständig in der schönsten Ruhe geblieben bin."

„Ja, eben die Ruhe," antwortete die andere, „eben die hat dir geschadet."

14. Die Pfauen und die Krähe.

(Von Lessing nach Aesop.)

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureiszen.

Laszet nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alle das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen, glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein! — und hackten weiter.

15. Das Geschenk der Feyen.

(Von Lessing.)

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der gröszten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön, unterbrach sie die zweite Feye, der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk.

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung, versetzte die erste Feye. Es ist wahr; Viele würden weit

gröszere Könige gewesen sein, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

16. Die Gans.

(Von Lessing.)

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens: er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

17. Der alte Löwe.

(Von Lessing.)

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedenstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner nun bald los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, das er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslaßen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm Nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrißen hatte. „Willst du nicht", fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem wehrlosen Feinde zu rächen."

18. Die Maus und der Löwe.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle, und um ihn her spielte eine lustige Mäuseschaar. Eine derselben kroch eben auf

einen hervorstehenden Felsen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch groszmüthig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein." „Geh' hin," sagte der Löwe groszmüthig, und liesz das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte."

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsze: da hörte es das klägliche Gebrülle eines Löwen. „Der ist in Gefahr!" sprach es bei sich, und ging der Stelle zu, von wo das Gebrülle herübertönte. Es fand den groszmüthigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit grosze Waldthiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, dasz der Löwe weder seine Zähne, noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreiszen. — „Warte nur, mein Freund," sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen." Es lief hinzu, zernagte die Stricke welche seine Vordertatzen gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerrisz er das übrige Netz und ward so durch die Hülfe des Mäuschens wieder frei.

19. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs kam auf einem Gange nach Beute an einen Weinstock, der voll süßer Trauben hing. Lange schlich er vor demselben auf und ab, überlegend und versuchend, wie er zu den Trauben gelangen könne. Aber umsonst, sie hingen zu hoch. Um sich nun von den Vögeln, welche ihm zugesehen hatten, nicht verspotten zu laßen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer, ich mag sie nicht!"

20. Kutschpferd und Ackergaul.

(Von Gellert.)

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde ziehn und wiehert' stolz herab auf ihn. „Wann," sprach es, und begann sich schön zu heben, „wann kannst du dir ein solches Ansehn geben und wann bewundert dich die Welt?" — „Schweig," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen; denn baute nicht mein

Fleiß das Feld, wie würdest du den Hafer kriegen, der dich so frisch und stolz erhält?"

21. Die Bienen.

(Von Gellert.)

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit der bürgerlichen Eitelkeit, mit einem Wort, ein Streit der Ehre, wer edler und unedler wäre. O! rief die stachlichte Partei, was braucht man lange noch zu fragen, wer beßer oder schlechter sei? Wir, die wir in den warmen Tagen die Höschen in die Zellen tragen und stets mit Kunst beschäftigt sind, daß unser Rost von Honig rinnt: wer sieht es nicht, daß wir die Beßern sind? Was braucht man also noch zu fragen? So? fielen hier die andern ein, wo wird denn euer Honig sein, wofern wir nicht das Waßer künstlich tragen? Daß euer Stachel uns gebricht, dies schadet unserm Werthe nicht; genug, daß wir das Amt getreu verwalten, wozu der Staat uns für geschickt gehalten. So niedrig unsere Pflicht auch scheint, so soll euch doch der Ausgang lehren, daß wir mit euch zugleich vereint zur ganzen Republik gehören. Sie trugen drauf kein Waßer mehr. Nun mußten die, die Honig machten, fliehn oder in der Brut verschmachten, und viele Zellen wurden leer. Ein Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen, um sie zur Eintracht zu ermahnen. Der Unterschied in eurer Pflicht erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht. Nur die dem Staat am treusten dienen, dies sind allein die beßern Bienen.

22. Der Affe und die Uhr.

(Von Lichtwer.)

Ein Herr, genöthigt auszugehen, vergaß in großer Eil' die Sackuhr an der Wand, wo sie sein zahmer Affe fand und that, was er gar oft von seinem Herrn gesehen. Er machte sie mit einer Binde sich um den Leib, und gleich darauf sah er darnach und sprach: die Uhr geht zu geschwinde. Er zog sie gleich von neuem auf; er öffnete das Glas und stellte sie zurücke; doch in dem andern Augenblicke zog er sie wieder vor. Seht, spricht das kluge Thier, sie will nunmehr zu langsam gehen, das wäre recht! Wie helf' ich ihr? Er rückt am Zifferblättchen, hält sie sodann mit Fleiß an's Ohr. Der ganze Schlag ist falsch. Er nimmt sie nochmals vor und künstelt unten an dem Kettchen, stößt in

die Räderchen. Der Affe rückt und dreht, bis daß das Uehrchen stille steht.

Ach, großer Gott! behüt' uns nur vor unerfahrner Pfuscher Stricken, die so an unserm Körper rücken, als wie der Aff' an dieser Uhr.

23. Der Hänfling.

(Von Lichtwer.)

1. Ein Hänfling, den der erste Flug aus seiner Eltern Neste trug, hub an, die Wälder zu beschauen und kriegte Lust, sich anzubauen; ein edler Trieb; denn eigner Heerd ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

2. Die stolze Glut der jungen Brust macht ihm zu einem Eichbaum Lust. „Hier wohn' ich," sprach er, „wie ein König, dergleichen Nester gibt es wenig." Kaum stand das Nest, so ward's verheert und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr, daß unser Hänfling auswärts war; er kam, nachdem es ausgewittert, und fand die Eiche halb zersplittert. Da sah er mit Bestürzung ein, er könne hier nicht sicher sein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn begab er sich zur Erde hin und baut in niedriges Gesträuche, so scheu macht ihn der Fall der Eiche. Doch Staub und Würmer zwangen ihn, zum andern Mal davon zu ziehn.

5. Da baut er sich das dritte Haus und las ein dunkles Büschchen aus, wo er den Wolken nicht so nahe, doch nicht die Erde vor sich sahe, ein Ort, der in der Ruhe liegt; da lebt er noch und lebt vergnügt.

* * *

6. Vergnügte Tage findet man, woferne man sie finden kann, nicht auf dem Thron und nicht in Hütten. Kannst du vom Himmel es erbitten, so sei dein eigner Herr und Knecht; dies bleibt des Mittelstandes Recht.

24. Der Fischreiher.

(Von Gleim.)

Am Ufer eines Baches ging ein Reiher auf und ab auf langen dürren Beinen, mit langem Hals, an dem ein langer Schnabel hing; des Bachs Gewäßer floß auf harten Kieselsteinen bergab mit angenehmem Schall, durchsichtig wie Krystall. Die

Fische waren guter Dinge, vollbrachten tausend frohe Sprünge und sonnten sich am Sonnenstrahl! Herr Reiher, wie so faul? Schnappst du denn nicht einmal mit deinem langen Schnabel zu und holst dir einen Hecht? Du, Fauler, warteſt du auf einen Karpfen? Ei, wie wird es dich gereun! wenn du wirſt ſchnappen woll'n, dann wird kein Hecht mehr ſein! — Wie ernſthaft ſteht er da, wie ſtill! Wie drehet er den Hals, den er nicht brauchen will! Bald aber hungert ihn, und nun ſieht er ſich um nach Karpfen oder Hecht; allein verſchwunden iſt das ganze Fiſchgeſchlecht; nur Schleie ſchwimmen noch. Er aber iſt nicht dumm, er hat Geſchmack! Schlei wäre ſchlechte Speiſe für einen Reiher! Alle läßt er ziehn! Und immer mehr noch hungert ihn. Er geht vom Ufer ab und watet in den Bach: Gründlinge trifft er an, fragt aber nicht darnach; er läßt ſie all' in Frieden ſchwimmen, ſpricht: „Gründlinge freßen Reiher nicht; nach ihnen nur einmal den Schnabel aufzuthun, das wäre großer Schimpf für einen Leckermund!" Er ſagt's, indeſſen geht, was Fiſch iſt, auf den Grund; nicht Einer läßt ſich ſehn! Ei Leckermund, wie nun? Nachdem er lang umſonſt geſuchet und geſchnappt, wird mit genauer Noth ein Froſch von ihm ertappt!

25. Die zwei Hunde.

(Von Pfeffel.)

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde; er konnte tanzen, Wache stehn, den Schubkarrn ziehn, in's Waszer gehn, und alles dieses aus dem Grunde. Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer dieses Hunds gewesen, und dieser lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müsze noch viel leichter sein, den alten Hund gelehrt zu machen. — Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh; doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudirten Sachen; er konnte blosz das Haus bewachen. Der Knabe nimmt ihn vor die Hand und stellt ihn aufrecht an die Wand. Allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderfüsze nieder. Man rufet den Professor Fritz, auch der erschöpfet seinen Witz; umsonst, es will ihm nicht gelingen, den alten Schüler zu bezwingen. Vielleicht, sprach Fritze, hilft der Stock. Er holt den Stock, man prügelt Schnurren; doch bleibt er steifer als ein Bock, und endlich fängt er an zu murren.

Was wollt ihr? spricht der arme Tropf, ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doctor schlagen; geht, werdet durch mein Beispiel klug, ihr Kinder, lernet jetzt genug, ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

26. Der Knabe und die Datteln.

(Von Pfeffel.)

Ein Schüler asz, wie viele Knaben, die Datteln für sein Leben gern; und um des Guten Viel zu haben, so pflanzt er einen Dattelkern in seines Vaters Blumengarten. Der Vater sah ihm lächelnd zu und sagte: „Datteln pflanzest du? O Kind, da muszt du lange warten: denn wisze, dieser edle Baum trägt oft nach zwanzig Jahren kaum die ersten seiner süszen Früchte.“ Karl, der sich dessen nicht versah, hielt ein und rümpfte das Gesichte: „Das Warten soll mich nicht verdrieszen; belohnt die Zeit nur meinen Fleisz, so kann ich ja dereinst als Greis, was jetzt der Knabe pflanzt, genieszen.“

27. Blau-Veilchen.

(Von Fr. Förster.)

Ein kleines Blau-Veilchen stand eben erst ein Weilchen unten im Thal am Bach. Da dachte es einmal nach und sprach: „Daß ich hier unten blüh, lohnet sich kaum der Müh, muß mich überall bücken und drücken, bin so in's Nied're gestellt, sehe gar nichts von der Welt; drum wär' es ganz gescheidt gethan, ich stieg ein bischen höher hinan!“ — Und wie gesagt, so gethan! Aus dem Wiesenland mit eigener Hand zieht es ein Beinchen nach dem andern und begibt sich auf's Wandern. „Drüben der Hügel wär' mir schon recht! Wenn ich den erreichen möcht', könnt' ich ein Stückchen weiter sehn, dahin will ich gehn.“ — Und so, im behenden Lauf, steigt das Veilchen den Hügel hinauf, pflanzt sich dort oben ein im schönsten Sonnenschein. Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden, meint es: „Von allen Landen sieht man hier oben kein großes Stück; man hat keinen freien Blick. Aber auf jenem Berge dort, das wär' ein Ort, wo ich wohl möchte stehn, um in die weite Welt zu sehn. Drum wär' es noch gescheidter gethan, ich stieg ein bischen höher hinan!“ — Und wie gesagt, so gethan! Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eigener Hand ein Beinchen nach dem andern und begibt

sich auf's Wandern. Doch den Berg hinauf geht es nicht in so raschem Lauf; es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n, endlich, mit niedergetretenen Schuh'n, auf beschwerlicher Bahn, kommt's Veilchen oben an, pflanzt sich dort wieder ein im hellen Sonnenschein. „Ei," spricht es, „hier ist's schön, aber Alles kann man doch nicht sehn; so ein Berg ist doch nur ein Zwerg. Auf der Alp da droben, das wär' eher zu loben, da möcht' ich wohl sein! Da guckt ich bis in den Himmel hinein, hörte die Englein musiciren, säh unsern Herrgott die Welt regieren!" — Und aus dem Berge, wo es stand, zieht es wieder mit eig'ner Hand ein Beinchen nach dem andern, begibt sich noch einmal auf's Wandern. Die Reise macht diesmal viel Beschwer; kein Weg, kein Steg war rings umher; dem Veilchen flimmert's vor dem Blick; es schwindelt, es kann nicht wieder zurück. Da setzt es die letzte Kraft noch dran; zum Tode ermattet kommt's oben an. Ach! da war der Boden von Stein, kann mit den Füßchen nicht hinein; der Wind, der bläs't so hart; das Veilchen vor Frost erstarrt; es zappelt mit allen Würzlein, bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein, friert sehr an Händen und Beinen; da fängt's bitterlich an zu weinen; die blauen Bäckchen werden weiß; die Thränen gefrieren darauf zu Eis: „Ach, wär' ich geblieben im Thale dort!" das war Blau-Veilchens letztes Wort. Darauf sank es um und blieb stumm. „Hast du im Thal ein sich'res Haus, dann wolle nie zu hoch hinaus!"

(Vergleiche No. 23, Der Hänfling, und No. 30, Van den Fischer und sine Fru.)

28. Sprichwörter und Sentenzen.

(Zusammengezogene Sätze.)

1) Ehr und Geld treibt alle Welt. 2) Der Meiner und Lügner sind Brüder. 3) Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzenweber. 4) Sammet und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. 5) Stiller Mund und treue Hand gelten viel in jedem Land. 6) Der Edlen Wort und That klingt noch nach Jahren wieder. Claudius. 7) Lust und Liebe zum Dinge machen Mühe und Arbeit geringe. 8) Lust und Liebe sind Fittiche zu großen Thaten. Göthe. 9) Schweigen und denken thut Niemand kränken. 10) Aendern und beßern ist zweierlei. 11) Jung und weise sitzen nicht auf einem Stuhl. 12) Früh auf und spät nieder bringt verlorne Güter wieder. 13) Gott fürchten und vertrauen erfüllet alle Gebote. Luther. 14) Tanzen, Kartenspiel und Wein reißen große Häuser ein. 15) Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh schließen dem Arzt die Thüre zu. 16) Freund in der

Noth, Freund im Tod, Freund hinter dem Rücken, das sind drei starke Brücken. 17) Eigenliebe ist gern gelobt und geschmeichelt. 18) Höfliche Worte vermögen viel und kosten wenig. 19) Christen werden nicht geboren, sondern wiedergeboren. 20) Gute Sprüche, weise Lehren muß man üben, nicht bloß hören. 21) Man ändert sich oft und beßert sich selten. 22) Die Hoffnung erhebt und stärkt den Muth und bahnet zu Thaten den Weg. **Herder.** 23) Gegen euch seid immer streng und fest. **Derf.** 24) Gottes Wort ist unser Heiligthum und macht alle Dinge heilig. **Luther.** 25) Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen. **Schiller.** 26) Die heilige Schrift ist ein Wort über alle Wörter, eine Schrift über alle Schriften, ein Meisterstück des heiligen Geistes, ein Heiligthum Gottes, ein Heil-, Trost- und Lebensbrunnen, eine Schatz- und Speisekammer, ein Zeughaus, eine vollständige Apotheke aller gläubigen Seelen. **Scriver.** 27) Die fleißige, geschickte Hand erwirbt sich Brot in jedem Land. 28) Hüte dich vor den ausnehmend freundlichen, gefälligen, verbindlichen und übergütigen Menschen. **Campe.** 29) Gerade die besten und zuverläßigsten, die ehrwürdigsten Menschen haben nicht immer die vortheilhafteste Außenseite. **Reinhard.** 30) Die Beßerung unseres Herzens und Lebens ist unter allen Umständen die unerläßlichste. **Derf.** 31) Dem Menschen allein ist die Gabe der lieblichen Stimme, des deutlichen Ausdrucks, der verständigen, zusammenhängenden Rede verliehen. **Derf.** 32) Nutzbare Kunst bringt Brot und Gunst. 33) Die Eigenliebe gebieret die Eitelkeit, den Hochmuth, den Stolz, die Hoffahrt und die Aufgeblasenheit. **Zimmermann.** 34) Geld, Gewalt und Kunst brechen Recht und Kunst. 35) Der Fuchs ändert den Balg und behält den Schalk. 36) Traue nicht den lachenden Wirthen und den weinenden Bettlern. 37) Befleißige dich in deinen Handlungen stets der reinsten Redlichkeit und der strengsten Rechtschaffenheit. **Campe.** 38) Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen. 39) Die Sonne thut den Willen Gottes Tag für Tag und Jahr für Jahr. **Gleim.** 40) Treibet nur Alles mit Ernst und Liebe. **Göthe.**

29. Der Zaunkönig.

(Thiermärchen der Gebrüder Grimm.)

In der alten Zeit, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, so rief er: „Smiet mi to! Smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: „Dor häst! Dor,

dor häst!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: „Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!“ und war der Müller ein Betrüger und liesz die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: „Wer ist da? Wer ist da?“ dann antwortete sie schnell: „Der Müller! Der Müller!“ und endlich ganz geschwind: „Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechster.“

Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die Jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur Einer von ihnen, der Kibitz, war dagegen: frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und, angstvoll hin und her fliegend, rief er: „Wo bliew ick? Wo bliew ick?“ Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter Seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kukkuk kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heiszt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läszt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schaar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache Nichts gehört hatte, verwunderte sich über die grosze Versammlung. „Wat, wat, wat is denn dar to don?“ gackerte es; aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd,“ und erzählte ihr, was sie vorhätten. Es ward aber beschloszen, dasz Der König sein solle, der am höchsten fliegen könne. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche sasz, rief, als er das hörte, warnend: „Natt, natt, natt! Natt, natt, natt!“ weil er meinte, es würden deshalb viel Thränen vergoszen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok!“ es sollte Alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschloszen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit Niemand hinterher sagen könne: „Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schaar in die Lüfte. Der Staub stieg da vom Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahin zöge. Die

kleineren Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die gröszern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich thun; der stieg so hoch, dasz er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, dasz die Andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: „Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König," und fing an, sich wieder herab zu laszen. Die Vögel unter ihm riefen ihm zu: „Du muszt unser König sein, keiner ist höher geflogen, als du." „Ausgenommen ich," schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, dasz er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" schrien die Vögel zornig; „durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht." Sie machten eine andere Bedingung: der solle ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könne. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust nieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!" Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" riefen die Vögel noch zorniger, „meinst du, deine Listen sollten gelten?" Sie beschloszen, ihn in seinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht herauslaszen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen grosze Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren groszen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zu thun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus." Also that sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopfe heraus und wollte wegwitschen; aber die

Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann that die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu, und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zu machte, vergasz sie, das andere aufzuthun, und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen laszen, sonst sind die Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, hasst aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läszt sich nicht gerne sehen, weil er fürchtet, es gehe ihm an den Kragen, wenn er erwischt werde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!“ und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

30. Van den Fiſcher und ſine Fru.

(Märchen der Gebrüder Grimm.)

Daar was mal eens en Fiſcher un ſine Fru, de waanten toſamen in en Hütt, dicht an de See, un de Fiſcher güng alle Dage hen un angelt, un güng he hen lange Tid.

Daar ſeet he eens an de See bi de Angel un ſeeg in dat blanke Water, un he ſeeg ümmer na de Angel: daar güng de Angel to Grun'n, deep unner, un as he ſe heruttrock, ſo haalt he eenen groten Butt herut. De Butt ſäd to em: „Ick bidd di, dat du mi lewen lättſt; ick bün keen rechte Butt, ick bün en verwünſcht Prins, ſett mi wedder in dat Water un laat mi ſwemmen.“ „Nu,“ ſäd de Mann, du bruukſt nich ſo veele Wöörd to maken, eenen Butt, de ſpreken kann, hadd ick doch wol ſwemmen laten.“ Daar ſett't he em wedder in dat Water, un de Butt güng ſuurts weg to Grun'n un leet eenen langen Stripen Blood hinner ſick.

De Mann averſt güng to ſine Fru in de Hütt un vertellt eer, dat he eenen Butt fungn hadd, de hadd to em ſegt, he weer en verwünſcht Prins, daar hadd he em wedder ſwemmen laten. „Heſt du di denn nix wünſcht?“ ſäd de Fru. „Ne,“ ſäd de Mann, „wat ſull ick mi wünſchen?“ „Ach,“ ſäd de Fru, „dat is doch övel, ümmer in de Hütt to waanen, dat is ſo ſtinkig un dreckig hier, ga du noch hen un wünſch uns en lütt Huus.“ Den Mann was dat nich ſo recht, doch güng he hen na de

See, un as he hen keem, so was de See gans geel un grön; da güng he an dat Water staan und säd:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

Daar keem de Butt answemmen un säd: „Na, wat will se denn?" „Ach!" säd de Mann, „ick hev di doch sungn hatt, nu säd mine Fru, ick hadd mi doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in de Hütt waanen, se wull geern een Huus hebben." „Ga man hen," säd de Butt, „se is all daarin."

Daar güng de Mann hen, un sine Fru stund in en Huus in de Döör un säd to em: „Kumm man herin; sü, nu is dat doch veel beter." Un daar was en Stuw' un Kammer un en Kök daarin, un da achter was en lütten Gaaren mit allerhand Grönigkeiten, un en Hoff, da weeren Höner und Aanten. „Ach," säd de Mann, „nu willn wi vergnögt lewen." „Ja," säd de Fru, „wi willnt versöken."

So güng dat nu wol een acht oder veertein Daag, daar säd de Fru: „Mann, dat Huus wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ick will in en grot steenern Slott waanen; ga hen tom Butt, de sall uns en Slott schaffen." „Ach, Fru," säd de Mann, „de Butt hett uns eerst dat Huus gewen, ick mag nu nich all wedder kamen, den Butt mügt et verdreeten." „I wat," säd de Fru, „he kann dat recht good un deit dat geern, ga du man hen." Daar güng de Mann hen, un sin Hart was em so swar; as he awerst bi de See keem, was dat Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch still, dar güng he staan un säd:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

„Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd de Mann gans bedröwd, „mine Fru will in en steenern Slott waanen." „Ga man hen, se steit all vör de Döör," säd de Butt.

Daar güng de Mann hen, un sine Fru stund vör eenen groten Pallast. „Sü, Mann," säd se, „wat is dat nu schön!" Mit des güngen se tosamen herin, daar weeren so veele Bedeenters, un de Wände weeren alle blank, un goldne Stööl un Dischen weeren in de Stuw, un achter dat Slott was en Gaaren un Holt, wol en halv Mil lang, daarin weeren Hirsche, Reeh un Hasen, un up den Hoff Köh- und Peerställ. „Ach," säd de Mann, „nu willn wi ok in dat schöne Slott bliwen un tofreden siin." „Dat willn wi uns bedenken," säd de Fru, „un willn't beschlapen." Mit des güngen se to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, da was't all Dag: da stödd se den Mann mit den Ellbagen in de Sid un säd: „Mann, stah up, wi möten König warden över all dat Land.“ „Ach, Fru,“ säd de Mann, „wat wölln wie König warden, ick mag nich König sin.“ „Na, denn will ick König sin.“ „Ach, Fru,“ säd de Mann, „wo kannst du König sin, de Butt mügt dat nich doon.“ „Mann,“ säd de Fru, „ga stracks hen, ick möt König sin.“ Daar güng de Mann und was gans bedrövd, dat sin Fru König warden wull. Un as he an de See keem, was se all gans swartgrag, un dat Water geert so van unnen up. Daar güng he staan un säd:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

„Na, wat will se denn?“ säd de Butt. „Ach,“ säd de Mann, „mine Fru will König warden.“ „Ga man hen, se is't all,“ säd de Butt.

Daar güng de Mann hen, un as he na den Pallast keem, da weeren daar so veele Soldaten un Panken un Trumpeten, un sine Fru seet up eenen hogen Troon von Gold un Demant un had en goldne Kroon up, un up beide Siden bi eer daar stunden sös Jumfern, ümmer ene enen Kops lüttjer, as de annre. „Ach,“ säd de Mann, „bist du nu König?“ „Ja,“ säd se, „ick bün König.“ Un as he eer so ne Wile ansehn had, so säd he: „Ach, Fru, wat lett dat schön, wenn du König bist, nu willn wi ok nich mehr wünschen.“ „Ne, Mann,“ säd se, „mi duurt dat all to lang, ick kann dat nich meer uthollen, König bün ick, nu möt ick ok Kaiser warden!“ „Ach, Fru,“ säd de Mann, „wat wullst du Kaiser warden!“ „Mann,“ säd se, „ga tom Butt, ick will Kaiser sin.“ „Ach, Fru,“ säd de Mann, „Kaiser kann he nich maken, ick mag den Butt dat nich seggen.“ „Ick bün König,“ säd de Fru, „un du bist min Mann, ga glik hen.“ Daar güng de Mann weg, un as he so güng, dacht he: „Dit geit un geit nich good, Kaiser is to utverschamt, de Butt ward am Ende möd.“ Mit des keem he an de See, dat Water was gans swart un dick, un et güng so en Keekwind äver hen, dat dat sik so köret. Daar güng he staan, un säd:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

„Na, wat will se denn?“ säd de Butt. „Ach,“ säd he, „min Fru will Kaiser warden.“ „Ga man hen,“ säd de Butt, „se is't all.“

Daar güng de Mann hen un as he daar keem, so seet

sine Fru up eenen seer hogen Troon, de was van een Stück Gold, un had en grote Kroon up, de was wol twee Elen hoch, bi eer up de Süden daar stunnen de Trabanten, ümmer en lüttjer, as de anner, von den allergrötsten Risen bet to den lüttsten Dwark, de was man so lang, as min lüttje Finger. Vör eer daar stunden so veele Fürsten und Graven, daar güng de Mann unner staan und säd: „Fru, bist du nu Kaiser?" „Ja," säd se „ick bün Kaiser." „Ach," säd de Mann, un seeg se so recht an, „Fru, wat lett dat schön, wenn du Kaiser bist." „Mann," säd se, „wat steist du daar, ick bün nu Kaiser, nu will ick ämerst ok Pabst warden." „Ach, Fru," säd de Mann, „wat willst du Pabst warden, Pabst is man eenmal in de Christenheit." „Mann," säd se, „ick möt hüüt noch Pabst warden." „Ne Fru," säd he, „tom Pabst kann de Butt nich maken, dat geit nich good." „Mann, wat Snack, kann he Kaiser maken, kann he ok Pabst maken, ga fuurts hen." Daar güng de Mann hen, un em was gans flau, de Knee un de Waden slakkerten em, un buten güng de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Scheep schoten in de Noth un dansten un sprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Midd noch so'n beeten blag: awerst an de Süden, daar toog dat so recht rood up, as en swar Gewitter. Daar güng he recht vörzufft staan un säd:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

„Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd de Mann, „min Fru will Pabst warden." „Ga man hen," säd de Butt, „se is't all."

Daar güng he hen, un as he daar keem, seet sine Fru up eenen Troon, de was twee Miil hoch, un had dree groote Kroonen up, un um eer da was so veel van geistlike Staat, un up de Süden bi eer daar stunden twee Regen Lichter, dat grötste so dick un groot, as de allergrötste Torm, bet to dat allerlüttste Kökenlicht. „Fru," säd de Mann, un seeg se so recht an, „bist du nu Pabst?" „Ja," säd se, „ick bün Pabst." „Ach, Fru," säd de Mann, „wat lett dat schön, wenn du Pabst bist. Fru, nu wes tofreden; nu du Pabst bist, kannst du nix meer warden." „Dat will ick mi bedenken," säd de Fru. Daar güngen see beide to Bed, awerst se was nich tofreden, un de Girigkeit leet eer nich slapen, se dacht ümmer, wat se noch wol warden wull. Mit des güng de Sunn up: „Ha," dacht se, as se se ut den Fenster so herup kamen seeg, „kann ick nich ok de Sünn upgaan laten?" Daar wurde se recht so grimmig un stödd eeren Mann an: „Mann, ga hen tom Butt, ick will warden as de lewe Gott."

De Mann was noch meist in Slap, awerst he verschrack sick so, dat he ut den Bed feel. „Ach, Fru," säd he, „ga in di un bliw Pabst." „Ne," säd de Fru, un reet sick dat Lievken up, „ick bün nich ruhig un kann dat nich uthollen, wenn ick de Sünn un de Maan upgaan see, un kann se nich ok upgaan laten, ick möt warden as de lewe Gott." „Ach, Fru," säd de Mann, „dat kann de Butt nich, Kaiser un Pabst kann he maken, awerst dat kann he nich." „Mann," säd se, un seeg so recht gräsig ut, „ick will warden as de lewe Gott, ga glück hen tom Butt."

Dat fuur den Mann so dörch de Gleder, dat he bewt vör Angst; buten aber güng de Storm, dat alle Böm un Felsen umweigten, un de Himmel was gans swart, un dat dunnert un blitzt: daar seeg man in de See so swarte hoge Bülgen as Barg, un hadden baben all en witte Kroon van Schuum up. Da säd he:

»Mandje, Mandje Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.«

„Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd he, „se will warden as de lewe Gott." „Ga man hen, se sitt all wedder in de Hütt." Daar sitten se noch hüt un dissen Dag.

31. Der Fuchs und der Has'.

(Oberbaierisch von Kobell. Vernaleken's deutsches Sprachbuch.)

Es is amal gar was seltsam's geschegn,
Ma werd ebbes selles [1]) so leicht nimmer segn.
A Has' und a Fuchs san mitanand' ganga,
Und der Has' der vertraut an Fuchs a Verlanga.
„Schau," sagt er, „i ho' no' koan' Menschen gsegn,
Und's waar ma wahrhafti gar viel dra glegn.
Du kennst gwiß oan' und i no koan',
Geh, zoag[2] mar an' Menschen, i bitt' di drum,
Daß i aa do' amal zu den[3] Anblick kumm'."
„Scho' recht," sagt der Fuchs, „dees ko' leicht sey',"
Und maust a so hin den Has'n drei'.
Da segn s' auf an Feld an kloa leizinga[4]) Buaba,
Der sitzt in an Acker und frißt a Ruaba[5]).
Sagt der Has': „Da schau, ob dees koaner is."
„Na, na," sagt der Fuchs, „dees woas i gwiß,

[1]) etwas solches. [2]) zeig'. [3]) Die Verwechselung des dritten mit dem vierten Fall ist dem Baierisch-Oestreichischen eigen z. B, bei'n Tanz ꝛc. [4]) klein winzigen. [5]) Rüben.

Dees werd erst a Mensch, verstehst mi', mei' Kind,
Es geht mit an Mensch'n nit gar a so gschwind."
Jetz kemma s' ins Holz, steht an alter Mo'[6]),
Der hackt ihm da Daaxn[7]), der Has' schaugt 'n o'.
„Is dees nit a Mensch?" so fragt er den oan'.
„Na, na," sacht der Fuchs, „da sichst aa no' koan',
Dees is oaner gwesn und is koaner mehr."
Und wie'r so redt, kimmt a Jager daher.
Der Has' macht a Mannl und schaugt wie a Luchs.
„Sollt' dees oaner sei'?" so fragt er 'n Fuchs.
„Ja, ja, du, der is's, jetz schaug' 'n recht o';"
Er aber schiebt o' und macht si' davo'.
Und 's Hasl hat geschaugt; auf oamal papum,
Der Jager hat geschoß'n, da kugelt er um.
Da sichst auf a Haar, wie's auf der Welt geht,
Wer an' Schlanggl[8]) vertraut, der is allzeit labeht[9]).

32. Der Arme und der Reiche.

(Märchen der Gebrüder Grimm.)

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, eh' er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seine Thür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie Einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen Jeden herbergen, der an meine Thüre klopfte, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen." Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann,

[6]) Mann. [7]) Tannen. [8]) Schlingel. [9]) verloren.

einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster," sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem lieben Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen; sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heut Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." „Von Herzen gern," antwortete er, „ich will's ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möcht' er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf der Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein warmes Frühstück. Als nun die Sonne durch's Fensterlein herein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lange wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brot haben; für's Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" Da sagte der Mann, ja, wenn das ginge, wär's ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus, da, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist." Die Frau ging hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er

uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot, und statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus." Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte es ihrem Manne; der sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätt' ich das nur gewußt! der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen." „Eil dich," sprach die Frau, „und setz' dich auf dein Pferd; der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren laßen."

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelaßen, er habe den Schlüßel zur Hausthür gesucht, und derweil sei er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfe, wie sein Nachbar? Ja, sagte der liebe Gott, das dürfe er wohl; es sei aber nicht gut für ihn, und er solle sich lieber nichts wünschen. Der Reiche aber meinte, er wolle sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewis erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reite nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden."

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte! Wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: „Ei, so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!" und wie er das Wort ausgesprochen, plump fiel er auf die Erde und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr, und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laßen, schnitt es ab, hing es auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Hause gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward es ihm so warm und verdrießlich zu Muth; der Sattel drückte ihn dazu auf dem Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn ich mir auch alle Reiche der Welt und alle Schätze wünsche, dachte er bei sich selbst, so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will mir aber etwas wünschen, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wornach ich noch Verlangen hätte. Meinte er, diesmal habe er etwas, so schien es ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam es ihm so in den Gedanken, was es seine Frau

jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und laße sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollt', die säß' daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu Ende waren, da war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mitten drin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib' da sitzen." Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wär' und herunter steigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Aerger, Müh' und ein verlornes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

33. Der Bauer im Himmel.

(Grimm's Kinder- und Hausmärchen.)

1. Oberdeutsch — alemannisch (Basel).

'S isch emol en arm frommes Birli[1]) g'storbe und kunt do vor d'Himmelspforte. Zuer gliche Zit isch auch e riche, riche Heer do gsi und het au in Himmel welle. Do kunt der heilig Petrus mitem Schlissel und macht uff und lot der Heer ine; das Birli het er aber, wie's schint, nid gseh, und macht d'Pforte ämmel wieder zue. Do het das Birli vorusse[2]) g'hert, wie der Heer mit alle Fraide im Himmel uff gno worde isch, und wie si drin musiziert und gsunge hend. Ändlig isch es do wieder still worde, und der heilig Petrus kunt, macht d'Himmelspforte uff und lot das Birli au ine. 's Birli het do g'meint, 's werd jetzt au musiziert und g'sunge, wenn es käm, aber do isch Alles still gsi; me hets früli mit aller Liebe uffgno, und d'Ängeli sind em ergege ko, aber g'sunge het nieme. Do frogt das Birli den heilig Petrus, worum ass me bi im nid sing wie bi dem riche Heer, 's goht, schints, do im Himmel au parteiisch zue, wie uff der Erde. Do säit der heilig Petrus: „Nai wäger[3]), du bisch is so lieb wie

[1]) Bauer. [2]) draußen. [3]) wahrlich.

alli andere und muesch alli himmlische Fraide g'nieße wie der rich Heer, aber lueg, so arme Birli, wie du äis bisch, komme alli Tag in Himmel, so e riche Heer aber kunt numme alle hundert Johr eppe=n=aine."

2. Niederdeutsch — westfälisch (Diemelbezirk).

'T is e mal en arm frumm Buere stuorwen, un hei kümmet dou für dei Himelspohrte. In der glyeken Tyet is auk en ryk Here da e wïest, dei woll auk innen Himel. Dou kümmet de heilege Petrus mitem Schlüttele un machet up un lett dïen Heren rinn. Dïen Bueren jette öwwer, osset schient, nie sein (gsehn), un maket de Pohrte wider tou. Dou hohrte de Buere terbuten, bu' se den Heren mit ollen Froiden im Himele upnammen, un bu' se spilten und sungen. Amme Enge wohr't wider stille, un de heilege Petrus kümmet, maket de Dühr up un lett de Bueren auk rinn. De Buere meinte nu', me spilte un sünge jemme auk, wänne keim, öwwer 't wohr olles stille. Me nammene wall mit oller Leiwe up, un de Engels kammeneme entgiggen, öwwer kin Menske sang. Dou fraggte de Buere den heilegen Petrus, brümme dat me bi' jemme ni' süngge, osse bi' dem ri'ken Heren, 't güngge, schients, imme Himele auk na Gunsten tou, osse up d'r Ere. Dou sïegte de heilege Petrus: „O gewiß ni', du bist es sou leif, osse de andern, un fast olle himlisken Froiden hawwen, osse de ryke Here; sou arme Bueren, osse due, kummet olle Dage innen Himel, öwwer van sou ryken Herens kümmet mans olle hundert Jahre eine."

34. Sprichwörter und Sentenzen.

(Satzgefüge mit Subjectssätzen).

1) Wer sucht, der findet. 2) Wer ausharret, wird gekrönt. Herder. 3) Wer den Kern haben will, muß die Schale beißen. 4) Wer alle Stauden fliehen will, kommt nicht in den Wald. 5) Wer sich heut nicht beßert, wird morgen ärger. 6) Wer nicht fortgeht, geht zurück. Claudius. 7) Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 8) Wer dem Andern ein Kissen unterlegt, findet anderswo ein Bett. 9) Wer nicht arbeitet, soll auch nicht eßen. 10) Wer will mit eßen, muß auch mit dreschen. 11) Wer mir gab, lehrte mich geben. 12) Doppelt gibt, wer bald gibt. 13) Wer empfing, der rede; wer gab, der schweige. 14) Wer alt werden will, thue bei Zeiten dazu. 15) Wer's Alter nicht ehrt, ist des Alters nicht werth. 16) Wer viel anfängt, endet wenig. 17) Wer zu viel unter den Arm nimmt, läßt viel fallen. 18) Wer bauen will, muß zwei Pfennig auf

Einen rechnen. 19) Wer viel gastirt, hat bald quittirt. 20) Wer Einen beleidigt, droht Vielen. 21) Wer gut bezahlt, mag wieder borgen. 22) Wer gern borgt, lügt gern. 23) Wer gern borgt, bezahlt nicht gern. 24) Wer nicht Buntje heißen will, muß keine Flecken haben. 25) Wer ein gläsern Dach hat, muß Andere nicht mit Steinen werfen. 26) Wer lange droht, macht dich nicht todt. 27) Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Hebel. 28) Wer droht, der warnt. 29) Wer Nichts hat, gilt Nichts. 30) Wer Anderer Ehre kränkt, ist selten an seiner Ehre gesund. 31) Wer nicht hören will, muß fühlen. 32) Wer als Freund nicht nützt, kann als Feind schaden. 33) Wer nicht gut helfen kann, kann sehr gut hinderlich sein. 34) Wer einen guten Freund hat, der hat ein gut Pfand. 35) Wer im Frühjahr nicht säet, wird im Spätjahr nicht ernten. 36) Wer den Heller nicht spart, wird keines Pfennigs Herr. 37) Wer den Groschen nicht ehrt wie den Gulden, kommt leicht in Schulden. 38) Wer des Funkens nicht achtet, brennt leicht ab. 39) Wer gut futtert, gut buttert. 40) Wer's selbst angreift, der hat's in Händen. 41) Wer selbst einen Kopf hat, braucht keinen zu borgen. 42) Wer zu früh will Herr sein, muß lange Knecht sein. 43) Wer die Leiter hinauf will, muß bei der untersten Sproße anfangen. 44) Wer vor der Hölle wohnt, muß den Teufel zu Gevatter bitten. 45) Wer nach jedem bellenden Hunde werfen will, muß viel Steine aufheben. 46) Wer keinen Kalk hat, muß mit Lehm bauen. 47) Wer da bauet an der Straßen, muß die Leute reden laßen. 48) Wer an der Straße bauen will, derselb' hat Widersprecher viel. 49) Wer den lebenden Löwen nicht wagte anzusehen, rauft den todten am Barte. 50) Wer den Papst zum Vetter hat, kann bald Cardinal werden. 51) Wer's mit dem Pförtner hält, findet bald Einlaß. 52) Wer einen Prozeß um eine Henne hat, nehme lieber das Ei dafür. 53) Wer vergeben und vergeßen kann, der besiegt und feßelt seine Feinde. 54) Wer die Wahrheit sucht, darf die Stimmen nicht zählen. Lessing. 55) Wer Allen gefallen will, wird den Beßeren nur misfallen. 56) Wer zu entbehren weiß, lebt auch bei Mangel zufrieden. Glatz. — 57) Was Gott thut, das ist wohlgethan. 58) Was nicht ist, das kann werden. 59) Was sich nicht biegen läßt, muß brechen. 60) Es ist ein großer Segen, gute Eltern zu haben. 61) Es ist unmöglich, daß ein und derselbe Mensch dieser Welt und Gott zugleich diene. Claudius. 62) Es ist für den Menschen nicht einerlei, ob er links oder rechts gehe. Derf. 63) Es ist lediglich Schuld der Menschen, wenn sie ungebeßert bleiben. Hoffmeister. 64) Es ist eine alte Erfahrung, daß alle Erdengüter den Menschen nicht glücklich machen und das Herz nicht befriedigen können. Kappe. 65) Es läßt sich nicht verkennen,

wie weit die christlichen Völker der Erde über alle andern erhaben sind, und wie weit sie dieselben an Vorzügen aller Art übertreffen. Reinhard. 66) Es geschieht oft in der Welt, daß die besten Absichten gemisdeutet, der redlichste Wille verkannt, die edelsten Gesinnungen verdächtig gemacht werden. Glatz. 67) Es ist noch nicht genug erkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen sei; wie fast Alle, die diesen Vortheil genoßen haben, ihn nur den Müttern schuldig gewesen sind, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Frauenverstand und Frauentugend gründet. —

68) Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß: der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. Göthe. 69) Der werde nie von dir erlesen, der nie sein eigner Freund gewesen; wer bloß sein eigner Freund gewesen, der werde nicht von dir erlesen. Logau. 70) Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Zschokke. 71) Nie muß es dir ein Zweifel sein, ob du das Angenehme dem Nützlichen oder dieses jenem vorziehen sollst. 72) Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Schiller. 73) Daß die Wogen sich senken und heben, das eben ist des Meeres Leben; und daß es hoffe von Tag zu Tag, das ist des Herzens Wellenschlag. Rückert. 74) Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen; aber der Biederste sei, so wie bei Rathe, zu Haus. Göthe.

35. Mecklenburg, Mikelinburg.

(Studemund, Mecklenburgische Sagen.)

Zwischen dem Schweriner See und der Stadt Wismar, da, wo jetzt das Kirchdorf Mecklenburg liegt, soll vor Zeiten eine grosze Stadt gelegen haben, nach welcher das ganze Land genannt worden, und soll der Name von Mekeln oder Handeln oder, wie Andere meinen, von dem griechischen Worte Megapolis, welches eine grosze Stadt heiszt, entstanden sein. Der König Anthyrius, der Alexander dem Groszen gedient und nach seinem Tode, 336 Jahre vor Christi Geburt, in diese Länder gekommen, soll diesen Ort erbauet, mit drei Königl. Schlöszern versehen und so grosz gemacht haben, dasz die Länge anderthalb, der Umfang und Umgang aber 5 Meilen betragen habe. Doch hat nicht allein dieser Anthyrius allda sein Hoflager gehalten, sondern auch Mistevoi, der anno 986

nach Christi Geburt gelebt, verlegte seine Residenz hierher. — Als unter den Wenden das Christenthum sich weiter ausbreitete, wurde auch in der Stadt Mecklenburg dem Apostel Petrus zu Ehren eine Kirche erbaut und ein Jungfrauenkloster damit verbunden. In den Kriegen, welche darauf diese Gegenden einige Jahrhunderte beunruhigten und verwüsteten, wurde auch die Stadt Mecklenburg häufig hart mitgenommen, und da sie ihrer Grösze und besonders ihrer Länge wegen nicht wohl befestigt werden konnte, so liesz ein Graf von Schwerin, Gunzelin der Zweite genannt, die Stadt Wismar erbauen, woselbst sich dann auch nach und nach die Einwohner von Mecklenburg niederlieszen, so dasz diese Stadt bald sehr blühend wurde. Doch blieb ein Schlosz zu Mecklenburg stehen, welches die Wismarschen einmal zu zerstören sich unterfingen, aber wieder aufbauen muszten, das jedoch bald darauf nach Neuburg verlegt wurde und also von der alten Herrlichkeit dieser weit berühmten Stadt nichts weiter übrig blieb, als was die Sage davon berichtet.

36. Karl der Große in Mecklenburg.

(Studemund, Mecklenburgische Sagen.)

Im Jahre 798 n. Chr. hat Carolus Magnus die Wenden in einer großen Schlacht überwunden. Diese Schlacht soll geschehen sein ungefähr eine kleine Meile Weges westwärts von Wismar auf einem ebenen Felde, da, wo jetzt das Dorf Proseken ist. Solches bezeugen die hin und wieder allda im Felde aufgeworfenen Hügel, so ordentlich umher mit großen Steinen umgeben sind, die aufgerichtet stehen; an solchen Orten sollen die erschlagenen Wenden begraben liegen. Auch ist ostwärts vor dem Dorfe ein Ort, welcher noch heutigen Tages die Fünte, das ist die Taufe, genannt wird, und ist ein viereckiger Sumpf, anjetzt im Acker gelegen, an dem Wege nach Wismar, in selbigem sollen die heidnischen Wenden getauft sein, da denn die damaligen Priester den Wenden immer zugerufen: „prosequere, prosequere (folge nach, folge nach)!" woher denn auch das Dorf Proseken seinen Namen haben soll. Auch sind nicht ferne von der Fünte drei kleine spitzige Hügel von Erde, die aus der Fünte gegraben, aufgeworfen. Auf solchen Hügeln hat man damals das Wort Gottes gepredigt. Diese drei Hügel sind heute noch vorhanden. Zwei davon, am Wege, sind mit Gesträuch bewachsen, der dritte aber, im Acker, ist noch bloß zu sehen.

Anmerkung. Was diese Sage von der Entstehung des Namens Proseken sagt, will man nicht als geschichtliche Wahrheit gelten laßen,

weil es der Dörfer im Lande und außerhalb Mecklenburgs mehre gibt, welche also benannt werden. Proseken soll ursprünglich »proschesch« geheißen haben, welches bitten, Ort des Gebetes, bedeutet. Darnach zu schließen, stand an den Orten, welche »Proschesch« hießen, ein Götzentempel, oder es war ein heiliger Hain daselbst, in welchem die Bildsäule eines Gottes, wahrscheinlich des Prove, zur Verehrung aufgestellt war. Dann wäre es aber auch nicht unwahrscheinlich, daß Karl der Große, welcher zum Beistande der Obotriten gegen die Wilzen nach Mecklenburg kam und zugleich dem heidnischen Unwesen in diesem Lande ein Ende zu machen bemüht war, die Bekehrung der Heiden, das heißt die Taufe, gerade an den Orten mit Eifer betrieb, wo sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen hatten. Und sonach könnte die Sage von der großen Wendentaufe bei Proseken geschichtliche Richtigkeit haben, ohne daß gerade der Name dieses Dorfes von dem prosequere (folge nach) abgeleitet würde. — Uebrigens soll Bonifacius, der Apostel der Deutschen, das Evangelium zuerst in Wismar, anno 704 nach Christi Geburt, gepredigt haben.

37. Die Wendentaufe am Schweriner See unweit Vicheln.

(Studemund, Mecklenburgische Sagen.)

1. Ausgerüstet wie ein Gottesbote
Mit der Rede Macht, mit Glaubensglut,
Der die Kranken heilt, ja selber Todte
Auferweckt und andre Wunder thut,
Wandelt Berno durch die Heidenlande,
Nur geleitet von der innern Kraft,
Mit dem Kreuzesstab, im Mönchsgewande,
Auf des Meisters Ehre nur bedacht.

2. Da, wo Radegast's, wo Prove's Tempel,
Wo im Hain ein Götzenbildnis steht,
Predigt er vom göttlichen Exempel
Des Erlösers, den das Kreuz erhöht,
Von dem Vater, der mit Liebesarmen
Alle Menschen, seine Kinder, führt,
Dessen Gnade, Langmuth und Erbarmen
Aller Wesen Preis und Dank gebührt;

3. Von der Thorheit, ihn, den Herrn der Welten —
Den kein Raum umschließt und keine Zeit,
Der nicht wohnt in Tempeln oder Zelten,
Noch im Bildnis, seinem Dienst geweiht —

Sich als Thier, als Menschen zu gestalten,
Speise ihm zu weih'n und Opferblut,
Ihm, der Alles nährt, dess Kraft und Walten
Keime wecket und der Sonne Glut;

4. Von dem Rathschluß, den im Vaterherzen
Er von aller Ewigkeit genährt;
Von der Heilung banger Noth und Schmerzen,
Die ein treuer Christensinn gewährt;
Von dem Auferstehn zu ew'ger Wonne
Aus des Grabes stiller Todesnacht,
Von dem Licht der wahren Lebenssonne,
Von dem Sieg der hehren Glaubensmacht!

5. Hochgewaltig sind des Greises Worte,
Donnertöne unter'm Frühlingsweh'n;
Seine Rede schallt von Ort zu Orte:
Alles eilt, den Gottesmann zu seh'n.
Mütter nahen mit der süßen Bürde,
Greise wanken ahnungsvoll herbei,
Alle rührt des Priesters Wort und Würde,
Jeder fühlt, daß er begeistert sei.

6. So gelangt, von Tausenden umgeben,
Berno an den flutbespülten Strand
Deines Sees, Schwerin, und neues Leben
Weckte hier der Greis dem Vaterland.
Vor des Kreuzes heil'gem Wunderzeichen,
Vor der Taufe hoher Segenskraft
Muß die Nacht der Finsternis entweichen,
Licht erwachen nach der langen Nacht.

7. Hier, wo die Natur im schönsten Bunde
Mit sich selbst so herrlich sich geschmückt,
Wo das Wort, aus gottgeweihtem Munde
Sanfter tönend, jedes Herz entzückt,
Hier erhebt der Greis die frommen Blicke
Auf zum Himmel, wo der Vater thront,
Drängt die Freudenthränen nicht zurücke,
Womit ihn sein eignes Herz belohnt.

8. Redet dann noch einmal sanft und milde
Zu den Herzen, die er Gott gewann;
Läßt sie knieen vor dem Kreuzesbilde,
Fordert das Gelübd' von Jedermann:

Von dem Götzendienst fortan zu laßen,
Von dem bösen Spiel der Zauberei.
Sünd' und Laster einzig nur zu haßen,
Gott zu dienen kindlich, fromm und treu.

9. Nahet dann dem grünumsäumten Strande,
Schöpfet aus der Flut das heil'ge Bad,
Taufet Alle, die ringsum im Lande
Gott durch ihn zum Licht erwecket hat;
Und damit der Nachwelt auch die Welle,
Wo er schöpfte mit der Segenshand,
Heilig bliebe, so wird ihre Stelle
Unweit Vicheln noch »de Döp« genannt.

38. Die Sage von der Stiftung des Klosters Doberan.

(Studemund, Mecklenburgische Sagen.)

Das Kloster zu Doberan führt einen Hirsch im Wappen, und es geht die Sage, daß der Stifter desselben, da er unschlüßig war, welchen Platz er zur Erbauung wählen solle, sich vorgenommen habe, einen Hirsch in dem schönen Gehölze daselbst anzuschießen und an der Stelle, wo er fallen werde, das Kloster zu errichten. Man soll auch noch in der Kirche daselbst einen Hirschkopf zeigen, welcher an einem Pfeiler beim Hochaltar befestigt ist und der Kopf des angeschoßenen Hirsches sein soll.

Nach einer andern Sage war der Ort, wo das Kloster erbauet werden sollte, den Ueberschwemmungen der Ostsee häufig ausgesetzt. Die Mönche erhielten es aber durch anhaltendes Gebet von Gott, daß nicht allein das Waßer in einer Nacht aus dem Thale von Doberan sich zurückzog, sondern auch durch einen, in eben der Nacht entstandenen wunderbaren Damm von kleinern und größern Steinen, der heilige Damm genannt, für alle kommenden Zeiten gegen den Andrang des Meeres und zerstörende Ueberströmungen gesichert wurde.

39. Die versteinerten Knaben.

Eine Steingruppe in der Gegend von Dambeck bei Wismar.

(Studemund, Mecklenburgische Sagen.)

1. Eine Schaar von wilden Knaben
Strich mit kühnem Frevelsinn
Ueber Berg und Thal dahin;
Heißes Blut will Kühlung haben!

2. Zu des Schäfers stiller Hütte
Nah'ten sie zur Mittagszeit;
Brot und Käse, hoch erfreut,
Fanden sie in ihrer Mitte.

3. Aufbewahrt für viele Tage
Hatt' es hier der Hirte sich;
Nährt es ihn gleich kümmerlich,
Aß er's froh und ohne Klage.

4. Auch sie freuten sich der Speise,
Labten sich nach Herzenslust,
Keines Unrechts sich bewußt,
Neckten sie nach Kinder Weise.

5. Doch vom bösen Sinn getrieben,
Fiel's den wilden Buben ein,
Sich zu formen einen Stein
Von dem Brot, das nachgeblieben.

6. Und sie trieben fort in Kreisen
Diesen Brotball ohne Scheu,
Spotteten gar frech dabei,
Daß er zäh' sei, fast wie Eisen.

7. So zum Ziele sie gelangen;
In der Grube lag das Brot,
Aber auch vom blassen Tod
Seh'n die Buben sich umfangen.

8. Steh'n noch heut' im dichten Kreise,
Ungeformt in hart' Gestein; —
Strafe sie dem Frevler dräu'n
Auf des Lebens wilder Reise.

9. So erzählt die alte Sage;
Spöttern dient sie wohl zum Spott;
Doch nicht spotten läßt sich Gott:
Freche Lust wird oft zur Klage.

40. Das Riesenspielzeug.

(Von A. v. Chamisso.)

1. Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt: die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand. Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer; du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor, erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein, neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald, erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald; und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut, bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut: es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar, es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei! artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm ich' mit nach Haus." Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus und feget mit den Händen, was sich da Alles regt, zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen (man weiß, wie Kinder sind) zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind: „Ei

Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön! So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein, er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein: „Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei? du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei."

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an, den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann. Wie Alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut, da klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht: Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht; wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin: der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot: denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot; es sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor; der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor.

11. Burg Rideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt: die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand. Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer; und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

41. Siegfried's Schwert.

(Von L. Uhland.)

1. Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

2. Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

3. Begegnet ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.

4. Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

5. Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

6. Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

7. „O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein!

8. Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

9. Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.
10. Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
11. Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert, so breit und lang.
12. „Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter werth.
13. Nun schlag ich, wie ein anderer Held,
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

42. Klein Roland.

(Von L. Uhland.)

1. Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt ihr bitt'res Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Dess Klage war nicht groß.

2. »O König Karl, mein Bruder hehr!
O, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

3. O Milon! mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

4. Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

5. Klein Roland, geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!«

6. Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüßel und Pokal.

7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

8. Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

9. Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb' zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Hinauf zum Saal er blickt.

11. Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüßel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

12. Der König denkt: »Was muß ich sehn?
Das ist ein sonder'r Brauch.«
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So laßens die Andern auch.

13. Es stund nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

14. »Heida! halt an, du kecker Wicht!«
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

15. Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald,
»Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald.

16. Du nimmst die Schüßel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum.«

17. »Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum.«

18. »Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'?

19. Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?«
»Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk.«

20. »Sag an! wer sind die Wächter treu?«
»Mein' Augen blau allstund.«
»Sag an! wer ist ihr Sänger frei?«
»Der ist mein rother Mund.«

21. »Die Dam' hat wack're Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei.«

22. »Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.«

23. »Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

24. So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!«

25. Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

26. Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

27. Der König ruft mit einem Mal:
»Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
mein eigenes Geschlecht.

28. Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!«

29. Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

30. Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

31. Da spricht der König in mildem Ton:
»Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.«

32. Frau Berta hebt sich freudevoll:
»Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.

33. Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild:
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

34. Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland.«

43. Schwäbische Kunde.

(Von L. Uhland.)

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da muszt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich grosze Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast muszt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Dess Rösslein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schieszen,
Nach ihm zu werfen mit den Spieszen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Liesz sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüsz' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faszt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,

Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der liesz den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

44. Sprichwörter und Sentenzen.

(Satzgefüge mit Beifüge- oder Attributivsätzen.)

a. 1) Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt. 2) Freundschaft ist die Lebenssonne, welche niemals untergeht. **Weisser.** 3) Der Mann ist aller Ehren werth, der alle Ding' zum Besten kehrt. 4) Der Groschen, den die Frau erspart, ist so gut, als der, den der Mann erwirbt. 5) Ein Narr, der fragen darf, sieht gescheidter aus, als ein Gescheidter, der antworten muß. 6) Fast einem Klugen gleicht ein Narr, der schweigt. 7) Der Faule sucht einen Herrn, der ihm in der Woche sieben Feiertage gibt. 8) Es schlafen nicht Alle, welche die Augen zu haben. 9) Hüte dich vor Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen. 10) Unsere Worte können Funken werden, die wider unsern Willen zünden, Pfeile, die auf das gefährlichste verwunden, und Dolche, die Andern das Herz durchbohren. **Reinhard.** 11) Es gibt nichts Gutes auf Erden, das nicht auf irgend eine Art übel angewendet würde. **Ders.** 12) Die Befriedigung seiner Wünsche ist dem Selbstsüchtigen der letzte Zweck, dem Alles unterworfen werden muß. **Ders.** 13) Die Lügen sind ein böser Samen, aus dem nie gute Früchte kamen. **Chr. Schmid.** 14) Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst. **Hebel.** 15) Nicht an Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. **Schiller.** 16) Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zur Vollkommenheit sich nacharbeitet. **Göthe.** 17) Ein Leben in Gott ist das Ziel, nach dem der Mensch täglich ringen soll. 18) Ein Leben in Gott hat vor jeglichem andern den Vorzug, daß es auch unter dem Wechsel und Verlust aller irdischen Güter volle Genüge hat. 19) Die Natur ist ein Buch, das auf allen

Blättern großen Gehalt bietet. **Göthe.** 20) Es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüßeln und Gläsern, in den weichen Seßeln und seidenen Betten. **Hebel.** 21) In dir ein edler Sclave ist, dem du die Freiheit schuldig bist. **Claudius.** 22) Wie ist der Mensch beglückt, dem sich ein Freund ergibt, der auch die Weisheit will, der auch die Tugend liebt. **Gellert.** 23) Erfahrung heißt die theure Schule, in welcher die Thoren lernen. **Hebel.** 24) Die Einsamkeit ist gleichsam ein Bad der Seele, in welchem sie untertaucht und allen Unrath von sich abwäscht, der ihr aus dem gemeinen Wirkungsleben anklebt. **Zschokke.** 25) Die Erde ist eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir aus einer Jahreszeit in die andere fahren. **Hebel.**

b. 26) Hunde, die viel bellen, beißen nicht. 27) Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. 28) Die kleine Kunst, die recht man kann, ernähret sicher ihren Mann. **Chr. Schmidt.** 29) Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht. **Bürger.** 30) Der Arzt, der die Natur mit eigner Hand geweiht, der unbetrüglichste, ist unsre Mäßigkeit. 31) Der Vortheil, um den Zwei sich stritten, erfreuet meistentheils den Dritten. **Chr. Schmidt.** 32) Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt; nur Einigkeit erhält die Welt. **Derf.** 33) Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. **Göthe.** 34) Nur ein Herz, das Gutes liebt, nur ein ruhiges Gewißen, das vor Gott dir Zeugnis gibt, wird dir einst den Tod versüßen. **Gellert.**

c. 35) Das Kreuz, wohl gefaßt, ist halb getragen. 36) Das Sprichwort: „Noth hat kein Gebot", hat schon Manchen verführt. 37) Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land. 38) Nur ein Herz, von Gott erneut, gibt im Tode Freudigkeit. **Gellert.** 39) Wohlthaten, still und rein gegeben, sind Todte, die im Grabe leben, sind Bäume, die im Sturm bestehn, sind Sterne, die nicht untergehn. **Claudius.** 40) Viel Quellen der Freude, so lieblich und hehr, durchwäßern den Garten des Lebens und rieseln einher. **Rosemann.** 41) Durch äußere Umstände, meistens durch die Noth geweckt, entfaltet sich die Geisteskraft des Menschen.

Rotteck.

d. 42) Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Göthe.

45. Der Staar von Segringen.

(Erzählung von Hebel.)

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen.

In einem respectablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und Derjenige, dem es begegnet ist, lies't es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, lala; oder: par Compagnie (das heiszt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: Wie Gott will; oder: Du Dolpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermeszer am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? rief er: Du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wuszten von dem Hansel zu erzählen.

Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: ich hab' jetzt schon so viel gelernt, dasz ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte, sie wiszen hier die Gelegenheit zu Lande beszer, als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: „Wie Gott will." Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen groszen Fang gethan hat, nimmt er einen

Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüszte, was ihn retten müsze. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn Jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader laszen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staar selten. Aber so mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herausgekommen.

46. Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

(Erzählung von Hebel.)

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche vor einer Stubenthür und bat bescheiden um einen Zehrpfennig. Als sich Niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thür und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Denke nun nicht, lieber Leser, der hat's laßen darauf ankommen, ob Jemand in der Stube sei, und hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen; sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann euch ja nichts geben! Ich lebe selbst von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank!“ Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deswegen.“ Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte kleine Geldstücke. „Das für euch, arme, kranke Frau“, sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthür zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen Unterofficiers, Namens Laroque, bei dem preußischen Regimente von Schönfeld. Wer indes der brave Jüngling gewesen und wie er geheißen, kann ich nicht sagen; gewis hat aber ein Engel im Himmel seinen Namen für ein ander Mal aufgeschrieben.

47. Jacob Humbel.

(Erzählung von Hebel.)

Jacob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Bonneschwyl im Schweizer Canton Aargau, kann Jedem zu einem aufmunternden und lehrreichen Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz aller Hindernisse am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jacob Humbel wünschte von früher Jugend an, ein Thierarzt zu werden, um in diesem Berufe seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Tichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem sechszehnten Jahre einem sogenannten Viehdoctor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief und wußte Alles, was sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts —, und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jacob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoctor in Oberolten im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermals ein Jahr bei ihm aus, bekam abermals einen braven Lehrbrief, und wußte abermals — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntnis hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustande und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben laßen, wäre eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen, und hätte sich mit Andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jacob Humbel eben so aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gern ein Taglöhner, ging in armseliger Kleidung

umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter beim Klosterwirth in Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn misbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätte bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jacob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas Beßeres anzufangen. Oft wenn er bei dem Eßen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen: noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in eine Anstalt und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlaßen, dachte er. Er ging zu dem Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld und befand sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsorte Bonneschwyl und trieb mit seinem erworbenen Gelde einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von statten ging und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, in's Ausland zu gehen und von dem ehrlich erworbenen Gelde endlich seine Kunst rechtschaffen zu lernen. Da wurde ein Heerestheil von 18,000 Mann schweizerischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Bonneschwyl mußte acht Mann stellen. Die jungen Burschen müßen spielen; den guten Jacob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen, wäre mit seiner kleinen Baarschaft davon gegangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen laßen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten.

Aber Jacob Humbel liebte sein Vaterland und war ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unsäglichen Schmerz drauf, und er dachte: „Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's aus." Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Baarschaft in die Tasche, einen Stecken in die

Hand und lief eines Ganges, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlberger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er: Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jacob Humbel, Gott hilft Jedem, der sich, wie du, von Gott will helfen laßen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe war nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneikunst. Die Lehrstunden wurden unentgeltlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer gaben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Berufe vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wißenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen, als im Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen, als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Wirthshaus zu sehen, auch nicht einmal am Sonntag auf dem Paradeplatz oder zu Mühlburg, sondern vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdroßen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes, Nützliches gelernt hatte, so war er am Abend vergnügter, als beim Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den schweizerischen Hülfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer, aus Karlsruhe freudig in sein Vaterland zurück, wurde geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläuftigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren den Ehrenbrief auf seine Kunst, — und war nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülfe und probir es noch!

48. Der baronisirte Burger.

(Von Gellert.)

Des kargen Vaters stolzer Sohn ward nach des Vaters Tod Herr einer Million und für sein Geld in kurzer Zeit

Baron. Er nahm sich vor, ein groszer Mann zu werden, und ahmte, wenn ihm gleich der inn're Werth gebrach, doch die gebiet'rischen Geberden der Groszen zuversichtlich nach.

Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre, vertraut mit Fürsten umzugehn; bald wünscht' er sich das Glück, dereinst vor einem Heere mit Lorbeern des Eugen's zu stehn. Kurz, er blieb ungewis, wo er mehr Ansehn hätte, ob in dem Feld, ob in dem Cabinette.

Indessen war er doch Baron, und sein Verdienst, die Million, liesz sich zu alles Volks Entzücken in Läufern und Heiducken blicken. Er nahm die halbe Stadt in Sold, bedeckte sich und sein Gefolg' mit Gold und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse, als die davor gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat. Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat und Allem, was sein Stolz nur wollte, die unverschämteste Bewund'rung zollte: der kam sogleich in jener Freunde Zahl, in der man mit ihm asz, ihn lobt' und ihn bestahl, und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te, dasz er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand, um Millionen durchzubringen? Unsich'rer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand, den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen. Der Herr Baron vergasz bei seinem groszen Schatz den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen, starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz: dasz Eltern ihre Kinder haszen, wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlaszen.

49. Das Loch im Aermel.

(Erzählung von H. Zschokke.)

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen. Wir Beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrißen. Da gab's Schläge zu Hause; aber es blieb beim Alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden. „Aus euch Beiden gibt's in Ewigkeit nichts!" sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weiß gepuderter Perücke, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschraken. Albrecht fragte: „Warum nicht?"

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?" Dabei faßte er Jeden von uns an die Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerißenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch", sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas Anderes."

Wir Beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebeßert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrißenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perücke hat so Unrecht nicht Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Waßers löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren Beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachläßigkeit sehen. Das sagte mir der Herr Principal nachher. „Ich sehe ihm an," sagte er, „er hält das Seine zu Nath; aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit beßern Alles ohne Mühe, ohne Kunst. Man laße nur das Loch nicht größer werden, sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt

sich und das Leben nicht. Mein Principal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Principal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in eine Condition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum. So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch in meinem Aermel aufweisen? Hilf Andern, wie dir Gott durch Andere geholfen hat. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichthum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

50. Der Herr und der Knecht.

(Von Fr. Rückert.)

1. Es ritt ein Herr — das war sein Recht, — zu Fuße ließ er geh'n den Knecht. Er reitet über Stock und Stein, daß kaum der Knecht kann hinterdrein. Der Treue schleppt sich hinterher dem leichten Ritt und fürchtet sehr, zu Falle komm' er schwer.

2. „Herr! Herr!" erschallt des Knechtes Ruf: „Ein Nagel ging Euch los vom Huf, und schlagt ihr nicht den Nagel ein, so wird der Huf verloren sein." — „Ei Nagel hin und Nagel her! der Huf hat ja der Nägel mehr und hält noch ungefähr."

3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf: „Herr, losgegangen ist ein Huf, und schlagt Ihr nicht das Eisen an, so ist es um das Roß gethan." — „Hufeisen hin, Hufeisen her! das Rößlein hat Hufeisen mehr und geht noch wie vorher."

4. Und eh' der dritte Ruf erschallt, da ist er an den Stein geprallt; das Rößlein liegt und steht nicht auf. Beendet ist des Herren Lauf. Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her;" er rafft sich auf und schreitet schwer mit seinem Knecht einher.

51. Von des Kaisers Bart.

(Von Em. Geibel.)

1. Am Schank zur goldnen Traube,
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

2. Ein frischer Bursch' war Jeder,
Der Eine am Gurt das Horn,
Der Zweit' am Hut die Feder,
Der Dritte mit Koller und Sporn.

3. Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirth den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen,
Und sangen und tranken frisch.

4. Da war auch Einer d'runter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rothbart munter
Zu sprechen hub er an.

5. »Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

6. Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart,
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart.«

7. In's Wort fiel ihm der Zweite,
Der mit dem Federhut:
»Ei Bursch', bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

8. Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg im Harz;
Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz.«

9. Da fuhr vom Sitz der Dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

10. »So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'! —
Ich sah den Kaiser zu Kößen,
Sein Bart war weiß, war weiß!«

11. Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun;
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehau'n.

12. Verschüttet aus den Kannen
Floß der viel edle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden d'rein.

13. Und als es kam zum Wandern,
Ging Jeder in zornigem Muth,
Sah Keiner nach dem Andern,
Und waren sich jüngst so gut.

14. Ihr Brüder, lernt das Eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart.

52. Die Pfeife.

(Von Franklin.)

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünze. Ich wuszte nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinder-

spielwaaren verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, dasz ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel, eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus, denn meine Pfeife machte mir eben so viele Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, dasz ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie werth sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viele schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich auch noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Aerger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdrusz, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, dasz er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückliesz, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung gerieth, etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife; und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: Der gibt zu viel für seine Pfeife.

Sah ich einen Andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachläszigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife.

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsze zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife.

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu vermehren,

blosz sinnlichen Genüszen hintenansetzte, so sagte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du gibst zu viel für deine Pfeife.

Sehe ich Einen in schöne Kleider, schönes Hausgeräthe und schöne Equipagen, die all' sein Vermögen übersteigen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschlieszen, so sagte ich: O weh! der hat seine Pfeife sehr theuer bezahlt.

Wenn ich ein schönes, sanftmüthiges Mädchen an einen ungeschliffenen Grobian von Mann verheirathet sehe, so sage ich: Es ist ewig Schade, dasz sie so viel für ihre Pfeife gegeben hat.

Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, dasz die Menschen sich den gröszten Theil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, dasz sie den Werth der Dinge nicht richtig zu schätzen wiszen und dasz sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

53. Die Posaune des Gerichts.

(Erzählung von B. Auerbach.)

Gar wunderſam und ſeltſam werden oft die Verhältniſſe des Menſchenlebens verknüpft. Das ſind Knoten und Maſchen, die keine Menſchenhand, und ſei ſie noch ſo kunſtgeübt, knüpfen kann; das ſind Verwicklungen, die der pfiffigſte Verſtand nicht löſen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das iſt eben das Wunder, daß Alles gewöhnlich iſt und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt ſich das wieder an dieſer Geſchichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer ſich ſcheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine ſchreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigal hielt inne mit ihrem ſchmetternden Geſange, als der Knieende den Dahingeſtreckten ausſuchte und Alles, was er fand, zu ſich ſteckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauſchte, hinabtragen, um ihn dort zu verſenken. Plötzlich blieb er ſtehen, keuchend unter der todten Laſt. Der Mond war herausgetreten und warf ſein ſanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Poſthorn die Weiſe des Liedes: „Denkſt du daran!" Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf ſeinem Rücken lebendig werde und ihn

erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still, und nur die Wellen floßen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durch's Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkungen sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an dessen Fuße die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüber zieht, sollte nun des andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; Jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug. Möge Der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen, von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen laßen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor Ihm, der über alle Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu faßen vermögen." — „Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und Alle hoben die Hände

empor. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu Dir, o Allwißender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . . . . "

Da plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!" Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!" — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständnis abpressten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genoßenschaft der Menschen geschieden.

54. Die Sonne bringt es an den Tag.

(Von A. v. Chamisso.)

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringel an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblasst:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

3. „Wer nicht? was nicht?" die Frau fragt gleich:
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann, noch will!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?"

5. „Nein, nimmermehr!" — „Du sagst es mir noch." —
„Ich sag' es nicht." — „Du sagst es mir doch." —
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hung'rig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: „Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!"
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag!"

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbos't —
Du, schau' nicht hin und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesu Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!"
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag!

55. Sprichwörter und Sentenzen.

(Satzgefüge mit Ergänzungs- oder Objectivsätzen.)

a. 1) Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. 2) Das Glück hilft denen, die sich selbst helfen. 3) Man thut geschwind, was lange gereut. 4) Wir vergeßen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt. 5) Die Katze hat's gern, wenn man sie streichelt. 6) Hör auch, was der Andere sagt, wenn du hörst, daß Einer klagt. 7) Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad'. Göthe. 8) Es lös't der Mensch nicht, was der Himmel bindet. Schiller. 9) Es singt die Natur dem, welcher sie schuf. 10) Man hat zum Sprichwort gemacht: Noth hat kein Gebot. 11) Lavater sagt, jeder Mensch habe seine Teufels-Augenblicke. 12) Sieh zu, ob dein Führer selbst auch den Weg weiß. 13) Sage nicht Alles, was du weißt; aber wiße immer, was du sagst. Claudius. 14) Glaube nicht Alles, was du hörst; thue nicht Alles, was du kannst. 15) Der große Mensch vollendet durch sein Andenken, was seine Gegenwart nicht vollbrachte. 16) Sieht man am Hause doch deutlich, wes Sinnes der Herr ist. Göthe. 17) Jeder spricht gern von dem, was ihm das Erfreulichste ist. 18) Man sieht's Einem an den Augen an, was er im Schilde führt. 19) Dort werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah. Gellert. 20) Vergiß nicht Deines Gottes, o Seele, vergiß nicht, was er dir Gutes gethan. Ders. 21) Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast. Gellert. 22) Häng' an die große Glocke nicht, was Jemand im Vertrauen

spricht. Claudius. 23) Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden laßen. Hebel. 24) Die Geschichte zeigt, daß Völker und Staaten nur durch zeitgemäße Reformen gewinnen und vorwärts schreiten; daß nicht Stillstand und Rückgang, sondern Fortschritt zum Beßern in dem großen Plane der Weltregierung mit unserm Geschlechte liegt, und das wahrhaft Große und Gute, das die Völker erhob und die Staaten kräftigte, auf dem Wege allmählicher Reformen vermittelt und gewonnen ward. Pölitz. 25) Mit ihrem heil'gen Wetterschlage, mit Unerbittlichkeit vollbringt die Noth an einem großen Tage, was kaum Jahrhunderten gelingt. Hölderlin.

b. 26) Wer etwas kann, den hält man werth. 27) Was Häuschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. 28) Wer viel begehrt, dem mangelt viel. 29) Wer ins Feuer bläs't, dem fliegen die Funken in die Augen. 30) Was dich nicht brennt, das blase nicht. 31) Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen um den Kopf. 32) Wer Mäuse im Kopfe hat, dem muß man eine Katze hineinsetzen. 33) Wem das Gefieder zu groß werden will, dem zieht die Welt die Schwungfedern aus. 34) Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 35) Wer's Kleine nicht acht't, dem wird's Große nicht gebracht. 36) Wer den Acker pflügt, den pflegt der Acker. 37) Was Allen gefällt, man schwer behält. 38) Was du heute thun sollst, verschiebe nicht bis morgen. 39) Wen der liebe Gott naß macht, den macht er auch wieder trocken. 40) Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. 41) Was Gott will erretten, kann Niemand zertreten. 42) Was Gott will erquicken, kann Niemand unterdrücken. 43) Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. 44) Was Hände bauten, können Hände stürzen. 45) Wie hoch die Gerichte Gottes sind, kann begreifen kein Menschenkind. 46) Was Gott spart in die Länge, das straft er mit Strenge. 47) Was Du Niemandem geben willst, sollst Du auch von Niemandem verlangen. 48) Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Schiller.

56. Das Schreibheft.

(Erzählung von J. L. G. Walther.*)

„Potz Blitz!" rief die Wirthin überrascht, „da hält eine Kutsche, und erst eine schöne, und ist der Hausknecht nicht da, und mein Mann bleibt auch so lange aus. Wie, Martin, lauf'

*) »Der redliche Hausfreund. Erzählungen für das Volk und seine Kinder. Von J. L. G. Walther.«

du geschwind hinaus und hilf ausspannen! Wo ist denn der?" fragte sie, als sie ihren Kopf von dem Fenster wegdrehte. — „Der ist gleich hinausgelaufen, wie er die Kutsche sah," sagte eines ihrer Mädchen. — „Ja, das ist Einer," bemerkte die Wirthin, indem sie schnell ein paar Bierringe vom Tische wischte, „dem braucht man nichts zu sagen; der hat schon selber seine Augen." —

In diesem Augenblicke trat ein freundlicher, etwas bejahrter Herr in das Zimmer. „Guten Morgen oder guten Tag," sagte er. „In meinem Magen aber ist es Mittag. Ich habe einen fürchterlichen Hunger und kann nicht mehr bis nach München warten. Was kann man schnell haben, Frau Wirthin?" —

„Ein Eierhaber oder gebackene Eier," antwortete diese, „wären am schnellsten fertig, und Salat dazu. Ich habe prächtigen Kopfsalat in meinem Gärtchen, und guten Eßig und gutes Oel habe ich auch. Sind Ihnen vielleicht auch geräucherte Würste gefällig?" —

„O," rief der Herr vergnügt, „da geht es ja zu, wie in einem großem Gasthofe." — „Ja," antwortete die Wirthin lachend, „da kann man nach Allem fragen." — „Nun, jetzt nur schnell!" sagte der Herr.

Der Bediente desselben brachte eine schöne Tabackspfeife und einen prächtigen Tabacksbeutel. Martin hatte auch schon ein Licht auf den Tisch gestellt.

„Da hat sie einen flinken Jungen," sagte der Herr noch zur Wirthin, als sie die Küchenthür aufmachen wollte. „Ich wollte, er gehörte mir," antwortete sie; „aber ich habe lauter Schürzen im Hause. Er gehört einem armen Taglöhner, und der hat lauter Hosenträger. So ist eben Alles ungleich in der Welt vertheilt. Er hilft nur manchmal aus und fragt im Vorbeigehen an, wenn er aus der Schule kommt. Heute ist er grade recht gekommen; denn so vornehme Herren sprechen selten bei uns ein."

Man hörte in der Küche eilig kleines Holz machen. „Tummle dich," rief die Wirthin ihrem Mädchen zu; „der Herr hat Hunger. Hol' frische Eier aus dem Neste! — Da, klopf' den Teig recht durch, und spar' dein Armschmalz nicht! — Du, Martin, steig' geschwind in den Kamin hinauf und hol' ein Dutzend Bratwürste herab; denn der Bediente und der Kutscher werden auch etwas wollen und ihre eigenen Magen haben. Dann gehst wieder hinein und guckst, ob der Herr nichts braucht. — Du da, mach' fein die Augen auf und putz' den Salat sauber, daß nichts d'ran hängen bleibt. Wasch' ihn drei Mal! — Wenn nur mein Mann käme! — Der guckt gewis wieder jeden Halm extra an." —

Der Herr, der unterdessen in dem Zimmer auf- und abging und die aufgehängten Bilder betrachtete, lachte im Stillen über den Eifer der Wirthin, die nicht daran dachte, daß man in dem Wirthszimmer jedes Wort hören konnte. — Die verschiedensten und schlechtesten Portraits und Bilder hingen an den Wänden herum. Bei einem Bilde mußte er dennoch lächeln. Da stand unter der Thür seines Hauses ein Wirth mit einem ungeheuern Bierbauche und einem eben so dicken Kopfe. Hungrige und durstige Reisende näherten sich dem Wirthshause. Der Wirth, der mit seiner Maschine die Hausthür ausfüllte, daß kaum eine Maus hätte hineinschlüpfen können, rief den Kommenden folgenden Vers entgegen:

»Komm' herein, du lieber Gast,
Wenn du Geld im Beutel hast.
Hast du eins, so setz' dich nieder,
Hast du kein's, so geh' gleich wieder!« —

In diesem Augenblicke trat der Wirth mit der Kappe in der Hand in das Zimmer und machte ein Compliment, so gut es sein dicker Bauch erlaubte. Er sah gerade aus, als ob der Wirth im Bilde nach ihm gemacht worden wäre.

„Nun," sagte der Herr, indem er auf das Verschen blickte, „bei ihnen scheint nicht jeder Gast aufgenommen zu werden." — „Halten zu Gnaden," antwortete der Wirth, während sein Gesicht noch röther wurde, „Reden und Thun ist zweierlei. Das wäre mir ein schöner Wirth, der es so machen wollte, wie in dem Verschen da steht. Man hängt so etwas nur zur Recreation auf. Es gibt aber schon so unbarmherzige Schlingel, die einem armen Handwerksburschen gern zuvor in den Sack gucken möchten, ob sie eine halbe Bier und ein Stück Brot d'ran wagen dürfen. Und die brauchen es gerade am nothwendigsten. Ein leerer Beutel und ein leerer Magen sind schwer zu ertragen, so leicht sie auch sind. — Was will man da machen! — Da muß man doch wenigstens den Magen füllen, wenn man auch in den Beutel nicht viel stecken kann. Unser Herr Gott hat gar viele hungrige Kostgänger! — Aber sie könnten alle satt werden, wenn die Menschen wären, wie er sie haben will; aber an diesen fehlt es. Da ist der Eine ein Filz, dem ein Kreuzer am Finger hängen bleibt; ein Anderer ein Bruder Lustig, der Alles durchbringt; ein Dritter liegt auf der Bärenhaut und meint, die gebratenen Tauben fliegen ihm in's Maul. Der kann es aber lang' aufreißen. Es wird kein Stück schimmlig Brot kommen, wenn er seine faulen Knochen nicht rührt. Einem Andern sind die Karten lieber, als ein Gebetbuch. — Es ist eine curiose Sache um die Menschen! — Da klagt immer Einer über den Andern, und Jeder sollte sich selbst zuerst Ohrfeigen geben." — „Das

ist wahr, Herr Wirth," sagte der Herr, dem der dicke, treuherzige Mann wohlgefiel. In diesem Augenblicke blätterte er Martin's Schulbücher durch, die auf einem Seitentischchen lagen, und freute sich, keinen Schmutzflecken in denselben zu finden. Er nickte beifällig mit seinem Kopfe. Der Wirth wendete kein Auge von ihm weg und lächelte vergnügt, als er merkte, daß dem Herrn die Bücher gefielen. Als dieser aber das Schreibheft in die Hände nahm, wurde jener ganz blauroth, weil er fest überzeugt war, daß der Herr sich nicht wenig wundern würde. — Dieser machte auch wirklich große Augen, als er die Aufschrift sah, und der Wirth machte die seinigen auch auf, so weit er nur konnte. Sie war auch wirklich vorzüglich schön geschrieben und ein Schreiblehrer hätte es nicht beßer machen können. Wie gestochen stand auf dem Umschlage: „Schönschreibeheft für Martin König." Da war ein Buchstabe wie der andere.

„Potz tausend!" murmelte der Herr für sich. Der Wirth wischte seelenvergnügt über seinen Mund. Das Wundern des Herrn wurde immer lebhafter, je mehr Seiten er betrachtete. Auf der letzten stand ein Verschen, das Martin selbst gemacht zu haben schien. Es hieß:

»Ich heiße Martin König
Und habe doch nur wenig,
Kann nicht einmal ein Schreiner werden,
Was mir das Liebste wär' auf Erden.«

„Hat wohl der Junge das Verschen selbst gemacht?" fragte der Herr überrascht, nachdem er es laut vorgelesen hatte. „Das glaube ich auch," fuhr der Wirth jetzt los. „Wenn er nur so Geld machen könnte, wie Schnaderhüpfeln! — Der hat einen geschickten Kopf; aber da fehlt es bei seinem Vater. Der hat ein halbes Dutzend Buben; aber den Daumen kann er nicht rühren, so viel er auch seine Arme und Füße rührt. — Dem Buben steckt immer ein Schreiner im Kopfe! In München hätte man wohl einen Lehrmeister gefunden und das einen von den vornehmen; aber der will achtzig Gulden Lehrgeld. — Wo soll das herkommen? — Du liebe Zeit! — Eine Karolin wollte ich gern dazu spendiren." — „Ihr müßt auch einen tüchtigen Schullehrer haben," fuhr der Herr fort. — „So ist auf funfzig Stunden Wegs keiner zu finden," antwortete der Wirth; „aber schauen's, es geht ihm auch hart. Sieben Kinder und eine geringe Stelle. Da kann man sich den Magen nicht verderben; es müßte nur vom Fasten sein! — Daß man doch die Lehrer nicht beßer bezahlt! — Die sind doch die Hauptpersonen in jedem Dorfe und in jeder Stadt, wenn man die Sache beim Lichte betrachtet. Ich gäbe meinen kleinen Finger d'rum, wenn ich in meiner Jugend einen solchen Lehrer gehabt hätte. Meine Mäd-

chen können jetzt schon beßer schreiben und rechnen, als ich, und das Lesen geht wie geschmiert. Das ist als eine Lust, wenn man es so hört. Wenn ich etwas auszurechnen habe, so rufe ich nur eine und die rechnet es mir aus dem Kopfe aus und hat es schon, ehe ich noch angefangen habe. — Es sind jetzt andere Zeiten." —

Unterdessen hatten ein paar Mädchen gedeckt und Alles in der größten Ordnung auf den Tisch gebracht. Das Tischtuch und die Serviette waren blendend weiß und das Besteck war glänzend geputzt.

Trippelnd kam die geschäftige Wirthin mit einer Suppenschüßel aus der Küche. „So, wenn's gefällig ist, Euer Gnaden," sagte sie freundlich. „Sie haben lang' warten müßen. Ich wünsch' den besten Appetit!" — „Nein, nein," antwortete der Herr, „es ist recht schnell gegangen." — „Passirt," sagte die Wirthin, die sich über den Lobspruch freute. „Den besten Appetit!" wiederholte der Wirth, als sich der Gast setzte.

„Da steht ein Salzfaß," fügte die Wirthin hinzu, „wenn allenfalls die Suppe nicht genug gesalzen sein sollte. Zugeben kann man immer, aber mit einer versalzenen Suppe ist's aus." — „Die Suppe ist vortrefflich," bemerkte der Herr, als er einen Löffel voll begierig versucht hatte.

„Blasen's doch, ich bitte Ihnen," sagte die Wirthin ängstlich; „sie ist heiß und kommt gerade vom Feuer."

Vergnügt eilte sie in die Küche und sagte zu ihren Mädchen: „Das ist ein braver Herr! Passt nur recht auf, daß Nichts fehlt! Du, Marie, hol' eine Halbe vom Guten und sieh fein, daß das Krüglein recht rein ist! Schwenk' es nur noch einmal recht aus!" —

Dem Fremden schmeckte es vortrefflich. Der Wirth simulirte, wie er ihn unterhalten könne, was aber gar nicht nöthig gewesen wäre.

„Euer Gnaden kommen wohl aus der Schweiz? wenn ich fragen darf," begann er. Jener bejahte es und der Wirth erzählte, daß er auch einmal dort gewesen sei, daß ihm aber das Bergsteigen gar nicht gefallen habe. Dabei that er einen bedenklichen Blick nach seinem Bauche. — „Geht die Reise noch weit? wenn ich fragen darf," fing er wieder an. — „Ungefähr dreißig Stunden weit," antwortete der Herr. — „Nun, das können Ihre Pferde schon aushalten," bemerkte der Wirth. „Das sind ein Paar Staatsgäul'; aber zum schweren Zug' taugten sie nicht. Sie müßen eben auch verschieden sein, wie die Menschen. Man braucht sie zu Allerhand. — Aber wie kommt es denn, wenn ich fragen darf, daß Sie die zwei Stunden nach München nicht gar

hineingemacht haben? Da hätte man Ihnen anders aufgewartet, als in einem solchen Bauernwirthshause." —

Der Herr deutete auf seinen Magen und sagte: „Der da drinnen hat mir keine Ruhe mehr gelaßen." — Der Wirth lachte und sagte: „In solchen Sachen geht es halt den Vornehmen, wie unser Einem, und dem Kameraden da drinnen müßen sie eben auch folgen. Da hilft nun einmal nichts!" —

Der Herr nahm das Krügelchen in die Hand und betrachtete mit Vergnügen die klare Farbe des Biers und that hierauf einen tüchtigen Zug, so daß der Wirth in Gedanken mitschluckte. — „Das ist herrliches Bier," sagte er. „Beßeres habe ich kaum getrunken. Sie sind ein Meister in Ihrem Fache." — Das Gesicht des Wirthes kam in eine gewaltige Bewegung, und es sah gerade aus, als ob er gerührt wäre. — „Das ist mir eine Ehr'," sagte er, „wenn es nach Ihrem Gusto ist." —

„Ich möchte nur wißen, wer der Herr ist," sagte die Wirthin in der Küche. — „Das ist der Graf Kanitz aus Franken," sagte Martin, der gerade in die Küche kam. „Ich hab' es gerade vom Kutscher erfahren. Der lobt seinen Herrn über den Schellenkönig, und Geld soll er haben, wie Heu." — „Du mußt doch Alles wißen," sagte die Wirthin zufrieden. „Du bist ein Hauptschlankel!" —

„Martin, komm' herein!" rief der Wirth durch die Küchenthür. — „Du sollst dem Herrn das Pfarrhaus zeigen." — Martin kam eilig mit der Kappe in der Hand und brachte dem Grafen ungeheißen Mütze und Stock.

„Das ist geschickt von dir," sagte der Graf und blickte den muntern Buben mit Wohlgefallen an. Dieser öffnete die Thür und folgte ihm. — „Gute Verrichtung!" rief der Wirth, als der Graf fortging.

Martin ging hintendrein. Der Graf aber sagte zu ihm: „Geh' nur voran; ein Wegweiser gehört vorn hin!" —

Martin schielte immer zurück, ob er doch nicht zu schnell oder zu langsam ginge, und richtete sich nach dem Gange des Grafen, was diesem sehr wohl gefiel.

Als sie an das Pfarrhaus gekommen waren, sagte der Graf zu ihm, er solle vor der Thür warten, bis er zurückkäme. Martin setzte sich auf einen Stein vor der Hausthür und spielte mit dem Hunde, der ihn gut kannte und ihm seine Hände beleckte.

„Gegen so einen Hund," dachte er, „bin ich auch ein Graf." — Nach kurzer Zeit kam die Pfarrmagd eilig zur Hausthür heraus. — „Wohin so schnell?" fragte Martin. — „In's Schulhaus," antwortete sie. „Ich muß den Herrn Lehrer holen. — Was gibt es wohl da droben?" — „Da fragst du mich zu viel," antwortete Martin. — „Wer ist denn der Herr?" fragte die Magd. — „Das will ich dir sagen," erwiderte Martin heimlich,

„das ist ein Fremder! Sag' es aber Keinem!" — „O," antwortete die Magd ärgerlich, „so viel weiß ich auch. Du bist eben ein Schlankel und bleibst einer." — Martin lachte und streichelte den Hund, der ihm ganz verliebt in die Augen blickte.

Bald darauf kam der Lehrer, der keinen Wegweiser brauchte. Martin stand auf und grüßte ihn freundlich. „Was machst denn du da?" fragte ihn der Lehrer. — „Ich warte auf mein Glück, Herr Lehrer," antwortete Martin. „So!" erwiderte jener. „Wenn du nur nicht zu lange warten mußt!" — „Ich kann schon warten," sagte Martin. — „Das Nachlaufen nützt ja doch nicht viel, wie Sie uns gesagt haben." — Das Gespräch im obern Zimmer wurde ziemlich laut, und Martin spitzte die Ohren. Er hörte seinen Herrn Pfarrer sagen: „Das ist mir sehr leid, Herr Graf; aber es freut mich auch wieder herzlich." — „Das betrachte ich als eine Fügung Gottes," sagte der Lehrer dazwischen. —

„Nun, was gibt es denn da? — Leid und Freud'? — Weißt du's nicht, Perdrix?" fragte er den Hund. Dieser brummte und wedelte mit seinem Schwanze.

Nach einiger Zeit kam der Lehrer mit einem ganz rothen Gesichte und sagte hastig zu ihm: „Martin, hebe dein Schreibheft auf und gib es um keinen Preis her! Du hast gut prophezeiht."

Martin bekam einen eben so rothen Kopf und blickte ihm ganz erstaunt nach und hätte gar nicht geglaubt, daß er so schnelle Schritte machen könnte. Er merkte wohl, daß er gerne gelaufen wäre, wenn es sich geschickt hätte.

„Warum soll ich denn gerade das Heft aufheben?" dachte Martin. „Meine andern sind ja eben so schön geschrieben." — Bald darauf kam der Graf, den der Pfarrer bis unter die Hausthür begleitete. Dieser war gegen jenen besonders freundlich und sagte beim Fortgehen: „Diesen Tag, Herr Graf, werde ich mit rother Dinte anstreichen!" — Dabei warf er einige vergnügte Blicke auf Martin, der schon in Bereitschaft stand, wie ein Vorreiter.

„Der guckt mich aber an," dachte er, als er die Augen des Pfarrers sah. Es war ihm ganz wohl um das Herz, ohne daß er recht wußte, warum.

Der Wirth und die Wirthin erwarteten seine Zurückkunft mit der größten Neugierde und hofften, recht viel Merkwürdiges zu erfahren. Der Wirth sah dem Grafen in das Gesicht, als wolle er in demselben lesen.

„Nun," sagte er, „ist Alles recht gut gegangen? wenn ich fragen darf." — „O ja, vortrefflich," versetzte der Graf. „Ihr habt einen gescheidten und braven Herrn Pfarrer." — „Da ist keine Frage," antwortete der Wirth. „Der kann mehr, als zehn zählen. Das ist einer aus dem ff." „Ich glaube, ihr habt hier

Alles aus dem ff," bemerkte der Graf vergnügt, indem er den Deckel seines Krügleins aufmachte und mit Wohlgefallen den milchigen Schaum des Biers betrachtete.

Der Wirth ärgerte sich ein wenig, daß er nicht herausbringen konnte, was der Graf in dem Pfarrhause gethan habe. Er machte einen neuen Versuch. „Sie kennen wohl unsern Herrn Pfarrer schon länger?" fragte er. „Es war das erste Mal, daß ich ihn sah," erwiderte der Graf. — „Der Guckguck auch," dachte der Wirth, „da klopft man überall umsonst an." —

Unterdessen hatte die Wirthin in der Küche ein strenges Examen mit Martin angestellt; aber sie konnte natürlich nichts aus ihm herausbringen, da er selbst nichts wußte. Das „Leid und Freud'" konnte ihr wenig helfen. Sie vertröstete sich daher auf den Pfarrer und den Lehrer. Der Graf kam ihr jetzt bei weitem nicht mehr so brav vor, als er seine Zeche bezahlte und anspannen ließ, ohne etwas von seinem Geheimnisse verrathen zu haben. Er gewann aber sogleich wieder in ihren Augen, als er beim Einsteigen dem Martin einen Kronenthaler schenkte.

Der machte Bocksprünge! — „Nun," sagte die Wirthin, indem sie voll Erstaunen ihre Hände zusammenschlug, „dir blüht heute der Weizen! Für ein solches Trinkgeld liefest du hundert Mal in das Pfarrhaus, gelt? Mach' nur gleich, daß du heim kommst! Das wird eine Freude sein!" —

Martin nahm seine Schulbücher und blickte dabei sein Schreibheft noch besonders an. Er galopirte nach Hause, wie ein ausgelaßenes Füllen. — „Wie der springt!" sagte der Wirth und wischte sich die Augen aus.

Nach einer kleinen halben Stunde kam Martin's Vater ganz außer sich in das Wirthszimmer und sagte keuchend: „Hab' ich so etwas in meinem Leben gehört! Denket nur, ihr Leut', der Herr bezahlt das Lehrgeld für meinen Martin und Alles, was er in der Lehre braucht. Gerade bin ich beim Herrn Pfarrer gewesen. Der soll Alles für ihn bezahlen. Es gibt doch noch rechte Capitalmenschen auf der Welt. Das muß einmal wahr sein!" —

„Jetzt ist's recht," rief der Wirth, indem er mit seinen Fingern schnalzte; „jetzt ist dir geholfen, Bruderherz!" — „Heute sollst du eine Halbe umsonst haben," sagte die Wirthin vergnügt.

„Aber noch Etwas", fügte Martin's Vater kleinlaut hinzu: „Der Herr fischt uns auch unsern Lehrer weg." — „O Sacredie," fuhr der Wirth auf, indem er sich hinter den Ohren kratzte; „wird doch das nicht sein!" — „Ja, ja, es ist ganz gewis," versicherte Martin; „der Herr Pfarrer hat es mir selbst gesagt. Er bekommt erst einen recht guten Dienst." — „Das ist mir in den Magen gefahren," versicherte der Wirth, „und ich könnte

jetzt keinen Tropfen trinken, so stroh-dürr mir auch die Zunge ist. Jetzt wollt' ich gleich — — Nun, ich will nicht weiter reden." — „D'rum hat der Martin von Leid und Freud' gehört," fiel die Wirthin ein. „Ja, ja, da ist freilich Leid und Freud' beisammen. Wo kriegen wir wieder einen solchen Lehrer her? Eigentlich sollte der ganze Ort zusammenlegen und wir sollten ihn nicht fortlaßen." — „Geh' mir weiter!" antwortete der Wirth. „Wenn es heißt, den Daumen rühren, da hat Jeder steife Finger. O Mäd'le, jetzt ist's gefehlt für euch. Lieber wären mir meine zwei schönsten Pferde gefallen." — „Versündige dich nicht!" sagte die Wirthin, indem sie mit ihrer Hand abwehrte. — „Es ist ja wahr," versetzte der Wirth und that wieder einen tüchtigen Schluck.

So sprachen sie lange hin und her und kamen doch nicht weiter. Endlich kam auch der Lehrer. Der Wirth und die Wirthin und ihre Kinder sahen ihn ganz betrübt an. — „Ist es denn wahr?" fragten ihn Beide. — „Freilich ist es wahr," antwortete Jener, „und der liebe Gott hat mich endlich einmal aus meinen Nahrungssorgen erlöst. Hätte ich nur halbweg leben können, so hätte mich kein Mensch fortgebracht. Aber sieben Kinder und darunter fünf Buben, kosten etwas. Denket nur, ich bekomme einen Dienst, der obenhin Sechshundert einträgt und dazu einen solchen Herrn! — Der ist auch noch sechshundert Gulden werth. — Jetzt kann ich doch auf meine Buben etwas wenden; Gott sei Lob und Dank!" —

„Es ist ein Elend," bemerkte der Wirth, „und ich habe erst heute davon gesprochen, daß man die Schuldienste so mager sein läßt. Es ist fast, als ob die Lehrer von der Luft leben sollten. Luft brauchen sie freilich genug, das ist wahr, denn sie müßen viel reden; aber der Magen will auch seine Sachen haben, und wenn man in einer Mühle nicht aufschüttet, so gibt es kein Mehl, und wenn ich meine Pferde nicht füttere, so hängen sie die Köpfe und ziehen schlecht. Für Sie freut es mich, Herr Lehrer, daß Sie aus ihrer Klemme herauskommen; aber für uns und unsere Kinder ist es gefehlt." —

Der Lehrer suchte ihn zu beruhigen und sagte, daß er einen Seminaristen kenne, mit dem die Gemeinde gewis zufrieden wäre. Da diese ihren Lehrer selbst wählen dürfe, so könne es ihr nicht fehlen.

Am glücklichsten aber fühlte sich Martin. Dieser blätterte sein Schreibheft wohl sechsmal durch und betrachtete jede Seite, als wolle er sein Glück daran erkennen. Als er an das Verschen kam, so nahm er eine Feder und schrieb darunter:

»Jetzt bin ich auch ein König
Und habe nicht mehr wenig;
Jetzt kann ich auch ein Schreiner werden,
Was mir das Liebste ist auf Erden.« —

„Juchhe!" rief er und steckte seine Feder in das Federrohr. Nach einem halben Jahre kam er aus der Schule und zu seinem Meister nach München, der bald merkte, daß er einen seltenen Lehrjungen bekommen habe. „Man meint," sagte er oft zu seiner Frau, „dem Buben wäre das Schreinerhandwerk angeboren. Was Der für eine geschickte Hand hat! Alles gelingt ihm und alle Augenblicke hat er einen neuen und gescheidten Einfall, daß ich mich manchmal schäme, daß ich ihn nicht selbst gehabt habe, und das Zeichnen lernt er aus dem Fundamente. Er geht aber auch immer mit dem Schlage fort, damit er ja keine Minute versäumt. Es ist eine Lust, seine Zeichenhefte zu sehen. Da ist Alles wie geblasen. So waren eben auch seine Schreibhefte, und was eine Neßel werden will, brennt bei Zeiten."

Der Pfarrer sah sich fleißig nach ihm um und schrieb dem Grafen die Lobsprüche, die er von dem Meister gehört hatte. — Sein ehemaliger Lehrer schrieb ihm oft und ermahnte ihn, recht brav zu bleiben und den Dank gegen seinen großen Wohlthäter ja niemals zu vergeßen. Die Lehrjahre verschwanden ihm schnell, und er war ein ausgezeichneter Gesell geworden, ohne daß er es beinahe wußte. Er freute sich auf die Wanderschaft, und sein Herz trieb ihn, zuerst seinen Wohlthäter und seinen Lehrer aufzusuchen. Aber er wollte nicht mit leeren Händen erscheinen und hatte daher schon längst für den Grafen ein wunderschönes Gestell zu Tabackspfeifen aus Ebenholz und für seinen Lehrer ein eben so künstliches Schreibzeug gemacht. Beide Kunststücke befestigte er oben auf sein Felleisen und ergriff fröhlich seinen Wanderstab.

Sein Herz pochte vor Erwartung, als man ihm das Schloß des Grafen in der Ferne gezeigt hatte, und er machte immer schnellere Schritte, je näher er demselben kam, ob es gleich bergauf ging. Vor dem Thore band er das Gestell ab und gab es dem ersten Bedienten, der ihm begegnete. Dieser blickte ihn ganz überrascht an und meinte, dieses Gesicht müße er schon einmal gesehen haben. — Martin, der ihn gleich erkannte, ließ sich nichts merken. Der Bediente kam gleich wieder und sagte, er möchte schnell zum Herrn Grafen kommen. — „Jetzt gehen mir die Augen auf," rief er und gab ihm seine Hand. „Der Eierhaber und die guten Bratwürste schmecken mir noch. — Und erst das gute Bier! — Ei, ei, so werden eben aus den Kindern auch Leute!"

Der Graf betrachtete mit großer Freude den wohlgebildeten, hübschen Menschen, als er in das Zimmer trat.

„Martin," rief er ihm entgegen, „Du bist geschickter, als ich; Du hast den weiten Weg zu mir allein gefunden und ich getraute mir nicht einmal allein in das Pfarrhaus! — Martin hatte recht viel sagen wollen, brachte aber anfangs kein Wort

hervor. Desto mehr Thränen floßen aus seinen Augen, und er blickte den Grafen unverwandt an. Dieser konnte selbst seine Rührung kaum verbergen. Er reichte ihm eine Hand und sagte: „Dieses Gestell da sagt mir genug, und ich freue mich herzlich, Deinen Namen darauf zu sehen, wie vor vier Jahren auf Deinem Schreibhefte.“ —

Martin mußte nun erzählen, so viel er wußte. Dann wurde er eingeladen, mit der Dienerschaft zu eßen, da es um die Mittagszeit war. Er bat aber um die Erlaubnis, vorher noch seinen Lehrer aufsuchen zu dürfen. Welche Freude, als er dort erkannt wurde! Wäre es der eigene Sohn gewesen, so hätte diese Freude nicht größer sein können.

„Dies Schreibzeug gebe ich nicht um tausend Gulden her,“ sagte der Lehrer. „Du hast doch Dein Schreibheft noch?“ — „Ei freilich,“ antwortete Martin, „das gebe ich auch nicht für tausend Gulden.“ —

Martin war bei dem Eßen voll lustiger Einfälle, und die ganze Dienerschaft gewann ihn lieb. — Er mußte so viel erzählen, daß ihm kaum Zeit zum Schlucken blieb; aber sein hungriger Magen war am Ende doch zufrieden. „Hier brauche ich in keinen Camin zu steigen,“ sagte er. Nach ein paar glücklichen Tagen setzte er seine Wanderschaft fort. Der Graf hatte ihn reichlich beschenkt. Tüchtige Meister fand er überall, und er lernte die vorzüglichsten Städte Deutschlands kennen. Sein ehemaliger Lehrmeister, der keine Kinder hatte, schrieb ihm nach mehreren Jahren, daß er ihm sein Geschäft übergeben wolle.

Martin heirathete eine Tochter seines Lehrers und wurde einer der ersten Meister und glücklichsten Familienväter der Stadt. Sein Schreibheft hatte er unter Glas und Rahmen gefaßt und die Seite mit dem Verschen hervorgelegt und es gerade über seiner Hobelbank aufgehängt.

Mancher dachte bei dem Lesen, wenn er die vielen Gesellen in der Werkstatt sah: „Dieser Meister ist auch ein König unter seinen Leuten und vielleicht glücklicher, als ein König.“ —

57. Das Tischgebet.

(Von Fr. Güll.)

An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
Waren beisammen viel reiche Herrn.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
Gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen.

Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süszem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Töchterlein
Und setzte sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Meszer,
Klangen die Gläser und scherzten die Eszer:
Da tönt' auf einmal gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein.
Wie, wenn von fern ein Glöcklein klingt,
Wie, wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings und Jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmählt,
Die Reisenden, die von Abenteuern
Gesprochen und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd' und Wagen
Und Hunden und Moden so Vieles sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte:
Mit gefalteten Händen das Mädchen steht
Und spricht sein gewohntes Tischgebet.
Und wie beseelt von höherem Geist,
Falten auch sie die Hände zumeist
Und horchen Alle recht mit Fleisze
Auf des betenden Kindes Weise.
D'rauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
Und achtet nicht auf All' die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Muszten sich oft noch daran erinnern,
Und Mancher hat wieder gebetet fortan,
Was er schon lange nicht mehr gethan.

58. Die alte Waschfrau.*)

(Von A. v. Chamisso.)

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.

*) Auch des Dichters Waschfrau.

So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeßen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeßen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren:
Sie griff es an mit heiterm Muth;
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz:
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen:
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte

In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

59. Lied eines Armen.

(Von L. Uhland.)

1. Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

2. In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
Ich seh' die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

5. O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
Dein holder Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

60. Sprichwörter und Sentenzen.

(Satzgefüge mit Umstandssätzen

a. des Ortes und der Richtung, b. der Zeit, c. der Art und Weise, d. des Grundes und Zweckes, e. der Bedingung und f. der Einräumung.)

a. 1) Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. 2) Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt. 3) Wo der Zaun am niedrigsten ist, da steigt Alles hinüber. 4) Wo man die Katze streichelt, da ist sie gern. 5) Wo Glück aufgeht, da geht Demuth unter. 6) Wo Dünkel über den Augen liegt, da kann kein Licht hinein. 7) Wo man Liebe säet, da wächst Freude auf. 8) Wo Treue Wurzel schlägt, da macht Gott einen Baum aus ihr. 9) Wo das Auge weint, ist das Herz nicht erstarrt. 10) Wo Einigkeit wohnt, da wohnt Gott. 11) Wo man sich mit Feuerbränden wirft, da bläs't der Teufel in die Kohlen. 12) Wo man den Esel krönt, ist Stadt und Land gehöhnt. 13) Wo nichts Gutes

innen ist, da geht nichts Gutes aus. 14) Wo dein Herz, da dein Gott. 15) Wo der Fluß am tiefsten ist, da ist er am stillsten. 16) Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne. 17) Wo Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. 18) Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz. 19) Wo Frösche sind, da sind auch Störche. 20) Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. Schiller. 21) Wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang. Derf. 22) Wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, hört der innere Werth auf. Semme. 23) Die Last und Mühe des Lebens drückt oft da am meisten, wo sie ganz zu fehlen scheint, wo sie sich unter den Merkmalen und dem Glanze eines glücklichen Schicksals verbirgt. Reinhard. 24) Wo die Hand von nöthen ist, verschafft man wenig mit der Zunge, und wohin das Herz gehört, da verrichtet nichts die Lunge. Logau. 25) Wo Gesetze sind, da ist der höchste Herr im Lande ihr erster Unterthan; wo Niemand von der Unterwürfigkeit der Gesetze ausgenommen wird, da ist Keiner des Andern Sclave. Zimmermann. 26) Wo Menschenkunst nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen. Schiller. 27) Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht, da suche nur den Frommen nicht. Gleim. 28) Da, wo die Pflicht ruft, muß unser Vortheil schweigen. 29) Wo Pflicht und Rechtschaffenheit es fordern, da darf dein Mund nie zum Unrecht schweigen und keine Art von Bestechung die Stimme der Wahrheit zum Schweigen bringen. Knigge. 30) Wo der Mensch nicht ist und nicht wirket, da ist unwegbare Wüste, da herrschen Frost und freudenleere Stille und Tod; wo der Mensch sich zeiget, wo er lebet und wirkt, da macht er sich Bahn, da schmückt sich die Erde mit Blumen und Früchten, da führt die Luft Gesundheit und Stärkung und Wohlgerüche mit sich, da erheitert und belebt sich Alles, da hört man das Geschrei der Heerden, das Frohlocken der Menschen. Zollikofer. 31) Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. Gellert. 32) So weit die Sonne leuchtet, lebt Niemand schattenlos. Logau.

b. 1) Es schlägt nicht immer ein, wenn's donnert. 2) Wenn du die Angel ziehst zu früh, so fängst du nie. 3) Wenn der Zimmermann um's Holz spazieren geht, fällt kein Span. 4) Wenn ein Ding geschehen ist, verstehen es auch die Narren. 5) Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten. 6) Wenn Eine Gans trinkt, trinken sie Alle. 7) Wenn die Gecken zu Markte gehen, lösen die Krämer Geld. 8) Wenn Hochmuth aufgeht, geht Glück unter. 9) Wenn die Gelegenheit grüßt, muß man ihr danken. 10) Man muß sich Pfeifen schneiden, während man im Rohre sitzt. 11) Wenn's Haupt krank ist, trauern die Glieder. 12) Wenn die Hirten sich zanken, hat der Wolf ge-

wonnen Spiel. 13) Wenn die Hunde schlafen, hat der Wolf gut Schafe stehlen. 14) Wenn der Wolf unten liegt, beißen ihn alle Hunde. 15) Wenn's Kalb ersoffen ist, deckt der Bauer den Brunnen zu. 16) Wenn die Keuschheit zum Tanze kommt, tanzt sie auf gläsernen Schuhen. 17) Wenn du die Lämmer nicht achtest, wird die Heerde bald zu Grunde gehen. 18) Wenn man den Pfau lobt, breitet er den Schwanz aus. 19) Wenn die Reichen bauen, haben die Armen zu thun. 20) Der Böse ist nie schlimmer, als wenn er fromm thut. 21) Bettest du dich gut, so liegst du gut. 22) Hüte dich vor Borgen, so schläfst du ohne Sorgen. 23) Wenn man manchem Edelmann die Bauern-Ader aufschnitte, müßt' er sich zu Tode bluten. 24) Ist das Geld die Braut, so taugt die Ehe selten. 25) Ich achte nicht des Mondes Schein, so mir die Sonne will gnädig sein. 26) Wenn der Sack kommt, wirft man den Beutel hinter die Kiste. 27) Hast du nicht Pfeile im Köcher, so wage dich nicht unter die Schützen. 28) Einsamkeit ein' schwere Last, wenn du Gott nicht bei dir hast. 29) Du mußt dem Teufel die Herberge aufkünden, wenn Gott bei dir wohnen soll. 30) Wenn die Noth am größesten, ist Gottes Hülfe am nächsten. 31) Am jüngsten Tage wird's geschaut, was Mancher hier für Bier gebraut. 32) Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. **Luther.** 33) Von Andern sagt ein Biedermann das Böse, wenn er muß, das Gute, wenn er kann. 34) Tadeln ist des weisen Alters Recht, wenn sich die rasche Jugend kühn vergißt. **Schiller.** 35) Wenn das schauernde Herz so entblättert ist und nackt dasteht, dann ist jedes Lüftchen ein kaltes. **J. Paul.** 36) Wenn in eurer letzten Stunde Alles im gebrochenen Geiste abblüht und abstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort und stärket mit Duft im letzten Dunkel. **Derf.** 37) Darfst du an deinen Vortheil denken, wenn du dem gemeinen Besten Opfer schuldig bist? **Reinhard.** 38) Allen gefallen ist schwer, wenn man was Großes beginnt. **Solon.** 39) Wenn's an zu dämmern fängt, so ist der Tag nicht ferne; dess tröst ich mich, wenn ich was Schwerbegriffenes lerne. **Rückert.** 40) Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selber verzeiht. **J. Paul.** 41) Viele treten einen Schritt zurück, sobald sie sehen, daß dich das Glück anlächelt. **Knigge.** 42) Dem Selbstsüchtigen ist nichts ehrwürdig, nichts heilig, sobald es auf die Befriedigung seiner Wünsche ankommt. **Reinhard.** 43) Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Ernte; man muß geschäftig sein, sobald sie reift. **Göthe.** 44) Sobald du ängstlich wirst und traurige, bange Vorstellungen sich dir aufdrängen, so fange an, recht herzlich zu beten. **Novalis.** 45) Als ich furchtsam und verzagt mich mit schwerem Gram geplagt; als ich manche liebe

Nacht auch mit Wachen zugebracht; als mir aller Muth entfiel: trateſt Du, mein Gott, in's Spiel, ſetzteſt meiner Noth ein Ziel. **Paul Gerhard.** 46) So oft der Frühling wiederkehret, ertönen neue Freudenlieder. **Herder.** 47) Kaum haben wir einen Wunſch erreicht, ſo tauchen wieder andere auf. 48) Reicht einander doch die Hände, eh' die Gruft euch an einander drängt! **Tiedge.** 49) Man ſoll Alles genau prüfen, bevor man einen Ausſpruch thut. 50) Argwohn riecht den Braten, ehe das Kalb geſchlachtet iſt. 51) Er will fliegen, eh' ihm die Federn gewachſen ſind. 52) Mancher greifet, eh' er weifet. 53) Allezeit angel', ſo haſt du keinen Mangel. 54) Man bläſ't ſo lange in die Aſche, bis einem die Funken in die Augen ſtieben. 55) So lang der Eſel trägt, iſt er dem Müller lieb. 56) Der Krug geht ſo lange zu Waßer, bis er bricht. 57) Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es glüht. 58) Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt. **Göthe.** 59) So lang ich Gottes Willen gern mit reinem Herzen thue, ſo fühl' ich eine Kraft des Herrn und ſchmecke Fried' und Ruhe. **Gellert.** 60) Wahrheit und Irrthum ſind im Streite geweſen, ſeitdem Menſchen auf Erden leben. **Reinhard.** 61) Es irret der Menſch, ſo lange er lebt. 62) Es iſt keine Veredlung der Menſchen möglich, ſo lange die Selbſtſucht zu herrſchen fortfährt. **Reinhard.** 63) Harre aus, bis eine ſchönere Zeit kommt. 64) Während das Gras wächſt, iſt das Pferd todt. 65) Schaff', weil es Tag noch iſt. 66) Begehre, indem du auf die Schaubühne des geſchäftigen Lebens trittſt, nicht zu glänzen, ſondern zu nützen und glücklich zu ſein. **Campe.**

c. 1) Wie man ſäet, ſo wird man ernten. 2) Wie man die Ausſaat hier beſtellt, ſo erntet man in jener Welt. **Chr. Schmidt.** 3) Wie du grüßeſt, ſo dankt man dir. 4) Wie man in den Wald ruft, ſo hallt es wieder heraus. 5) Wie du dein Bett machſt, ſo magſt du drauf ſchlafen. 6) Jeder Vogel ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. 7) Wie du dich änderſt, ſo ändert nach dir ſich dein Schickſal. **Lavater.** 8) Wie die Arbeit, ſo der Lohn. 9) Wie alle echte Bildung in der menſchlichen Thätigkeit liegt, ſo kann der Menſch auch nur thätig, praktiſch zur Bildung gelangen. **Hoffmeiſter.** 10) Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonnenlauf mir die Jahre zuzählt: ſo leb' ich, ich weiß es, immer näher dem Tode entgegen. **Schleiermacher.** 11) Und wie der Klang im Ohr vergeht, der mächtig tönend ihr entſchallt: ſo lehre ſie, daß Nichts beſteht, daß alles Irdiſche verhallt. **Schiller's „Glocke."** 12) Der Hehler iſt ſo ſchlimm, als der Stehler. 13) Bete, als hülfe kein Arbeiten, und arbeite, als hülfe kein Beten. 14) Scheue Niemand ſo ſehr, als dich ſelbſt. **Claudius.** 15) Man ißt die Suppe nicht ſo heiß, als ſie gekocht wird. 16) Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am

frühen Morgen war. 17) Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht. Jean Paul. 18) Vergeben ist leichter, als vergeßen. 19) Es kann eher ein Vater zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater. 20) Ein frohes Herz, gesundes Blut, ist beßer als viel Geld und Gut. 21) Laß dir eine Kleinigkeit nicht näher treten, als sie werth ist. Lessing. 22) Viel leichter ist andächtig schwärmen, als gut handeln. Ders. 23) Fragen ist leichter, als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Hebel. 24) Beßer, redlicher Krieg, denn elender Friede. 25) Die Augen Gottes sind heller, denn der Menschen Augen. Krummacher. 26) Manche Menschen handeln so, als ob sie nie sterben müßten. Falkmann. 27) Mensch, genieße dein Leben, als müßtest morgen du weggeh'n; schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier. Herder. 28) Jeder Mensch gilt in der Welt nur so viel, als er sich selbst gelten macht. 29) So hoch man steht, so tief kann man fallen. 30) Je höher der Baum, desto schwerer sein Fall. 31) Je höher du bist, desto mehr demüthige dich. Luther. 32) Je lieber das Kind, je schärfer die Ruthe. 33) Je mehr man einen Schlüßel braucht, desto blanker wird er. 34) Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzet, je größer wird er. Luther. 35) Je tiefer, reiner und göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Wirken. Herder. 36) Je fertiger und mannigfaltiger wir etwas ausführen können, desto beßer wißen wir es. Novalis. 37) Man macht sich das Leben immer schwerer, je weniger man es Andern erleichtert. 38) In der vom Schicksal dir angewiesenen Stelle scheine dir Nichts so hoch, daß du es nicht erreichen könntest, Nichts so gering, daß du es vernachläßigen dürftest. J. v. Müller. 39) Lebe in der bürgerlichen Gesellschaft so, daß Jedermann und sogar dein Feind dir die gehörige Achtung und Ehre erweisen muß. 40) Viele Menschen sind schon dadurch arm geworden, daß sie Vieles um ein Spottgeld gekauft haben. Engel. 41) Man gefällt oft am meisten dadurch, daß man Andern Gelegenheit zu gefallen verschafft. Göthe. 42) Manche sind in ihren Urtheilen viel zu flüchtig, viel zu sorglos, als daß sie die Eindrücke berechnen könnten, die sie machen. Reinhard. 43) Stunden, Tage und Jahre fliehen, ohne daß wir's achten, ohne daß wir rechnen und zählen. Ders. 44) Keinen Tag sollte der Christ vorübergehen laßen, ohne wenigstens die ruhigsten Augenblicke desselben zu einer dankbaren Verehrung Gottes angewendet und sich in diesen Augenblicken zu allem Guten gestärkt zu haben. Ders. 45) Der leichtsinnige Mensch genießt, ohne sich nach dem Geber umzusehen. Ders. 46) Unternimm Nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen. Ders. 47) Nichts ist leiser, als der Fußtritt

der Zeit; Nichts ist stiller, als der Wechsel unserer Stunden; Nichts ergießt sich so sanft, als der Strom des Augenblicks. Derf. 48) Es gibt keinen Einfluß, der unmerklicher und stiller, und doch zugleich mächtiger und folgenreicher wäre, als den, welchen der Geist der Zeit auf uns äußert. Derf. 49) Sowie meistens die Hoffnung süßer ist, als der Genuß, so ist auch der Verlust der Hoffnung schmerzlicher, als der Verlust des Genußes selbst. Seume. 50) Die alten Deutschen haßten nichts so sehr, als die menschenfeindliche Kunst, zu täuschen und zu betrügen. 51) In den Schulen Athens wurde der Zuhörer oft so alt, als der Lehrer. 52) Der Unverdorbene gesteht seine Fehler, indem er erröthet. 53) Womit man sündigt, damit wird man bestraft. 54) Heilig, wie Gott, sei dir das von Gott geleitete Schicksal. Lavater.

d. 1) Den Baum muß man biegen, weil er jung ist. 2) Der Selbstsüchtige hat keinen Freund und kann keinen haben, weil Niemand vor ihm sicher ist. 3) Die Menge der Stolzen ist deshalb so groß, weil aller Stolz aus der Eigenliebe fließt. 4) Die Kindheit und das Alter kommen mir gleich ehrwürdig vor; jene, weil sie so eben erst aus den Händen Gottes zu kommen scheint; dieses, weil es dahin zurückkehrt. Jacobi. 5) Der Wille soll unsern Einsichten unterworfen sein, weil wir Nichts ohne Grund wollen können. 6) Viele herrschen, weil sie nicht regieren können. Seume. 7) Zur Beß'rung schreite mit Bedacht, weil Sturm oft Uebel größer macht. 8) Da Gott das Leben gegeben, so wird er auch das dazu Nöthige geben. 9) Man heizt den Ofen nur, damit er wieder wärme. 10) Die Vorsehung läßt oft unsere Thorheit geschehen, damit wir weise werden. Niemeyer. 11) Gott hat die Geheimnisse der Zukunft für den Menschen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Pestalozzi. 12) Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen deiner Nebenmenschen, um dich zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um auf ihre Kosten zu schimmern. Knigge. 13) Lebe, um zu lernen, lerne, um zu leben. 14) Wir sterben, um zu leben. Hölderlin. 15) Man lebt nicht, um zu eßen, sondern man ißt, um zu leben. 16) Halte dich zu gut, Böses zu thun. Claudius. 17) Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen. Schiller. 18) Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Engel.

e. 1) Der natürliche Mensch muß sterben, wenn der geistige leben soll. Claudius. 2) Gottes Wort wär' nicht schwer, wenn der Eigennutz nicht wär'. 3) Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n. Schiller. 4) Wenn ihr reich werden wollt, so denkt eben so sehr auf das Sparen,

als auf das Gewinnen. J. Paul. 5) Im Kleinen sparen ist schon gut, wenn man es auch im Großen thut. Chr. Schmid. 6) Ihr seid bejammernswerthe Wesen, wenn ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann. Göthe. 7) Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer; wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer. Rückert. 8) Gute Handlungen haben weder vor Gott, noch vor Menschen einen Werth, wenn sie nicht aus reinen Absichten gefloßen sind. Schiller. 9) Die größten Eigenschaften nehmen einen häßlichen Anstrich, wenn sie von der Hochtrabenheit begleitet sind und mit einer Verachtung für Andere sich äußern. Zimmermann. 10) Die besten Gefühle haften stärker, wenn man ihnen nicht erlaubt, sich auszudrücken. 11) Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Schiller. 12) Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewis weißt, und wenn du es gewis weißt, so frage Dich: Warum sage ich es? Lavater. 13) Von Andern sagt ein Biedermann das Böse, wenn er muß, das Gute, wenn er kann. Nikolai. 14) Wenn die Zeit unter allen Dingen das kostbarste ist, so ist auch die Verschwendung der Zeit die größte aller Verschwendungen. Engel. 15) Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's. Jean Paul. 16) Wenn man beim Stich der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reißt der Stachel ab und bleibt zurück. Derf. 17) Die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut und wenig wünscht. Pestalozzi. 18) Wenn Menschenhülf' scheint aus zu sein, so stellt sich Gottes Hülfe ein. 19) Zur Höhe mußt du frommen Blickes schauen, wenn Nacht und Grauen deinen Pfad umhüllt. Ans Vaterherz mußt du dich kindlich wenden, wenn tiefer Kummer deine Brust erfüllt. Ernst Schulze. 20) Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Waßers zur Hand, und dünke Dich darum nicht weniger. Claudius. 21) Wenn Du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen, Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen. Rückert. 22) Das Kreuz wäre ein rechtes Elend, wenn man nicht von ihm aus gen Himmel sehen könnte. 23) Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben; willst du die Andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz. Schiller. 24) Es ließe sich Alles vortrefflich schlichten, könnte man die Sachen zwei mal verrichten. Göthe. 25) O hättest Du von Menschen beßer stets gedacht, Du hättest beßer auch gehandelt. Schiller. 26) Wir wißen etwas nur, insofern wir es ausdrücken können. 27) Unsere Begriffe, unsere Gedanken und Meinungen gefallen einem Andern nur insofern, als sie mit seinen Begriffen, Gedanken und Meinungen überein-

kommen. **Zimmermann.** 28) Bekümmere Dich nicht um die Handlungen deiner Nebenmenschen, insofern sie nicht Bezug auf dich oder so sehr auf die Sittlichkeit im Ganzen haben, daß es Verbrechen sein würde, darüber zu schweigen. **Knigge.**

f. 1) Was Gott thut, das ist wohlgemeint, obgleich es anfangs anders scheint. 2) Gott bleibt nicht außen, ob er gleich verziehet. **Luther.** 3) Obgleich sich bei jungen Leuten Manches zur Entschuldigung des Leichtsinns anführen läßt, wie z. B. daß Jugend keine Tugend habe, daß Verstand nicht vor Jahren komme, daß man in frühern Jahren austollen müße: so sieht doch der Jüngling selbst wohl ein, wie wenig wahrhaft Entschuldigendes in solchen Gedanken liegt, und wie nothwendig es ist, Ernst in das ernste Leben mitzubringen. **Falkmann.** 4) Obwohl Jedermann weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligsten Pflichten sei, so ist sie doch für viele eine der schwersten Pflichten. **Zschokke.** 5) Obschon die Menschen oft über schlechte Zeiten klagen, so nimmt doch der Aufwand täglich mehr überhand. 6) Auch die Leiden dienen zum Besten der Menschen, wenn diese es auch nicht immer einsehen.

61. Die Gottesmauer.

(Von Clemens Brentano.)

1. Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß' vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

2. Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in Deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neu'ster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in Deine Burg uns ein!"
„Mutter!" spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!" —
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohlbestellt." —
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern d'rein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber sieh! das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder,"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran.
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,

Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

8. „Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm',
Gottes Wunder anzuschauen!"
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

62. Die Bürgschaft.

(Von Fr. v. Schiller.)

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

2. „Ich bin," spricht Jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch, willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasze den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch, wisze! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So musz er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlaszen."

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Dasz ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gieszt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reiszet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket:
Da stöszet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre;
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So musz der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faszt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom: und ein Gott hat Erbarmen —

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmt des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das musz ich dem Könige geben!“
Und entreiszt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die Andern entweichen.

12. Und die Sonne entsendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13. Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Strasze ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.“

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fusz,
Ihn jagen der Sorgen Qualen:
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr:
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben!
Von Stunde zu Stunde erwartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr:
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Dess rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dasz der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher;
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär':
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läszt schnell vor den Thron sie führen —

20. Und blicket sie lange verwundert an.
D'rauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmt auch mich zum Genoszen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

63. Das Lied vom braven Mann.

(Von Bürger.)

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.

Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Wälschland trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Waßern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis'
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Auf Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blicket in die Flut hinaus:
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?" —

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Ufern, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.

Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

10. Rasch galopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Ross ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter, Retter! komm' geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Halloh! Halloh! Frisch auf! Gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

14. Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er sahe den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.

Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
Doch that er's wohl um Goldes Klang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18. „Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist der Preis! komm' her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt;
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

64. Paul Gerhardt.

(Von Schmidt von Lübeck.)

1. Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

2. Der stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete

Verkündigend den Herrn:
»Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben Dem vertrauen,
Dess Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken,
Ob alle Vesten wanken:
Ein' feste Burg ist unser Gott!«

3. Der Kurfürst aber sandte:
Da kam der fromme Mann.
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
»Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen
Und meidet fortan Stadt und Land!«

4. Der Greis versetzt bescheiden:
»Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille.«
Und d'rauf verneigt er sich und geht.

5. Und wehrt daheim dem Jammer,
Und Alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blass vom Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite an der Hand —:
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle
Und meidet freudig Stadt und Land.—

6. Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blüh'ten ihnen Lauben
Der neuen Erde zu:
Und als der Tag verfloßen,
Da beut, vom Wald umschloßen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

7. O, schaut den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
»Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Versorger sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Dem Hungrigen für Brot den Stein.«

8. Der fromme Dichter lächelt:
»Sie steh'n in Gottes Hut!«
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes gold'nes Lied zurück:

9. »Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Dess, der die Himmel lenkt.«
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh':
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

10. Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunklen Auen
Der Sterne gold'ne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für!
Und als der Schwur vollzogen,
Und himmelan geflogen, —
Da steht die Hülfe vor der Thür.

11. Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
»Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sahn.

12. Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen:
Gott hat die Noth gewandt.
Es winken uns die Grenzen:
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt uns Freund und Vaterland!«

65. Georg Neumark und die Gambe.

(Von Friedr. Kind.)

1. „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Höchsten reichem Segen!"
Rief Neumark jeden Tag auf's Neu',
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wißenschaft mit regem Fleiß.

2. Doch Derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück;
Es muß den gier'gen Mäkler lohnen,
Wie träf' bescheid'ne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nahrung ihm gebrach.

3. Schon ward ihm das Geräth entrißen
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß der Aerm're missen!"
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

4. Doch wankt' auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hülfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen,
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

5. Spät, wenn beim Schein der düst'ren Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich;
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.

6. Nichts war ihm endlich überblieben,
Als diese holde Trösterin;
Von bangen Sorgen hart getrieben,
Trug er auch sie dem Wuch'rer hin,
Nahm Abschied von dem theuren Pfand,
Gab seufzend es aus seiner Hand.

7. Erst als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt' er jedes Glück auf Erden,

Und stöhnte leis' ein tiefes „Ach!"
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hülfe nützlich sei!"

8. Gott wußt' es auch; am nächsten Morgen
Berief der Graf den Unglückssohn
Und sprach: „Man sagt, Ihr lebt in Sorgen;
Wie? Wär' das wohl verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That
Mit einer Schrift an Schwedens Staat!"

9. Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchlies't die überreichten Blätter,
Betritt voll Muth's die neue Bahn;
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

10. Und sieh! Mit Gott ist's wohlgelungen.
Der Graf erhebt es hoch vergnügt,
Wie kräftig, wie mit Engelzungen,
Der Jüngling Wort an Wort gefügt!
„Nimm" — ruft er — „dies aus Dankbarkeit,
Und bleibe meinem Dienst geweiht!"

11. Traun! würdig war die Ehrenspende
Dess, der sie gab, Dess, der sie nahm;
Er drückt' gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank, mit schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch lös't er erst die Gambe aus.

12. Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Gram's gesloh'n,
Mit Jubel, prüft mit süßen Schauern
Den lieben, langentbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust
Und stimmt sie ein mit inn'ger Lust.

13. Nicht länger kann die Glut sich halten;
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!" —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumark's Staub.

66. Gellert.

Wer von euch kennt nicht die schönen Lieder: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!" oder „Wie groß ist des Allmächt'=

gen Güte!" oder „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" u. s. w.? Aber wißt ihr auch, wer sie gesungen hat? Kommt und laßt euch erzählen von einem Manne reinen Herzens und lauterer Frömmigkeit, von Christian Fürchtegott Gellert.

Sein Vater, Pfarrer im sächsischen Erzgebirge, war arm und hatte 13 Kinder. Der junge Fürchtegott mußte sich fast schon von seinem elften Jahre an selbst fortzuhelfen suchen. Er wollte Geistlicher werden; da er aber schwach auf der Brust war, widmete er sich dem Lehramt auf der Hochschule in Leipzig. Seine Vorlesungen wirkten außerordentlich; kein Lehrsaal faßte zuweilen seine Zuhörer, die allen Ständen und beiden Geschlechtern angehörten. Kein Wunder: ungeheuchelte Frömmigkeit, große Klarheit, Lieblichkeit der Sprache, unterstützt von der Milde seiner in rührender Sanftmuth und Trauer lächelnden Augen, fesselten unwiderstehlich. Auch dichtete er gar liebliche Fabeln, von denen ihr einige in diesem Buche gelesen habt (Nr. 20, 21 und 48). Um ein ordentliches Lehramt mochte der bescheidene Mann sich nie bewerben, und er hatte nicht mehr als 170 Gulden Besoldung. Doch litt er nie Mangel, sondern der Herr erwirkte ihm Freunde und Wohlthäter, welche mit der liebevollsten Dankbarkeit seine Bedürfnisse befriedigten. So gab ihm einer seiner Schüler, ein Graf von Brühl, Jahre lang ein Gehalt von 250 Gulden, ohne daß Gellert wußte, wer dieser Wohlthäter war. Noch mehr erfreute es ihn aber, zuweilen Beweise rührender Dankbarkeit auch aus den unbemittelten Classen zu erhalten.

So hatte ein preußischer Offizier einst in Leipzig eine Erbschaft gethan, und es gelang ihm, in Gellert's Gesellschaft bei einem Freunde desselben zu speisen. „Ach, Herr Professor," fing der Offizier in schamhafter Verlegenheit an, „Sie wißen nicht, daß ich Ihr Schuldner, Ihr größter Schuldner bin; und ich bitte Sie sehr, daß Sie eine kleine Erkenntlichkeit von mir annehmen und mir nicht dafür danken." Zu gleicher Zeit drückte er ihm ein Papier mit Geld in die Hand. Gellert, voll Erstaunen, sagte: „Wie? Sie, mein Schuldner? Ich habe Sie in meinem Leben nie gesehen und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen." — „Ich ruhe nicht," erwiderte der junge Mann, „Sie müßen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeßert, und dieses Glück ist mir mehr werth, als die ganze Welt. Eben kommt Ihr Freund; laßen Sie mich nicht vergebens bitten; er müße kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein." — Gellert nahm, wußte aber vor freudiger Bestürzung nicht zu antworten. Als er zu Hause das Papier öffnete, fand er darin 200 Gulden in Gold. Aber die Dankbarkeit des jungen Kriegers erfreute ihn mehr noch, als das Gold.

Ein andermal, in einem kalten Winter, saß Gellert an seinem

Tische, als die Thür sich öffnete und ein Bäuerlein mit vielen freundlichen Geberden hereintrat und ihn fragte, ob er denn der Herr wäre, der so schöne Bücher mache. Als dies Gellert bejaht hatte, sagte der Bauer, er habe ihm und seiner Frau und seinen Kindern schon so viele Freude damit gemacht, daß er gedacht habe, er müße ihm auch einmal eine Freude machen. D'runten vor der Thür habe er einen Wagen dürres Brennholz. Das solle er nur nehmen. Und Gellert erfreute sich an dieser Gabe nicht minder, als an jenem weit werthvollern Geldgeschenke. Der treffliche Mann starb, allgemein beweint, in seinem 56. Lebensjahre 1769.

Die Seel', in der Gott wohnet, die ist, o Seligkeit!
Ein wandelndes Gezelt der ew'gen Herrlichkeit.

67. Friedrich der Große und General Ziethen.

Friedrich hatte einst den alten trefflichen General von Ziethen zum Mittagseßen am Charfreitag einladen laßen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahl gehe und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bleibe.

Den König mochte das etwas verdroßen haben; denn als Ziethen das nächste Mal bei ihm speis'te, richtete er scherzend die Rede an ihn: „Nun, Ziethen, wie ist ihm das heilige Abendmahl am Charfreitag bekommen? hat er Leib und Blut Christi auch ordentlich verdaut?" Ein höhnendes Gelächter schallte bei diesen Worten durch den Saal. Der alte Ziethen aber schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er sich tief vor seinem Könige verbeugt, sprach er mit lauter fester Stimme zu ihm:

„Ew. Königl. Majestät wißen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich heute mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der mehr ist, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen; das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiland laße ich nicht antasten und verhöhnen; denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; untergraben Ew. Majestät diesen Glauben, dann untergraben Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewislich wahr. Halten zu Gnaden."

Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackeren christlichen Generale die rechte Hand,

legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können. Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest. Es soll nicht wieder geschehen!"

Eine tiefe feierliche Stille trat ein. Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden, und da nach einem solchen ernsten Vorgang auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern heitern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel auf, wenn man gleich erst in der Mitte derselben war. Zu Ziethen aber sprach er: „Komm Er mit in mein Kabinet."

Was diese Beiden da mit einander redeten, hat Keiner gehört. Das aber hörte und sah man, daß Friedrich den alten Ziethen seit dieser Zeit mit der größten Aufmerksamkeit und Zartheit behandelte, und nach dessen Tode, wo er mit der Aufführung der Armee weniger zufrieden war, äußerte er wiederholt: „Mein alter Ziethen hat doch Recht gehabt. Gebet mir die Armee wieder, die ich im siebenjährigen Kriege hatte."

68. Das spielende Kind.

(Gottholds Zufälliger Andachten Vier Hundert, Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur, in unterschiedenen Veranlassungen Zur Ehre GOttes, Besserung des Gemüths, und Uebung der Gottseligkeit geschöpffet, Aufgefasset und entworffen, — Und zum zwölfften mahl ausgefertiget von M. Christian Scriver, Pfarrern bey der S. Jacob-Kirchen in der Alten Stadt Magdeburg. 1704.)

Ein kleines Kind lieff in der Stuben umher, und machte ihm viel Spielens, und kindlicher Lust, sein Geld waren Scherben, sein Hauß etzliche Klötzlein, sein Pferd ein Stecken, seine Tractamenten ein Apffel, sein Sohn eine Puppe, und so fortan. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete, und in gute Richtigkeit brachte, damit sie dermahleins eben diesen Spiel-Vöglein nutzen möchten, zu welchem das Kind offt hinan lieffe, viel kindliche Fragen thäte, und viel zu Beförderung seines Spieles begehrte, der Vater beantwortete das wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort, und hatte doch immer ein wachendes Auge auff das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold sah solches, und gedachte: das ist eine artige Abbildung der Väterlichen Vorsorge Gottes! Wir alte Kinder lauffen in der Welt umher, und spiellen offt thörichter als die Kinder, wir sammeln und zerstreuen, wir bauen und brechen, wir pflantzen und reißen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trincken, wir singen und spielen, und meinen, wir thun große Dinge, die Gott sonderlich in Obacht nehmen müsse, indessen sitzet der allwissende Gott, und schreibet unsere Tage auf

sein Buch, er ordnet und schaffet, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unserm besten und unser Seligkeit, und hat dabey stets ein wachendes Auge auff uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen. Mein Gott, solches Erkäntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kans zwar nicht begreiffen, aber doch will ich dich davor allezeit loben und preisen! Laß mich, mein Vater! aus deiner Acht und Aufsicht nicht, zuförderst dann, wann ich etwa, wie ein solch Kind, thöricht handle.

69. Die Laute.

(Parabel von Scriver.)

Als im Beysetzn Gottholds ein guter Freund seine Laute bringen ließ, befand er, daß dieselbe, als sie in die Stube kommen, sich sehr verstimmt hatte, massen denn an solchen Instrumenten bey Veränderung des Wetters und der Lufft, man solches gewohnen muß: Indem nun derselbe sie wieder einzurichten und Chormäßig zu stimmen bemühet war, gedachte Gotthold bey ihm selbst: Was ist lieblicher als ein wohlgestimmte Laute? Und was ist angenehmer als ein getreuer Freund, der dich in Traurigkeit mit rathsahmen und freundlichen Zusprechen zu erfreuen weiß? Allein was verstimmt sich auch eher als eine Laute? und was ist wandelbarer als der Menschen Freundschafft? Ander Wetter, ander Thon, ander Glück, ander Tück. Hast du gut Wetter, liebliche Sonne, sanfften Wind, so hast du auch wohl Freunde, verstimmt sich aber dein Glück und Wetter, so sollen viel Freunde halten, wie itzo die Säiten auf der Lauten, deren wohl 10 angezogen werden, eh man eine findet, die rein klinget, und den Zug aushält. Doch, was beklag ich mich über andere, da ich selbst an mir finde, das sich dieser Lauten verähnliget? Was ist das Gemüth des Menschen? anders nicht als eine verstimmte Laute, die bey guten Tagen wohl und hoch klinget. Ich will sagen, daß unser Hertz, wenn ihm das Glück liebkoset, trotzig, frech und muthig ist, Gefallen an ihm selbst hat, und meynet, alle seine Gedancken und Vornehmen sind für Gott und Menschen köstlich und lieblich; Allein wenn Gott das Wetter ändert, die Glücks-Sonne ihre Strahlen verbirget, und sich unter rauhen Trübsal-Wolcken verstecket, da ist aller Muth dahin, und werden wir offt so klein-laut, und lauffen die sorglichen Gedancken so seltzam durch einander, das es zu verwundern ist. Mein Gott! ich erkenne, daß mein Gemüth ist wie eine unrichtige Laute, du hast stets daran zu stimmen, sonst taugt es nirgend zu. Erhalte mich bey allerley Wetter, wie du das über mich kommen lassen wilt, bei dem einigen Thon: Du bist und bleibest mein Gott! Dein Will geschehe!"

70. Das Wunder.

(Parabel von Krummacher.)

Eines Tages im Lenze saß Salomo, der Jüngling, unter den Palmen in den Gärten seines Vaters, des Königs, und schaute vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer, zu ihm und sprach: „Was sinnest du so ernst unter den Palmen?"

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: „Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!"

Der Prophet lächelte und sprach: „Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte."

„Und ward er dir gewährt?" fragte eilends der Königssohn.

„Ein Mann Gottes," fuhr Nathan fort, „trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. „Siehe," sprach er, „was aus diesem Kern werden wird!" Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde und legte den Kern hinein und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sah zwei Blättchen hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schloßen sich die Blättlein an einander und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: „Gib Acht!" und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Aeste aus dem Stamm, gleich wie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. „Siehe," sprach er, „bald werden neue Schöpfungen beginnen!"

Darauf faßte er Waßer in seine hohle Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreimal die Aeste, und siehe, nun hingen die Aeste allesammt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten? —

„Siehest du nicht," sprach der Mann Gottes, „die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünen Blättern hervorsproßet und in Büscheln herniederhängt?"

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern und streute die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hingen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Aron's. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen."

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: „Wo ist er? Wie heißet der Name des göttlichen Mannes? Lebt er noch?" —

Da erwiderte Nathan: „Sohn David's, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt."

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: „Wie vermagst du mich also zu täuschen?"

Nathan aber fuhr fort: „Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe: in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschiehet nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige?" —

„Ja," sagte Salomo, „aber unbemerkt und in langer Zeit."

Da antwortete Nathan: „Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte, es wäre um desto göttlicher."

„Erkenne erst die Natur," sprach er darauf, „und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein Höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen."

71. Der Ruhetag.

(Parabel von Krummacher.)

„Wozu," sprach Samma, der Jüngling, zu seinem Lehrer, „bedurfte der Ewige des Dienstes der Menschen? Wozu die Feier des Sabbathtages? Nur dem rohen Menschen ward sie zur Zucht geboten. Ist nicht der eine Tag dem andern gleich? Jeden erleuchtet das Licht der Sonne."

Der Rabbi aber antwortete und sprach: „Als die Söhne Israel zurückgekehrt waren aus der Verbannung in das Land der Verheißung, da lebte an den Gränzen des Landes Mesopotamien ein Israelit, Namens Boni, ein Levit und weiser Mann, sammt Weib und Kindern.

Und der Engel des Herrn trat zu ihm, in Gestalt eines Boten des Königs Arthosasta, und sprach: „Mache dich auf, du und dein Weib und Kinder und deine Knechte und Mägde, und ziehet hin in das Land eurer Väter, auf daß du deinem Volke ratheſt und helfest die Stadt und das Land weislich einrichten."

Da antwortete Boni und sprach: „Der König, mein Herr, wolle meinen Dank gnädiglich ansehen; aber wie soll ich mit Weib und Kind die Wüste durchwandern und bin des Weges nicht kundig!" Der Bote aber sprach: „Mache dich auf und lerne dem König vertrauen."

Darauf zog Boni aus, wie ihm der Engel des Herrn geboten hatte, mit Weib und Kindern in der Frühe des Morgens. Aber Boni zweifelte und sprach: „Was wird das werden?" Und sie zogen durch die Wüste gegen Abend. Als sie nun sechs Parasangen gewandelt und sehr müde waren, siehe, da stand an

dem Wege ein Gezelt, und ein Mann trat heraus und sprach zu Boni und seinem Volk: „Hier rastet!" Da ruheten sie und erquickten ihre Seelen. Und Boni sprach: „Das ist des Herrn Güte, daß wir uns hier erquicken. Aber wer wird uns nun ferner unseres Weges geleiten?"

Da trat der Mann herzu und zeigte Boni Beides, den Weg und die Abwege, und zeichnete sie ihm sechs Parasangen weit auf ein Blatt, darauf sprach er: „Nun ziehet in Frieden!"

Da zog Boni weiter mit seinem Gesinde auf dem Pfade, so ihm bezeichnet war, und sie ertrugen mit Geduld das Ungemach des Weges; denn sie gedachten des Trostes, so sie empfangen hatten. Und als sie sechs Parasangen zurückgelegt, erhob sich von neuem ein Gezelt. Hieselbst fanden sie wieder einen Diener des Königs, der tröstete sie und zeigte ihnen von neuem den Weg und die Abwege, so sie meiden sollten.

Also geschah es immer fort achtzig Tagereisen, und als sie solche vollendet hatten, gelangte Boni und sein Volk in das Land der Verheißung. Und Boni erkannte, daß der Engel des Herrn ihn geführt hatte, und er sorgte mit Esra und Nehemia, daß der Sabbath geheiliget werde, denn das Volk war wüste geworden.

„Siehest du, Samma," sagte darauf der Lehrer, „des Menschen Leben ist eine Pilgrimschaft: sechs Parasangen sind sechs Tage; aber der siebente ist ein Ruhetag, da stehet des Herrn Gezelt ihm offen, daß er seines Wandels gedenke und dem Herrn vertraue. Der Ruchlose achtet des Gezeltes nicht, und sein Weg verliert sich in den Wüsten; aber der Weise findet Erquickung und gelangt in das Land der Verheißung."

72. Assaph und Heman.

(Parabel von Krummacher.)

Assaph, einer der heiligen Sänger auf Zion, sasz gegen Abend auf der Zinne seines Hauses und schaute die untergehende Sonne, und sein Antlitz erglänzte röthlich in ihren Strahlen. Da stieg Heman zu ihm hinauf, auch einer der Sänger des Heiligthums, und grüszte Assaph. Zugleich aber lächelte Heman und sprach: „Siehe, dein Angesicht glänzet wie Moseh, des Mannes Gottes, da er vom Sinai herniederstieg. Das stehet dir wohl an, Assaph; denn so erscheinet dein Aeuszeres gleich deinem inwendigen Menschen."

Da sahe Assaph seinen Freund an und sprach: „Wie meinest du, Heman?"

Und Heman antwortete und sprach: „Bist du nicht im-

mer heiter und fröhlich, und dein Angesicht bleibt stets dasselbe, klar wie das Antlitz des Himmels, obwohl du so Manches erduldet. O, lehre mich diese Kunst, Assaph!"

Da redete Assaph und sprach: „Siehe, Heman, ich habe einen Freund, den meine Seele liebt. Obwohl er ferne scheinet, so ist er doch immerdar mir nahe und erfüllet meine Seele. Mit ihm theile ich jeden Gedanken und jegliche Empfindung meines Herzens. Ich erkenne ihn in der Morgenröthe und Abendröthe, ja ich sehe ihn in jeder Blume des Feldes und spüre seinen Odem in dem Säuseln des Windes."

„Aber," fragte Heman, „wenn die Trübsal sich nahet?"

Und Assaph antwortete und sprach: „O Heman, ich halte mich zu meinem Freunde; er ist mein Trost und seine Liebe erhebet meine Seele. — Siehest du, wie die sinkende Sonne drüben das schwarze zackige Gewölk vergoldet?"

73. Der Gotteskasten.

(Parabel von Krummacher.)

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, dess Name hieß Benedictus, das heißet Sorgenfrei. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen; so suchte er auch Jeden zu erfreuen, den Fremdling, wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen:

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreuet haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!" — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles steht bei mir fest und unversehrt!" und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Waßersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräth geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können," und legte in den Gotteskasten; dazu

sendete er gern von dem köstlichen Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Leben lang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet!"

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit Allem, was darinnen ist. Er gehöret den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich." Darauf starb er und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen und des Mannes Andenken bleibet in Segen.

74. Die Stimme des Gerichts.

(Parabel von Krummacher.)

Ein reicher Mann, Namens Chryses, gebot seinen Knechten, eine arme Wittwe sammt ihren Kindern aus einem seiner Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Zins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht, daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten."

Darauf ging die Wittib zu dem reichen Mann mit ihren vier Kindern, denn eins lag krank darnieder, und alle fleheten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Chryses aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet."

Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all' meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert." Und die Kinder fleheten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Chryses wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

Da hörte Chryses das Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe; und er ward unruhig auf seinem Polster.

Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchtete ihm, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle.

Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner

eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Wittib das Haus zu öffnen. Aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdess war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Chryses aber war voll Unmuths und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm Chryses, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

Bald hernach fiel Chryses in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

75. Tod und Leben.

(Parabel von Fr. Rückert.)

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing, scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest thatklammern,
Und seinen Zustand d'rauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben faßen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der d'runten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, d'ran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauf'ten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Flut,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie däuchten ihm zu eßen gut,

Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Eßen
War alle seine Furcht vergeßen.
Du fragst: »Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergeßen kann?«
So wiß', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze, wohl verborgen,
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Und nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergißest, und auf nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

76. Sprichwörter und Sentenzen.

(Satzverbindungen

a. angereihte (ohne Bindewörter), b. erweiternde, c. begründende, d. beschränkende und e. entgegenstellende und aufhebende.)

a. 1) Der Mensch denkt, Gott lenkt. 2) Eigenlob stinkt, And'rer Lob klingt. 3) Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst. 4) Gut macht Freunde, Noth bewährt sie. 5) Gut macht Uebermuth, Armuth macht Demuth. 6) Gut macht Muth, Muth macht Uebermuth, Uebermuth thut selten gut. 7) Anschauen macht Gedanken, Gelegenheit macht Diebe. 8) Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Waßer stinkt. 9) Der Milde gibt sich reich, der Geizhals nimmt sich arm. 10) Priester, bete! Fürst, vertrete! Bauer, jäte! 11) Alte soll man ehren, Junge soll man lehren, Weise soll man fragen, Narren vertragen. 12) Kleine Diebe hängt man, vor großen zieht man den Hut ab. 13) Die Armen helfen die Füchse fangen, die Reichen in ihren Pelzen prangen. 14) Den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. 15) Thu' Gutes und schweig' dazu, Andere mögen's sagen. 16) Das Gute lobt Mancher und thut's nicht; das Böse thut Mancher und sagt's nicht. 17) Thu' nur das Rechte in deinen Sachen; das And're wird sich schon selber machen. **Göthe.** 18) Arbeit ist des Bürgers Zierde; Segen ist der Mühe Preis. **Schiller.** 19) Arbeit ist des Blutes Balsam; Arbeit ist der Tugend Quell. **Herder.** 20) Dreifach ist der Schritt der Zeit: zögernd kommt die Zukunft hergezogen; pfeilschnell ist das Jetzt entflogen; ewig still steht die Vergangenheit. **Schiller.** 21) Der Mensch kennt das Heute nur; die Kunde von morgen hat der Herr sich vorbehalten. 22) Gestern noch auf stolzen Rossen; heute durch die Brust geschoßen; morgen schon ins kühle Grab. **Hauff.** 23) Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. **Novalis.** 24) Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg; sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg. **Logau.** 25) Leichtsinn führt zur Sünde;

Sünde führt ins Unglück; Unglück weckt zur Erkenntnis und Reue; die Reue rechter Art führt zum Vater. Hebel. 26) Der Tropfenfall höhlt endlich auch den härtesten Stein aus; durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Schiffstau zerbeißen, und durch kleine Streiche fällt die größte Eiche. Jean Paul. 27) An's Vaterland, an's theure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen; hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft. Schiller. 28) Die lichte Wahrheit hellet des Geistes Nacht; die reine Tugend läutert des Herzens Lust; die sanfte Hoffnung reicht im Sturm eiserner Zeiten den Trost der Zukunft. Herder. 29) Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee; geh' ohne Steuer nicht zur See; geh' ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort. Rückert. 30) Einst scheiden und läutern sich des Menschen Thaten in dem Schmelztiegel des Todes; aller Flitterglanz erblasst; alles Rauschgold verdampft, und nur das gediegene Erz des gestifteten Guten wird bleiben. Kosegarten.

b. 31) Gott ist mein Hort, und auf sein Wort soll meine Seele trauen. 32) Das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug. Göthe. 33) Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. Krummacher. 34) Bei der Natur ging der Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. 35) Zum Erwerben eines Glückes gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Hebel. 36) Die Morgenlüfte wehen, und an des Himmels Höhen beginnt der Sonne Lauf; die Dämmerung zerfließet, und mit den Blumen schließet sich auch das Herz des Menschen auf. Usteri. 37) Im Tode fällt der Schein, die Schminke wird abgewischt, und wir sind in eigener Person sichtbar. Hippel. 38) Mit Vielem hält man Haus; mit Wenigem kommt man auch aus. 39) Auf freien Plätzen sammelt sich der Jugend muntre Schaar zu geselligen Spielen; auch sie fühlt neues Leben, neue Wonne; auch sie mischt ihren Jubel ein in die Lobgesänge der Natur. Jacobs. 40) Der menschliche Geist steht nie still, sondern er schreitet entweder vorwärts oder rückwärts; er wird entweder stärker oder schwächer, beßer oder schlimmer. Zschokke. 41) Der Selbstsüchtige wird sich über kurz oder lang nicht nur verlaßen sehen; auch die Verachtung seiner Mitmenschen wird ihn treffen. 42) Der Fromme widerstrebet jeglichem Bösen; selbst sündlichen Gedanken gibt er nicht Raum. 43) Viele lose Urtheile über Regierungen gehen theils hervor aus Mangel an Einsicht in die schwierigen Verhältnisse, theils sind sie die Frucht eines leichtfertigen, selbstsüchtigen Meisterns. 44) Sei zuerst gerecht gegen Andere, und dann erst sei gütig gegen dich selbst. Zschokke. 45) Bald stören uns des Körpers Schmerzen, bald das Geräusche dieser Welt; bald kämpft in unserm eig'nen Herzen ein Feind, der öfters siegt als fällt;

bald sinken durch des Nächsten Schuld in Kummer wir und Ungeduld. Gellert.

c. 46) Die Menschen müßen einander näher kennen lernen; denn sie sind allesammt nur Eines Geschlechts. Herder. 47) Fliehe die Einsamkeit nicht, denn sie befreundet dich mit dir selbst; fliehe die Gesellschaft nicht, sie befreundet dich mit der Welt. Jacobs. 48) Ihr seid Etwas in der Schöpfung; denn nicht umsonst hat euch Gott mit Kräften ausgerüstet. Reinhard. 49) Krieche nicht, denn du hast gesunde Füße. Hippel. 50) Thu' recht und schreibe dir nicht als Verdienst es an; denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan. Rückert. 51) Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen. Claudius. 52) Haltet den Glauben fest und fest an frommer Gesinnung; denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung. Göthe. 53) Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er so wenig; denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal. Derf. 54) Ein fleißiger Mann stirbt niemals Hungers; denn dem Fleißigen schaut der Hunger wohl ins Fenster; aber ins Haus darf er ihm nicht kommen. Engel. 55) Mache es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm. Schiller. 56) Urtheile nicht nach dem Aeußeren; in einem unscheinbaren Kleide ist oft das seltenste Talent verborgen. Lichtwer. 57) Allgemein verbreiteten Gerüchten kann man nicht immer trauen; daher entscheide nie ohne genaue Kenntnis. Reinhard. 58) Ihr kennt die Schwächen der eignen Natur; daher habt Mitleid mit den Fehlenden. Derf. 59) Eine allgemeine Ausbildung drängt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bekümmern; das Besondere müßen wir uns aneignen. Göthe. 60) Im Durchschnitt bestimmt die Erkenntnis des Menschen sein Thun und Laßen; deswegen ist auch nichts schrecklicher, als die Unwißenheit handeln zu sehen. Derf. 61) Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen; deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen. Harte Bißen gibt es zu kauen; wir müßen erwürgen oder sie verdauen. Derf. 62) Es ist kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu sein; deshalb ist es thöricht, nach dem Scheine des Reichthums zu streben, wenn man arm ist, und sich der Armuth zu schämen, die man nicht verschuldet hat. Fr. Jacobs. 63) Morgen können wirs nicht mehr, darum laßt uns heute leben. Schiller. 64) Auch aus entwölkter Höhe kann der zündende Donner schlagen; darum in deinen fröhlichen Tagen fürchte des Unglücks tückische Nähe. Derf. 65) Gott will, wir sollen glücklich sein; d'rum gab er uns Gesetze. Gellert. 66) Du streitest nicht durch eigne Kraft; d'rum muß es dir gelingen. Derf. 67) Bis Abend glänzt kein Morgenroth; d'rum spare bei Zeiten für Alter und Noth. Engel. 68) Einem Jeden gefällt seine Kappe wohl; d'rum ist das Land

der Narren voll. 69) In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt; d'rum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht. **Uhland.** 70) Die Welt vergeht mit ihrer Lust; d'rum faße den Himmel in die Brust. 71) Gott ist die Liebe; also sind seine Gebote nicht Befehle eines strengen Herrn. Gott ist die Liebe, mithin bestraft er Niemanden wegen unverschuldeter Irrthümer. Es ist ein gerechter Gott; folglich ist auch eine Vergeltung.

d. 72) Viele wißen Vieles; aber Keiner hat ausgelernt. 73) MeineMutter ist ein dummes Thier; aber große Weisheit fließt aus mir. 74) Worte sind gut; sie sind aber nicht das Beste. **Göthe.** 75) Man muß die Fehler eines großen Mannes tadeln; aber man muß nur nicht den Mann deshalb tadeln. **Lichtenberg.** 76) Der tugendhafte Mensch stirbt: aber die Tugend ist ewig. Die Form zerfällt; aber ihr Inhalt dauert. **Fr. Jacobs.** 77) Die Erfahrung ist ein theurer Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen. **Engel.** 78) Sage nicht Alles, was du weißt; aber wiße immer Alles, was du sagst. **Claudius.** 79) Sorge für die Gesundheit deines Leibes und deiner Seele; aber verzärtele beide nicht. **Knigge.** 80) Gütiger macht uns das Glück und liebevoller und weiser; aber das Unglück allein bildet uns edel und groß. **Louise Brachmann.** 81) Nicht Jeder kann sich durch außerordentliche Handlungen auszeichnen; aber gemeinnützig wirken kann und soll Jeder. **Wolfg. Menzel.** 82) Zu des Lebens Freuden schuf uns die Natur; aber Gram und Leiden schaffen wir uns nur. 83) Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie aber nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und der Weisheit. **Herder.** 84) Das Leben ist der Güter Höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld. **Schiller.** 85) Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen; allein sein Fortgang wird Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen. **Gellert.** 86) Nur einmal blüht die Lebensjugend; doch ewige Jugend gibt die Tugend. 87) Die Welt wird alt und wird wieder jung; doch der Mensch hofft immer Verbeßerung. **Schiller.** 88) Viel ist dem Herzen offenbar; doch wird es dem Verstand nicht klar. **A. Hill.** 89) Der Stolz, er bettelt so laut wie die Noth; doch wird er dabei so leicht nicht roth. **Engel.** 90) Wohl läßt ein Pfeil sich aus dem Herzen ziehen; doch nie wird das verletzte mehr gesunden. **Schiller.** 91) Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen; doch ist er gut, ist ein Geschenk, wie sie. **Derf.** 92) Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht; doch furchtbar ist des Himmelskraft, wenn sie der Feßel sich entrafft. **Derf.** 93) Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, verderblich ist des Tigers Zahn; jedoch der schrecklichste der Schrecken: das ist der Mensch in seinem Wahn. **Derf.** 94) Wohl sucht der Fromme Güter dieser Welt; jedoch verschmäht er unrecht Gut. 95) Du darfst dir ein Vergnügen

machen; jedoch die Arbeit nicht darob versäumen. 96) Freilich will gar Manches, was du gesäet hast, nicht zur Reife kommen; indes wer weiß denn, ob es nicht doch noch gedeiht und nährt und erfreut. 97) Wohl leb' ich jetzt in tiefem Weh; indessen wird die Zeit schon Beß'res bringen. 98) Manche liegen Tag und Nacht über der Arbeit; dennoch ist kein Segen dabei! Viele Tage des prüfenden Leidens hast du verlebt schon; dennoch hält dich aufrecht und stärkt dich täglich des Herrn Hand. **Lavater.** 99) Der Mann sieht selbst ein, daß er durch seine Nachläßigkeit um das Vertrauen seiner Vorgesetzten kommt; dessenungeachtet verfällt er immer wieder in diesen Fehler. 100) Mancher rühmt sich seines großen Muthes: gleichwohl geht er nicht gern im Dunkeln dem Friedhofe vorbei. 101) Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu vergeben. **Zschokke.**

e. 102) Schwache Menschen klagen über das armselige Leben; dagegen ist ein tüchtiger und frommer Mensch fast immer froh. **Jacobs.** 103) Die Wahrheit liebt das Licht; die Lüge hingegen scheut es. 104) Friede ernährt, Unfriede verzehrt. 105) Wer fromm ist, der bekommt Trost vom Herrn; aber ein Ruchloser verdammt sich selbst. 106) Ein gottloses Wesen fördert den Menschen nicht; aber die Wurzel des Gerechten wird bleiben. Sprüchwörter 12, 2. 3. 107) Sprich entweder vernünftig, oder schweig! Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müßen uns nach ihr richten. **Claudius.** 108) Das Wahre muß gleich genützt werden; sonst ist es nicht da. 109) Mische dich nicht unter die Wölfe; sonst wirst du von ihnen gefreßen. 110) Eigensinn muß früh gezähmt werden; sonst artet er später in Trotz und Unbändigkeit aus. 111) Laß auch Andere zu Worte kommen; sonst wird man deiner Weisheit bald überdrüßig. 112) Großsein thut es nicht allein; sonst holte die Kuh den Hasen ein. 113) Vor fremdem Gut bewahr' die Hände; sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende. 114) Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selbst ausüben können; sonst ist er kein braver und achtungswerther Mensch. **Hebel.** 115) Leiden sollen läutern; sonst hat man gar nichts von ihnen. **Jean Paul.** 116) Du mußt einen andern Weg betreten; so gehst du in's Unglück. 117) Ein Mensch kann nichts nehmen; es werde ihm denn gegeben vom Himmel. 118) Du wirst deinen guten Ruf verlieren; es sei denn, du meidest die bösen Gesellschaften.

Entweder — oder ist der Waffen, der zweischneidigen,
Geschickteste, womit Streitredner sich vertheidigen.
Entweder — oder, Eins von Beiden mußt du doch;
Nun, welches willst du? Sag! — Ich sage: weder — noch;
Wenn Keins von Beiden mir gefällt, ist das mein Brauch;
Und ist mir Beides recht, sag' ich: sowohl — als auch.

Rückert.

Anhang.

Zur Unterscheidung von vorstehenden Satzverbindungen.

a. 1) Die Augen glauben sich selbst, die Ohren andern Leuten. 2) Viele Menschen leben in der Erdnähe, einige in der Erdferne, wenige in der Sonnennähe. Jean Paul.

b. 3) Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister. Göthe. 4) Die Natur gibt auf Gottes Geheiß uns Speis' und Trank und erfüllet außerdem unser Herz mit Wohlgefallen. 5) Gott läßt uns diesen Quell der reinsten irdischen Freuden fließen und bereitet uns überdies schon hier den Vorschmack des Himmels, dazu dereinst die ewige Seligkeit. 6) Der wahre Christ liebt nicht nur seine Freunde, sondern auch seine Feinde. 7) Der Verschwender bringt sich nicht nur um sein Vermögen, sondern auch um die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen. 8) Die stillen häuslichen Freuden sind die wahren, dauernden Freuden, nicht nur unschädlich, sondern auch wohlthätig für Geist und Herz. Glatz. 9) Man muß nicht bloß versprechen, sondern auch halten, nicht bloß wollen, sondern auch vollbringen. 10) Wer sowohl das Gute des Schicksals dankbar genießt, als auch das Böse desselben zu seinem Besten benutzt, ist weise zu nennen. 11) Ewig bleib' dankbar dem Vater sowohl, als der Mutter; weder die Liebe noch die Wohlthaten derselben kannst du vergelten. 12) Die Dankbarkeit muß sich theils in Worten der Anerkennung gegen unsere Wohlthäter, theils in Thaten ausdrücken, in welchen sich diese Anerkennung ebenfalls ausprägt. 13) Erst erwäge, dann wage! Erst bedacht, dann gehandelt! Man muß erst arbeiten, dann ruhen; erst säen, dann ernten; erst denken, dann reden. Hebel. 14) Die meisten Menschen haben überhaupt gar keine Meinung, viel weniger eine eigene, viel weniger eine geprüfte, viel weniger vernünftige Grundsätze. Seume.

c. 15) Der Weichling fürchtet Entscheidung und fliehet deswegen den Kampf. Claudius. 16) Leben zündet sich nur an Leben an, mithin das Höchste im Kinde nur durch Beispiel. Jean Paul.

d. 17) Misgunst frißt ihr eigenes Herz, aber kein Fremdes. 18) Den Ruhm soll der Weise verachten, aber nicht die Ehre. Seume. 19) Uebermuth dringt in alle Köpfe, aber am meisten in schwache. Zimmermann. 20) Man findet Gott auch in der Natur, aber zuerst in der Natur eines heiligen Herzens. 21) Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Göthe.

e. 22) Nicht viel Einkommen macht ein Haus reich, sondern eine verständige Wirthschaft. 23) Ein Narr hat nicht Lust am Verstande, sondern (an dem) was in seinem Herzen steckt. Spr. 18, 2. 24) Der Mensch wird nicht auf einmal, sondern nach und nach

böse. 25) Nicht etwa die mächtigste und gefährlichste, nein, die einzige Feindin der Tugend ist die Selbstsucht. **Reinhard.** 26) Man muß reden und sich rühren, nicht, um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten. **Göthe.** 27) Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen — denn diese thut es ohnehin unaufhörlich und gewaltsam —, sondern für die Zukunft. **Jean Paul.** 28) Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch. **Göthe.** 29) Alle Verhältnisse ändern sich, und man muß entweder zu handeln aufhören oder mit Willen und Bewußtsein das neue Rollenfach übernehmen. **Göthe.** 30) Der Mensch steht in seiner Bildung nicht still: er macht entweder Fortschritte oder Rückschritte. 31) Gewöhne dich, in Unterredungen Niemand gleich zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines Jeden freundlich anzuhören. —

77. Der Maikäfer.

a.

Der Maikäfer ist einen Zoll lang und einen halben Zoll breit. Sein Körper besteht aus Kopf, Rumpf und Gliedern. — An dem Kopfe befinden sich zwei große Augen, der Mund mit den Freßwerkzeugen und zwei Fühler; diese haben an den Enden blättrige Keulen. — Die Theile des Rumpfes sind die Brust und der Hinterleib. Die Brust besteht aus drei Ringen. Der erste ist der größte; diesen kann der Käfer bewegen. Er heißt Halsschild und ist entweder schwarz oder roth. Der zweite Brustring hat oben eine kleine dreieckige Platte; sie tritt zwischen die beiden Flügeldecken und führt den Namen Schildchen. Der Hinterleib enthält sechs Ringe; der letzte endet mit dem spitzigen, nach unten gebogenen Steiße. An den Seiten des Hinterleibs bemerkt man eine Reihe weißer, dreieckiger Flecke. Der Unterleib ist schwarz. — Die Glieder des Maikäfers sind die Flügel und die Beine. Der Flügel sind vier: zwei Vorderflügel und zwei Hinterflügel. Jene heißen Flügeldecken und bestehen aus einer hornartigen Masse. Sie sind von braunrother Farbe. Die Hinterflügel sind lang, häutig und mit Adern durchzogen. — Der Maikäfer hat sechs Beine; an jedem Brustringe befindet sich ein Paar. Jedes Bein enthält vier Theile; der letzte Theil oder der Fuß besteht aus fünf Gliedern. Das äußerste dieser Glieder ist mit zwei Krallen besetzt.

Das Erscheinen des Maikäfers fällt in die ersten Tage des Mai; bei warmem Frühlingswetter zeigt er sich noch früher. Er kommt besonders des Abends zum Vorschein, fliegt mit starkem Gesumme um die Bäume und fällt bei dem leisesten Anstoß zur Erde. Sonnenschein liebt er nicht; er setzt sich daher bei Tage auf die dem Lichte abgewendeten Flächen der Blätter. Seine

Nahrung sind die Blätter der Bäume; oft frißt er die Obstbäume ganz kahl. Im Juni ist er meistens verschwunden. Seine Feinde sind viele Vögel, besonders die Enten und Hühner.

b.

(Von A. Lüben.)

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt. Die Maikäfer thun aber, als wären sie ihretwegen da; denn in manchen Jahren finden sie sich so häufig auf ihnen ein, dasz die Zweige sich von der Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht; was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefreszen. Noch ehe acht Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen. An eine Obsternte ist dann natürlich nicht zu denken; denn die Bäume müszen ja alle die Säfte, durch welche sie Blüthen hätten erzeugen können, auf das Hervorbringen neuer Blätter verwenden, ohne die ein Baum im Sommer nicht bestehen kann.

Haben sich die Maikäfer acht bis vierzehn Tage dem Vergnügen, umherzuschwärmen und Laub zu freszen, hingegeben; so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleinern Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten zwölf bis dreiszig Eier. Bald darauf sterben sie. Nach vier bis sechs Wochen entstehen aus den Eiern kleine wurmartige Thierchen, Larven oder Engerlinge genannt, die sechs Beine und kräftige Kinnbacken haben. Ihre Nahrung besteht meistens in zarten Wurzeln. Wie die Alten, so sind auch sie äuszerst gefräszig, und um sich's bei ihren Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen am Wurzelspitzchen an zu freszen und fahren damit so weit fort, als es ihnen schmeckt und sie ohne grosze Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinaufreichen können. Im Herbst gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine recht glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zum neuen Wachsthum antreibt. Mittlerweile ist ihnen nun ihr Röcklein ein wenig schmutzig und auch zu enge geworden. Da es unter ihnen keine Schneider gibt, die für Andere arbeiten, so musz Jeder selbst Hand anlegen, um zu einem neuen Rocke zu gelangen. Damit sie dies wichtige Werk in aller Ruhe und Bequemlichkeit ausführen können, gehen sie etwas tiefer in die

Erde und machen sich dort eine runde, innen schön geglättete Höhle und warten, bis der Wamms von selber platzt. Geschieht dies, so benutzt der Engerling den günstigen Augenblick und schlüpft hinaus und hat damit zugleich sein schweres Geschäft vollendet. Ohne sein Zuthun ist ihm nämlich schon vorher unter dem alten Kleide ein neues gewachsen, ganz nach dem Muster des abgelegten, mit neun Quernähten und eben so vielen Knopflöchern an jeder Seite. Zu den Knopflöchern fehlen ihm aber die Knöpfe; daher läszt er dieselben einstweilen offen und benutzt sie zum Athemholen, was er durch den Mund nicht bewirken kann. Nun steigt der verjüngte Engerling wieder in die Höhe und fällt mit einer Begier über die Pflanzenwurzeln her, dasz den übrigen Insectenlarven bange werden möchte. Aber es ist auch keine Kleinigkeit, vier bis sechs Tage lang im engen Kämmerlein zu fasten; mancher Andere ginge schon zu Grunde, wenn's nur halb so lange dauerte. Die Pflanzen leiden in Folge dieser Gefräszigkeit natürlich sehr, hangen traurig die Köpfe und verwelken ganz, wenn der Regen lange auf sich warten läszt. Darum ist der Landmann den Engerlingen eben so wenig hold, wie der Gärtner den Maikäfern; er vertilget sie, wo er nur kann, und sieht es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahr hinter dem Pfluge hergeht und alle auffriszt, die sich in der Furche blicken laszen.

So treiben nun die Engerlinge ihr Wesen drei bis vier Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, oft eine Klafter tief, machen sich noch einmal eine recht hübsche ovale Höhle und harren dann darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Diese laszen auch nicht lange auf sich warten. Nach einer kurzen Ruhe von einigen Tagen wird die Haut nochmals abgestreift; aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve, noch Käfer ist, indes doch mit letzterm die meiste Aehnlichkeit hat. Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich; ebenso bleibt das sonst so gefräszige Maul in vollkommner Ruhe. Nach vier bis acht Wochen wird auch diese Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich der vollkommene Käfer. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blass, erhärten aber bald und bekommen dabei ihre gewöhnliche dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, besonders an frostfreien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vor-

schein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was Ende April oder Anfang Mai der Fall zu sein pflegt. Einzelne, die nicht so tief gelegen haben mögen, arbeiten sich auch früher, bei auffallend gelindem Wetter selbst mitten im Winter, bis zur Oberfläche. Aus Mangel an Nahrung und Maienwärme kommen sie natürlich um, genieszen aber dafür auch die Ehre, in den Zeitungen als wunderbare Erscheinungen beschrieben zu werden.

Das beste Mittel, die schädlichen Maikäfer zu vertilgen, besteht darin, sie des Morgens, wo sie gewöhnlich vom Thau ganz erstarrt sind, von den Bäumen zu schütteln und in Gruben mit heiszem Waszer zu tödten. Jung und Alt, Arm und Reich sollten sich bei dieser nützlichen Arbeit betheiligen.

78. Der Sperling, genannt Spatz.

(Von J. L. G. Walther.)

Wer hat wohl noch keinen Spatz gesehen? — Das wäre mir ein merkwürdiger Mensch, so wenig er sich auch auf seine Kenntnisse einbilden dürfte. Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopf stecken ein Paar rohe, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere, und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Von Zucht und Ehrgefühl hat er gar keinen Begriff. — Zu diesem dicken Kopfe passt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. — Sein Anzug passt ganz zu seinem Wesen, und Eitelkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Er denkt nicht daran, was er an hat. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann; daher genirt ihn dieselbe auch wenig, und er treibt sich damit auf dem Miste, im Kothe, in Lachen und auf den Feldern umher. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hört. — Vor den Menschen hat er nicht die geringste Scheu und Achtung. Er drängt sich überall herbei und macht sein Nest, ohne dich lange um Erlaubnis zu fragen, zwischen den Laden und das Fenster deines Zimmers und blickt frech herein, um zu sehen, womit du dich beschäftigest. — Bei seiner Unverschämtheit treibt er die Schwalbe aus ihrem Neste und pflanzt sich mit seiner Brut hinein, die ebenso unverschämt wird, wie die lieben Eltern sind. Jeder Platz ist ihm zu seinem Neste recht: ein Palast oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein alter Hafen, — was fragt der Spatz darnach! — das ist ihm einerlei! — Und zu dem Baue desselben kann er Alles brauchen: alte Lumpen und seidene alte Läppchen, Papierstreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, Alles weiß er zu benutzen.

Seine Gefräßigkeit ist ein Stück von der Ewigkeit. Wann siehst du den Spatz nicht freßen? — Was würde ein reicher Müßiggänger für einen solchen Magen geben! Schleckerhaft aber ist er nicht; — er frißt Alles, was ihm vor den Schnabel kommt, und verdaut so herrlich und leicht,

daß er von der Migräne gar keinen Begriff hat. Von Magendrücken, Magensäuren, Leibschmerzen und ängstlichen Gemüthsstimmungen weiß er nicht das geringste. — Und sein Schlaf? — Von diesem will ich nichts sagen; er möchte sonst von Manchem darum beneidet werden. — Ueberall hat er seine Augen, wo es etwas zu freßen oder zu naschen gibt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor dem Wirthshause, und der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch mein Spatz schon da und holt sich seinen Theil Hafer oder Brot; mag auch der Fuhrmann darüber schimpfen, wie er will, das stört den Spatz in seinem Appetite nicht. — Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brot, das sie mühsam in zierliche, viereckige Stückchen geschnitten hat, oder mit andern Leckerbißen, um damit ihre lieben Hühner zu füttern, so läßt der Spatz gewis nicht auf sich warten; er kennt die Zeit genau, in welcher sie in das Hühnerhaus geht. Jagt sie ihn weg, so fliegt er kaum einen Schritt bei Seite, und man merkt ihm nicht die geringste Verlegenheit an. Kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da, und indem er aus Leibeskräften hineinwürgt, sagt er zu den Hühnern: »Ihr dürft nicht glauben, daß dies Freßen für euch allein da ist! Ich will auch etwas haben! Versteht ihr mich?« — Die guten Hühner laßen sich in keinen Disput ein, sondern eilen nur, damit der Spatz mit seinen Kameraden nicht Alles erwische; aber die Köchin kehrt jammernd zu ihrer Frau zurück und klagt: »Ach! die unverschämten Spatzen freßen das Meiste! Sie laßen sich nicht fortjagen.« — Kaum fangen die Kirschen an, sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon, und es fällt ihm nicht ein, zu sagen: »Erlauben Sie gütigst!« Gott bewahre! Er benimmt sich, als ob die Kirschen für ihn allein gewachsen wären. Sind sie erst reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung, als Kirschen zu freßen. Pfeifet, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern einen Höllenlärm, werfet mit Steinen und Prügeln nach ihm, schießt, so oft ihr wollt: das nützt euch Alles nichts. Der Spatz lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist es nicht auf diesem Baume, so ist es auf einem andern, und ihr müßt froh sein, wenn ihr noch einen kleinen Rest retten könnt. Auch diesen gönnt er euch nicht einmal. Laßt nur ein Fenster offen, wo ihr sie verwahrt, bald werdet ihr merken, daß ein Dieb da gewesen ist.

Ebenso unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn die Frucht reif wird. Fragt nur die Bauern! die können euch Stückchen erzählen, die alle das Zuchthaus verdienten. Selbst auf ihren Kornböden können sie ihr Getreide nicht sichern; der Spatz holt sich seine Gilt selbst, und das alle Tage. Vom Reisen ist er kein Freund, er bleibt im Winter da und denkt: »Ich kann mir ja mit Stehlen helfen!« — Ist das nicht arg? — Werdet nicht wie die Spatzen!

79. Die Sonnenblume.

(Bormann's Stilübungen.)

Wem wäre diese schöne Blume wohl unbekannt? Sie ist eine Zierde unserer Gärten und erfreut vom Juli bis September durch ihre prächtigen Blumen Jung und Alt. Auch bedarf sie eben nicht der größten Pflege, nimmt mit einem bescheidenen Plätzchen auf dem Gartenbeete, an den Wegen, um Lauben, an Zäunen und Mauern vorlieb, wenn nur der warme Strahl der Sonne ihr nicht fehlt, dem sie sich gern zuwendet. Ihre Wurzel ist stark,

von einer weißen Farbe und treibt viele feinere Theile, welche man Fäserchen nennt. Kräftig erhebt sich aus derselben der krautartige, eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreichende Stengel. Gewöhnlich wird er nur daumensdick; er ist grün, an der Wurzel im Durchschnitt rund, nach oben gefurcht. Hier wird er ästig. In seinem Innern ist er markig, seine Oberfläche mit steifen Haaren besetzt und scharf. Große, herzförmige Blätter schmücken den Stengel. Sie sind am Rande gezähnt, von drei Nerven durchzogen und oben dunkler grün, als auf der Unterfläche. An langen, scharfen Stielen entspringen sie wechselweise aus dem Stiele und den Aesten. An dem Gipfel dieser und des Stiels stehen die Zierden des ganzen Gewächses: die mit hellgelber Farbe strahlenden, der Sonne vergleichbaren Blumen. Sie erreichen oft eine bedeutende Größe, sind etwas übergebogen und werden von vielen, wie die Ziegel eines Daches über einander liegenden Blättern, die man den Kelch nennt, getragen. Jede Blume besteht aus sehr vielen kleineren. Die am Rande stehenden, bandförmigen Blätter heißen Strahlenblümchen; die in der Mitte sich befindenden, röhrenförmig gestalteten, nennt man Scheibenblümchen. Nachdem die Blumen eine Zeitlang durch ihre schöne Gestalt unser Auge erfreut haben, welken die Strahlenblümchen, die Scheibenblümchen fallen ab und es zeigen sich in der Scheibe die aschgrauen Samen, welche in Schuppen stecken und nach erlangter Reife beim Pressen ein schönes, wohlschmeckendes Oel liefern.

80. Die Eiche.

(Von Ehrhard.)

Unter unsern einheimischen Waldbäumen gebührt der prächtigen Eiche die erste Stelle; denn sie vereinigt Schönheit mit Stärke und Nutzen. Sie liefert zum Bau unserer Wohnungen eisenfeste Pfeiler und schmückt unsere Zimmer mit brauchbaren Geräthen. Allen Völkern war sie von jeher ehrwürdig und im Alterthume sogar den Göttern geweiht.

Bei uns gibt es zwei verschiedene Arten von Eichen, die beide in Europa, vorzüglich aber in Deutschland wachsen. Die Wintereiche oder Steineiche hat eine braune, gefurchte Rinde, die aber an den jüngeren Zweigen weißlich und glatt ist. Ihre Blüthe erscheint erst am Ende des Maies; die Eicheln wachsen traubenweise an kurzen Stielen, drei bis zwölf Stück neben einander, und reifen im November. Ihr Holz ist etwas röthlich und unter allen europäischen Holzarten das festeste und dauerhafteste. Eine andere Art ist die Sommereiche. Bei

dieser erscheinen Blätter und Blüthen einige Wochen früher, die Früchte stehen mehr einzeln, an längeren Stielen, und kommen schon im September und October zur Reife. Die Rinde ist auswendig schwärzlich und mit weißem Schimmel überzogen; das Holz ist blasser, als von jener, und wird im Alter etwas schwärzlich.

Die Wurzeln der Eichen verbreiten sich sehr weit in die Erde, und diese bekommen dadurch einen festen und sichern Stand. Ihr Stamm wächs't sehr gerade und erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Aeste sind gewöhnlich sehr stark, breiten sich weit aus und stehen in großen Winkeln vom Stamme ab. Ihre Blätter sind groß, stark ausgeschweift, stehen büschelweise zusammen und haben eine dunkelgrüne Farbe, an welcher man die Eichenwälder schon von weitem erkennen kann. Ihre Früchte, die Eicheln, sind rund und haben einen sehr herben Geschmack. Am besten gedeihen die Eichen in hochgelegenen, nur wenig feuchten Wäldern. Ihre starke Ausdünstung macht, daß sie häufig vom Blitze getroffen werden.

Die Eichen wachsen sehr langsam, erreichen aber auch ein ungeheures Alter. Unter zwei bis dreihundert Jahren wird ihr vollkommenes Wachsthum nicht vollendet. Dagegen werden sie aber auch fünfhundert Jahre alt, ja man hat Beispiele von Eichen, die gewis wenigstens tausend Jahre alt waren.

Den größten Nutzen gewährt die Eiche durch ihr Holz. Weil es sehr fest ist und der Fäulnis vorzüglich gut widersteht, so braucht man es mit Vortheil zum Bauen, besonders zu solchen Dingen, welche der Einwirkung der Luft und des Waßers sehr ausgesetzt sind, wie zu Brückenpfeilern, Mühlwellen u. dgl. Man verfertigt auch davon sehr dauerhaftes und schönes Hausgeräthe. Wenn man den Baum, gleich nachdem er gefällt ist, in's Waßer legt und dann drei Jahre liegen läßt, so wird das Holz nicht rißig. Der Rinde, welche viele herbe, zusammenziehende Bestandtheile enthält, bedient man sich zum Gerben des Leders; man kann aber dazu mit noch mehr Vortheil auch die Sägespäne gebrauchen. Die Eicheln geben eine gute Mastung für die Schweine. Durch den Stich eines Insectes, der Gallwespe, entstehen an den Zweigen und Blättern Auswüchse, die man Galläpfel nennt und zur Bereitung der Tinte gebraucht.

Männer, die sich um das Vaterland sehr verdient gemacht hatten, wurden von den alten Deutschen mit Eichenkränzen belohnt.

81. Die Eichel.

(Volkserheiterungen von J. L. G. Walther.)

Habt Ihr wohl auch schon darüber nachgedacht, wie viel in einer Eichel steckt? Ihr habt schon hundert Mal welche in der Hand gehabt und sie

auch angeguckt und wißt, wie sie aussehen, und würdet keine statt Nüße kaufen. Auch brauche ich Euch nicht zu sagen, daß sie gutes Schweinfutter geben, aber das Fleisch etwas rauh machen. Das ist aber noch lange nicht genug und braucht kein Kopfzerbrechen. — Der liebe Gott hat seine Wunderwerke vor uns hingestellt, nicht bloß damit wir sie anschauen und gebrauchen; denn dies thun auch die Thiere. Er hat nicht bloß wundervolle Augen in unsern Kopf gesetzt, sondern auch in unsere Seele, und mit beiden müßen wir zugleich schauen, wenn wir rechte Menschen sein wollen. Da freut man sich denn auch jedesmal, wenn man wieder eine neue Spur von der Weisheit und Allmacht des Schöpfers gefunden hat. Schon ein Künstler ist nicht zufrieden, wenn man sein Werk nur so obenhin betrachtet, und doch sind seine Sachen nur Stümpereien gegen die Werke Gottes. Diese sind lauter Wunder; daher ist es schon der Mühe werth, daß man seinen Verstand gebraucht und immer auf's Neue wieder darüber nachdenkt. Du wirst dabei niemals leer ausgehen und Deine Hände immer beßer falten lernen. — Ein solches unerforschliches Wunder ist auch eine Eichel. Man sieht es ihr freilich nicht an; aber es ist dennoch wahr. Sie sieht ganz einfach aus, und man meint bei dem ersten Anblicke, es stecke gar keine besondere Kunst dahinter. — Ihre Schale ist ganz glatt und hat nicht einmal eine besondere Farbe, die in die Augen fiele, und oben hat sie eine Spitze, die sich Jedermann nachzumachen getraute. Dann steckt sie in einem kleinen Schüßelchen, das einen langen Stiel hat, mit dem sie an der Eiche hängt. Wenn die Eichel ausgefallen ist, so nehmen manche Buben die Schüßelchen und stecken den Stiel in den Mund und bilden sich ein, sie hätten jetzt eine Tabackspfeife. Sie ziehen und ziehen, bringen aber keine Luft durch, und dennoch bekommt die Eichel ihre Nahrung durch diesen Stiel. Das müßen wohl feine Röhren sein, da der Stiel schon so dünn ist, und denkt man erst, daß vielleicht viele Dutzend darinnen sind, so steht Einem der Verstand still. Und wie dünn und fein muß erst der Saft sein, der da durchdringen kann! Man sollte gar nicht glauben, daß die gewaltige Eiche ein so feines Getränk für die vielen tausend kleinen Kinder machen könnte, die sie alle Jahre zu stillen hat! — Da hängen sie lustig an den Zweigen und saugen Tag und Nacht, bis sie ausgewachsen sind und sich selbst fortzubringen getrauen. Damit ihnen aber, so lange sie noch klein sind, die Sonne nicht wehe thue und der Regen nicht zu grob mit ihnen umgehe, hält sie Blätter über sie, und macht es gerade so, wie eine Mutter, die ein grünes Tuch über die Wiege spannt, damit die Augen ihres Kindes nicht vom Lichte leiden. So lange die Eicheln ihre Mutter nicht entbehren können, halten sie fest an ihr und kein Wind kann sie von ihr losreißen. Sind sie aber ausgewachsen, so darf nur ein Lüftchen locken, und gleich springen sie auf die Erde herab.

Wenn man nun die grüne Schale von der Eichel wegnimmt, so findet man den Kern, der wieder nicht viel gleich sieht und gallenbitter ist. An diesem Kerne seht Ihr ein winzig kleines Keimchen, von dem sich kein Mensch träumen ließe, was darin steckt, wenn man es nicht aus Erfahrung wüßte. Das betrachtet genau! — Denket nur, in diesem kleinen Keime steckt ein Leben, das wenigstens ein paar tausend Jahre dauert und vielen tausend andern Eicheln ein eben so langes Leben mittheilen kann, und in ihm liegt der Grund zu der ungeheuern Eiche mit ihren Wurzeln, ihrem Stamme, ihren Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten.

So lange aber die Eichel nicht in die Erde kommt, schläft das Keimchen, als wenn es wüßte, daß ihm das Aufwachen doch nichts nützte, und daß es verhungern müßte, wenn es zu früh den Kopf herausstreckte und zu früh sich umsehen wollte, wie es auf der Welt aussehe. — Es bleibt also ruhig liegen und kann Jahre lang warten, bis ihm sein Wunsch erfüllt wird. Sobald aber das geschieht, so merkt es mein Keimchen gleich, wie ein

Ei, wenn es unter die Henne kommt; denn die Erde ist auch eine Henne, die alle Jahre viele Millionen Eier legt, nur daß man sie ihr nicht unterlegt, sondern ihr nur in die Haut steckt, wo es gerade so gut geht. Das Keimchen fängt nun auch gleich zu eßen an, und dafür ist schon gesorgt; denn der Kern, an welchem es hängt, ist seine Muttermilch. Bald wird es ihm in seiner Hülse zu eng. Es streckt und bläht sich, und die Schale ist schon darnach eingerichtet, daß sie zur rechten Zeit an einem bestimmten Platze aufgeht und die Thür aufmacht. Da schlüpft denn mein Keimchen heraus und hat schon Fäserchen an sich, die wie Mückenrüßel saugen und nach allen Seiten in dem Boden herumsuchen und schnell finden, was dem kleinen Kindchen gut ist. Diesem gefällt es nur halb unter dem Boden und es sucht einen Ausweg nach Oben, den es auch geschickt findet, wenn der Boden auch noch so hart ist.

Ei, wie gefällt es ihm da! Die Sonne hat es gleich bemerkt und wärmt es, was dem Kindchen bis in die Wurzeln hinab wohlthut. Es streckt sich immer mehr; aber nun bekommt es Durst, und es denkt: «Wo werde ich wohl zu trinken herbekommen?» — Es guckt ringsherum. Da fallen auf einmal Tropfen auf seinen Kopf, und es merkt gleich, wo das hinaus will. «Ist es um die Zeit?» denkt es vergnügt und fängt aus Leibeskräften zu schlucken an. Etwas Beßeres, meint es, hätte man ihm gar nicht geben können. Es bekommt ihm auch herrlich und es nimmt zusehends zu. — Wenn man es aber so ansieht, so glaubt kein Mensch, was aus dem Kindlein werden würde. Es ist so klein und so zart, wie die Pflanzen in seiner Nähe, die vielleicht nur einen Schuh hoch werden und noch dazu viel schneller wachsen. Selbst wenn es drei oder vier Jahre alt ist, merkt man noch immer nichts, und in dieser Zeit sind die Haselnußsträuche wenigstens sechsmal so hoch geworden, und man sollte glauben, daß diese die Eichen würden, und die andern Bäume strecken sich auch stolz über sie in die Höhe. — Die junge Eiche aber läßt sich nicht irre machen, sondern denkt: «Gut Ding will Weile haben. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten.» — Lange glaubt man, sie wäre ein Gesträuch, weil sie von Unten bis Oben hinauf ringsherum Zweige hat. Aber dies hat seinen guten Grund; denn dadurch bleibt sie im Gleichgewichte stehen, und der Stamm bleibt gerade, bis er so stark ist, daß er eine Krone tragen kann. Dann aber braucht man sie nicht mehr; daher werden sie auch dürr und fallen ab. Jetzt wird es immer deutlicher, was die Eiche im Kopf hat und wo sie hinaus will. Die andern Bäume merken es auch und werden ganz stutzig. Die Gesträuche werden abgehauen, und an die Bäume kommt auch die Reihe, oder sie sterben ab. Die Eiche aber bleibt immer stehen und guckt Jahrhunderte lang zu und wird immer größer und größer, daß man sie nur mit Verwunderung ansehen kann. Bei uns aber hat man keinen Begriff mehr davon, wie groß eine Eiche werden kann; denn man läßt sie nicht mehr so alt werden, wie sonst, oder wie in andern Ländern. Wenn aber eine Eiche ausgewachsen ist, so gibt sie, Gott weiß, wie viele Klafter Holz, und aus ihrem Stamme sägt man Dielen, macht Tröge, Fäßer, baut aus ihr Brücken, Schiffe und Dämme, und zuletzt liefert sie noch Bretter zu Särgen. Die Gerber brauchen ihre Rinde zu ihrem Geschäfte nothwendig. Ihre Blätter ernähren alle Jahre viele tausend Maikäfer, was ich aber gerade nicht loben will, ob es gleich den Maikäfern recht lieb ist. Auch die Geisböcke und Geisen spitzen ihre Mäuler gewaltig, wenn sie Eichenlaub finden, und man merkt ihnen an, daß es ihnen recht schmeckt. — Seht, dies Alles steckt in dem Keime einer Eichel, und noch viel mehr, und dies Alles kann der allmächtige Gott mit einem so kleinen Keime ausrichten! So muß man die Sache ansehen, wenn man dem Apostel folgen will, der die Christen auffordert, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, und hat ganz recht,

wenn er sagt, daß er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns ist, und daß wir in ihm leben, weben und sind. — Ueberall können wir ihn finden, wenn wir unsere Augen recht aufthun und denken wollen, und dann erhebt sich unser Herz zu ihm und unser Vertrauen wird immer stärker und fester. — Wenn wir uns z. B. denken, daß in dem Keime einer Eichel ein Leben von einigen Jahrtausenden stecke, können wir dann zweifeln, daß in unsern Seelen, die doch etwas ganz Anderes sind, ein noch viel dauerhafteres Leben liege? — Der liebe Gott tränkt und wärmt die junge und große Eiche zur rechten Zeit und läßt es ihr an nichts fehlen; und uns, seinen Kindern, sollte er nicht das tägliche Brot geben? — Geht und schämt Euch, wenn Ihr daran zweifeln könnt! Strebt nur auch voran, wie die Eiche, dann wird es Euch an Nichts fehlen. Der liebe Gott hat für Alles gesorgt; aber der Mensch thut so oft seine Schuldigkeit nicht, und da muß er freilich manchmal in Noth kommen.

Die alten Deutschen haben die Eiche für einen heiligen Baum gehalten und haben gemeint, Götter wohnten darin, und ich hätte es Keinem rathen wollen, mit einem Beile nur daran zu kommen. — Daher haben sie auch so ungeheuer große Eichen gehabt, die Jahrtausende alt waren. — Ueber einen solchen Glauben lacht Ihr vielleicht und nennt ihn eine Dummheit. Aber wartet ein wenig! — Ihr glaubt vielleicht Manches, worüber die alten Deutschen gelacht hätten, und vielleicht mit mehr Recht. — Geirrt haben sie sich freilich, wenn sie meinten, Götter wohnten in den Eichen: aber ganz unrecht hatten sie doch nicht; denn man kann ja die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes an einem gar so prächtigen Baume leicht erkennen, und er ist also eine Offenbarung Gottes. Dies haben die alten Deutschen gefühlt; aber zum wahren Lichte waren sie freilich noch nicht gedrungen, das uns erst in Jesu Christo aufgegangen ist. — Wenn man recht tüchtige Eichen gesehen hat, so kann man sich von ihren Gedanken und Empfindungen noch eine beßere Vorstellung machen. Da meint auch ein Christ noch, er müßte gleich den Hut abziehen, wenn er vor einem solchen Baum steht, und es ist ihm, als ob der Schöpfer aus demselben zu ihm spreche. —

82. Der Farbenkreisel.

(Sillib's »Knabenbriefe.«)

Lieber Otto!

Du willst wißen, wie es mir hier in der „Stadtschule" gefalle. Ich antworte Dir: sehr gut; denn ich kann und werde hier sehr viel Nützliches lernen. Für heute höre nur Eins.

In der 2. Classe haben wir auch Physik. Da ich mich nun für diesen Lehrgegenstand sehr interessire: so nimmt unser Lehrer der Naturkunde mich dann und wann mit in die der Bürgerschule gehörige Sammlung physikalischer Apparate, wo ich ihm dann bei seinen Versuchen allerlei kleine Handreichungen zu leisten habe. Da gibt es denn Vieles zu sehen, was mir eben so neu, als anziehend ist. So erblickte ich z. B. kürzlich eine mit Farben bunt bemalte Pappscheibe, durch welche ein Stift gesteckt ist. Auf meine Frage, wozu dieselbe diene, sagte mir der Lehrer, ich solle einmal die Scheibe auf den Stift stellen und dann sehr schnell umdrehen,

so, wie wir es wohl mit einem durchlöcherten Knopf zu machen pflegen. Das that ich denn auch sogleich und war nicht wenig erstaunt, auf der Scheibe, anstatt der vielerlei Farben, nur eine oder vielmehr keine, nämlich nur die weiße zu sehen. Als der Farbenkreisel von seinem Drehtanze wieder zur Ruhe gekommen war, betrachtete ich die Scheibe genauer und fand, daß ich vielleicht auch so ein Ding zu Stande bringen könne. Auf meine Bitte erlaubte mir der Lehrer gern, die Scheibe mit nach Hause nehmen zu dürfen. Seit gestern ist meine Copie derselben fertig und leistet ebenso gute Dienste, wie das Original. Für den Fall, daß Du etwa auch Lust hättest, dir einen solchen Farbenkreisel zu fertigen, will ich dir in Kürze beschreiben, wie das anzufangen ist.

Auf ein weißes Papier zeichnest Du eine Kreislinie von etwa 5—6 Zoll Durchmeßer und theilst dieselbe in 360°. Dann nimmst Du für das Rothe 45°, für Orange 27, für Gelb 48 für Grün 60, für Hellblau 60, für Dunkelblau 40, und für das Violette 80°, auch in der angegebenen Reihenfolge. Hierauf ziehst Du mit Bleistift für jede Farbe die nöthige Grenzlinie gegen den Mittelpunkt und überstreichst die dadurch entstehenden Kreisausschnitte mit den zugehörigen, aber so viel als möglich reinen Farben. Dann klebst Du dieses runde Farbenbild, nachdem es gehörig trocken geworden, auf eine gleich große hölzerne oder pappene Scheibe, die im Mittelpunkt eine Oeffnung hat, steckst durch dieselbe einen hölzernen Stift von 2—3 Zoll Länge, so daß er auf beiden Seiten der Scheibe etwas hervorragt, und — der Farbenkreisel ist fertig. Willst Du nun Jemandem zeigen, daß durch Vermischung der 7 Farben Weiß entsteht: so setzest Du den Kreisel auf einem ebenen Tische in Bewegung, indem Du den vorstehenden Stift, oben mit den Fingern plötzlich schnellend, umdrehest; die einzelnen Farben werden dann als solche dem Auge verschwinden, und anstatt ihrer wird auf der Oberfläche der Kreiselscheibe nur Weiß erscheinen. Freilich ist dieses Weiß immer etwas graulich, und dies um so mehr, je unreiner die verwendeten Farben waren.

Wie mir unser Lehrer sagte, werden wir in der nächsten Classe bei der Lehre vom Lichte diesen Farbenkreisel gebrauchen, und dann sollen wir auch erfahren, was mit demselben in der Physik gelehrt wird. Ich freue mich schon jetzt darauf.

Nun probire einmal Deine Kunstfertigkeit! Du wirst große Freude am Gelingen haben. Vielleicht komme ich bald zu Dir; dann kannst Du mir deine Arbeit zeigen.

Wie weit ist denn Deine Pflanzensammlung vorgerückt? Schreibe recht bald wieder. Es grüßt dich herzlich

Dein Wilhelm.

Wismar, den 20. Mai 1866.

83. Der April.

a.

(Von Curtman.)

Der April neckt die Leute mit seinem Wetter. Bald regnet es, bald schneit es, bald ist der schönste Sonnenschein. An den meisten Tagen muß man noch Feuer im Ofen haben. Aber die Tage sind schon lang. Auch sind die Wiesen und viele Bäume grün. Einige Bäume blühen sogar schon, aber noch nicht alle. Auch Blumen sind zu sehen in den Gärten und auf den Rasen; doch die schönsten werden erst noch kommen. Die Vögel singen des Morgens in aller Frühe; auch sieht man sie mit Halmen und Moos hin und her fliegen. Sie wollen Nester bauen. An Schmetterlingen und Käfern ist auch kein Mangel; selbst Mücken spielen in der Sonne. Und die Bienen und Ameisen werden alle Tage geschäftiger. Die größeren Thiere haben schon Junge; ich habe Lämmchen gesehen, welche lustig auf der Weide sprangen. Aber auch die Menschen sind thätig. Auf den Feldern sieht man die Landleute pflügen, eggen und säen; in den Gärten wird gegraben, geharkt, gesäet und Alles für den kommenden Sommer vorbereitet.

b.

(Von Reinick.)

Hinaus, hinaus! Schon pfeift im Baum der Vogel
Und singt und ruft: »Ihr Kinder, kommt in's Freie!«
Der Frühling wirft so lichte Strahlen her
In's offene Fenster; schöne warme Luft
Zieht weich und lockend durch die engen Gassen.
Da ruft der Vater auch den Kindern zu:
»Kommt, kommt in's Freie!« — Aus dem Thor der Stadt
Strömt Alt und Jung, ein Jeder will spazieren
Nach seinem Garten, will dort sä'n und pflanzen.
Doch kaum sind sie im Felde, hui! da zieht
Es grau am Himmel auf, die Sonne duckt sich
Schnell hinter Wolken und der böse Winter
Streckt, eh' man sich's versieht, die kalten Hände
Weit über Berg und Thal und schüttet Schnee
Den Leuten in's Gesicht und gießet Regen
Auf sie herab und heult in Sturm und Wind;
Es freut ihn, wie die Menschen vor ihm laufen. —
Da spricht die Sonne: »Nein, das wird zu toll!«
Und duldet länger solchen Unfug nicht.
Mit einem Ruck reißt sie die Wolken durch
Und schmilzt den Schnee und trocknet schnell den Regen
Und lacht' auf's Neu' den Menschen in's Gesicht.
Ach nur zu kurze Zeit! Denn bald von Neuem
Hebt sich der freche Bursch, der Winter, wieder

Und schnaubt und schnei't und tobt nach alter Art.
So kämpfen Lenz und Winter, Sonn' und Dunkel,
Und kann's wohl anders sein? — 's ist ja April!

84. Der Mai.

a.

(Von Curtman.)

Lange genug hat uns der April geneckt; bald wehte der Wind, bald war es gelinde; so eben schien noch die Sonne heiter, dann ward der Himmel trübe, Schnee und Regen lös'ten sich ab. Nun ist der Mai gekommen und Alles schön, heiter und fröhlich durch ihn. Die Wiese zieht ihr frisches, grünes Kleid an; der Garten schmückt sich mit Blumen. Die Knospen thun sich auf; die Blätter brechen hervor an allen Zweigen. Die Bäume blühen in Fülle, weiß und röthlich, und zwischen den Blüthen steht das neue Grün. Die Blumen des Grases zeigen sich in mancherlei Farben. Kaum kannst du dich satt sehen an der Pracht der Wiesen, Wälder und Felder. Auch auf den Aeckern fangen alle Arten von Pflanzen und Gewächsen an zu wachsen, und Alles verspricht uns eine reiche Ernte. Darum siehst du dort den Landmann auf seinem Acker und seinen Wiesen, hier den Gärtner durch seine Gärten mit Freuden schreiten. Die Weinreben bekleiden die dürren Pfähle mit ihren breiten Blättern. Im Waßer schwimmt munter die Schaar der Fische; die Luft ist heiter und rein. Die Vögel hüpfen und fliegen von Zweig zu Zweig. Es ist ihnen wohl, sie singen und zwitschern gar lustig zwischen den Blättern im grünen Walde und auf den fruchtbaren Bäumen ihr Lied. Auch uns Kindern ist wohl, weil wir in's Freie hinauseilen können und mit frohem Herzen spielen unsere muntern Spiele. Nun laßt uns froh und heiter sein und der Gaben Gottes uns dankbar erfreuen!

b.

(Von Reinick.)

Der Mai ist da, der Mai! Jetzt grünt und keimt
Es überall auf Bergen und in Thälern;
Die Wiesen sind mit weichem Gras bedeckt,
D'rauf springen Lämmer, Ziegen, munt're Füllen.
Die Bäche rieseln lustig durch das Land,
Und d'raus zu trinken kommen Hirsch und Rehe.
Der Wald schmückt sich mit Laub; Stieglitz und Finken
Und Nachtigallen bauen d'rin ihr Nest
Und singen ihre Lieder Tag und Nacht.
Und auch bei uns im Dorf, da baut die Schwalbe
Am Fenstersims und zwitschert auf dem Dach,

Und oben auf der Scheune steht der Storch
Und klappert vor Vergnügen mit dem Schnabel.
Die Schmetterlinge flattern durch den Garten,
Und an Aurikel hängt die Biene sich
Und saugt und saugt, es schmeckt so wundervoll!
Wie steht doch ringsum Alles so geschmückt,
Als müßt' ein Feiertag sein!? — Und richtig! Pfingsten,
Das schöne Frühlingsfest, es ist gekommen!
Der Maibaum steht geputzt mit Strauß und Bändern;
Die Fiedel schnurrt, es brummt der Baß, es schmettern
Trompeten d'rein. Nun tanzt, was Beine hat,
Die Alten unter'm Zelt, die Kinder draußen
Am Buchenhag, und selbst die kleine Liese,
Die eben erst gelernt die Beinchen setzen,
Sie möcht's den Lämmern gleich thun und den Füllen,
Und oben sitzt der Hans und bläs't dazu.

c.

(Nebau's »Deutscher Jugendfreund.«)

Die alten Deutschen nannten diesen Monat „Wonnemonat." Und in der That, verdient ein Monat, der wonnige zu heißen, so ist es dieser. Himmel und Erde wetteifern mit einander, zu erfreuen, zu entzücken. Die Sonne lächelt aus wolkenlosem Blau herab, ohne daß ihre Strahlen noch, wie später, beschwerlich fallen. Die Luft hat noch nichts Schwüles und Drückendes, sondern weht lieblich über uns, Geist und Leib stärkend und erquickend. Sie ist rein und gesund, weshalb sich denn auch jetzt alle Welt heiter und lebenslustig fühlt. Selbst der Greis spürt neue Kraft in seinen alten Gliedern und etwas Jugendliches, wenn er sich ein paar Stunden vor seiner Hausthür gesonnt, an dem frischen Grün der Bäume und Gräser geweidet hat, und die Kinder blühen in der lebhaftesten Jugendfarbe und möchten den ganzen Tag im Freien zubringen. — In dieser Zeit ist es am angenehmsten auf dem Lande. Der Frühling blüht einem beinahe in die Fenster hinein. Man hat nicht weit nach ihm zu gehen; tritt man nur über die Hausschwelle, so grüßt er von allen Seiten her auf's freundlichste. Daher ist's wohlgethan, die beengenden Stadtmauern zu verlaßen und den schönen Mai ländlich zu genießen. Welche Genüße bieten die Morgen und die Abende dar! Wie lieblich ist eine Morgenwanderung! Jeder Busch hegt eine Nachtigall oder einen anderen Frühlingssänger, der statt des Morgengebetes seinen Gesang erhebt. Die Lerche steigt aus ihrer Schlafstätte, der grünen Furche, hoch in die Luft auf, um, dem Himmel näher, Dank zu singen für den Schlummer der Nacht, für den jungen Tag. Wohin man blickt, regt das Leben frohe Flügel, stimmt es Psalmen an, offenbart es sich herrlich und auf die mannigfachste Weise. Der Morgenwind wehet lieblich frisch

daher, mit jeder Blume, jedem Blättchen und Halme spielend. Und dort über den Bäumen steigt die Sonne majestätisch schön, wie das Auge Gottes, aus Blüthenduft empor und beschaut sich in jedem Thautröpfchen, das an Kräutern und Blumen hängt, wie in einem Spiegel. Und der Wald rauscht stärker in seinen Blättern, und die Vögelein singen freudiger, und die Blumen heben ihre kleinen Häupter entzückt empor zu dem mütterlichen Lichte, und der Wanderer singt dem Ackersmanne andächtig nach: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" Wie schön sind die Abende! Alles duftet und singt bis in die späte Nacht hinein. Die Nachtigall läßt sich ohne Unterbrechung hören, und steht der Mond am Himmel, wie zauberisch verbreitet er sein Licht durch das reichbelaubte Gezweig! Die Erde weit und breit ist ein Paradies geworden, und der sinnende und fromme Mensch geht durch ihre Schönheiten dahin wie ein Seliger, den Himmel im Herzen und ringsum gold'nen Himmelswiederschein.

85. Die Bereitung des Wachses und des Honigs.

(Von C. P. Funke.)

Zur Verfertigung des Wachses dient den Bienen der Samenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als dasz sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten; so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und des Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt, wie Puder, an dem haarigen Körper hangen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füszen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen und bringen diese mit den mittlern Füszen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter und kneten es durch einander. Der so durchknetete Samenstaub heiszt nun Wachsmehl und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer Theil schwitzt durch die sechs

Ringe am Hinterleibe hervor und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüszen abnehmen. Dies ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samenstaubes in der Farbe und Güte sich ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weisz aus; es wird aber mit der Zeit im Stocke immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Der Stoff des Honigs ist der süsze Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süsze Schweisz auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüszeln ab, schlucken ihn hinunter und bereiten ihn in einem besondern Behältnis in ihrem Leibe, das deshalb Honigmagen heiszt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zuzück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschlieszen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig, nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen worden, verschieden.

86. Der Frühling.

(Volkserheiterungen von J. L. G. Walther.)

Ich weiß gar nicht, wie mir das Herz aufgeht, wenn ich das Wort „Frühling" höre. Es geht aber mir nicht allein so; denn im Frühjahre ist eben doch ein ganz anderes Leben, als im Winter, und diese zwei Nachbarn könnten sich gar nicht unähnlicher sein, als sie sind, und haben doch einerlei Vater. Der Frühling macht gleich ein freundliches Gesicht, wenn er kommt, und guckt sorgfältig in alle Winkel. Die Arbeit, die der Winter gemacht hat, gefällt ihm gar nicht und er denkt bei sich: „Da muß ich aufräumen; denn so darf es mir nicht bleiben. Die Erde kann ja gar nicht zu sich selbst kommen, wenn sie von dem kalten Schnee so dick zugedeckt ist, und den Flüßen muß ich auch wieder auf die Füße helfen. Die liegen ja da, als ob sie die Starrsucht hätten." Er fängt aber seine Sache gar nicht grob an, sondern voller Freundlichkeit, und bei ihm heißt es: „Ein freundliches Wort findet einen guten Ort." — Der Schnee kann seiner sanften Stimme gar nicht

widerstehen, sondern hält es gleich mit ihm und kündigt dem Winter den Gehorsam auf, und die Flüße machen es gerade so; denn sie hatten nur der Gewalt nachgegeben, und ein erzwungener Gehorsam ist niemals von Dauer. Eine allgemeine Verschwörung ist gegen den Winter ausgebrochen. Der thut freilich noch ganz wüthend und bietet seine letzten Kräfte auf; aber es hilft ihm Alles nichts; er muß fort; denn Jedermann hält es mit dem lieben Frühling. Der Erde wird bis in das Herz hinein wohl und sie fängt ihr unterbrochenes Geschäft mit Lust von Neuem an. Das merken auch ihre Kinder groß und klein, und alle fangen an, sich zu strecken und zu rühren. — Das Märzblümchen kann gar nicht erwarten, bis der Winter ganz fort ist, sondern schlüpft mit seinen weißen Glöckchen zwischen dem Schnee heraus und läutet den Frühling ein; daher heißt es auch das Märzglöckchen. Damit man aber nicht glauben könne, der Winter habe es gemacht, weil es so weiß ist: zeichnet es der Frühling schnell mit grünen Tupfen an seinen Blattspitzen und macht ihm einen grünen Stiel und sagt dabei: „Das gehört fein mir!“ — Die Veilchen halten es auch nicht lange unter der Erde aus, sondern strecken ihre kurzen Hälse in die Höhe, gucken heimlich durch die Gesträuche und sagen vergnügt zu einander: „Der Frühling ist wieder da, und die Sonne kann's noch. Kommt nur alle schnell!“ Sie opfern dieser Himmelsgöttin den feinsten Duft und müßen also wohl noch aus den heidnischen Zeiten herstammen. Die Schlüßelblume schließt ihre Winterschlafkammer gar mit einem Schlüßel auf, kommt aber ganz staubig heraus. Wahrscheinlich ist sie dort neben gelber Farbe gelegen. Die Gänsblümchen kommen gar nur mit einem Auge aus der Erde heraus und vergeßen in der ersten Freude alles Uebrige. Bald aber putzen sie ihre Augen mit einer runden weißen oder auch röthlichen Spitze und stellen sich auf einen Fuß. Da sieht denn ein Garten aus, als ob er voll kleiner gelber Augen wäre, die alle zum Himmel gucken. Wer kann aber die Blumen alle zählen, die die Erde aus lauter Frühlingsfreude nach und nach vorsteckt! Ich einmal kann es nicht; aber freuen kann ich mich über eine jede, und es ist mir, als ob ich hinter einer jeden die Hand Gottes sehe. Sie steckt auch dahinter; aber viele Menschen merken nur nicht darauf. — Die Gesträuche und Bäume wollen auch nicht zurückbleiben. Der Schleedorn drängt sich allen voran und thut am dicksten und steckt gleich einen weißen Blumenstrauß auf; aber es ist nicht viel dahinter. Er gefällt mir aber doch, ob er gleich neidisch ist und Einen sticht, wenn man nach seinen Blüthen langt. Er hat sie eben selbst gerne und denkt dabei: „Macht euch nur selbst eine, wenn ihr könnt!“ — Aber das laßen die Menschen wohl bleiben. Nach und nach putzen sich auch die übri-

gen Gesträuche, und jedes hat dabei seinen eig'nen Gusto. Da kann man denn auswählen, wie man will. Bald stehen auch die Obstbäume in ihren Staatskleidern da, und man weiß nicht, wohin man die Augen zuerst wenden soll. Die Aepfelbäume verstehen es besonders gut, und es macht es ihnen kein Maler nach. Man darf aber ja nicht glauben, daß das eine eitle Hoffart von ihnen ist. Die Blüthen sind ihre kleinen Kinder, die sie so herausputzen und die sie alle groß ziehen wollen; aber gar viele gehen frühzeitig zu Grunde, wenn kalte Winde kommen oder sie schon frühzeitig den Todeskeim in sich haben. Es geht eben da gerade so, wie bei den Menschenkindern.

Wie es über der Erde lebendig geworden ist, so wird es auch unter der Erde lebendig. Der warme Frühling weckt viele Millionen von kleinen Insecten aus ihrem Winterschlafe. Die haben ein gar feines Gehör und kommen voller Freude und Erwartung aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Sie wißen gar nicht, was mit ihnen vorgegangen ist; denn als Würmer haben sie sich unter den Boden verkrochen und mit Flügeln erwachen sie zum neuen Leben. Darüber haben sie denn keine kleine Freude, und sie können sich kaum fliegen genug und tanzen gar lustig in der Luft herum, was man an den Schnacken sieht. — Die Schmetterlinge mit ihren schönen Flügeln möchten gar überall sein und besuchen ihre lieben Schwestern, die Blumen, die aber einen ruhigern Sinn haben, zu Hause bleiben und ihrem Besuche mit süßen Sachen aufwarten. Dies freut besonders die Bienen, die zu Tausenden geflogen kommen und die süßen Sachen gar nicht loben genug können. Sie summen den ganzen Tag für sich hin: „Das schmeckt doch herrlich!" — Nun, wohl bekomm' es euch! Der liebe Gott hat euch eben auch nicht vergeßen. — So geht es wohl einmal auch unsern Seelen. Die sind jetzt auch verpuppt, und wenn sie einmal ausschlüpfen, so werden sie wohl auch fliegen können und ihre Nahrung in Bereitschaft finden, wie die Bienen und Schmetterlinge. Der liebe Gott weiß schon zum Voraus, was ihnen gut sein wird, und sorgt auch dafür. Sieh' nur die Biene an und stärke deinen Glauben!

Den Menschen sind die Lerchen gar liebe Gäste, und diese können auch die Zeit kaum erwarten, da sie unsere Gegend wieder besuchen können. Sie sind oft nur gar zu ungeduldig und kommen zu frühe, was sie aber zu spät merken, wenn der vertriebene Winter aus lauter Zorn noch eine Ladung Schnee in das Frühjahr hineinschüttet. Sie meinen, bei den gutmüthigen Deutschen wären sie am liebsten. Was ist doch das für eine Glückseligkeit bei diesen muntern Vögeln! Sie fliegen so hoch hinauf, als sie nur können, sehen auf die grünen Felder herab

und wundern sich mit ihren beiden Flügeln und singen dabei ihre alten Jubellieder wieder. Nur von den Jägern wollen sie nichts wißen, und da haben sie auch ganz recht. — Der Storch steht auch bald wieder auf seinen hohen Beinen neben seinem alten Neste und streckt seinen langen Schnabel so weit hinaus, als er nur kann. Er freut sich, wenn er noch Alles beim Alten sieht und die Menschen unterdessen keinen Aufruhr angestiftet haben. Die armen Leute aber sehen bedenklich zu ihm hinauf und denken: „Du wirst uns doch nicht schon wieder Eines bringen?" Mancher Reiche aber wäre froh darum; aber der Storch hat seinen Kopf. — Die Wachtel hört man auch bald wieder rufen: „Hörst du mich?" aber gar Mancher hört sie nicht mehr, weil er seinen Winterschlaf unter der Erde schläft und die Frühlingssonne nicht zu ihm dringt. — Die Schwalbe kommt ganz hitzig angeflogen und guckt in ihr altes Nest, ob doch noch Alles in Ordnung ist. Geschwätzig erzählt sie allerlei Neuigkeiten; aber man versteht sie nicht, weil es gar zu schnell bei ihr geht, was ein Fehler ist. Die Bachstelze macht wieder ihre flinken Spaziergänge am hellen Bache und freut sich über die Blumen am Rande desselben, aber über die Fliegen und Schnacken noch mehr. Sie sieht fleißig in den Bach hinein und schwänzelt dabei und sagt: „Ei, wie schön bin ich doch!" Sei nur nicht so eitel, du lieb's Thierchen! Es möchten es dir die Mädchen nachmachen! Das Rothkehlchen hat noch sein rothes Westchen und das Schwarzplättchen sein Sammetkäppchen auf dem Kopfe. Der Fink sagt den Leuten auf's neue wieder, wie er heißt, und in den Wäldern hört man wieder von allen Seiten her die alten fröhlichen Lieder. Da soll Einem das Herz nicht aufgehen? — Wer freilich ein böses Gewißen hat, hört keine Lerche singen, und ein hungriger Magen auch nicht. Doch diesem kann man leichter helfen, als jenem.

Wenn sich Alles rührt und lebendig wird, so wird sich doch der Mensch nicht allein faul hinsetzen und seine Hände in den Schoß legen. Davon ist aber auch keine Rede. Die Frühlingssonne wirkt auf die Menschenwelt, wie auf die Vögelwelt, vorzüglich auf die Kinder. Die haben keine Ruhe und keine Rast mehr. Die Buben kluckern und ballen, und weil sie nicht so schön singen können, wie die Lerchen und Grasmücken: so machen sie sich Maipfeifen und meinen jetzt wunder, was sie für Musikanten wären. Die Freude will ich ihnen von Herzen gönnen; aber keine Vogelnester sollen sie mir zerstören und den lieben Vögeln die Frühlingsfreude nicht nehmen, die ihnen der liebe Gott bestimmt hat. Die Mädchen richten ihren Sinn auf die schönen Blumen und ergötzen ihre Augen und ihre Nasen an den schönen Sträußen, und manches arme verdient auch hie und da einige Kreuzer damit.

Für die Erwachsenen gehen die Arbeiten in frischer Luft an. Die Dreschflegel sind aufgehängt, die Kunkeln können ausruhen und die Oefen sich abkühlen. Die alten Bäume werden geputzt und junge gesetzt, was aber im Herbste beßer gewesen wäre. Da sieht man wieder zwei Wohlthäter der Menschen hintereinander: das Pferd und den Pflug, und der Ackersmann geht vergnügt hinter denselben und pfeift hie und da ein Stückchen dazu. Wenn er sein Samentuch vorgebunden hat und den Segen Gottes darin: so streut er die Körner voll Hoffnung vor sich hin. Die Erde nimmt sie auf und sagt: „Ich will schon für sie sorgen," und die Sonne und die Wolken am Himmel nicken auch herab und versprechen, daß sie wieder das Ihrige thun wollen. — Möchte nur auch jeder Mensch eben so das Seinige im Frühjahre thun, wie die Sonne, die Wolken und die Erde: so gäbe es wenig Hungrige unter uns.

87. Der Juni.

(Von Reinick.)

Da ist der Juni! Abgeblüht schon hat
Der Apfelbaum; die Sonne malt den Kirschen
Schon rothe Backen, und o seht, am Walde,
Was suchen da im Farrenkraut die Mädchen?
Erdbeeren steh'n dort reif und zuckersüß. —
Und draußen in den Feldern, nein, wie hoch
Das Korn schon in den Halmen steht! Die Aehren,
Sie blüh'n schon hier und da und mitten d'runter
Kornblumen ohne Zahl und rother Mohn!
Nun geht und pflückt! Heut' ist Johannestag,
Wo jedes Kind, das durch die Felder geht,
Kornblumenkränze windet und damit
Sich und die Schwestern schmückt. Nun hurtig, macht!
Und pflückt und windet und dann zieht bekränzt
In langen Reihen wieder heim durch's Dorf,
Singt: »Trarira, der Sommer der ist da!«
Und singt's hübsch ordentlich, daß alle Leute
Aus ihren Thüren treten und sich freun.
Doch Eins vor Allem: Nehmt beim Blumenpflücken
Euch recht in Acht, daß ihr kein Hälmchen Korn
Mit Füßen tretet! Sünde wär's, wahrhaftig!

88. Der Juli.

(Von Reinick.)

Das ist ein Sommerabend! Rings der Himmel
So hell und rein, kein Wölkchen nah und fern!
Der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel
Aus lichtem Silber. In den jungen Buchen

Regt sich kein Lüftchen. Einzig nur die Vögel,
Die flattern noch vor Schlafengehen auf
Und schmettern noch zu guter Letzt einmal
Ihr Lied zum Himmel. — Horch! das Abendläuten
Schallt aus den Dörfern her den See herüber
So hell und klar; das deutet gutes Wetter
Auf morgen! — Nebel steigen aus dem See;
Jetzt schweigen auch die Vögel, nur ganz weit
Singt einer noch sein leises Abendlied.
Das Läuten ist verstummt, der Abendglanz
Erblasst; die Dämm'rung steigt herauf.
Wie fährt sich's da so schön im leichten Nachen
Auf glatten Wellen! Nur das Ruder plätschert
In gleichem Takt. Wie klingt der Kinder Lied
Weit über's Waßer hin und schallt so rein,
Als stiegen all' die Töne g'rades Weges
Zum Himmel auf! Das ist ein Sommerabend!

89. Der August.

(Von Reinick.)

Heiß brennt der Mittag; glühend wirft die Sonne
Senkrechte Strahlen auf die Felder hin.
Leer sind die Straßen, Wandersleut' und Fuhrleut'
Sind eingekehrt. In kühler Wirthshausstube,
Da sitzen sie beim Mittagsbrot und plaudern,
Indes die Gäule schlafen auf dem Hof.
Die Rinder auf den Feldern ruh'n im Grase
Und wiederkäu'n behaglich vor sich hin,
Und dicht gedrängt zusammen steh'n die Schafe
Und strecken matt den Kopf zur Erde nieder,
Eins in des andern Schatten. Mücken summen
Und Käfer schwirren brummend durch den Busch.
Weithin in voller Mittagssonne Brand
Dehnt Feld an Feld sich hin mit gold'nem Korn,
Hier nur erst halb gereift und ungeschnitten,
Dort steh'n gemäht schon Garben neben Garben,
In Reihen hoch gethürmt, und in dem Schatten
Der Garben ruh'n die Schnitter von der Müh'.
Das gab heut' saure Arbeit, und im Schweiß
Des Angesichts verdienten sie ihr Brot.
Doch wer die schwere Mühe freudig thut,
Dem bleibt der Segen auch zuletzt nicht aus,
Und wer, selbst arm, durch seiner Hände Werk
Den armen Brüdern Nahrung schafft und Brot,
Dem lohnt ein freudig Herz. Das ist ein Schatz,
Ein Schatz, der doch allein nur glücklich macht!

90. Das Gewitter.

(Von Kosegarten.)

Schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen

Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Hinauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingesang verstummt. Das scheue Roß entfleucht
Und Held und Mann erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell verbraus't der Donner Rasen.
Der Blitze Flamm' erlischt; des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Weh'n; es schweigt das aufgewühlte Meer.
Schön, Erde, ist dein Ruh'n nach Wettern, schön und hehr.
Des Donners Droh'n wird Huld, sein Schelten milder Segen.
Der Wolke Fülle rauscht; es rieseln laue Regen;
Nun trinkt, was durstete, nun labt sich die Natur,
Nun jubeln Wald und Flur!

91. Die Fülle des Sommers.

(Von Cl. Harms.)

Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! Kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unseren Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir, — es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerzeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen, denen er angewiesen hat ihren Ort, denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere oder wenigere Sinne aufgethan sind, weiter zu dringen, als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen, und die Freude suchen, wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten eins derselben, nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens würdigen? Du kannst hundert tödten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, du mußt bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand! Wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausend mal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, wie viel auf einem einzigen Baum nur lebt: denn es ist allenthalben von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerzeit.

92. Der September.

(Von Reinick.)

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder! Und wie er wandert durch den grünen Wald, gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub dieselbe Farbe hat; er sagt: »Viel hübscher ist's roth und gelb, das sieht sich lustig an!« So spricht er, und gleich färbt der Wald sich bunt. — Und wie der Herbst d'rauf durch den Garten geht und durch den Weinberg, spricht er: »Was ist das? der Sommer that so groß mit seiner Hitze, und Wein und Obst hat er nicht reif gemacht? Schon gut, so zeig' ich, daß ichs auch versteh'!« Und kaum gesagt, so haucht er Wein und Obst mit seinem Athem an und, siehe da! die Aepfel und die Pflaumen und die Trauben, zusehends reifen sie voll Duft und Saft. — D'rauf kommt der Herbst zur Stadt und sieht die Knaben in ihrer Schule sitzen voller Fleiß. Da ruft er ihnen zu: »Grüß Gott, ihr Buben! Heut ist Sankt Michaelistag, da gibt es nun wohl Ferien. Kommt zu mir auf's Land; ich hab' dem Wald sein Laub schön bunt geblasen; ich hab' dem Apfel roth gefärbt die Backen; ich will euch klar und blank die Augen wehen und eure Backen will ich tüchtig bräunen, wie sich's für Jungen schickt. Versteht ihr mich?« — So spricht der Herbst, und jubelnd zieh'n die Knaben auf seinen Ruf durch Berg und Wald und Feld und kehren heim mit neuer Lust zur Arbeit.

93. Einkehr.

(Von L. Uhland.)

1. Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohlgenähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5 Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

94. Der October.

(Von Reinick.)

Wo Aehrenfelder sonst, da stehen jetzt die leeren Stoppeln; wo sonst Rosen blühten, da hängen dürre Zweige, welke Blätter; und all' die Vögel, die vor Kurzem noch so lustig sangen in der blauen Luft, die sind verstummt, 's ist wirklich Schade d'rum! — Doch hat auch Berg und Thal ein ander Kleid: ein neues Leben schallt, wohin man schaut. Hört ihr im Walde dort die Büchse knallen, die Hunde bellen, das Halloh der Jäger? Hört ihr am Flusse dort das Lied der Winzer? das klingt von Berg zu Berg bis tief in's Thal; und von den Schiffen unten schallt herauf Musik und Becherklang, Gesang und Lachen. Und draußen auf den Feldern, welche Lust! da

laufen frische Jungen hin und her, und in die Luft, da steigen große Vögel, weiß glänzt ihr Leib, daran ein langer Schweif. Hoch steigen sie empor, als ging' es gleich bis in die Sonne, — aber seht! jetzt faßt ein Wind die fliegenden, sie fangen an zu sinken, sie flattern hin und her — da liegen sie! — Und siehe da, die wunderbaren Vögel sind weiter nichts, als Drachen von Papier. — Das sind mir schlimme Boten, diese Vögel: wann sie erscheinen, dauert's nicht lange mehr, so kommen Wind und Regen, und vorbei ist's mit der Lust da draußen, passt nur auf!

95. Der Herbst.

(Von J. L. G. Walther.)

Der Herbst ist der Zahlmeister des Jahres. Der Sommer hat wohl auch schon manche Bezahlung auf Abschlag gemacht; aber der Herbst führt doch die Hauptcasse. Auch hat er nicht bloß einen Zahltag, sondern gar viele, so daß die Menschen beinahe nicht Hände genug zum Einnehmen haben. — So etwas läßt sich ein Jeder gerne gefallen; denn die Zahltage hat Jedermann gerne. Daher braucht auch der Herbst keine Lobsprecher und keinen Vertheidiger, wie der Sommer. Wo man ihn nur anguckt, da hat er etwas zu verschenken, und er schenkt nicht, wie ein Geiziger, daß man nicht weiß, ob es ihm Ernst sei oder nicht, sondern er hat seine beiden Hände immer offen, so lange er nur etwas zu verschenken hat. Deswegen sieht man auch nur fröhliche Gesichter. Wie schön putzt er auch seine Gaben aus! Betrachtet nur die rothbackigen Aepfel an den Bäumen, große und kleine und von allen Mustern; und dann die Birnen, von denen manche aussehen, als ob sie von Wachs gemacht seien; aber diese sind gerade nicht die besten, und es heißt bei ihnen oft: „Der Schein trügt." Manche haben eine rauhe Schale, sind aber inwendig voll Saft und Wohlgeschmack, wie manche Menschen in einem groben Kittel. Die Zwetschenbäume hängen oft so voll, daß es die Aeste kaum mehr aushalten können und froh sind, wenn die Menschen nur zugreifen. Man sieht der Zwetsche nicht an, wie gut und nützlich sie ist; aber die Menschen haben es gar bald gemerkt, und wer daher nur halb klug ist, der läßt keinen Platz in seinem Garten leer, sondern setzt einen Zwetschenbaum hin, wenn er für einen andern Baum nicht groß genug ist. Pflaumen aller Art purzeln auf den Boden herab, und man kann nach seinem Geschmacke wählen. Die Nußbäume haben auch Monate lang in der Stille geschafft und öffnen jetzt ihre grünen, bittern Schalen und zeigen ihr Kunstwerk und laßen es endlich auf die Erde fallen. Sie gucken dabei ganz vergnügt zu, wenn sie sehen, wie die Menschen kommen und voll Eifer suchen und die guten Kerne loben. Die Haselnußgesträuche haben auch ihre goldenen Nüße in Bereitschaft und laßen sie aus gar

netten Säckchen oben heraussehen, damit die Menschen gleich wißen, was d'rinnen steckt. Da kommen denn vorzüglich Buben und Mädchen und jubeln und knacken und langen zu, ohne daß es ihnen von den Gesträuchen gewehrt wird. Man meint, diese wollten es bei den Kindern wieder gut machen und ihnen sagen: „Nehmt es nicht übel, daß wir die Stecken für eure Buckel und für noch etwas liefern!" Daran denken aber auch die Kinder in diesem Augenblicke nicht. Aber auch alte Männer und Frauen haben noch ihre Freude an den schönen Nüßen und denken dabei an ihre Jugendjahre. Im Herbste rupft man auch den nützlichen Flachs, der gar nicht genug zu loben und zu preisen ist, so gering er auch aussieht. Von der Seide macht man ein gewaltiges Rühmen, aber der Flachs ist doch der Meister; denn ein seidenes Kleid kann man gar leicht entbehren, aber nicht ein Hemd.

Von den Schatzgräbern, diesen Betrügern, mag ich nichts hören; aber die Schatzgräber im Herbste sehe ich mit Lust. Man sieht sie in dieser Jahreszeit überall, und sie treiben ihre Sache nicht heimlich, wie jene Betrüger, und sind ihrer Sache zum Voraus schon so gewis, daß sie gleich Säcke mitnehmen, wenn sie auf das Schatzgraben ausgehen. Gold und Silber graben sie freilich nicht aus dem Boden; aber dafür etwas, das tausend Mal mehr werth ist. Geht in ein Haus, in welches ihr wollt, und ihr werdet nicht vergeblich nach Kartoffeln fragen, wenn ihre Zeit da ist. Was wollten arme Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen, wenn sie nicht eine tüchtige Schüßel voll Kartoffeln auf den Tisch setzen könnten! O, wie vergnügt sehen sie darnach, und wie zappeln ihre leeren Magen vor lauter Vergnügen! Aber auch die Reichen wißen diese gemeine, unansehnliche Frucht zu schätzen und sehen sie gerne auf ihren Tafeln. Sie laßen sich durch das gemeine Aeußere derselben nicht irre machen, was sie im Leben nicht gar zu oft thun. So groß aber auch der Nutzen und Segen der Kartoffeln ist, so geht es doch bei ihrer Ernte ganz still her, und man hört nichts von Jubeln und Jauchzen und Böllern und sieht nichts von geputzten Wagen und Menschen. Diese Ehre widerfährt nur den Weintrauben und dem Weine. So ist der Mensch! Allen Respekt vor dem Weine, denn er erfreut des Menschen Herz, wenn er einen hat; aber wenn man auf den Nutzen sieht, so sind doch die Trauben mit den Kartoffeln gar nicht zu vergleichen. Wie wenige Menschen können Wein trinken, aber alle können Kartoffeln haben; — der Wein hilft keinem hungrigen Magen, aber die Kartoffeln thun es auf hunderterlei Art; — der Wein hat schon Hunderte in das Verderben gestürzt; aber die Kartoffeln haben schon Tausende aus dem Verderben gerißen; — der Wein macht übermüthig, die Kartoffeln aber bescheiden; — der Wein ist nur ein

Freund der Reichen, die Kartoffeln aber der Reichen und der Armen. — Nun meinetwegen! Feiert nur eure Weinlese mit fröhlichen Herzen, aber übernehmt euch dabei nicht; denn das ist eine garstige Sache und ein Undank gegen den gütigen Weingeber! Die Weinlese ist ein schönes Fest, wenn es nicht durch rohe, unmäßige Menschen entweiht wird. Noch schöner aber ist das Erntefest, wenn die christlichen Gemeinden sich in ihren Kirchen versammeln und Alle dankbar beten: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!" — Dazu hat man auch allen Grund. Wie viele Sorgen hat da der liebe Gott gestillt, und wie ruhig kann man dem Winter entgegensehen, der nichts bringt, aber desto mehr holt, wenn die Scheuern, Böden und Keller voll Segen Gottes sind! — Mancher mag sich im Herbste auch hinter den Ohren kratzen, wenn er zu spät merkt, daß er sich im Frühjahre nicht genug umgethan hat und daß der Spruch wahr sei: „Wer nicht säet, der soll auch nicht ernten."

Wenn nun die Erntezeit vorüber ist, so geht eine große Veränderung in Allem vor. Der Mensch ist mit seinen Hauptarbeiten des Jahres fertig, und die Erde ist es auch. Aber Beide sollen und wollen nicht müßig sein. Der Wind weht wohl jetzt über die Stoppeln und die schönsten und wohlriechendsten Blumen sind fort; aber die Erde hat ihre Freude am Blumenmachen noch nicht völlig verloren, sondern macht noch allerlei zur Dreingabe, die wohl oft noch recht schön sind, aber nicht mehr riechen. Die Vögel sind mit dem Erziehen ihrer Kleinen fertig, geben das Singen auf und laßen ihre Kinder die erste Reise in wärmere Länder machen, damit sie lernen, wie es in der Fremde aussieht. Millionen Insecten und Würmer machen sich unter der Erde ihre Betten zum Winterschlafe, träumen dort vom nächsten Frühlinge und richten sich auf denselben her. Die Bäume haben ihre Geschenke an die Menschen abgeliefert und nur die Blätter für sich behalten; aber diese gefallen ihnen bald nicht mehr, und sie sagen: „Was füttern wir noch an diesen Blättern, die doch nichts mehr nützen! Es ist gescheidter, wenn wir jetzt an die Wurzeln denken, die uns im nächsten Frühjahre wieder helfen sollen." — Bald merken auch die Blätter, daß die Kost schmäler wird, und verfärben sich vor lauter Herzeleid. Dem Scheine nach aber meint man, sie wären ganz hoffärtig geworden; denn keines will mehr grün sein, sondern sie nehmen allerhand helle Farben an; aber diese Scheinherrlichkeit dauert nicht lange. Sie verlieren immer mehr die Kraft, sich fest zu halten. Bald merken auch die Winde, daß sie jetzt Herr über sie werden, und gehen unbarmherzig mit ihnen um. Sie jagen sie zu Tausenden herum und laßen sie oft kaum auf die Erde fallen, auf welche sie alle zueilen, und selbst wenn sie auf derselben liegen, werden sie oft

noch zu einem Todtentanze gezwungen. — Die Bäume aber haben schon wieder Knospen angesetzt, die im nächsten Jahre den Verlust wieder ersetzen sollen.

In dieser Jahreszeit stellt nun auch der Mensch ganz andere Betrachtungen an, als im Frühlinge; denn auch er hat in seinem Leben vier Jahreszeiten, und es geht ihm in seinem Herbste, wie den Bäumen. Seine Haare nehmen auch allmälig eine andere Farbe an und fallen nach und nach ab, und er merkt, daß seine Lebenskraft schwächer geworden ist und daß er immer näher an seinen Winter komme.

Auch er ist mit der Erziehung seiner Kinder und mit seinen Hauptarbeiten fertig geworden, will aber eben so wenig unthätig sein, wie die Erde, sondern sucht auch noch einige Herbstblumen hervorzubringen, die ebenfalls bisweilen noch recht schön ausfallen und die Nebenmenschen ergötzen. Wer einen solchen Lebensherbst hat, der hat einen schönen Herbst, und ein solcher Mensch hat gewis auch Knospen angesetzt, die nach seinem Lebenswinter ausschlagen werden, wenn der Frühling eines höhern Lebens anfängt.

96. Der Winter.

(Von Barth.)

1. Der Winter ist ein geschickter Mann,
Weiß streicht er Dächer und Felder an;
Der Winter ist ein Conditor auch,
Verzuckert jeglichen Baum und Strauch.

2. Der Winter ist auch ein Juwelier,
Und mit Rubin, Diamant, Saphir
Verziert er Stauden und Gras und Schilf,
Gewährt die Sonn' ihm ein wenig Hülf'.

3. Auch ist der Winter ein Zimmermann,
Der feste Brücken erbauen kann;
Er baut sie auf wohl in einer Nacht;
Das hat noch Keiner ihm nachgemacht.

4. Und was noch weiter kein Zimmermann
Ihm nachthun will oder nachthun kann:
Er baut die Brücken der Länge nach;
Deckt ganze Flüße mit Einem Dach.

5. Ein guter Schreiner, das ist er auch:
Kocht ohne Feuer und ohne Rauch
Und ohne Pfanne sich seinen Leim,
Und leimt zusammen Stein und Bein.

6. Und wie er geschickt als Gärtner ist!
Wo Niemand pflanzet und Niemand gießt,
Läßt über Nacht er die Blumen blüh'n
Und stellt sie Morgens an's Fenster hin.

7. Du fragst, von wem er das alles lern'?
Das hat er alles von meinem Herrn.
Ach! pflanzt Er dem schon so vieles ein,
Was wird Er mir, seinem Kind, verleih'n!

97. Die heilige Nacht.

(Nach einem Tyroler Volksliede.)

1. Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf' in himmlischer Ruh',
Schlaf' in himmlischer Ruh'!

2. Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht;
Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah:
Jesus, der Retter, ist da!
Jesus, der Retter, ist da!

3. Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie uns lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund',
Jesus, in deiner Geburt!
Jesus, in deiner Geburt!

98. Christkindchen.

1. Die Nacht vor dem heiligen Abend, da liegen die Kinder im Traum; sie träumen von schönen Sachen und von dem Weihnachtsbaum.

2. Und während sie schlafen und träumen, wird es am Himmel klar, und durch den Himmel fliegen drei Engel wunderbar.

3. Sie tragen ein holdes Kindlein, das ist der heil'ge Christ; es ist so fromm und freundlich, wie keins auf Erden ist.

4. Und wie es durch den Himmel still über die Häuser fliegt, schaut es in jedes Bettchen, wo nur ein Kindlein liegt.

5. Und freut sich über Alle, die fromm und freundlich sind; denn solche liebt von Herzen das liebe Himmelskind;

6. Wird sie auch reich bedenken mit Lust auf's Allerbest', und wird sie schön beschenken zum morgenden Weihnachtsfest.

7. Heut' schlafen noch die Kinder, und seh'n es nur im Traum; doch morgen tanzen und springen sie um den Weihnachtsbaum.

99. Die Weihnachtszeit.

(Von Joh. Falk.)

1. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ward geboren: freue dich, freue dich, Christenheit!

2. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Christ ist erschienen, uns zu versühnen: freue dich, freue dich, Christenheit!

3. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Himmlische Heere jauchzen dir Ehre: freue dich, freue dich, Christenheit!

100. Wiege und Sarg.

(Von Würkert)

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der

Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert —, und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhete der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt und Sturm. — Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Noth sieht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege — denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt —; aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst; man legt uns hinein. Denn hülflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoße, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg; denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da. — Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrißen —; aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese

Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern. — Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Todten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft, ach — stehet ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen; die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel.

Die Lücke des Glaubens.

(Von F. Rückert.)

Wenn ihr aus den Glauben reißet,
Sehet, wes ihr euch befleißet!
Glauben ist ein Herzbedarf.
Keine Lücke füllt Unglaube,
Wuchern wird der Aberglaube,
Wo man weg den Glauben warf.

Zweite Abtheilung.

Häuslicher und Gemeinde-Kreis.

I.

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Psalm 127, V. 1.

Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Josua 24, V. 15.

Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Rückert.

101. Die Familie.

(Von Friederike Bremer.)

Gibt es wohl eine schönere, unseres glühendsten Dankes würdigere Himmelsgabe, als eine Familie zu besitzen, ein Heimwesen, wo die Tugend, wo Anmuth und Freude Alltagsgäste sind, wo Herz und Auge sich sonnen an einer Liebeswelt, wo der Gedanke belebt und aufgeklärt wird, wo die Freunde nicht bloß mit Worten, sondern mit Handlungen zu einander sagen: „Deine Freude, deine Sorge, deine Hoffnung, dein Gebet sind auch die meinigen?"

102. Luther's Lied von der Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd' und traurig aus; da kehrt der böse Feind gern ein, da mag der liebe Gott nicht sein. D'rum Menschenkind, d'rum Menschenkind, daß nicht der Böse Raum gewinnt, gib deinen blanksten Thaler aus und kauf' ein Bibelbuch in's Haus; schlag's mit dem ersten Lächeln auf, hab' all' dein Sehn'n und Sinnen d'rauf. Fang' d'rin die Abcschul' an, und buchstabir' und lies sodann, und lies dich immer mehr hinein, aufschlag' darin dein Kämmerlein und pflanze still hoch oben d'rauf die allerschönsten Sprüchlein auf; hell laß sie flattern, muthig weh'n, als deine Banner laß sie seh'n, als deinen

Schild drück's an dein Herz, und halt dich d'ran in Freud' und Schmerz. O du mein liebes Menschenkind! hast du noch keins, so kauf's geschwind, und ging dein letzter Groschen d'rauf, geh', eile, flieg' und schlag' es auf; lies mit Gebet und schlag' es du nur mit des Sarges Deckel zu. Des Lesens und des Lebens Lauf beginn' und höre mit ihm auf.

103. Wie einer lies't in der Bibel, so steht an seinem Hause der Giebel.

(Von Cl. Harms.)

Luther ist mir als Urheber dieses Sprichwortes genannt. Wie ein Hausvater seinen Wohlstand bewahre, soll hiemit bewiesen werden. Solche Anweisung ist wohl nützlich, zumal in unsern Jahren, da der Giebel so manchen Hauses einstürzt, vieler Häuser Giebel Einsturz droht. Nun, es falle, was nicht stehen kann; aber die in dem Hause sind, befallen, Frau und Kinder und viele Freunde des Hauses, die aus- und eingehen in ihren Geschäften mit dem Hausherrn, befallen mit, und alle Leute werden durch das Einstürzen in Sorgen und Schrecken gesetzt. Das wird verhütet, der Giebel bleibt stehen, wenn der Hausherr fleißig in der Bibel lies't. Wie das? Einmal, wenn er in der Bibel fleißig lies't, wenn er dazu Lust hat, dann hat er nicht Lust an vielen Dingen, die seinen Giebel stürzen, an Spielen, Gastiren, Jagen; dann wird in ihm nicht aufkommen jener verderbliche Hang zum Speculiren in's große Weiß hinein; dann wird er an den Seinigen nicht leiden mögen, wenn sie Aufwand machen über sein Vermögen in eitlem Großthun, in thörichtem Gleichthun; — dann wird er sich manchen Spruch herauslesen, der den Giebelfall verhütet, z. B.: Jeder arbeite und schaffe mit den Händen; Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! wie lange wird's währen (Hab. 2, 6); Die Säufer und Schlemmer verarmen; Schlecht und Recht, das behüte mich! Und viele andere Sprüche dieser Art wird der fleißige Bibelleser antreffen. Allerdings, Jemand könnte auch zu viel über der Bibel sitzen und seinen Hausstand versäumen deshalb; indes, hält man es nöthig, in unsern Tagen zu warnen vor diesem Fehler? Ich denke nicht. Dazu ist's auch ja die Bibel selbst, die Keinen zum Schaden seiner Wirthschaft an sich hält, im Gegentheil, sie nöthigt sehr, vom Stuhle aufzustehen und in die Werkstatt, nach dem Felde, aufs Comtoir zu gehen.

104. Die Lebensführer und Erzieher.

Gott hat dem Menschen auf seiner Pilgrimschaft durch dieses irdische Leben zum ewigen mancherlei Führer gegeben: die Eltern

und die Lehrer, das heilige Bibelbuch, das eigene Gewißen, das Buch der Geschichte der Menschen und das Buch der Natur. Sie sollen uns führen, leiten, bewahren, behüten, erretten, uns unsere leiblichen und geistigen Kräfte zur Ehre Gottes gebrauchen lehren, uns tüchtig machen für Zeit und Ewigkeit. Merke auf sie, höre auf ihre Stimme, laß dich leiten, führen, behüten, erretten, werde ein tüchtiger Erden- und dereinst ein seliger Himmelsbürger, Alles zur Ehre Gottes!

In die Vater- und Mutterarme hat Gott den Menschen schon als zartes Kindlein gelegt; die Eltern sind die ersten und größesten Wohlthäter des Kindes hier auf Erden. Ihnen verdankt es nächst Gott sein Leben; in banger Stunde und unter Schmerzen ist es von der Mutter geboren, und hat diese mit dem eigenen Leben oft das Leben des Kindes erkauft. Im Schweiße des Angesichts arbeiten Vater und Mutter, um dem Kinde auch Alles das zu erwerben, was es bedarf zu seines Leibes und Lebens Nahrung und Nothdurft. Ja nicht allein das, was es zur Erhaltung des Lebens bedarf, sondern auch Alles, was das Leben erst zum Leben macht, was das menschliche Leben von dem thierischen unterscheidet, verdankt es den Eltern: sie haben es nicht bloß geboren, sie erziehen es auch, übergeben es der Schule und Kirche, damit es nicht bloß die Welt, sondern auch Gott und den Erlöser kennen lerne, Joh. 17, 3; sorgen nicht allein für sein leibliches Wohl, indem sie es eine bestimmte Berufsarbeit erlernen laßen, sondern auch für die geistige und ewige Wohlfahrt desselben, indem sie es in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen, Epheſ. 6, 4. Darum: 2. Mos. 20, 12: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Sir. 3, 9: Ehre sie mit der That, mit Wort und Geduld. Denn des Vaters Segen ꝛc. Und weiter: Sir. 7, 29. 30. Epheſ. 6, 1—8. 1. Tim. 5, 4, und Sir. 3, 14.

105. Mutterliebe.

(Von Starke.)

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abend, indes ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer

Kinder erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte und schauete mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleineren Schwester Franziska in einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte. Befriedigt eilte sie zurück in die arme, reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost zum Abendeszen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süszen Schlafes genosz, und liesz sich dann behutsam auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnarchen des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das in dichter Rebenlaube an dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor Allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlider zu schlieszen begann. Aber schnell raffte sie sich auf. „Ich darf nicht schlafen," sagte sie, „Franziska braucht ein neues Kleidchen!" und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen: — Gott, wie oft und gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen sein. Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte und sahe mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von Weitem rief: „Mutter, sieh' nur, wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebiszen." — „Ach, Franziska, meine Franziska, eine Natter! Gott, warum liesz ich sie hier spielen! Hülfe! Rettung!" Das war Alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte; das war es, was sie einem eben vorübereilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte. „Junges Weib," sagte der Wanderer, „ich kann nicht weilen; mein Vater liegt in jenem Dorfe todtkrank; auch habe ich nur einen Rath: Seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! Sonst weisz ich nichts." Mit diesen Worten ging der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte auf ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz

heiterer; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. „Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen?“ sagte sie, „das wird ein Hund nicht thun; aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es!“ und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrund sie wegrisz, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde und sog, und sog so innig und lange, als könne sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen. Indem sah Antonio den Vater sich nähern, stürzte ihm entgegen und erzählte ihm, was geschehen war und was die Mutter jetzt thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte und hielt sich an dem nächsten Baume. „Was machst du, Vater?“ rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaszte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte: „Ach, die Natter war es, ja, so eine Natter hat unsere liebe Franziska gebiszen!“ — „Nun gottlob! gottlob!“ jauchzte der Vater; „das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemanden tödten kann.“ Mit naszen Augen erreichte er die Hütte, umfaszte die Tochter mit der Mutter und schlosz sie lange an seine Brust und rief mit trunkener Freude: „Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! Aber Gott sei Dank, die Schlange war nicht giftig; der Herr sei gepriesen! wir bleiben noch beisammen! und deine Mutterliebe werde ich nie vergeszen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergeszen; und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einstens gewis dein graues Haar mit Rosen- und Myrthenkränzen zieren.“

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten, von ihren Kindern begleitet, in die Stube, durch deren Fenster eben die untergehende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah mit weit offnen Augen ruhig um sich und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

106. Der Schutzengel.

(Oberbaierisch. Von Fr. Kobell.)

1. Auf an' jds Kindl an Engl gibt Acht, sitzt an sein' Bettl bals schlaft bei der Nacht.

2. Wacht allwei fleißi, laßt's nit aus 'n G'sicht, daß halt den Kindl koa Unglück nit gschicht.

3. Bal's Kindl größer werd, frumm, braf und treu, bleibt derfell Engl sei Lebta dabei.

107. Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

(Von H. Pestalozzi.)

Gertrud, die Frau eines Maurers zu Bonnal, war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschloßen und still bereitete sie das Abendeßen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete Alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie Nichts mehr zerstreue, und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, in's Herz zu legen, und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete also mit ihnen:

„Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel beßer ist, als an dem, was er sonst thun mußte. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mund voll Brot mit Sorgen und Angst abtheilen mußte. Es that mir da manchmal von Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es beßer für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denket doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt beßer geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergeßet nie, daß Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüßiges habet, es ihm gerne gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun?" „O ja, Mutter, gewis gern," sagten alle Kinder.

108. Mutter und Kind auf dem Jahrmarkt.

(Von der Justizräthin Jaspersen, geb. Nielsen, auf Oestergaard in Angeln.)

Kind. O, sieh doch, Mutter, den schönen Schrein, mit Gold verziert und Elfenbein, von köstlichem Holze, so glatt und nett! Ach, wer doch so ein Kästchen hätt'!

Mutter. Von reichem Geräthe kein Glück uns kommt. Was ist es, das endlich den Menschen frommt? Von allen Bäumen, der Wälder Stolz, nur wenig Bretter von schlechtem Holz; d'raus zimmert der Tod uns den letzten Schrein und schließt die vergänglichen Wünsche ein.

K. Ach, Mutter, die schönen Gewänder schau! eins rosenroth, eins himmelblau! Wer solche Kleider tragen könnt', dem wär' wohl ein schönes Glück vergönnt!

M. Das Glück wohnt tief in des Herzens Grund, den Leib umflattern die Bänder bunt; nichts haben Gewand und Seele gemein, d'rum können Gewänder kein Glück verleihn.

K. In jenem Gewölbe schimmert es fein von Perlen und köstlichem Edelstein; solch' Halsgeschmeide zur Festtagszier, das wünscht' ich vor allen Dingen mir!

M. Mein Kind, kennst du die Sage noch nicht, die uns vom Ursprung der Perle spricht? Der Unschuld Thränen auf Erden geweint, die sind zu Perlen und Demant versteint; und der Rubinen funkelnde Glut entstand aus schmählich vergoßenem Blut. Es birgt die Fabel wohl tiefen Sinn, d'rum wünsche dir nimmer Perl' und Rubin!

K. Sieh dorthin, Mutter, den schönen Pokal, die zierlichen Becher von hellem Krystall; wär' einer der niedlichen Becher mein, dann schmeckte Waßer beßer, als Wein.

M. Ein Waßertrunk aus geringem Thon ist Himmelsgabe dem Durstigen schon. Am Kreuze schmachtete sterbend der Herr, er wollte trinken, ihn dürstete sehr; die Mörder reichten den Schwamm ihm hin, mit bitterem Wermuth und Eßig d'rin. — Wer lebt auf Erden, der solches hört und noch eines reichen Bechers begehrt?

K. Was aber, Mutter, kaufst du mir wohl? Von schönen Dingen ist Alles voll; es glänzt und winket mir nah und fern, und Etwas hätt' ich doch gar zu gern!

M. Das Büchlein hier in dem schwarzen Band, das Testament unsers Herrn genannt; es ist sein Leben und Wandel d'rin, sein hoher Geist und sein Kindessinn, seine Demuth und seine Gnadenhuld, seine treue Liebe bis in den Tod, wodurch er uns versöhnte mit Gott, sein Friede, der in's ewige Leben quillt und alles Sehnen des Herzens stillt, und seiner Lehre himmlisches Licht, das hell und tröstend durch Wolken bricht und wundersam glänzt im ewigen Wort in unvergänglicher Klarheit fort. — D'rum halte dich an dem Büchlein fest, ob alles Andere dich auch verläßt! Wie einst nach Bethlehem ein leuchtender Stern die Weisen geleitet zur Wiege des Herrn: so führet es sicher durch Nacht und Zeit die gläubige Seele zur Seligkeit.

109. Des Vaters Zucht.

(Von Gotth. H. Schubert.)

Eines Sonntags Nachmittags stand der etwa sechsjährige Sohn des Pfarrers Schubert zu Hohenstein in Sachsen auf dem kleinen Berge vor der Kirche. Da zog ein Schwarm fröhlich

schwatzender Buben an ihm vorüber, welche sagten: „Komm', Pfarrheinrich, geh' mit uns, wir holen Sternblumen." — Das ließ er sich nicht zweimal sagen; er lief, von einem der größeren an der Hand geführt, mit den Buben fort. Sie zogen von einem Garten in den andern; endlich, durch eine Oeffnung im Zaun kriechend, gelangte der schreiende Zug in den Garten des Seilers, worinnen hie und da unter den Apfelbäumen die schöne gelbe Sternblume in Menge wuchs. Sie pflückten sich ab nach Herzenslust, und da einige der Buben für den kleinen Heinrich abpflückten, andere ihm von ihrem Strauße schenkten, kam er, fröhlich wie ein Sieger über Zehntausend, gegen Abend mit einem Büschel Blumen, das er kaum tragen konnte, wieder im Pfarrhaus an.

Die Mutter sah ihn ernst an: — „Wo hast du die Blumen her, Heinrich?" — „Wir haben sie uns aus des Seilers Garten geholt." Sie schwieg und schien sich gar nicht über die Blumen zu freuen.

Etwas betroffen ging Heinrich in's Zimmer; da saß der Vater und las. Er sah vom Buch hinweg mich und meine Sternblumen ernsthaft an. „Mir war," so erzählt dieser Heinrich, aus dem später ein gottesfürchtiger, gelehrter Mann worden ist, „mir war auf einmal mein ganzer Strauß verleidet; er roch mich an wie Sünde; gern hätte ich ihn weggeworfen, ich wagte es aber nicht vor solchen Blicken des Vaters. Ich legte die Blumen auf meinen Tisch, ganz in die Ecke hinein. Der Vater sah mir zu." — „Komm' zu mir her, Heinrich!" — Ich kam. „Wo hast du die Sternblumen her?" Ich schwieg hocherröthend. Endlich stotterte ich die Antwort her: „Aus unserem Garten." — „In unserem Garten wachsen keine Sterne," sagte der Vater sehr ernst, „wo hast du sie her? — „Der Herr Nachbar Bahrd hat sie mir gegeben." — Der Vater erfaßte mich bei der Hand, womit ich verlegen mit einem Meßer oder Löffel spielte, die auf dem Tische lagen, zog mich näher an sich hin, sah mir sehr ernst in's Gesicht und sagte: „Nachbar Bahrd hat keine Narzissen; sage die Wahrheit, wo hast du die Blumen her?" — Ich gestand nun ein mit verhaltenen Thränen. — „Als dir neulich Nachbars Karl deinen Ball weggetragen hatte, war dir das recht?" — „Nein." — „Als er, da du ihn darum fragtest, es leugnete, daß er ihn habe, und dir einreden wollte, du habest ihn in den Teich fallen laßen, und du dann doch den Ball am folgenden Tag bei ihm sahest, gefiel dir das?" — „Nein." — „Nein," sagte der Vater weiter, „es gefiel dir so übel, daß du ganz roth im Gesichte zu mir kamst und mir sagtest, ich solle des Nachbars Karl mit dem Stocke schlagen; denn er sei ein sehr gottloser Junge und habe gelogen. Ich aber sagte zu dir: Heinrich, nimm dich in Acht, und bitte Gott, daß du nicht selber in eine

Sünde fällst. Du hast mir ja erst vorgestern erzählt, der Herr Cantor habe gesagt, du hättest die zehn Gebote recht schön gelernt, bete mir doch einmal das siebente." — Ich betete mein: „Du sollst nicht stehlen" sammt der lutherischen Auslegung ohne Anstoß her. Der Vater wiederholte mir noch einmal das Gebot sammt der Auslegung, welche er mir mit andern für diesen Augenblick noch leichter anzueignenden Worten umschrieb; dann sprach er weiter: „Der Ball, den dir Nachbars Karl nahm, der gehörte dir, und nicht dem Karl; als er dir ihn heimlich nahm, sag', was hat er gethan?" — Ich antwortete ziemlich kleinlaut: „Er hat gestohlen." — „Die Sterne in des Seilers Garten gehörten dem Seiler, und nicht dir; als du sie heimlich ohne des Seilers Wißen und Willen nahmst, was hast du da gethan?" — Ich erschrak über des Vaters Art, vom Fernen auf's Nahe zu schließen, und mit Mühe stotterte ich die Antwort: „Ich habe gestohlen." — „Als neulich Nachbars Karl sagte, er habe deinen Ball nicht, du habest ihn in den Teich fallen laßen, und er hatte ihn doch, da war das gelogen. Du warst sehr böse darüber, und du hattest recht; denn das Lügen ist eine große Sünde und Schande. Unser Herr Jesus nennt auch den Teufel einen Vater der Lügen. Der kleine Karl hat gegen dich, seinen kleinen ungezogenen Kameraden, eine Lüge gesagt, das war sehr böse; aber ich weiß nicht, ob er nicht, wenn ihn sein Vater darum gefragt hätte, würde gesagt haben: Ja, Vater, ich habe den Ball genommen. Als du vorhin, da ich dich wegen der Sterne fragte, zu mir sagtest, du hättest sie aus unserem Garten, dann, der Nachbar Bahrd habe sie dir gegeben, was hast du gesagt?" — Ich wollte nicht gern mit dem rechten Worte heraus. Ich hätte so gern in meinem kindischen Sinn ein wohllautenderes gefunden; aber der Vater drang, und die Antwort mußte heraus: „Eine Lüge." — Der Vater sprach weiter: „Du hast vor mir, deinem Vater, der dich so lieb hat, gelogen; aber weißt du nicht, wo wir auch sind und was wir auch thun, da ist Gott mit uns und sieht uns, und die Augen seiner heiligen Engel sind auf mich und dich gerichtet. Du hast also nicht nur vor mir, deinem Vater, sondern auch vor Gott und seinen heiligen Engeln gestohlen und gelogen. Darum, ehe du heute Abend dich zu Bette legst und morgen früh, und gebe Gott noch manchen Tag, bete zum Herrn Jesus: Ach, lieber Herr Jesus, ich habe sehr an dir gesündigt; ich habe gestohlen und meinen Vater belogen. Vergib du mir meine Sünde und schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist, damit ich nicht mehr solche Sünde thue." — Ich weinte nun sehr. Der Vater sagte: „Siehe, du weinst nun bitterlich, du thust recht daran. Die Sünde ist bitter, das zeigt uns Gott durch die Strafe, welche er auf die Sünde

gelegt hat. Junge Kinder, wenn sie gesündigt haben, straft Gott durch den Arm ihrer Väter, damit sie daran gedenken, wie bitter die Sünde sei. Dort bei der Wanduhr steht mein Stock, geh' und bring' mir ihn." Ich brachte ihn und empfing von der Hand meines Vaters die wohlverdiente Züchtigung. Ob diese sonst so schwere und starke Hand mich wenig züchtigte oder viel, das weiß ich nicht mehr. Das weiß ich aber, daß mir die Strafe von des Vaters Hand nicht so wehe that, als das Gefühl, daß ich meinen Vater und Gott betrübt und belogen hatte.

Dieses Katechismusexamen wirkte tief und lange in meiner jungen Seele nach. Das Lügen war mir schändlich erschienen. Gott gab viele Jahre meinem jungen Herzen eine Aufrichtigkeit, welche oftmals, wenn ich gefehlt hatte, die liebe, schwere Hand des züchtigenden Vaters entkräftete, so daß er den Stab „Wehe" aus der Hand legte und zu mir sagte: „Weil du so aufrichtig bist und deinen Fehler treulich bekennest und bereuest, so will ich dir für diesmal noch die Strafe erlaßen!"

110. Hänschen, zieh' das Käppchen ab!

(Von H. Zschokke.)

„Hänschen, zieh' das Käppchen ab!" sagte allemal des Schneiders Balzer Wittwe zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durch das Dorf ging. Und Hänschen nahm das Käppchen ab und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob wie Bohnenstroh; und die Jungen waren es wie die Alten. Das ist nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, und wenn sie auch steinreich wären. Man pflegt sie verblümter Weise Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüßel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein Fremder in's Dorf kam, war Hänschen immer der Erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen indessen da wie Brunnenpfähle und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Bauern dumm und stumm da und sahen sich wohl einander an und lachten und machten alberne Gesichter wie Gänse, wenn's donnert. Hänschen aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen freundlichen Dank ein; denn Almosen zu nehmen schämte sich Hans.

Das gefiel der Mutter, die eine anständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun? Wenn ich durch ein Dorf gehe, wo die Leute ungefällig und grob sind und Keinen grüßen, Keinem beistehen, da denk' ich immer: Hier gehen die Bauern bei ihren Ochsen in die Lehre, und der Stier ist ihr Schulmeister. Rindvieh in der Stube und Rindvieh im Stall, die machen das Heu theuer!"

Nun, was geschah?

Hans war sechszehn Jahre alt, stark und groß und half seiner Mutter durch Taglohn das Brot verdienen, das er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntag saß er mit andern Bauern vor einem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm entgegen, fluchte und schwor lästerlich und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die andern Bauern aus vollem Halse; aber Keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenboldes zu schützen. Da sprang Hans hin, warf den Besoffenen auf die Seite und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Bauern saßen da und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hineinfahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewis der Oberherr, der zum Schloße fährt!" — Da zogen sie alle, einer nach dem andern, den Pfannendeckel vom Kopfe, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schloße hielten. Nun gingen sie hin und gafften aus der Ferne, wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kommt.

Da sahen sie den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schloß gehen und Hans neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurückkam.

Er behielt den höflichen Hans sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Hans aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so Aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Hans heirathete, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dies Glück hat er seiner Artigkeit

und Dienstbeflißenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Hansen's Mutter: „Hänschen, zieh' das Käppchen ab!" — Und es half.

(Lies hier: Nr. 56. Das Schreibheft.)

111. Kindliche Liebe.

(Von Pustkuchen-Glanzow.)

Ein berühmter preuszischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrich's des Groszen. Er hatte keinen Vater mehr und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem Gehalte liesz sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht muszte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dies zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern an Andere. Der arme Page fing an, die Wachen für Andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen laszen. Er klingelte, er rief; allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da sei. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte; allein er war über dem Schreiben eingeschlafen.

Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld Wache habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, dasz ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke."

Gerührt über das gute Herz dieses Jünglings, läszt der König ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette.

Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekom-

men sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch beszer unterstützen konnte; doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er demüthig um Vergebung seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Officier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich Alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preuszischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter. Sir. 3, 16. Der Wohlthat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergeszen werden.

112. Rittmeister Kurzhagen.

(Von Pustkuchen-Glanzow.)

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein. Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen.

Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen und aßen alle Zeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte. Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie, sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?" war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind."

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehrern Vornehmen bei dem Rittmeister zu Tische. Die Eltern des letzteren wünschten dieses Mal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie eßen mit Ihnen an Einem Tische." Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen auf's Freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach; „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes,

der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister."

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' Er, Rittmeister," fragte der König, um seine Gesinnungen zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind seine Eltern?" „Ew. Majestät," antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, das ich Ew. Majestät verdanke." „So ist's recht," sagte der König erfreut, „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein."

Ephes. 6, 2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

113. Kindesdank.

(Von Hebel.)

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Tagelöhner um fünfzehn Kreuzer arbeitete. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und wunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheil zahle ich Schulden ab und das übrige Drittheil lege ich auf Capital an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müßen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlaßen werden." — War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

114. O lieb', so lang du lieben kannst!

(Von F. Freiligrath.)

1. O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb'.

4. Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös' gemeint —
Der And're aber geht und klagt!

5. O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann knie'st du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofgras.

7. Und sprichst: »O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös' gemeint.«

8. Er aber sieht und hört dich nicht!
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: »Ich vergab dir längst!«

9. Er that's, vergab dir lange schon;
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort,
Doch still — er ruht und ist am Ziel.

10. O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

115. Eintracht.

(Von Pfeffel.)

Ein Vater schied von seinen Söhnen; doch eh' er schied, sucht' er durch ein Symbol der Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen. „Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl! Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile, gebunden, wie sie sind." In größter Eile will Jeder den Befehl vollzieh'n; jedoch umsonst ist ihr Bemüh'n. Der Vater löst hierauf das Band, gibt Jedem einen Pfeil besonders in die Hand. „Zerbrecht mir den!" spricht er mit trüben Blicken, und schnell war jeder Pfeil in Stücken. „Merkt, Söhne," rief er, „am zerbrochenen Geschoß: die Eintracht nur macht stark und groß; die Zwietracht stürzet Alles nieder! Lebt wohl und liebt euch stets als Brüder!"

116. Das versteinerte Brot.

(Müllenhoff's Sagen ꝛc.)

Es lebten einmal zwei Schwestern, von denen die eine sehr reich, aber dabei hartherzig und boshaft war; die andere hatte viele Kinder und nicht einen Bißen in ihren Mund zu stecken. An einem Sonntagmorgen nahm sie einen gelben messingenen Keßel, das einzige werthvollere Stück, das sie noch besaß, über den Arm und ging zu der reichen Schwester mit der Bitte, ihr darauf ein Brot oder etwas Korn zu leihen. Aber die harther-

zige Schwester wies sie ab und sagte, sie habe nichts im Hause. Als die andere aber dringend bat, schwur sie sogar, wenn sie etwas hätte, solle ihr Brot gleich zu Stein werden. Weinend ging die Frau zu einem Manne, der so gutherzig war und ihr auf den Keßel einen Scheffel Weizen that. Unterdes kam der reichen Schwester Mann aus der Kirche zurück, und da ihn nach dem weiten Wege hungerte, bat er seine Frau, ihm noch vor Mittag ein Butterbrot zu geben. Als diese nun zum Schranke ging, war das Brot schwer wie Stein, und das Meßer glitt ab, so oft sie's ansetzte. Da mußte sie ihrem Manne gesteh'n, was geschehen sei und was sie gesagt habe. Und von der Zeit an kamen sie immer mehr zurück und mußten endlich ihr Brot betteln. Aber der Armen verhalf Gott zu ihrem Auskommen, so daß sie ihre Kinder ernähren und redlich erziehen konnte.

117. Das Licht der treuen Schwester.

(Müllenhoff's Sagen ꝛc.)

An dem Ufer einer Hallig wohnte einsam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und Mutter waren gestorben, und der Bruder war fern auf der See. Mit Sehnsucht im Herzen gedachte sie der Todten und des Abwesenden und harrte seiner Wiederkehr. Als der Bruder Abschied nahm, hatte sie ihm versprochen, allnächtlich ihre Lampe an's Fenster zu setzen, damit das Licht, weit hin über die See schimmernd, wenn er heimkehre, ihm sage, daß seine Schwester Elke noch lebe und seiner warte. Was sie versprochen, das hielt sie. An jedem Abend stellte sie die Lampe an's Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob der Bruder nicht käme. Es vergingen Monde, es vergingen Jahre, und noch immer kam der Bruder nicht. Elke ward zur Greisin. Und immer saß sie noch am Fenster und schaute hinaus, und an jedem Abend stellte sie die Lampe aus und wartete. Endlich war es einmal bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloschen. Da riefen die Nachbarn einander zu: „Der Bruder ist gekommen!" und eilten in's Haus der Schwester. Da saß sie da, todt und starr an's Fenster gelehnt, als wenn sie noch hinausblicke, und die erloschene Lampe stand neben ihr.

118. Der Bettelbube.

(Von Pustkuchen-Glanzow.)

In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!" brummte der Beschäftigte, „mach', daß du fortkommst!"

Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?" fragte er den Diener.

„Ein unnützer Bettelbube!" war des Buchhalters Antwort, der von der Arbeit kaum aufblickte.

Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thür etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner, was hebst du da auf?" rief er ihm nach. — Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel.

„Und was willst du damit?" fragte jener weiter.

„Mein Wams hat Löcher," war die Antwort; „das größte steck' ich damit zu."

Das gefiel Herrn Richter und noch mehr das schöne, einfache Gesicht des Knaben. „Aber," sagte er freundlich ernst, „schämst du dich nicht, so jung und so gesund, wie du bist, zu betteln? Kannst du nicht arbeiten?" — „Ach, lieber Herr," versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit drei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brot, seitdem Niemand einen Bißen wieder."

Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für dieses Mal dem ehrlichen Gesicht des Knaben. Er griff in die Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh' dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brot für dich und deine Mutter und Geschwister, die andere Hälfte aber bringe mir zurück."

Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun," sagte der grämliche Buchhalter, „der wird in's Fäustchen lachen und nie wieder kommen."

„Wer weiß!" antwortete Herr Richter — und schon sah er den Knaben in vollem Laufe zurückkehren, ein großes Schwarzbrot in der einen Hand, das übrige Geld in der andern.

„Da lieber Herr," sprach er fast athemlos, „da ist das übrige Geld! — Gleich dahinter bat er heißhungrig um ein Meßer, um sich ein Stückchen Brot abschneiden zu können. — Der Buchhalter reichte ihm still sein Taschenmeßer hin.

Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brot zur Seite, betete still mit gefalteten Händen ein kleines Tischgebet. Dann ließ er sich das Brot trefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte die ungeheuchelte Frömmigkeit eines solchen Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimat und erfuhr aus dessen treuherzigen Mittheilungen: der Vater habe

in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen. Das Haus aber sei abgebrannt, und manche Kränklichkeit habe ihn gezwungen, den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbar als Hirt verdungen, sei aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankte, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elende. Er, der Aelteste, habe Hülfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.

Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und der Knabe erschien ihm als ein Wechsel auf Sicht, den Gott auf ihn zur Prüfung seiner Dankbarkeit ausgestellt habe. — „Höre, mein Sohn," fing er an, „hast du wirklich Lust, etwas zu lernen?"

„Ach ja," rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstände wohl noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag." Herr Richter fühlte sich plötzlich entschloßen. „Wohl," sagte er, „wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Eßen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und Geschwister auch unterstützen.

Des Knaben Augen leuchteten vor Freude in des Kaufmanns Augen. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu eßen."

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsorte in Herrn Richter's Haus getreten. Derselbe bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmanns Brot und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfes schreiben, worin die Wittwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für die Arme beigeschloßen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde.

Als dieses geschehen, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottlieb's Schicksalen und den Plänen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach, gern ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

In den vier nächsten Jahren bis zu seiner Confirmation mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm

ihn sein treuer Pflegevater auf das Comtoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpulte, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach dem Vorangehen zweier seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstande, aber durch des edlen Richter's und ihres treuen Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keine theurere Menschen, als seine Wohlthäter. Ihnen zu Liebe wurde er ein immer eifrigerer Kaufmann. Er begann damit, den Ueberfluß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hierdurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen hundert und zwanzig Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsdorfe eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankauf war. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuß von zweihundet Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von fünfhundert Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Sackleinwand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um tausend Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach dem Ende derselben fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit sterbenden Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitglied oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinnes aufgenommen.

Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefeßelt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechszigsten Lebensjahre sanft entschlummerte.

Kurz vor seinem Tode legte er noch die Hand seiner einzigen fünfundzwanzigjährigen Tochter in die seines geliebten

Pflegesohns. Er hatte sie längst Beide als seine Kinder betrachtet. Sie verstanden ihn, sie liebten einander und feierten still, liebevoll und ernst ihre Verlobung an seinem Sterbebette.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richter's Tode, war die Firma: „Gottlieb B . . . . , Samuel Richter's sel. Erben," eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei große Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über dem Eigenthume ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine Schwiegermutter wie ein Kind und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's zärtlichste, bis sie in ihrem zweiundsiebzigsten Jahre in seinen Armen verschied.

Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen; aber die Engel im Himmel haben es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei noch lebenden Brüder — jetzt wohlhabende Leute — zu sich in's Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum fortgehenden Erbstück für den, welcher jederzeit der älteste in der Familie sein werde.

Es sind erst wenige Jahre, seit dieses Kind des Elends, des Glückes und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus der Welt hinweg schied.

(Lies hier auch: Nr. 56. Das Schreibheft, und
Nr. 47. Jacob Humbel.)

119. Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber in Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören. Einst aber wurden die Athener den Bewohnern von Megara feind und ließen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen werde ertappen laßen, sein Leben verlieren solle.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides; denn gar zu gern hätte er den weisen Sokrates ferner gehört; aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch bedenklich. Endlich aber siegte doch die Lust und Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen zu schleichen. Alle Abend gegen Sonnenuntergang zog er Weiberkleider an und ging in diesem Aufzuge von Me-

gara nach Athen — einen Weg von wenigstens zwei Meilen. Sobald er in Athen angekommen war, begab er sich nach dem Hause des Sokrates und brachte einige Stunden der Nacht bei ihm zu, und noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder nach seiner Vaterstadt zurück. So wagte dieser edle, lernbegierige Jüngling alle Tage sein Leben und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdrießen, um von Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Sei gern bei den Alten, und wo ein weiser Mann ist, zu dem halte dich. Sir. 6, 35. — Plinius sagt vom Avitus: „Darin zeigte sich vorzüglich seine Klugheit, daß er Andere für klüger hielt, und seine Bildung darin, daß er lernen wollte" — Sokrates: „Aller Weisheit Anfang ist, zu erkennen, daß man nichts wiße."

Karl der Große hatte in seiner Jugend wohl das Schwert, aber nicht die Feder führen gelernt. Aber noch im hohen Alter schämte er sich nicht, wie ein Schulkind das Schreiben zu lernen. — Peretti war ein armer Gärtner zu Montalto; sein Sohn Felix mußte die Früchte in dem Pachtgarten des Vaters bewachen und das Vieh auf dem Felde hüten, statt die Schule zu besuchen, da der Vater zu arm war, um das Schulgeld zu bezahlen. Aber der Knabe lernte aus einer Fibel, die ein Kind verloren hatte, auf dem Felde das Lesen ohne Unterricht. Nun erbot sich sein Oheim, das Schulgeld zu bezahlen. Täglich mußte er stundenweit bis zur Schule gehen; er bekam nichts mit als ein Stück Brot, das er zu Mittag am Brunnen, der das Waßer dazu gab, verzehrte. Im zwölften Jahre kam er in's Kloster, wo er oft, ohne des Abends gegeßen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang studirte. Aus diesem Knaben wurde nachmals einer der berühmtesten Päbste, Sixtus V.

Die Zeit der Jugend ist vorzugsweise die Zeit des Lernens. „Was eine Neßel werden will, brennt bei Zeiten." „Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten." In der Jugend muß man vorzüglich lernen, was im Leben nützen wird. Das Leben ist auch eine, und man sagt, die beste Schule. „Stiehl, was du kannst; aber laß Jedem das Seine."

Agricola: „Wer soll Meister sein? Wer was ersann. Wer soll Geselle sein? Wer was kann. Wer soll Lehrling sein? Jedermann!"

Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Spr. Sal. 2, 2. Merket auf, daß ihr lernet und klug werdet. Spr. Sal. 4, 1.

Augustin: „So wenig Einer das Leben von sich selbst, so

wenig hat Jemand die Weisheit bloß aus sich selbst: sie strömt ihm zu aus dem Lichte Dessen, von dem geschrieben steht (Pred. Sal. 1.): „Alle Weisheit kommt von Gott; des Menschen Weisheit aber ist Gottesfurcht." — Darum wachset in der Erkenntnis Gottes. Col. 1, 11. Denn das ist das ewige Leben, daß sie dich ꝛc. Joh. 17, 3.

Luc. 2, 41—52.

Meine Speise ist die, daß ich ꝛc. Joh. 4, 34. Ich bin das Brot des Lebens. Joh. 6, 35. 48.

Der Weise ist allein reich. Weisheit ist des Lebens Auge.

120. Sinnsprüche.

(Von Rückert.)

Auswendiglernen sei, mein Sohn, dir eine Pflicht;
Versäume nur dabei inwendig lernen nicht.
Auswendig ist gelernt, was dir vom Munde fließt;
Inwendig, was im Sinn lebendig sich erschließt.

Kind, lerne zweierlei, so wirst du nicht verderben:
Zum Ersten lerne was, um etwas zu erwerben;
Zum Andern lerne das, was Niemand dich kann lehren,
Gern das, was du nicht kannst erwerben, zu entbehren.

Das Unkraut, ausgerauft, wächs't eben immer wieder,
Und immer kämpfen mußt du neu das Böse nieder.
Wie du mußt jeden Tag neu waschen deine Glieder,
So die Gedanken auch an jedem Tage wieder.

Dein höchstes Leben sei, zu leben gottbewußt;
Darin ist zweierlei: gottwissend, gottgewußt;
Daß du dich wissest stets von Gott gewußt, gekannt,
Gemahnt, gestraft, geprüft, geliebt und Kind genannt.

121. Luther für das Turnen.

— — Darum ist es auch sehr wohlbedacht und geordnet, daß sich junge Leute üben und etwas Ehrliches und Nützliches vorhaben, damit sie nicht in Schwelgerei, Unzucht, Saufen und Spielen gerathen.

Derhalben gefallen diese zween Uebungen und Kurzweile am allerbesten, nämlich die Musika und Ritterspiele oder Leibesübungen mit Fechten, Ringen, Laufen, Springen ꝛc.

Unter welchen das erste die Sorgen des Herzens und die traurigen Gedanken vertreibet; das andere macht feine, geschickte, starke Gliedmaßen am Leibe und erhält ihn sonderlich bei Gesundheit.

Die endliche Ursache ist auch, daß man nicht auf Unzucht und Spielen gerathe, wie man jetzt leider siehet in den Städten und auf den Höfen. Also geht's, wenn man solche ehrbare Uebungen verachtet und verläßt. Zu geschweigen, daß uns Deutschen zu dieser Zeit wahrlich hoch von Nöthen ist, zum Heer und Streit tüchtig und allezeit bereit zu sein.

Denn es sollen ja unsere Jungen Land und Leute vertheidigen und Kriegsleute sein; dieselbigen sind als Pfeile, die da treffen; der Herr schießt sie ab und gibt sie.

Alte Leute sind nicht geschickt zum Kriege; sondern wo Arbeit ist, dieselbige sollen junge Leute auf sich nehmen. Sie gerathen auch in dem Krieg oder Streit wohl, wenn Gott seinen Segen gibt. Denn derselbige will also, daß die Jungen Land und Leute beschützen und vertheidigen; es heißen daher auch Ritter oder Reiter die, so ihre Leutlein aus Noth errettet haben, und werden also bei dem Namen ihres Standes, Amtes und Tugend ermahnt.

Derhalben müßen unsere Jungen ernst und streng auferzogen werden, nicht tändelnd noch spielend, wie Etliche thun.

Sie sollen frühzeitig lernen entbehren, die Arbeit lieben, Beschwerden ertragen und keine Anstrengung scheuen; denn sie müßen hinaus in das Leben und hinfort auch in den Krieg ziehen; da ist aber eitel Arbeit und viel Drangsal zu erdulden.

Die Tugenden, mit welchen wir unsere Jungen ausrüsten sollen, sind vornehmlich: Gottesfurcht, Arbeitsamkeit, Vaterlandsliebe, Mäßigung, Muth und Demuth.

Mit solchen Waffen sind sie zu jeglichem Kampfe wohl gerüstet; denn sie haben eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.

122. Kletter-Unterricht.

(Von Fr. Rückert.)

1. Daß ihr klettert, liebe Buben,
Will ich euch erlauben.
Warum solltet ihr in Stuben
Hängen als Schlafhauben?

2. Mögt ihr aus dem Wipfel heben
Ein Paar Vogeleier,
Wird es eben mehr hier geben
Ein Paar Vogelgeier.

3. Oder wollt ihr um die Früchte
Einen Baum brandschatzen,
Mehrt ihr eben das Gezüchte
Räuberischer Spatzen.

4. Wenn ihr, was ihr könnt, erklettert,
Will ich's euch nicht wehren;
Nur, daß ihr euch nicht zerschmettert,
Höret meine Lehren!

5. Dieses merkt euch, daß ihr keinen
Ast je fahren laßet,
Eh' bevor ihr habet einen
Anderen erfaßet.

6. Einem dürren Aste nimmer
Müßt ihr euch vertrauen,
Sicher ist es selbst nicht immer,
Auf die grünen bauen.

7. Beßer als am besten Zweige
Haltet euch am Stamme,
Ob auch jener Glätte zeige,
Dieser rauhe Schramme.

8. Denn die Zweige selber müßen
Nur am Stamm sich halten,
Der allein auf eignen Füßen
Steht, sie zu entfalten.

9. Vorsicht ist die beste Schanze:
Nie auf einem Aste
Fußet so, daß d'rauf die ganze
Wucht des Körpers laste.

10. Stützt euch hier, und dort beschicket
Eine Widerlage,
Daß, wenn etwa hier es knicket,
Es euch dort noch trage.

11. Immer sollt ihr auf die Stärken
Euch hauptsächlich stützen,
Doch daneben, wohl zu merken,
Schwächen auch benützen.

12. Manche Zweiglein sind unstreitig
Für sich selbst nur schwächlich,
Sich verstärkend wechselseitig
Sind sie unzerbrechlich.

13. Klettert nur mit rechtem Ernste,
Machet keine Künste;
So erreichet ihr das Fernste
Und euch trägt das Dünnste.

14. Doch indem ihr Füß' und Hände
Drängt zur Höhe munter,
Denket auch, wie ihr am Ende
Wieder kommt herunter.

123. Man lernt nie aus!

(Von Karl Steiger.)

Bleibe Schüler, sei lernbegierig! Doch lerne man auch das Rechte, nicht was der Zufall gibt, nicht was unterhält, was auf einige Zeit dienet, sondern das, was der Beruf erfordert, was ewig nützt.

Nicht nur Neues muß man immer lernen; auch das Alte kann man noch nicht recht. Man vergißt auch wieder. Nie lernt man aus; darum sei fleißig und demüthig; und weil so viel zu lernen ist, so beschließe keinen Tag, ohne daß du sagen kannst: Heute habe ich etwas Neues, etwas neu und beßer gelernt. Schenke deine Aufmerksamkeit dem Guten! Der Böse gibt Acht auf das Böse und Diejenigen, die des Höllenfürsten Schütz' und Jäger sind.

Halte dich nicht für ausgelernt, der Schule entlaßen. So lange man lernt, ist man noch jung und wächst man. Es ist ein schönes Talent und eine große Tugend — die Aufmerksamkeit. Wer Verstand hat, der versteht. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Lerne auffaßen, lernen, verstehen, behalten, anwenden, lehren — o wie viel ist noch zu thun! Ein Tag lehrt den andern, und einer ist des andern Schüler. Keiner ist noch gelehrt vom Himmel gefallen; aber lernend wächst man zum Himmel empor, und jeder Tag erhebe dich eine Stufe höher. Auch nicht im Schlafe wird man gelehrt; aber jede Ruhestunde schenkt dir neue Kraft, zu sammeln die Schätze himmlischer Weisheit, die alltäglich lockend sich aufthun klaren Augen.

Wer ausgelernt sein will, der muß im Grabe liegen, der hat zu sehen, zu hören aufgehört, der lebt nicht mehr. Demjenigen aber, der lernen will, dem ruft der Herr ein schönes Trostwort zu: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Klage nicht über geringe Fähigkeiten; du mußt sie mehren; ja auch das Talent kann man mehren; die Auffaßungskraft durch Aufmerksamkeit und Ausdauer. Was du Neues gelernt hast, das mehrt deine Lernlust und Lernkraft. — Schon hast du wieder eine Stufe höher dich gehoben und weitere Aussicht gewonnen.

124. Der betende Handwerksgesell.

(Christenbote 1850.)

Es sind etwa zweihundert Jahre her, als ein junger Weißgerber der Lutherstadt, Wittenberg in Sachsen, zuwanderte. Der jammervolle dreißigjährige Krieg, der von 1618 bis 1648 in Deutschland wüthete, war beendigt; die Menschen bauten sich wieder auf

dem Schutt der verbrannten Städte und Dörfer an, pflügten und säeten wieder auf den Feldern, die so lange Jahre hindurch vom Huf der Rosse zertreten und mit Blut und Leichen gedüngt worden waren; nur die Gewerbe erholten sich langsamer, weil Noth und Elend überall in deutschen Landen waren. So hatte auch unser Weißgerbergeselle schon lange Zeit wandern müßen, ohne Arbeit finden zu können. Er war rechtschaffener Leute Kind und hatte von ihnen beten und arbeiten gelernt; aber jetzt war er weit heruntergekommen. In der Tasche hatte er nur noch einige Pfennige, das Felleisen war leer, die Kleidung zerrißen, die Schuhe waren durchgelaufen, die Füße wund, der Magen hungrig. Müde und matt zog er so auf der Straße daher, als die Abendsonne eben die letzten Strahlen auf die Thürme in Wittenberg warf. Wollte Gott, dachte er, daß ich in dieser Stadt doch auch endlich Arbeit fände und einige Zeit ruhen dürfte! Weil er aber gewohnt war, seine Wege dem Herrn zu befehlen, fühlte er bei diesem Wunsch einen innerlichen Antrieb zum Gebet; er schaute aber umher, ob er von Niemandem bemerkt werde. Und da er sich allein sah, knieete er unter einem Baum nieder und betete inständig, Gott wolle sich seiner Noth erbarmen, ihm in dieser Stadt einen ehrlichen Verdienst zuwenden und ihn eine Zeit lang von seiner mühseligen Wanderung Ruhe finden laßen. Nachdem er so gebetet, ging er getrosten Muths vollends nach Wittenberg hinein und in die Herberge seines Handwerks. Er hörte dort von einem Weißgerber, der einen Gesellen begehre, und ging noch am nämlichen Abend zu dem Meister, weil er müßig herumlaufen für Sünde gehalten hätte. Hier fand er eine freundliche Aufnahme. Dankbar pries nun der fromme Jüngling diese gnädige Erhörung seines Gebets und versah sein Geschäft mit treuem Fleiß und Geschick; auch seinen Wandel führte er in Rechtschaffenheit und Gottesfurcht; in der Kirche war er so oft zu sehen, als andere im Wirthshaus. Bei seinem Meister wurde es ihm aber auch wohl, da Gottesfurcht und Ordnung im Haus herrschte. Mit Gebet wurde der Tag angefangen und beschloßen, auch jede Mahlzeit; Abends wurde in der Bibel, auch in Luther's Postille geleſen, und nicht nur am Sonntag, sondern auch während der Woche die Kirche besucht. Da nun der Meister seine Treue, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit hinlänglich erprobt hatte, so gab er ihm seine Tochter zur Frau und trat ihm Haus und Gewerbe ab. Dies machte aber den jungen Meister nicht übermüthig, sondern er blieb in der Demuth, im Gebet, in Gottes Wort, und danach richtete er auch seinen Wandel ein, so daß er allgemeine Achtung und Vertrauen sich erwarb und am Ende selbst in den Rath der Stadt erwählt wurde. Zugleich segnete ihn Gott, daß er einer der begütertsten Bürger wurde. Dies

Glück betrachtete er aber nicht als Lohn seiner Arbeit, sondern als gnädigen Segen Gottes, den er oft rühmte. Wenn er Abends unter den Seinigen von des Tages Arbeit ruhte, so konnte er manchmal erzählen, wie er arm und fast nackt in die Stadt gekommen sei und vor dem Thor gebetet habe. „Sehet," sagte er dann, „Gott hat ja mein Gebet überschwenglich erhört und mich fein gesegnet. Ich habe mich nun viele Jahre in dieser Stadt ausgeruht, Gott hat mir gute Zehrung gegeben, dazu Geld in den Kasten, gute Kleider, gute Wohnung und dazu fromm Gemahl und gesunde Kinder, auch treu Gesinde. Für solche überschwengliche Wohlthaten kann ich ihm nicht genug danken."

Psalm 50, 15: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.

125. Altes Gold.

(Von W. O. v. Horn.)

Ein Heute ist beßer, als drei Morgen, sagt ein Sprichwort. Freilich, sagt da der Bruder Leichtfuß, d'rum will ich es auch genießen, in's Wirthshaus gehen und guter Dinge sein mit meinen Spielgenoßen! Wie steht's aber, wenn dann die drei Morgen kommen? Dann ist der Kopf wüste, die Hand laß, der Geldbeutel leer, im Schranke ist kein Brot und — im Gewißen kein Friede. Denk' du nur so, dann wird das Ende die Last tragen! So meint's aber das Sprichwort nicht! Es meint vielmehr: Ein Heutgethan sei beßer, als drei Morgenwillich'sthun. Es mahnt dich d'ran, nichts aufzuschieben. Es ist, und wer wüßte das nicht aus eigner Erfahrung, ein absonderlicher Fluch auf dem Aufschieben. Aufgeschoben, sagt zwar das Sprichwort auch, ist nicht aufgehoben; aber die Erfahrnng lehrt, daß allerdings, und tausendmal für einmal, aufgeschoben aufgehoben ist. Man kommt eben nicht mehr dazu! Das ist so recht ein Lotterbett für die Faulen, daß sie immer sagen: Morgen! Ja, Morgen! Auf Nimmerlebstag! sagen die Schwaben, und haben, bei meiner Treue! Recht. Nein, mein lieber Geselle, schieb nichts auf morgen auf, was du heute thun kannst; denn erstlich weißt du ja nicht, ob du morgen noch lebst; zweitens hat jeder Tag seine Arbeit und auch seine Plage, wie der Herr selber sagt. Denk' immer: Ein Heute ist beßer, als drei Morgen, und schaff' mit Gottesfurcht, was du nur immer heute noch fertig bringen kannst. Und prägst du dir das in die Seele und schreibst's mit Kreide an die Stubenthür, unter den Kalender, den du dir da anschreibst, so weiß ich sicherlich, daß du mir's dankst. Und wenn du dann doch eben am Schreiben bist, so bitt' ich dich, schreib' noch eins dazu, nämlich das gold'ne Sprich-

lein: „Bet' und arbeite!" Denn siehst du: das Beten allein thut's nicht; aber das Arbeiten ohne Beten thut's gar nicht; denn dem fehlt der Segen Gottes. D'rum Beides zusammen und nie getrennt, das ist das Rechte und Aechte. Die Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet: Morgen**segen**, und das Abendgebet: Abend**segen** nannten. Probir's nur einmal recht. Du lernst dann auch, warum es so heißt!

126. Zwei Sprichwörter mit Variationen (Veränderungen).

(Von Karl Steiger.)

1.

Wer Kleines nicht achtet, ist Großes nicht werth.

Das Große ist zuerst auch klein gewesen. In kleinen Tropfen ist der Strom vom Himmel gefallen, der jetzt den Damm durchbricht.

Ein kleines Körnlein war zuerst der Baum des Christenthums, dessen Gezweige nun die Enden der Welt überschatten.

Aus wenigen Jahren besteht dein Leben. Gezählt sind die Tage eines Jahres, die Stunden des Tages. Wer eine Stunde verwirft, verschmäht die Ewigkeit. Sieh', diese Stunde jetzt ist dein, d'rum nütze sie, was weißt du von der nächsten? Und nur durch diese kommt die nächste, bekommt die nächste Werth.

Achtest du dieses Leben nicht, wozu dir das ewige?

Ehrest du das Geschöpf nicht, wie wirst du dann den Schöpfer ehren? O Thor, der du die Forelle verschmäh'st, dieweil sie kein Walfisch ist!

2.

Viele Kreuzer geben auch einen Gulden,

und kleine Posten große Schulden, und viele Päcklein einen Pack. Aus einem kleinen Riß wird bald ein großes Loch. Ein unbeachtetes Splitterchen im Finger wächs't oft zum Pfeile heran, der das Herz durchbohrt, zum Tannenbaume, der Holz für den Sarg liefert. Ein einziges Körnlein ist ein kleines Ding; doch an den rechten Ort gelegt, wird bald ein Haufen daraus. Wer nicht zum Kreuzer Sorge trägt, kommt nie zum Gulden. Ein wenig Sauerteig versäuert die ganze Masse. Augustinus sagt: «Die kleinen Tropfen der Sünde bereiten die Sündfluth und ersäufen viele Seelen. Sie sind die Waffen, mit denen wir wider Gott streiten, sie werden die Heerschaaren sein, durch die wir überwunden werden.»

Ein Schritt nimmt freilich einen kleinen Raum ein; aber wer in Sünden immer schrittweise vorwärts geht, kommt plötzlich in der Hölle an. Hast du das Leben verloren, so liegt wenig daran, ob dich ein kleiner David, der große Goliath oder tausend Philister umgebracht haben. Nicht nur meßen sollst du deine Fehler nach ihrer Größe, sondern auch zählen nach ihrer Menge. —

Viele Kreuzer geben auch einen Gulden und — das ist ein guter Gulden, der hundert erspart — ein Hundertguldenstück, das zu wechseln man schwer sich entschließt, eine Denkmünze, die an des Vaters, der Mutter sorgfältige Erziehung, an die Jahre des Entbehrens, an treues Zusammenhalten, an eingezogenes Leben — mit heiligem Ernste erinnert. — Die Verhältnisse gewinnen, der Mensch erspart. Das Ersparte ist werthvoller. Es ist Gold aus dem eigenen Gute herausgegraben, nicht aus Peru's Bergen.

Jetzt kostet es dir einen Gulden, und wartest du noch länger zu, so genügen hunderte kaum. — Zur Zeit ein Wort, erspart dir hundert Reden. Sei nicht sparsam am unrechten Orte! Es muß zu säen wagen, wer ernten will, und aus Aehren nur besteht die größte Ernte.

127. Sparsamkeit.

(Von Hebel.)

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliciren, wenn man es auch noch so gut in der Schule gelernt hat; und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wißen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahr sind es 365 Gr., und in 30 Jahren 10,950 Gr.: thut 547 fl. 30 Kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern 2 Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute laße es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in 30 Jahren zu 21,900 Stunden: thut 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl., wer's bedenkt!

Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10,000 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im 30. Jahr wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, beßer und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

128. Werth der Zeit.

(Von B. Franklin.)

Jedes Geschäft, das man verrichten kann, ohne daß es etwas schadet, wenn es unterbrochen wird, wo man die Arbeit den Tag über mehrmals in die Hand nehmen und wieder weglegen kann, als Spinnen, Stricken, Weben ꝛc., ist ungemein vortheilhaft; denn dadurch können, so zu sagen, alle Brocken der Zeit, die in jeder Haushaltung zwischen den nothwendigen und anhaltenden Geschäften ausfallen, gesammelt werden. Diese Brocken machen in ei-

nem Jahr in jeder Haushaltung, wie vielmehr im ganzen Land etwas Ansehnliches aus. Deshalb ist es sehr nützlich, immer an das Wort Christi zu denken: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme. Verlorne Zeit ist verlorne Nahrung, folglich ein verlorner Schatz. Manche Familie, die sich auf Benutzung dieser Brocken verstund, hat im Jahr viele Ellen Leinwand verfertigt; eine andere dagegen, eben so zahlreiche, welche dieselbe vernachläßigte, hatte gleichen Aufwand, aber weniger Vortheil. — Liebst du dein Leben, so verschwende die Zeit nicht. Wie viel verlieren wir allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt. Die Zeit ist das kostbarste unter allen Dingen, Zeitverschwendung also die größte unter allen Verschwendungen; denn verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir „Zeit genug" nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, so laßt uns die Hände regen, so lange wir noch Kräfte haben. Faulheit macht Alles schwer; der Fleiß macht Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, daß dein Geschäft dich nicht treibt.

129. Drei Sprichwörter mit Variationen

(Veränderungen).

(Von Karl Steiger.)

1.

Zeit gewonnen, viel gewonnen.

Diesen Gewinn suchten und machten die Größten jeder Zeit. Vor allen Christus. Früh auf war er und spät noch an der Arbeit. Er hatte schon Tag und noch Tag, während Andere die Nacht in ihren Feßeln hielt. Ich muß wirken die Werke dess, der mich gesandt hat — das war sein Wahlspruch.

Darum ist es denn auch des Christenthums Rath: Kaufet die Zeit! Was man kaufen muß, ist theuer. Du schlägst das Kind, das kauft und gleich wieder verliert. Du bist das Kind! Du liebst die Zeit und verwirfst sie. Du rufest sie und gebrauchest sie doch nicht; du freuest dich ihrer nicht und verschwendest sie mit Nebendingen, als da sind: Stern' an den Himmel setzen, Holz in den Wald tragen, Waßer in den Rhein führen, Körnlein durch ein Nadelöhr werfen.

Die Zeit gehört dem Ewigen. Er schenkt dir einige Tropfen aus seiner Fülle — dankest du ihm auch? Er hat dich gedinget, er wird kommen und nach der Arbeit sehen. Er hat dich gesendet und wird dich wieder zurück rufen und dich fragen, wie weit du es gebracht habest.

Der Arbeitsmann darf nicht spielen und tändeln wie ein Kind. Weg mit dem Tande, der dich hindert und stört. Wache, denn leise, leise will die Stunde vorüber schleichen; laß keine dir entwischen. Zerlege sie in die kleinsten Theile und jeder Theil sei dir ein Ganzes, habe seine Aufgabe und vollende sein Werk. Ein jeder Thautropfen der Zeit bekommt durch Arbeit Morgensonnenglanz. Schule ist dieses Leben, Vorbereitung. Lerne diese vier Species: denken, reden, fühlen, thun.

Gelegenheit zu wie vielem Guten ist eine, einzige Stunde! Du mußt sie gewinnen für dich, nicht droben laßen in der Kirchenuhr. Jetzt können wir älter werden, als Methusalem, mehr erfahren, mehr wirken, weiter kommen.

2.

Vom Funken brennt das Haus.

Achte nicht klein, was wachsen kann. Der Kern ist ein Baum. Nichts wächs't so schnell, wie die Flamme. Was noch da ist, ist ein Kapital, das Zinsen trägt. Hättest du nur noch ein Fünklein Glaube, Liebe, und trügest Sorge dazu, so könnte der Geist Gottes es anfachen zur hellen Flamme.

Könnte nur eine Feuersbrunst die Stadt anzünden, so würde nie eine Stadt verbrennen. Aber Nachläßigkeit läßt eines Zunders Funken zum verderblichsten Brande heranwachsen. Nicht die Feuersbrunst bedarf des Wächters, sondern das Fünklein. Auch der Mordbrenner, über dessen Schuld jetzt der weite Nachthimmel erröthet, das ganze Dorf in herzzerreißende Klagen ausbricht, er trug dieses weite Flammenmeer zuerst in seiner eigenen Brust, indem er den leisen Gedanken faßte zur Frevelthat.

Besiege die Sünde, so lange sie noch Lust ist. Den Funken kannst du noch löschen. Du sollst dich nicht laßen gelüsten. Es ist schwer, der Flamme zu gebieten: bis hieher und nicht weiter. Sie trocknet sich vorher das Holz, das sie nähren und tragen soll. Erzittere vor dem ersten Schritte, mit ihm sind auch die nächsten Tritte zu einem zweiten Fall gethan.

3.

Unrecht Gut gedeiht nicht.

Es kann nicht wachsen; denn es liegt ein Stein auf ihm. Es hat nicht Licht noch Sonne. Eine glühende Kohle unter das Strohdach getragen, wie viel hast du gewagt, wie augenscheinlich dein Verderben. Mit unrechtem Gute bringst du einen Funken in deinen Kleiderkasten; wirf ihn wieder heraus, so bald als möglich, trag ihn auf seinen Heerd, sonst wird er dich warm machen, dein ganzes Haus in Rauch aufgehen laßen, dir die Hölle heizen. Der Böse kann Den leichter faßen, der klebrige Finger hat.

Unrecht Gut schlägt seinen eignen Herrn, und das ist ein Schlag nicht mit der Ruthe, sondern ein Schlagfluß, der es zurückführen soll zum rechten Eigenthümer. Es ist ihm ein Bad verschrieben, und muß in's Waßer kommen — jedes Wölklein droht mit einem Hagelwetter. Immer unruhig ist, wer Unrecht gethan.

Unrecht Gut gedeiht nicht. Es kann freilich auch wachsen; doch wenn es wächs't, so wächs't es Dem, der es genommen, zur Last, wie ein Kropf oder Höcker. Wer gestohlenes Brot ißt, der füllt den Bauch mit Steinen; dick mag er werden, aber nicht gesund. Es mag zunehmen unrecht Gut, und es ist gleichwohl kein Segen darin. Fleisch, in das die Würmer kommen, hat sich auch gemehrt, doch nicht zum rechten Gedeihen. Du magst dein Auge daran ergötzen, aber deinen Kindern bringt's Entsetzen.

Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben — womit in keinem Falle gesagt sein will: wo geerbt wird, sei gerechtes Gut.

130. Tobias Witt.

(Von Engel.)

I. Tobias Witt und Till.

Witt. Ei, wär ich denn wirklich so klug?

Till. Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, und, weil ich es auch gern würde, —

W. Ja nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er musz nur fleiszig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen,

T. Was? Wie es die Narren machen?!

W. Ja, Herr Till! Und musz es dann anders machen, als die.

T. Als zum Exempel?

W. Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und Einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, dasz die Leute den hieszen?

T. Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

W. Ja, warum nicht gar? Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst, — denn der Titel stand mir gar nicht an, — wie der Herr Veit musz man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen,

das taugt nicht: Sieh' du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihn, Herr Till, hatt' ich da Recht?

T. Ei ja wohl! Allerdings!

W. Aber ich weisz nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister Herr Flink. — Der guckte aller Welt in's Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und Den, Herr Till, — wie meint Er wohl, dasz die Leute Den wieder hieszen?

T. Einen lustigen Kopf?

W. Beinahe! Sie hieszen ihn auch einen Narren! — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie muszt du's denn machen, um klug zu heiszen? Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnis.

II. Tobias Witt und Flau.

Flau. Wenn Einen so Unglück auf Unglück trifft...

Witt. Ei was! Er musz das Glück nur suchen, Herr Flau. Er musz darnach aus sein.

F. Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schosz und bleibe zu Hause.

W. Ach, nicht doch, Herr Flau! Gehen musz er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

F. Was? Wie ich's Gesicht trage?

W. Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Strasze voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr. Der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, dasz die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach das Bein und hinket noch heutigen Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

F. Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

W. Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der muszte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! risz ein Seil, der Balken fiel herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und muszte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen musz?

F. Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

W. Ja freilich! Dasz man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

III. Tobias Witt und Wills.

Wills. Da wollt' ich mir denn zu einer kleinen Spekulation etwas Geld von Ihnen borgen, Herr Witt. Viel wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher; aber es rennt' mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Witt. Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Wills, dasz Er braucht? —

Wills. Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa. —

Witt. Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, dasz ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist.

Wills. Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Witt. Es ist nichts. Es ist ein bloszes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Wills. Ei, das wäre! Die hiesz?

Witt. Wenn man ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen?" — „Eine Kleinigkeit," fing er an, „ein fünfzig Thälerchen etwa; was will das machen?" — Oder, wenn man ihn anredete: „Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem

Bankerott verloren?“ — „Ach was!“ sagte er wieder, „es ist der Rede nicht werth, eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe.“ Er sasz in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er muszte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Wills. Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Witt. Ja recht! mein Gedächtnis verläszt mich. — Aber ich hatte da noch einen anderen Nachbar; das war der Kornhändler Herr Tomm: der baute von einer anderen Redensart das ganze grosze Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihn dazu?

Wills. Ei, um's Himmelswillen! Die möcht' ich wiszen. — Die hiesz? —

Witt. Wenn man ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient?“ — „Ach, viel Geld!“ — fing er an — „viel Geld!“ — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte, — „ganze hundert Reichsthaler!“ — Oder wenn man ihn anredete: „Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm?“ — „Ach!“ — sagte er wieder — „ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler!“ — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber, wie gesagt, das ganze grosze Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm beszer?

Wills. Ei, das versteht sich, die letztere!

Witt. Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch. „Viel Geld!“ wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Wills. Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und Waarenlager gefällt mir.

Witt. Er wollte also?

Wills. Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler! —

Witt. Sieht Er, Herr Wills! Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so musz man sprechen wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so musz man sprechen wie der Herr Grell.

131. Er hat das Bein gebrochen.

(Von H. Zschokke.)

Max — seinen Geschlechtsnamen verschweig' ich — war ein rechtschaffener Mann, fleißig bei der Arbeit, hatte vollauf zu thun, hatte einen guten Kopf, man konnte ihn zu Allerlei gebrauchen; er hatte Weib und Kind, er war ein guter Gatte und Vater; aber — er verliebte sich in Wein und Branntwein, und wenn er getrunken hatte, taugte er zu Allem nichts und war schlechter, als der schlechteste Bürger in der Gemeinde. — Er schwor, er fluchte, er zankte, er lästerte auf seine Vorgesetzten, er wollte Alles beßer wißen, er mishandelte Frau und Kind, er machte sich zum Gespött aller Welt.

„Es ist Schade um ihn!" sagte Jeder, und Jeder verachtete den Schnapser.

„Es ist Schade um ihn!" sagten seine Vorgesetzten und wollten ihn nicht weiter zu Ehrenämtern gebrauchen; denn nicht das Amt ehrt den Mann; der Mann soll das Amt ehren; der Zecher verunehrt aber jede Stelle.

Das that nun Maxens Freunden leid. Umsonst machten sie ihm Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten; umsonst vergoß seine Frau tausend Thränen. Er konnte das Trinken nicht laßen. Der Säufer ist ein Sklave seines eigenen Halses.

Maxens Freunde wandten sich endlich an einen geschickten Doktor mit der Bitte, Maxen von der Trinksucht zu kuriren. Sie wählten dazu ein sonderbares Mittel.

Als sie Maxen eines Abends berauscht auf der Straße liegend fanden, hoben sie ihn auf und trugen ihn wehklagend in sein Haus. „Was ist denn geschehen?" fragten die Leute auf der Straße. „Er hat das Bein gebrochen!"

Frau und Kinder schrieen jämmerlich: „Er hat das Bein gebrochen!" Der Doktor ward geholt, er brachte Schienen und andere beim Beinbruch nöthige Geräthschaften mit und schnürte das gesunde Bein des Betrunkenen — denn er hatte wirklich keins gebrochen — so scharf zusammen, als ob es gebrochen wäre. Dann spritzten sie ihm Waßer in's Gesicht, und da er erwachte, schrieen Alle: „Ach, er hat das Bein gebrochen!"

Max, der dies endlich hörte, der den schmerzlichen Druck der Schienen fühlte und mit dem Bein festgebunden lag, das man in einen hölzernen Kasten gesperrt hielt, wo er sich nicht rühren und von seiner Gesundheit überzeugen konnte, glaubte kurz und gut endlich, er habe in der Betrunkenheit das Bein gebrochen, und verschwor aus Grund des Herzens Wein und Branntwein, der die Ursache seines Leidens war. Ein Vierteljahr lang mußte er still liegen und durfte, um das Blut nicht zu erhitzen, keinen

Tropfen Wein trinken. Der Doktor gab ihm nur dann und wann stärkende Arzenei.

Endlich kündigte ihm der Doktor die Vollendung der Kur an, und es war lustig zu sehen, wie Max sehr bedächtig und gleichsam auf Eiern ging, das gebrochene Bein zu schonen. Er war von da an zeitlebens ein ordentlicher Mann, der niemals mehr trank, als er ertragen konnte. Erst nach vielen Jahren erfuhr er den lustigen, aber nützlichen Streich, den ihm seine Freunde gespielt hatten, und erst jetzt fing er wieder an, auf dem rechten Bein fest aufzutreten.

132. Der zerbrochene Krug.

(Von F. Bäßler.)

Zum Brunnen ward klein Benedict
Von seiner Mutter hingeschickt.
Sie nahm das Krüglein von der Wand
Und drückt's ihm heimlich in die Hand
Und sprach: «Da nimm, mein Herzenskind,
Acht' auf den Weg, lauf' nicht geschwind!
Und laß das Krüglein fallen nicht,
Daß es bei Leibe nicht zerbricht.
Du weißt, es ist das allerletzt',
Das du mir ließest unverletzt!»
Der Vater aber hat's gewahrt,
Und rauh war dieses Mannes Art;
Sein bärtig Antlitz, wild und kraus,
Reckt er alsbald zur Thür heraus
Und donnert, daß der Knab' erbleichet
Und Mutter über ihn sich neiget:
«Ja, schick' ihn nur, den Ungeschick,
Er bringt dir's wieder Stück für Stück;
Der weiß vor lauter Händefalten
Nichts fest in seiner Hand zu halten;
Kannst ihn zu keinem Dinge brauchen,
Wird nur zu einem Mönche taugen.
Das aber sag' ich ihm voraus,
Bringt er den Krug nicht ganz nach Haus —
Mag er's dann seinen Heil'gen klagen —
Ich will so jämmerlich ihn schlagen,
Daß alle Nachbarskind' mit Graun
In ihm ein Marterbild erschaun.»
Klein Benedict schleicht still hin dann,
Kommt glücklich bei dem Brunnen an,
Nimmt sonder Maßen sich in Acht,
Setzt auf den Stein das Krüglein sacht
Und seufzt aus tiefster Brust beklommen:
«Gott, laß uns heil nach Hause kommen!»
Dann hebt er sich zum Brunnenrohr
Und zieht den Zapfen d'raus hervor.
Da stürzt der Spring aus seiner Haft
Alsbald hervor in jäher Kraft;
Umstrudelt wird des Kruges Rand,
Der hält nicht lange Widerstand;
Er wankt, er schwankt, o weh! er fällt:
Da liegt er kurz und klein zerschellt.
Und wie er bricht, bricht schier vor Schmerz
Und Angst das kleine Heil'genherz.
In's hohe Riedgras warf er sich
Und weint' und schluchzte ängstiglich;
Und allen Blümlein ringsumher
Vor Kummer ward das Köpfchen schwer.
Sie weinten mit St. Benedict,
Weil er gewest so ungeschickt,
Und weinten um den schönen Krug,
Den dort der böse Quell zerschlug;
Doch spöttisch rann der Quell vorbei
Und rief: «Klein Benedict, ei, ei,
Wie ging der schöne Krug entzwei?»
Klein Benedict, so lang er was,
Lag ausgestreckt noch dort im Gras,
Drückt' tief sein Angesicht hinein
Und betete voll Angst und Pein:
«O heil'ger Herrgott, liebster Christ,
Vor Euch kein Ding unmöglich ist;
Ihr habt aus nichts als rothem Thon
Vordem gemacht den Erdensohn;
Euch ist's gewislich nicht zu schwer,
Stellt mir ein neues Krüglein her.»
Da zwischen des Gebetes Flüstern
Hört er ein gar so seltsam Knistern,
Spricht rasch das Amen hinterd'rein,
Und lauscht, und lauscht: Was mag das sein?
«Glick, glick» — so spricht's — «rück' rück', sonst bricht's!
Du dort, geh' fort an deinen Ort!,»

Jetzt blickt er auf und sieht genau,
Wie sich sein Töpflein auferbau'.
Die Scherben, eine nach der andern,
Sieht er an ihre Stelle wandern;
Jedwede weiß, wie's erst gewesen,
Hat bald ihr Oertlein sich erlesen:
Der Boden erst und dann der Bauch,
Dann wölbet sich der Rücken auch;
Nun klimmt der Henkel keck empor,
Und vorn schiebt sich das Schnäuzchen vor;
Dann überhin schweift die Glasur
Und deckt der Fugen frische Spur.
Da steht er lachend im Sonnenglanz:
Der Krug ist wieder heil und ganz.

Du lächelst ob der Kindermär,
Daß Gottes Kraft von oben her
Sich neige eines Knäbleins Bitte
Und ein zerbrochen Töpfchen kitte?
So schau dein eigen Leben an,
Dies Wunder ward an dir gethan.
Sag', ging noch nie dein Lebensglück
In Stücke durch dein Ungeschick?
Du blicktest hülflos himmelwärts,
Und Gott sah auf dein banges Herz.
Zwar war dein leibliches Verderben
Vor ihm nichts als ein Topf in Scherben:
Doch hat er, was so arg zerschellt,
Dir neu und glänzend hergestellt.
Für Gott kann nichts zu mächtig sein,
D'rum ist nichts seiner Macht zu klein.

133. Die Kunst, reich zu werden.

„Einst," so erzählt Franklin in seinen trefflichen „Lehren des armen alten Richard," „hielt ich mit meinem Pferde an einem Orte an, wo sich einer öffentlichen Versteigerung wegen eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von schlechten Zeiten, und einer von ihnen wandte sich an einen alten, dem Ansehen nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und ihr, Vater Abraham, was sagt ihr zur jetzigen Zeit? Glaubt ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden?" Vater Abraham stand auf und erwiderte: „Mein guter Rath steht euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten; denn ein Wort ist dem Weisen und Verständigen genug." Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möge sprechen. Man trat in einen Kreis um ihn, und er fing also an:

„Liebe Freunde und gute Nachbarn! Die Abgaben sind allerdings etwas schwer; allein wenn wir sonst keine, als an die Obrigkeit, zu zahlen hätten, so wollten wir wohl damit fertig werden. Wir haben aber noch viele andere, die uns weit schwerer fallen. Unsere Faulheit z. B. nimmt uns zweimal mehr ab, als die Obrigkeit; unsere Eitelkeit dreimal und unsere Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landesabgeordneter, weder ganz noch halb, befreien; indes ist noch nicht Alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen; denn Gott hilft Denen, die sich selbst helfen. Ueber eine Regierung, welche das Volk den zehnten Theil des Jahres zu Frohnen zwänge, würde Jedermann schreien; aber die Faulheit nimmt uns noch weit mehr ab. Rechnet einmal die Zeit, welche ihr im gänzlichen Müßiggange, d. h. mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Müßiggang ist aller Laster Anfang; er

führt Krankheiten herbei und verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als die Arbeit. Der Schlüßel, welchen man oft braucht, ist immer blank. Liebst du aber dein Leben, so verschwende die Zeit nicht; denn sie ist das, woraus das Leben besteht. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig ist, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen; verlorene Zeit läßt sich nicht wiederfinden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lange wir noch Kraft haben! Faulheit macht Alles schwer, der Fleiß Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht antreibe. Zeitig in das Bett und zeitig aus dem Bette macht den Menschen gesund, reich und weise. — Was hilft es, beßere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig, zu wünschen. Wer sich mit Hoffnungen nährt, der läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man keinen Gewinn. Wer ein Gewerbe hat, der besitzt auch Vermögen, und wer einen Beruf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Wer arbeiten will, der findet immer Brot. Dem fleißigen Manne schaut wohl der Hunger in das Haus, hinein aber wagt er sich nicht. Die Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott Alles. Arbeite heute; denn du kannst nicht wißen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen. Greife die Arbeit rüstig an: in Handschuhen fängt die Katze keine Mäuse. Aber selbst Fleiß allein ist nicht hinreichend; wir müßen auch beständig, nicht fahrläßig noch störrig sein; wir müßen selbst ein Auge auf unsere Arbeit haben und uns nicht zu viel auf Andere verlaßen; denn ein Baum, der oft versetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger, als diejenigen, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so viel, als einmal abbrennen. Verlaße deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlaßen. Willst du deine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst. Wer durch den Pflug reich werden will, der muß ihn selbst anfaßen. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Eine kleine Vernachläßigung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren, aus Mangel des Hufeisens das Pferd und aus Mangel des Pferdes der Reiter; der Feind holte ihn ein und tödtete ihn, was nicht geschehen wäre, wenn er den Nagel am Hufeisen gesehen hätte.

Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlaßen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler. Seit die Männer über den Spiel- und Trinkgesellschaften Axt und Hammer, und seit die Weiber über den Kaffee- und Theebesuchen den Spinnrocken und das Strickzeug vergeßen haben, ging manches Vermögen fast in derselben Zeit verloren, wo es erworben wurde. Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen. Schränkt euren thörichten Aufwand ein, so dürft ihr nicht im Hause klagen. Eine einzige Thorheit zu unterhalten, kommt theurer zu stehen, als zwei Kinder aufzuziehen. Ihr glaubt vielleicht, eine einzige Schale Thee oder Kaffee, ein Glas Wein oder Bier, bisweilen ein leckerer Bißen, etwas feinere Kleider und dann und wann ein besonderes Vergnügen, dies Alles habe so viel nicht auf sich; aber merkt euch: Ein Wenig, mehrmal wiederholt, macht ein Viel. Hütet euch vor den oft wiederholten Ausgaben. Eine kleine Oeffnung versenkt ein großes Schiff, und Wohlgeschmack führt zum Bettelsack. — Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Sachen versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter; aber ihr mögt euch wohl vorsehen, daß sie nicht Einigen zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter dem Werthe abgehen; allein wenn ihr sie nicht nothwendig braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Richard sagt: „Kaufe nur, was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müßen, was du brauchst." — Der Weise wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, welche selbst hungern und ihren eigenen Kindern das Brot entziehen, um sich das nöthige Geld für ein unnöthiges schönes Kleid zu ersparen. Seide und Sammet aber löschen das Feuer in der Küche aus. Dahin ist es gekommen, daß der erkünstelten Bedürfnisse mehr sind, als der natürlichen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind reiche und vornehme Leute an den Bettelstab gekommen und genöthigt worden, die um Hülfe anzusprechen, auf welche sie früher hochmüthig herabgesehen haben, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen und Ansehen gekommen sind. Ein Bauer auf den Füßen ist beßer, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt; er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: Es ist Tag, es wird niemals Nacht werden. Eine kleine Ausgabe in einem so großen Vermögen kommt nicht in Betracht; wenn man aber immer aus dem Mehlfaße nimmt und nichts wieder hineinfüllt, so kommt man bald auf den Boden. Wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das

Waßer. Wollt ihr wißen, was das Geld werth ist, so geht hin und borgt. Sorgen folgt auf Borgen. Hast du ein schönes Stück in's Haus gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit Alles zusammen passt. Es ist leichter, dem ersten Gelüste zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, welcher dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, welcher sich aufblies, um so groß zu werden, als der Stier. Große Schiffe können sich in's weite Meer wagen; kleine Fahrzeuge müßen sich am Ufer halten. — Welche Thorheit, der entbehrlichsten Dinge wegen Schulden zu machen! Wer sich in Schulden steckt, gibt Andern ein Recht über seine Freiheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet ängstlich sein, wenn ihr mit ihm sprecht und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben verlieren, das Schamgefühl schwächen und euch gar durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Ein rechtschaffener Mann sollte Jedem ohne Furcht in's Gesicht sehen können; verschuldete Armuth aber raubt das Selbstgefühl, die Selbstständigkeit und die Tugend. Es hält gewis schwer, daß sich ein leerer Sack gerade aufrecht halte. Wer immer darauf denkt, zu kaufen, was ihm gefällt, der vergißt leicht die Bezahlung; die Gläubiger aber haben ein beßeres Gedächtnis, als die Schuldner, und Niemand sieht fleißiger in den Kalender, als jene. Die Zahlungszeit kommt dem Schuldner immer zu früh. Darum bewahret eure Freiheit und Unabhängigkeit; seid arbeitsam und frei. Vielleicht seid ihr aber eben jetzt in Umständen, eure Kauflust befriedigen zu können; allein legt lieber Etwas für das Alter und für Nothfälle zurück; denn die Mittagssonne scheint nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewis sein; die Ausgaben aber sind gewis und dauern, so lange ihr lebt. Es ist leichter, zwei Schornsteine zu bauen, als einen warm zu halten. Geht lieber ohne Abendbrot zu Bette, als daß ihr mit Schulden aufsteht. Erwerbt, so viel ihr könnt, und haltet zu Rathe, was ihr erworben habt; das ist der wahre Stein der Weisen. — So, meine Freunde, lauten die Lehren der Erfahrung und Klugheit. Die Erfahrung hält freilich eine theure Schule; es ist aber die einzige, in welcher Thoren etwas lernen."

Also schloß Vater Abraham seine Rede. Die Leute hörten ihm aufmerksam zu und billigten seine weisen Lehren. Als aber die Versteigerung begann, — kauften die Meisten ohne Verstand und Ueberlegung." —

(Lies hier: Nr. 52. Die Pfeife.)

134. Wegweiser.

(Von Hebel.)

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist, zum vollen Faß? — Im Morgenthau mit Hack' und Pflug durch's Ackerfeld, bis Stern an Stern vom Himmel schaut'.

Man hackt, so lang der Tag uns hilft, sieht sich nicht um und steht nicht still; d'rauf geht der Weg durch's Scheunenthor zur Küche, wie man's haben will.

Weißt, wo der Weg zum Gulden ist? — Er geht den rothen Kreuzern nach, durch's Einmaleins, vom ersten Pfennig, bis man zum letzten kommen mag.

Geht's auch erst knapp daran vorbei, und klemmt sich's hier und klemmt sich's dort, es ist der Weg der Sparsamkeit; drück' dich nur durch, so kommst du fort.

Wo ist der Weg zur Sonntagsfreud'? — Geh' nur dem Werktag Schritt vor Schritt durch Schul' und Werkstatt fleißig nach! der Sonntag kommt von selber mit.

Am Sonnabend ist er nicht mehr weit. Was deckt er doch im Korbe zu? Geduld! er deckt's schon selber auf, zu Mittag, da ist Zeit dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht? — Von Wirth und Wirthshaus, quer und krumm, gar lustig geht's durch Saus und Braus um Werkstatt, Schul' und Kirch' herum.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack, und wenn du fortgehst, henk' ihn an! Du Lump! wie steht der Bettelsack so stattlich deinen Schultern an.

Wo ist der Weg zu Fried' und Ehr', zum hohen Alter gut und echt? G'rad vor sich geht's in Mäßigkeit mit stillem Sinn durch Pflicht und Recht.

Und wenn du nun am Kreuzgang stehst und nicht mehr weißt, wo weiter fort, halt still! frag' dein Gewißen erst! Gottlob! 's kann deutsch; folg' seinem Wort.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? — Geh, wo du willst, und frage nicht! Zum stillen Grab im kühlen Grund führt jeder Weg, und 's fehlt sich nicht.

Doch wandle du in Gottes-Furcht! Ich rath' dir, was ich rathen kann. Solch Plätzchen hat ein' geheime Thür, und 's kommt dahinter noch was d'ran.

135. Hütchen.

(Von A. Kopisch.)

Ich bin ein Geist und geh' herum und heiße mit Namen Hütchen,
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen.
Husch hin und her
Die Kreuz und Quer!
Die Ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis an's Ohr in Federn. —
Doch horcht, da klingt es pinke pank bei einem Nagelschmiede,
Und eine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede.

Gesegnet seid
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig Beide sitzen:
Die Tochter klöpfelt Spitzen.

Nun macht der Schmied viel Nägel sich, die Stange nimmt kein Ende,
Die Tochter mißt die Spitzen nach, o Wunder, auch kein Ende. —

Seid fröhlich heut'
Ihr guten Leut'!
Die Frühauf segnet Hütchen
Mit seinem Zauberhütchen.

136. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über ein Weilchen ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr lang, dreimal des Tages und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller und Stallung und allen Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es beßer gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück!"

Die gute Hausfrau setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte eben ein Knecht einen Krug Bier heimlich heraustragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gebacken. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun beßer. Laßt mir das Kästchen nur noch ein Jahr: es enthält ein gar treffliches Mittel."

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht laßen: das Mittel aber, das darinnen verborgen ist, sollt ihr haben." — Er öffnete das Kästchen, und sieh', es war nichts darin, als ein weiß Papier, auf dem geschrieben stand:

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
Auf Sparsamkeit und Ordnung sehen.

Des Herrn Auge macht die Pferde fett; des Herrn Fuß dünget den Acker, und der Frau Auge erhält das Haus. Befehlen thut's nicht, selbst angreifen thut's. Selbst thut's ganz, Heißen

halb, Bitten umsonst. Selbst ist der Mann. — Ein kleines Loch versenkt ein großes Schiff. Ueber'n Hufnagel ging das Hufeisen verloren, über's Hufeisen das Pferd, über's Pferd der Reiter.

137. Der Wirth muß vorauf.

(Von einer Landwirthin. Justus Möser.)

Sie wundern sich, daß meine Leute nicht schlemmen und schlendern und überhaupt so ordentlich sind? O, mein liebes Kind, ich kann, was ich will, und der Henker sollte mir den Dienstboten holen, der mir ein einziges Mal über die Schnur liefe. Ordnung im Haushalt ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Schlemmen und Schlendern abzuhalten, daß ich Alles in der Welt darauf wetten will, es fällt ihnen gar nicht ein. Das Schnackigste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, als ich meinen Mann geheirathet hatte, und wir unsere Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen; und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: „By us moet der Werth vorup." Dies schallte mir durch die Ohren, und auf einmal erleuchtet, fühlte ich die ganze Wahrheit, daß Alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müße und daß es eine Thorheit sei, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Kaffeetrinken wecken zu laßen und von dem Gesinde zu fordern, daß es um drei Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verhohlene Freude machen solle.

Wie es des andern Morgens vier schlug, sagte ich daher zu meinem Manne: „Der Wirth muß vorauf!" und so wie er dieses einige Mal gethan hatte, war alles Gesinde so schnell bei der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nöthig gehabt habe, ein einziges Mal mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schelten. Anfangs fiel es uns etwas hart, so früh die warmen Federn zu verlaßen. Als wir es aber erst eine Zeitlang gethan hatten, war es uns nicht möglich, lange über die gewohnte Zeit darin zu verweilen.

Nun, mein Schatz, weißt du mein ganzes Geheimnis; und wenn du dasselbe wohl anwendest, so wirst du nicht nöthig haben, dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß vorauf gehen, wenn man gefolgt sein will, auf die Bresche, wie auf die Dresche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaum befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinaufzuklettern. So handeln aber unsere meisten Haushalter, sie selbst wollen schlafen, bis der Kaffee fertig ist, und hinterm Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht und wird in Ewigkeit nicht gehen! Der Werth moet vorup!

Nächstens ein Mehreres, und damit Gott befohlen!

138. Vom Dienen.

(Jeremias Gotthelf (Bitzius): «Wie Uly, der Knecht, glücklich wird.»)

Der Meister, ein Bauer im Berner Oberland, der gerne seinen Knecht Uly auf beßere Wege geleitet hätte, sprach einst zu ihm also: „Ich denke mein Lebtag daran, wie unser Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat in der Unterweisung, und wie er die Sache so deutlich gemacht hat; man hat ihm müßen glauben, und es ist Mancher glücklich worden, der ihm geglaubt hat. Er hat gesagt: „Alle Menschen empfingen von Gott zwei große Kapitale, die man zinsbar zu machen habe, nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derselben müßten wir das zeitliche und ewige Leben gewinnen. Nun habe Mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könne; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit Jemandem, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das heiße dienen. Nun sei das eine gar unglückliche Sache, daß die meisten Dienstboten dieses Dienen als ein Unglück betrachteten und ihre Meisterleute als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker, daß sie es als einen Vortheil betrachteten, im Dienst so wenig als möglich zu machen, so viel Zeit als möglich verklappern, verlaufen, verschlafen zu können, daß sie untreu würden; denn sie entzögen auf diese Weise dem Meister das, was sie verliehen, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst strafe, so führe auch diese Untreue gar fürchterliche Folgen mit sich; denn sowie man untreu sei gegen den Meister, so sei man auch untreu an sich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welche man nicht mehr los werde. Zu allen Meistern bringe so ein ungetreues Jungfräuli oder Knechtlein seine böse Gewohnheit mit, und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich heirathe, wer müße diese Gewohnheiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Unzufriedenheit haben, als es selbst? Es müße sie tragen und alle ihre Folgen, Noth und Jammer, bis in's Grab, durch das Grab, bis vor Gottes Richterstuhl. Man solle doch nur sehen, wie viele tausend Menschen den Menschen zur Last seien und Gott zum Aergernis und sich als widerwärtige Geschöpfe herumschleppten, den Denkenden als sichtbare Zeugnisse, wie die Untreue sich selbst strafe. Aber sowie man durch sein Thun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich auswendig einen Namen. An diesem Namen, an dem Ruf der Geltung unter den Menschen, arbeite ein Jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe; jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffne oder versperre uns Herzen, mache uns werth oder unwerth, gesucht oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein möge,

so habe er doch einen Namen; auch ihn betrachteten die Augen seiner Mitmenschen und urtheilten, was er ihnen werth sei. So mache auch jedes Knechtlein und jedes Jungfräulein seinen Namen unwillkürlich, und nach diesem Namen kriegten sie Lohn, dieser Name breche ihnen Bahn oder verschließe sie ihnen. Da könne Eines lange reden und über frühere Meisterleute schimpfen, es mache damit seinen Namen nicht gut; sein Thun habe ihn längst gemacht. Ein solcher Name werde Stunden weit bekannt, man könne nicht begreifen, wie. Es sei eine wunderbare Sache um diesen Namen, und doch beachteten ihn die Menschen viel zu wenig, und namentlich die, welchen er das zweite Gut sei, mit dem sie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein Drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein Viertes, den Himmel und seine Schätze erwerben wollten. Er frage nun, welch ein elender Tropf Einer sei, wenn er schlechte Gewohnheiten habe, einen schlechten Namen, und um Himmel und Erde komme! Daher solle, sagte der Meister, habe der Pfarrer gesagt, Jeder, der in Dienst trete, den Dienst nicht betrachten als eine Sklavenzeit, den Meister als den Feind, sondern als eine Lehrzeit und den Meister als eine Wohlthat Gottes. Denn was sollten die Armen, das heißt die, welche nur Zeit und Kräfte, also doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen Niemand Arbeit und Lohn gäbe? Sie sollten die Dienstzeit betrachten als eine Gelegenheit, sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen recht guten Namen zu machen unter den Menschen. In dem Maße, als sie dem Meister treu seien, wären sie es auch an sich, und wie der Meister an ihnen gewinne, gewännen sie selbst auch. Sie sollten ja nie meinen, daß nur der Meister Nutzen ziehe aus ihrem Fleiß: sie gewännen wenigstens eben so viel dabei. Wenn sie daher auch zu einem schlechten Meister kämen, sie sollten ja nie meinen, ihn zu strafen durch schlechte Aufführung; sie thäten damit nur sich selbst ein Leid an und schadeten sich innerlich und äußerlich. Wenn nun so ein Dienstbote immer beßer arbeite, immer treuer und geschickter werde, so sei das sein Eigenthum, und das könne Niemand von ihm nehmen, und dazu besitze er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an, und die Welt stehe ihm offen. Er möge vornehmen, was er wolle, so finde er gute Leute, die ihm hülfen, weil sein guter Name der beste Bürge für ihn sei. Man solle doch nur achten, welche Dienstboten man rühme: die treuen oder die untreuen? solle sich achten, welche unter ihnen zu Eigenthum und Ansehen kämen?" Dann hat der Pfarrer noch ein Drittes gesagt, und das geht dich besonders an. Er hat gesagt: „Der Mensch wolle Freuden haben und müße Freude haben, besonders in der Jugendzeit. Haße nun ein Dienstbote seinen Dienst

und sei ihm die Arbeit zuwider, so müße er eine besondere Freude haben, und er fange daher an zu laufen, zu hudeln (zu lumpen), mit schlechten Sachen sich abzugeben und habe daran seine Freude und sinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas recht zu machen; Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachse, was sie gesäet, fett werde, was sie gefüttert. Sie sagten nie: „Was frage ich Dem nach, was geht mich Das an? ich habe ja so nichts davon." Ja, sie hätten eine eigentliche Lust daran, etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüchsen ihre Kräfte am besten; dadurch machten sie sich den besten Namen. So hätten sie auch Freude an des Meisters Sache, seinen Pferden, seinen Kühen, seinem Korn, seinem Gras, als ob es ihnen gehöre. „Woran man Freude hat, daran sinnet man auch; wo man den Schatz hat, da hat man auch das Herz," sagte der Pfarrer. „Hat nun der Knecht seinen Dienst im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, so ein vor Gott und Menschen recht treuer und tüchtiger Mensch zu werden, so hat der Teufel wenig Macht über ihn, kann ihm nicht böse Sachen eingeben, wüste Sachen, an die er Tag und Nacht denkt, so daß er keinen Sinn für seine Arbeit hat, und die ihn noch von einem Laster zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben." „Das hat der Pfarrer gesagt," sagte der Meister; „es ist mir, als ob es noch heute wäre, als er uns das sagte, und ich habe schon hundertmal gesehen, daß er Recht hatte. Ich habe gedacht, ich wolle es dir sagen, es passt gerade auf dich. Und wenn du nur glauben wolltest, so könntest du einen von den bravsten Burschen abgeben, und es einst haben, wie du nur wolltest."

139. Von Kleidern und was sie uns sagen.

(Von B. Auerbach.)

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Pah, das sieht man nicht, und die Leute haben Anderes zu thun, als immer Alles an mir auszumustern." — Du gehst dann frank und frei herum, und es kann oft sein, du hast Recht, es sieht Niemand den Flecken und den Riß. Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schön Halstuch oder ein frisch Hemd mit weißer Brust oder gar eine goldene Nadel u. dgl., da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen laßen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du, aber das ist auch gefehlt, kein

Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht. Das eine Mal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber Beides ist gefehlt.

Gerade so ist's auch mit deinen Tugenden und Lastern. Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch und Keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht Alles, das ist Gottes.

D'rum halte dich selber, vor deinem Gotte über dir und deinem Gewißen in dir, in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu fürchten, daß dich Alles sieht, und dir dabei Etwas vorzulügen, und das andere Mal zu zürnen, daß dich Niemand sieht.

(Lies hier: Nr. 49. Das Loch im Aermel.)

140. Rath einer Mutter an ihre Tochter, welche bei einer harten Herrschaft in Diensten steht.

Ich habe Dein Schreiben erhalten, meine liebe Tochter! Du beklagst Dich in demselben sehr über die Härte und Unbilligkeit Deiner Herrschaft, und daß Du bei aller Mühe, die Du anwendest, ihnen zu Gefallen zu leben, es ihnen doch nie recht machen kannst. Wenn Deine Klagen gegründet sind, so thut es mir leid. Indessen kann ich doch Deinen Vorsatz, den Dienst vor der Zeit zu verlaßen, gar nicht billigen, und muß Dir das durchaus widerrathen. Denn Dein Herr würde immer das Recht haben, Dich wieder zurückzufordern; und wenn Du nicht mit Güte kämst, so könnte er Dich mit Gewalt dazu zwingen. Dann würde aber Deine Lage noch viel härter und unerträglicher werden. Halte Deine Zeit geduldig aus; denn der liebe Gott will, daß wir nicht bloß dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam sein sollen. Ich traue es Dir wohl zu, daß Du Dir keine Saumseligkeit und Unordnung wirst zu Schulden kommen laßen, weshalb Deine Herrschaft mit Recht mit Dir unzufrieden sein könnte. Aber vermuthlich hält sie sehr auf Pünktlichkeit und Genauigkeit und will Alles ohne Fehler haben. Da kann es denn doch wohl sein, daß, wenn Du eine Sache noch so gut gemacht zu haben glaubst, es immer noch beßer sein könnte, ehe es ganz vollkommen ist. Und da Deine Frau sich die Mühe gibt, Dir Alles ordentlich zu weisen, so wird Dir das nicht schädlich sein, daß sie Dir auf die Hände sieht und

keinen Fehler durchgehen läßt; Du wirst dadurch desto geschickter werden und Dich zur Arbeitsamkeit und Ordnung gewöhnen, was Dir in's Künftige Dein ganzes Leben hindurch sehr zu Statten kommen wird. Gesetzt auch, daß einmal ein Vorwurf unverdienter Weise Dich trifft, so bist Du ihm vielleicht ein andermal entgangen, da Du ihn wohl verdient hattest. Dienstboten müßen ihren Herrschaften, wenn diese es sonst nur gut mit ihnen meinen, nicht Alles zu genau nehmen. Der Stand der Untergebenheit, in welchem sie leben, macht ihnen Dulden und Nachgeben zur Pflicht. Bei den Haus- und Nahrungssorgen, bei den mancherlei Verdrießlichkeiten, welche die Berufsgeschäfte mit sich bringen, und bei dem mannigfaltigen, oft großen Kummer, welchen Hausväter und Hausmütter fast täglich haben, können sie nicht immer aufgeräumt sein. Dienstboten, die von allen diesen Sorgen nichts fühlen, müßen ihre Herrschaft wegen der übeln Laune, worin sie sich deshalb befindet, eher beklagen und mit stillem Wesen die Ausbrüche derselben ertragen. Hüte Dich nur, daß Du nicht durch unbescheidenen Widerspruch und durch ein trotziges Wesen, den gewöhnlichen Fehler böser Dienstmädchen, ihren Zorn reizest; so wirst Du gewis ihre Liebe gewinnen. Auf allen Fall wird es Dich nie gereuen, wenn Du meinen mütterlichen Rath in Acht nimmst, und ich werde damit immer gern sein

Deine Dich liebende Mutter
Maria Werner.

141. Die fromme Magd.

(Von Ringwaldt.)

Die fromme Magd von rechtem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüßel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mär',
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Muths
Und thut den Kindern alles Guts.

Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
Vollbringet ihr' Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wann sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu fein die Geberd',
Hält Alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht
Und schlummert in der Küche nicht.

142. Der fromme Knecht.

(Von Ringwaldt.)

Ein frommer Knecht zu dieser Frist ein Wunderthier auf Erden ist. Er fürchtet Gott und glaubet frei, daß er im Dienst des Höchsten sei, und von demselben auf der Erde auch seinen Lohn empfangen werde. Deshalb hat er vor Gott stets Scheu, ist seinem lieben Herrn getreu, und lebt, so lang er hier muß wallen, zum Nutzen ihm und Wohlgefallen.

Er thut die Arbeit ohn' Geheiß mit Ernst und einem solchen Fleiß, als ob die Sachen seines Herrn in allen Punkten seine wär'n. Zum Fleiße treibt an jedem Ort er auch die andern Knechte fort, und gibt der Herrschaft gleich Bericht, wo Schad' und Unrecht ihr geschicht.

Er saufet sich auch niemals voll, bedenket seine Worte wohl; man hört nie, daß er schilt und flucht; denn er hält stets auf Ehr' und Zucht. Dazu ist er auch fein verschwiegen und mag die Herrschaft nie belügen. Er nimmt vorlieb mit Speis' und Trank, empfängt den Lohn mit warmem Dank.

Ein solcher Knecht und frommer Held, der seine Arbeit wohl bestellt und auf den Herrn wohl Achtung gibt, wird allenthalben sehr geliebt. Ein Jeder ist ihm wohlgeneigt, ihm Förd'rung, Gunst und Ehr' erzeigt mit Worten, Werken und mit Gaben, so daß er nie darf Mangel haben.

143. Der Schloßergesell.

(Mitteldeutsch — fränkisch [Nürnberg]. Von K. Grübel.)

1. A Schloßer haut [1]) an G'sell'n g'hat, der haut su longsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittog g'eßn haut, dau [2]) ober haut er g'eilt,
Der Eiherst [3]) in der Schüßel d'rin, der Letzt' ah wieder d'raus,
Es ist kah Mensch su fleißi g'west dau [4]) Tisch in ganz'n Haus.

2. Oeiz [5]) haut a maul der Master g'sagt: «G'sell! dös [6]) versteih ih niht,
Es ist doch su mei Lebta g'west, und weil [7]) ih denk, die Ried [8]):
Sou wöi [9]) mer ärbet [10]), ißt mer ah: da dir geiht's niht a su,
Su longsam haut noh Kahner g'feilt, und ißt su g'schwind wöi du.»

3. «Ja!» sagt der G'sell, «dös waß ih scho, haut All's sein gout'n Grund:
Dos Eß'n wörd [11]) halt goar niht lang, die Aerbet verzih [12]) Stund'.
Wenn Ahner möist an ganz'n Tog in an Stück eß'n fort,
Thät's af die Letzt su longsam geih, als wöi dan Feil'n dort.

144. Rechenberg's Knecht.

Es lebt' einmal im schönen Lande Meissen
Ein Ritter, Kurd von Rechenberg geheiszen.
Er hatte Haus und Hof und viel Gesind,
Und jeden Diener hielt er wie sein Kind.

So gütig war kein Herr in weiter Runde!
Kein hartes Wort entschallte seinem Munde.
Der Diener Trägheit oder Ungeschick
Bestrafte nur ein Wink, ein ernster Blick.

Einst kam — dem Anseh'n nach aus fremdem Lande —
Ein junger Bursch' in dürftigem Gewande,
Der, klagend über Armuth, Drang und Noth,
Bescheiden sich zu Diensten anerbot.

[1]) hat. [2]) da, dann. [3]) Erste. [4]) bei'm. [5]) Jetzt. [6]) das. [7]) so lange als. [8]) Rede. [9]) So wie. [10]) arbeitet. [11]) währet. [12]) vierzehn.

Der Ritter sagte: „Willst du redlich dienen.
So bist du mir willkommen hier erschienen,
Ich öffne mit Vertrauen dir mein Haus.
Doch richte, was dir obliegt, wacker aus."

Der neue Diener, der Georg sich nannte,
Flog wie ein Pfeil, wohin sein Herr ihn sandte,
Und Glück und Heil und Wundersegen schien,
Wo seine Hand sich regte, zu erblüh'n.

Auf wüsten Feldern, die sein Pflug berührte,
Schwand das Gestein, als ob's der Wind entführte,
Und Aehren wogten über ödes Land,
Wo vormals nur die Distel einsam stand.

Einst ging der Ruf von Feinden in der Nähe;
Der Ritter sprach: «Georg, reit' auf die Spähe!"
Er jagte fort, kam bald zurück in's Schlosz,
Und zwei gefüllte Säcke trug sein Ross.

Da fragte Kurd: „Was klirrt am Sattelkissen?" —
„Hufeisen sind's, den Pferden abgeriszen;
Die Feinde schliefen, eilig war's gethan,
Und nun hat's Zeit, bevor sie sich uns nah'n."

Ein ander Mal gab ihm sein Herr ein Schreiben:
„Ich bitte dich, den Klepper anzutreiben;
Der Ort ist fern, die Sonne geht schon tief,
Und Eile fordert höchlich dieser Brief."

Drei rauhe Meilen waren zu besiegen,
Und er versprach, dem Vogel gleich, zu fliegen;
Doch nach Verlauf der ersten Stunde traf
Ihn Kurd im Stall, versenkt in festen Schlaf.

„Georg, Georg, geflügelt sind die Stunden!
Ist dir mein Auftrag aus dem Sinn entschwunden?"
Erschrocken fuhr vom Stroh der Jüngling auf:
„Da, lieber Herr, ist schon die Antwort d'rauf!"

Des frommen Ritters Angesicht erbleichte,
Als ihm Georg hiemit ein Brieflein reichte,
Und er mit stillem Grausen d'rin die Hand
Des weit von ihm entfernten Freundes fand.

„Sprich;" hub er an, als er das Blatt gelesen,
„Von wannen stammst du, räthselhaftes Wesen?
Ein düsteres Geheimnis schwebt um dich,
Und du bist, traun, kein Sterblicher, wie ich!"

Jetzt, wie berührt mit einem Zauberstabe,
Verwandelte sich schnell der Wunderknabe!
Er, sonder Anmuth sonst und aschenbleich,
Ward einem Engel nun an Schönheit gleich.

Und diese Rede flosz aus seinem Munde:
„Der Herr der Herren gibt durch mich dir Kunde,
Wie wohl es ihm, der Alles sieht, gefällt,
Wenn hold und mild ein Dienstherr sich verhält.

So thatest du an mir und andern Knechten,
Und Gott belohnt die Thaten der Gerechten."
Er sagte dies, erhob sich in die Luft,
Und Jenem blühte Glück bis an die Gruft.

145. Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt.

(Von Hebel.)

Wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen! Wenn sich des Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: Gute Nacht! Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomm's! Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst und es ist dir wohl, so sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten! Oder du denkst an Nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen und denkst: Ich will doch anders werden, als ich bin — so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder gehst du an einem offenen Grabe vorbei und es schaudert dich, so sagt er: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

146. Das Tischgebet.

(Von Claudius.)

Herr v. Saalbader: Wer mag doch wohl zuerst den Einfall gehabt haben, zu Tisch zu beten?

Unke: Doch wohl, der zuerst gegessen hat.

Saalbader: Wie könnte mir das einfallen?

Unke: Wenn Sie einmal recht hungrig wären, gnädiger Herr, und hätten Nichts zu eßen: es sollte Ihnen schon einfallen, Gott zu danken, wenn Sie was zu sehen kriegten.

Herr v. Stralen: Sehr wahr, Unke; wenn's auch gerade nicht laut geschähe und mit gefalteten Händen. Das denkt Ihr doch auch?

Unke: Freilich, gnädiger Herr, Geberde ist Geberde. Doch hilft's nicht, so schadet's auch nicht; und hier ist beßer zu viel, als zu wenig.

Saalbader: In Frankreich bittet man nie den guten Gott.

Fr. v. Mecheln: Desto schlimmer für Frankreich; ich habe aber in Frankreich viel beten sehen.

Saalbader: Aber hat Er von jeher zu Tisch gebetet, Paul?

Paul: So lang' ich lebe, gnädiger Herr! Das Eßen und Trinken ist ja eine Gabe; wie kann man die denn nehmen, ohne

an den Geber zu denken? und es ißt sich auch beßer darauf, Herr v. Saalbader.

Unke: Ja wohl, Paul! und der Mensch ist ja keine Kuh und kein Pferd, das nur käut und hinunterschluckt.

Herr v. Hochheim: Lieber Asmus, so still über's Tischgebet?

Asmus: Hören ist immer die klügste Partie, gnädiger Herr! und sonderlich hier. Ich denke auch, es ist schon gesagt, was gesagt werden kann. Der Mensch ist keine Kuh und kein Pferd, er ist aber unter Kühen und Pferden und muß mit ihnen eßen; da hebt er denn von Rechtswegen jedesmal, wenn vorgeschüttet wird, den Kopf zuvor auf und besinnt sich fein, damit er indes sein nicht vergeße.

(Lies hier: Nr. 57. Das Tischgebet.)

147. Der Gast.

(Von L. Schefer.)

Der Herr Jesus vom Himmelszelt
Einmal niederschaut' auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen;
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden;
Da sieht er die Leute um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast,
Und segn' uns, was du bescheret hast!"
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie's auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht' an seinem Stabe fort
Nach dem fast nah geleg'nen Ort
Und kömmt in eines Reichen Haus
(War grad' ein Fest und großer Schmaus);
Dort stellt er still sich vor den Saal.
Nach ihm frägt Niemand allzumal.
Er hört d'rin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
Hört reden, was Keines Gemüthe beßert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's gered't, es gemahnet ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als d'rob verwundert er lang gestanden,
Spricht er zu Einem, ihm bei Handen:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten:
Nun komm' ich armer Bettler getreten
Und führ' Euch seine Worte an:
„Was Ihr mir thut, habt Ihr ihm gethan."
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr,
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit Dir, Du schlimmer Geselle!"
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, Einer thät die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm geschehn,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder laßen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aergeres thun,
Als ihn im Bösen laßen beruhn;
Doch setzt' er ihnen noch Gnade aus. —
Dann kömmt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus!
Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die eßen einen gesott'nen Fisch,
Der heut' dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit langem;
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.
Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt
Und führt den Bettler an ihrer Hand
Zu ihrem Tisch, heißt ihn sich setzen,
Weil sie sich heut' an was Selt'nem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt',
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vög'lein Speise finde.

D'rauf setzt sich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein kleinstes auf den Schoß,
Und läßt ihm zeigen: „Wie groß?" — „So groß!"
Und lehrt's liebhaben den guten Mann,

Und hat gar herrliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben.
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonnen seine Brust,
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber;
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.
Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf ihren Knieen ihm vor es:
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld'!
Dann, wie ihm das Kind in der Krippen gefällt!
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das „Vater unser" ihm lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund;
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf' gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu;
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh'
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein:
Es scheint der Mond ihm hell herein.
Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinweg zu tragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen.
„Den Armen ist Gott nimmer weit,
Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht.
Und dulden sie Manches auf Erden gleich;
Den Armen ist das Himmelreich."

(Lies hier: Nr. 32. Der Arme und der Reiche.)

148. Von der Freundschaft.

(Von Claudius.)

Ich habe Dir früher einmal die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müße. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun Einer, sie sei überall; der Andere, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von Beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen sein eigener Freund, und nicht des Andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften" zu nennen! Wenn Du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß Einer des Andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen seiest und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkömmt. Die Delicatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's Noth ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vor's Maul, sondern gehe und ford're frisch heraus, als ob's so sein müße und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand zu Deinem Freunde, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit Allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das granum salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden dürfe.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine zeitlang beisammen stehen, Freunde, und können eins das andere nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlaßungen. Aber eigentliche Freund-

schaft kann nicht sein ohne Einigung, und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt, und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschloßen sind und auf Erden vollzogen werden.

149. Neujahrswunsch.

(Von Claudius.)

Ein fröhliches Neujahr! ein fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Vaterland der alten Redlichkeit und Treue! Ein fröhliches Neujahr für Freund und Feind, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen läßet! und für die armen Mohrensklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müßen! Es ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! Ich kann's sonst wohl leiden, daß Einer ein Bischen patriotisch ist und andern Nationen nicht schmeichelt. Bös muß man freilich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen ein ganzes Volk lästern? Wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß Einer so ein Bischen patriotisch ist; aber den Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetodt, und es ist mir an dem Tage, als wenn wir Alle Brüder wären und Einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Waßer, das Gott für Alle geschaffen hat, wie ich mal habe sagen hören.

Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Wege hinzusetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu scharren und an Dies und Jenes zu denken. Nicht an meine Leser. Sie sind aller Ehren werth, aber den Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk' ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke daran, daß ich in dem vergangenen Jahre die Sonne so oft habe aufgehen sehen und den Mond; daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehen und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und dann mag ich nicht aufseh'n und nehme mit beiden Händen meine Mütze ab und guck' hinein.

So denk' ich auch an meine Bekannten, die in dem Jahre starben, und daß sie nun mit allen Männern sprechen können, von denen ich so viel Gutes gehört habe; und dann ist's, als wenn sich rund um mich Gräber aufthun und Schatten mit

kahlen Häuptern und langen grauen Bärten heraussteigen und den Staub aus dem Bart schütteln. Eurem Andenken und der Asche in Euren Gräbern ein fröhliches, fröhliches Neujahr!

150. Dank.

(Von W. Bornemann sen.)

1. Söchst du Dank? — Du armer Tropp,
Armer Kiekind'welt!
Dank, den krigst Du up den Kopp
As vör falschet Geld.

2. Kannst Du hier und doa wat dohn
Oeber Din Geböhr:
Ding', un nimm vörweg den Lohn,
Piepst sünst hinnerher.

3. Dank, dat is 'ne harte Nutt,
Hätt keen Toalbrett nich:
Mellst Du Di, finnst allebott
Rekning mit den Strich.

4. Fründschaftsdeenst un Hülp in Noth
Ward woll oft begehrt:
Help un deen' — mit Upgebot
Werd Di Dank bescheert.

5. Geld krigt woll en Minsch noch in
Dörch de Urtels-Kraft:
Wo wist Du den Richter finn',
De den Dank Di schafft?

6. Häst Du Di in Drang un Noth
Redlich to gedoahn:
Sünd se Di von sünst nich good,
Kreiht nich Hund noch Hoahn.

7. Her mit Dinen letzten Rest!
Wat de Tid so will:
Wenn de Saft is utgepresst,
Kümmt de Schoal in Müll.

8. Häst von Glück woll noch to segg'n,
Wenn se Din Verkehrn
Nich an't schwarte Brett Di bring'n,
Un de Bicht verhör'n.

9. Böse Tück un Lümund liggt
Ständig up de Wach:
Ok dat Froamste dreiht en Wicht
Di tom Nakkenschlag.

10. Möcht et nich so gottlos kling'n,
Keem mi schon to Sinn:
Narre, — wo se Di nich ding'n,
Stipp keen Finger in.

11. Trost un Toslocht, Hülp un Noath
Geest all längst mich mehr,
Wenn nich jede gode Doat
Sülwst sick dankboar weer.

151. Brief an Andres.

(Von Claudius.)

Da schreib' ich Ihm schon wieder, und diesmal halt' Er mir nur noch Stand, mein lieber Andres, dann soll Er auch für erst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so in's große Blaue schießen, muß doch Jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und paßlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres,

Was Du mir unterm 31sten passati von dem neuen Holzbein und der Bärenmütz' schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen laßen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber muß ich aber recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wäßert. 's wäßert Einem denn so, Andres, mußt aber Alles hübsch hinunter schlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein nachsehen und Deine Bärenmütz'. Aber

dem Dank wollteſt Du gar gern zu Leibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch ſo; man meint Wunder, was Einem damit geholfen ſein werde, und iſt nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint; aber ſeit Bartholomäi habe ich mich darauf geſetzt, daß ich von keinem Dank wißen will, und wenn mir nun Einer weitläuftig damit angeſtiegen kommt, ſo karbatſch' ich darauf los, und Alles aus purem leidigen Intereſſe, wahrhaftig aus purem Intereſſe. Denn ſieh', Andres, Du wirſt auch finden, wenn die Sach' unter die Leut' iſt und Dietrich gedankt hat, dann hat man ſeinen Lohn dahin, und's iſt Alles vorbei; und was iſt es denn groß, zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel' davon weiß, ſieh'! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann iſt's noch immer ein treuer Gefährt' um Mitternacht und auf Reiſen, und man kann's ordentlich als'n Helm auf'n Kopf ſetzen, wenn ein Gewitter aufſteigt. Herzlicher Dank thut wohl ſanft, alter Narre; doch iſt das auch keine Hundsfötterei, heimlich hinlegen und dann dem armen Volk als'n unſichtbarer Engel hinter'm Rücken ſtehen und zuſehen, wie's wirkt, wie ſie ſich freuen und handſchlagen und nach dem unbekannten Wohlthäter ſuchen. Und da muß man ſie ſuchen laßen, Andres, und mit ſeinem Herzen in alle Welt gehen.

Aber hör', man muß auch nicht jedem Narren geben, der Einen anpfeift. Die Leut' wollen alle gern haben, und iſt doch nicht immer gut. Mangel iſt überhaupt geſunder als Ueberfluß, und trau'n, glaube mir, 's iſt viel leichter, zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben und'n neues Bein auch, das verſteht ſich; aber es gibt ſehr oft Fälle, wo es beßer und edler iſt, abzuſchlagen und hart zu thun.

Verſteh' mich nicht unrecht; wir ſollen nicht vergeßen, wohlzuthun und mitzutheilen, das hat unſer Herr Chriſtus auch geſagt, und was der geſagt hat, Andres, da laß ich mich todt darauf ſchlagen. —

Haſt Du wohl eher die Evangeliſten mit Bedacht geleſen, Andres? Wie Alles, was Er ſagt und thut, ſo wohlthätig und ſinnreich iſt! klein und ſtille, daß man's kaum glaubt, und zugleich ſo über Alles groß und herrlich, daß Einem's Kniebeugen ankommt und man's nicht begreifen kann. Und was meinſt Du von einem Lande, wo ſeine herrliche Lehr' in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchteſt wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen, ſchönen Stern am Himmel ausgeſucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorſtelle, daß Er da ſein Weſen mit ſeinen Jüngern habe. Ich ſegne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft, wenn ich Nachts unterwegens an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufſeh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine ſo kühne überirdiſche Unruhe,

daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Beßerm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag' indes immer den Weg hin und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sei. Halt! 's wird schon Tag und der Morgen guckt durch die Vorhänge in's Fenster! Junge! mir ist's wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Frühstund'! möchte Dich gleich umarmen. Leb' wohl, Andres, und grüße Deinen Herrn Pastor, vor dem ich Respect habe, weil er so'n lieber guter Herr Pastor ist, und so fromm aussehend, als ob er immer an Etwas jenseits dieser Welt dächte.

152. Täglich zu singen.

(Von Claudius.)

Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
daß ich so bin, und daß ich dich, schön menschlich Antlitz habe.
Daß ich die Sonne, Berg und Meer und Laub und Gras kann sehen,
und Abends unterm Sternenheer und lieben Mond kann gehen,
Und daß mir dann zu Muthe ist, als wenn wir Alle kamen
und sahen, was der heil'ge Christ beschceret hatte. Amen.
Und danke Gott mit Saitenspiel, daß ich kein König worden:
ich wär' geschmeichelt worden viel und wär' vielleicht verdorben.
Auch bet' ich Ihn von Herzen an, daß ich auf dieser Erde
nicht bin ein großer, reicher Mann und auch wohl keiner werde.
Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht, hat mancherlei Gefahren,
und Vielen hat's das Herz verdreht, die weiland wacker waren.
Und all' das Geld und all' das Gut gewährt zwar viele Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Muth kann's aber doch nicht machen.
Und die sind doch bei Ja und Nein ein rechter Lohn und Segen,
d'rum will ich mich nicht groß kasteien des eitlen Goldes wegen.
Gott gebe mir nur jeden Tag, so viel ich brauch' zum Leben;
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach, wie sollt Er mir's nicht geben!

153. Lied.

(Von Claudius.)

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Dess Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle Dem,
Zu lächeln d'rob fällt mir bequem.

Zufriedensein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obend'rauf
Ein sehr gebrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth

Und Freude um sich her,
Und man ist stolz und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.
Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

154. Des Landmanns Abendeßen.

(Von Claudius.)

Das schöne, große Tag-Gestirn vollendet seinen Lauf.
Komm, wisch' den Schweiß mir von der Stirn, lieb' Weib, und dann tisch' auf.
Kannst hier nur auf der Erde decken, hier, unter'm Apfelbaum:
da pflegt es Abends gut zu schmecken und ist am besten Raum.
Und rufe flugs die kleinen Gäste, denn hör', mich hungert's sehr;
bring' auch den Kleinsten aus dem Neste, wenn er nicht schläft, mit her.
Dem König bringt man viel zu Tische; er, wie die Rede geht,
hat alle Tage Fleisch und Fische und Kuchen und Pastet.
Gott laß ihm Alles wohl gedeihen! er hat auch viel zu thun
und muß sich Tag und Nacht kasteien, daß wir in Frieden ruh'n.
Und haben wir nicht Herrenfutter, so haben wir doch Brot
und schöne, frische, reine Butter und Milch: was denn für Noth?
Das ist genug für Bauersleute; wir danken Gott dafür
und halten off'ne Tafel heute vor allen Sternen hier.
Es präsidirt bei unserm Mahle der Mond, so silberrein,
und guckt von oben in die Schale und thut den Segen h'nein.
Nun, Kinder, eßet, eßt mit Freuden, und Gott geseg'n es euch!
Sieh', Mond! ich bin wohl zu beneiden, bin arm und bin doch reich.

155. Der König und der Landmann.

(Von J. G. Seidl.)

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch' ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur Eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
Wie ging' ich umher von Haus zu Haus
Und theilte den Schlummernden Segen aus!

Wie strahlte dann Morgens so mancher Blick
Der Sonne zum erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an
Und meinten, das hab' ein Engel gethan!" —

Der König lehnt im Palast allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmanns Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur Eine Nacht,
Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht!
Wie lehrt ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr' zu gehn mit meiner Gunst!

Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
Um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt ich gewinnen in Einer Nacht!" —

So schau'n sie sinnend bei'm Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick
Und träumen Beide von fremdem Glück.

156. Gute Nacht.

(Von E. Geibel.)

1. Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

2. Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Laßen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

3. Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast;
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten um's Feuer Rast.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

4. Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind' säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergeßen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

5. Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht.
Der Traum kommt leis' und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

6. Gute Nacht denn all ihr Müden,
Ihr Lieben nah' und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.

Die Nachtigal alleine
Singt noch im Morgenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.

Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

157. Wächterruf.

(Von Hebel.)

1. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat zehni g'schlage.
Itz betet und iez gönt in's bett,
und wer e rüehig g'wiße het,
schlof sanft und wohl: im Himmel wacht
e heiter aug' di ganzi nacht.

2. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat ölfi g'schlage.
Und wer no an der arbet schwitzt,
und wer no bi der charte sitzt,
dem bieti iez zum letztemol —
's isch hochi zit — und schlofet wohl!

3. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat zwölfi g'schlage.
Und wo no in der mitternacht
e g'müet in schmerz und chummer wacht,
so geb' der Gott e rüehige stund'!
und mach' di wider froh und g'sund!

4. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat eis g'schlage.
Und wo mit Satans g'heiß und rot
e dieb uf dunkle pfade got,
i will's nit hoffen, aber g'schiht's
gang heim! der himmlisch richter siht's.

5. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat zwei g'schlage.
Und wem scho wider, eh's no tagt,
die schweri sorg' am herze nagt,
du arme tropf, di schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär' nit nötig gsi!

6. Loset, was i euch will sage!
d'glocke hat drü g'schlage.
Die morgestund' am Himmel schwebt,
und wer im fride den Tag erlebt,
dank Gott und faß e frohe muet
und gang an's g'schäft, und — halt di guet!

158. Morgenwanderung.

(Von E. Geibel.)

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch' ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise;
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigal
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

159. Frühpredigt.

(Von Meister Grünwald.)

Loben doch flugs mit dem Morgen
Gott die kleinen Vögelein:
Eh' sie für das Futter sorgen,
Muß es erst gesungen sein.

Sollt ein dummes Thierlein nun
Mir hierin zuvor es thun?
Nein! das Singen, Loben, Beten
Hab' ich mehr, als sie, von nöthen.

Hierauf will ich mit Vergnügen
Meine Arbeit fangen an.
Du, Gott Vater, wirst es fügen,
Daß es wohl gerathen kann;
Jesu Christe, segne du,
Heil'ger Geist, sprich Ja dazu!
Herr in deinem großen Namen
Sei mein End' und Anfang, Amen!

160. Das Vöglein.

(Berliner Lesebuch.)

Ein Vöglein im Gebüsche am frühen Morgen sang,
Gar fröhlich, frisch und munter sein wonnig Lied erklang.
Was jubelst du so, Vöglein? „D'rum bin ich frisch und frei!
Frei bin ich, hui! D'rum sing' ich, d'rum jubl' ich so im Mai."
Ein Vogler schleichet leise daher mit argem Sinn
Und legt die Schlinge listig in's grünste Buschwerk hin.
Was schweigst so stille, Vöglein, warst doch vorhin so laut?
Gefällt dir's nicht im Käfig, aus grünem Drath gebaut?
„Mein Singen hat ein Ende! Die Schlinge faßte mich!
Nur in der Freiheit sang ich, gefangen traure ich!"
„Wer ist das arme Vöglein? Wer ist der Vogler? sprich!" —
Das Vöglein willst du wißen? Mein Kind, ich nenne dich!
So lange dir im Herzen die Unschuld lebt, bist frei,
Bist selig du, so selig, wie's Vögelein im Mai!
Der Vogler ist die Sünde! sie schleichet her und stellt
Der Unschuld listig Fallen; weh' Dem, der in sie fällt!
Ihn halten tausend Bande, dahin ist alle Lust,
Dahin der Tugend Segen, der Frieden in der Brust.
Dann muß er kläglich trauern, dem armen Vöglein gleich!
D'rum, Kinder, vor der Sünde, o Kinder, hütet euch!

161. Versöhnung.

(Von Rückert.)

1. Du findst in dir die Ruhe nicht,
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang' von deiner Schuld Gewicht
Du willst ein Theil auf Andre laden.
Nicht, wenn du das, was dich gelenkt,
Von dem, was du gethan hast, trennst;
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
Wenn du zur ganzen dich bekennst.

2. Was du gethan, hast du gethan;
Du kannst's in keinen fremden Busen schieben;
Wem immer du die Wirkung zugeschrieben,
Ich schreibe doch das Werk dir an.
Wer dir voranging auf den Pfaden,
Nicht seine Schuld wird dich entladen,
Wie viele auch an einem Werke schafften,
Ein Jeder muß auf's Ganze haften.

3. Wo du immer dich vergangen,
Wünsch' auch gleich die Straf' herbei,
Von der Furcht, die dich gefangen,
Macht dich nur die Strafe frei.
Beßer, daß an deinem Blute
Sich die Rache schnell vollstreckt,
Als daß dich des Vaters Ruthe
Immer hinter'm Spiegel schreckt.

162. Der Schutzgeist.

(Von Fröhlich.)

Uns ward von Gott in's Leben ein Engel mitgegeben,
der ist uns nimmer fern;
Ihm strahlt zu jeder Seite, dasz er uns schirm' und leite,
das Angesicht des Herrn.

In täglichen Gefahren, wer könnte uns bewahren,
ständ' nicht der Engel da?
Er weisz, woran wir denken, wohin den Schritt wir lenken,
da ist er immer nah'.

Will Böses uns umgarnen, wir hören gern sein Warnen
vernehmlich in der Brust;
er macht, dasz wir erbangen, dasz uns erglüh'n die Wangen
bei unerlaubter Lust.

Und wenn wir dennoch wagen, musz unser Engel klagen,
und uns wird eng und schwer;
so lang' wir's nicht vermeiden, läszt er uns keine Freuden
und keine Ruhe mehr.

Doch wenn wir überwunden und haben aller Stunden
nur recht und wohl gethan:
dann weht der Engel wieder mit seinem Lichtgefieder
uns Himmelsodem an.

Dann wird die Welt uns sonnig und jede Freude wonnig,
und wär' sie noch so klein.
In Nöthen und in Schmerzen will tröstend reinen Herzen
der Engel nahe sein.

O, dasz ich stets dich fühle und selber im Gewühle
mich nie von dir entfern'!
Nimm mich an deine Hände und zeige mir am Ende
das Angesicht des Herrn!

163. Mein Engel, weiche nicht.

(Von Cl. Harms.)

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich mich schlafen lege; breit' deine Flügel aus, daß sich kein Unfall rege, wehr' auch das Böse ab, so mich im Traum anficht, daß rein die Seele bleib'! Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich vom Schlaf' aufstehe und nach des Herrn Befehl an mein' Geschäfte gehe; halt' mich zu jeder Stund' ihm treu und meiner Pflicht; ich folge deinem Wink. Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich soll Kummer tragen: ob schwer, ob lang er sei, laß mich doch nicht verzagen; wisch' ab mit Liebeshand den Schweiß vom Angesicht und stärk die müde Seel'. Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich einmal soll scheiden von Welt und Freud' und Lieb', o, hilf mir's thun mit Freuden! kehr' zu den Lieben dich, zu ihnen schwebe hin, wenn ich zur Ruh' gebracht, zu Gott geführet bin.

164. Steinalt.

(Professor Deecke, Lübische Geschichten und Sagen.)

1502 wohnte zu Lübeck ein alter, reicher Kaufherr, der hatte die Welt so lieb, dasz er gar nicht an das Sterben dachte. Nun starben ihm seine Frau, seine Kinder, seine Freunde, und jedesmal kam der Tod und fragte ihn, ob er noch nicht Lust habe, abzuscheiden; er aber weigerte sich dessen und lebte weiter. Er bat auch nicht anders, denn dasz Gott ihn am Leben laszen möchte, ob er gleich steinalt werden sollte. Nun ward er immer älter und dürrer und geringer und asz am Ende nicht eines Pfennigs werth; gleichwohl lebte er. Endlich kannte er Keinen mehr, aber Jeder kannte ihn; und weil er gar kindisch ward, hatten's die Kinder ihren Spott.

Da seufzte er nach dem Tode; aber er kam nicht: er suchte ihn, konnte ihn aber nicht finden. Nun hatte er gehört, dasz der Tod zu Mitternacht in der Marienkirche umgehe; da wollt' er ihn bitten. Aber Niemand mochte ihm zu solcher Zeit die Thüren öffnen. Als nun eines Tags die Dachdecker an der Seite nach den engen Krambuden zu thun gehabt, sieht er zur Nacht die grosze Leiter lehnen und steigt mit Mühe hinauf, um nach dem Tod in der Kirche zu sehen. Wie er aber auf dem ersten Dach ist, kann er nicht weiter und setzt sich in eine Ecke. Da finden ihn zwar die Leute den andern Tag; aber sie haben ihn nicht wegbringen können, so fest hat er geseszen. Er hat auch nichts genieszen mögen, als eine Oblate, die ihm der Küster alle Neujahrsabend gebracht. Da nun der auch gestorben und der neue nichts von der Oblate gewuszt, hat man folgenden Jahres den alten Mann versteinert gefunden.

So sitzt er noch da. Sein groszes Gut aber hat Ein Rath, weil keine Erben da gewesen, nach St. Annen gegeben.

165. Trost.

(Von Fouqué.)

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch' süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

166. Was ich wohl mag.

(Von Claudius.)

Ich mag wohl Begraben mit anseh'n, wenn so ein rothgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinabblickt oder Einer sich so kurz umwendet und so bleich und starr sieht und nicht zum Weinen kommen kann. 's pflegt mir dann wohl selbst nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum sollt' ich auch nicht fröhlich sein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n Sonderling, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erntetanz. Die Leut' fürchten sich vor einem Todten, weiß nicht, warum. Es ist ein rührender, heiliger, schöner Anblick, einer Leiche in's Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille, blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck und die Spuren der Verwesung sind ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.

167. Bei dem Grabe des Vaters.

(Von Hölty.)

Selig Alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, selig bist auch du.
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh',
Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wind durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht,
Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.
Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehovahs Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wenn der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab,
Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft,
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;
Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.
Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n;
Schlumm're, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

168. Die Auferstehung.

(Von Klopstock.)

1. Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh';
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Hallelujah!

2. Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't!
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Hallelujah!

3. Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!
Hallelujah!

4. Wie den Träumenden wird's dann uns sein;
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.
Hallelujah!

5. Ach! in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, lebt' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme!
Hallelujah!

III.

Wo du dir ein Häuschen baust, lebe auch dem Ganzen.

„Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig."
Rückert.

Welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein; und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen laße, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele. Marc. 10, 43–45.

169. Wahre Züge aus unserm vaterländischen Volksleben.

(Von M. Schnoor in Burg. Biernatzki's Volkskalender 1847.)

1.

Der Tagelöhner Söht aus Kuden, Kirchspiels Burg in Ditmarschen, hatte das Unglück, dasz ihm seine einzige Kuh auf dem Hofe umfiel und todt war. Man kann sich den Schrecken denken, den ein armer Tagelöhner haben musz, wenn er ein ihm so werthvolles, unersetzliches Thier stürzen sieht. Daher war auch nichts natürlicher und verzeihlicher, als dasz die Hütte des Armen von Jammer und Wehklagen wiederhallte. — Dabei blieb es nicht: die Frau eilte in Verzweiflung aus dem Hause, unwiszend, wohin sie solle und wolle —; aber der liebe Gott führte sie zu dem, nach damaliger Art wohlhabenden, Bauern Hans Lucht. Die Frau schreit und lamentirt, ihr Unglück erzählend. Doch Lucht sprach nicht, wie so viele Andere gesprochen haben würden: „Es ist mir leid, gute Frau, dasz ihr von solchem Unfalle betroffen worden seid; Gott wird euch solches zur Prüfung gethan haben, um, wenn ihr redlich besteht, euch desto herrlicher segnen zu können." Nein! so sprach er nicht, so konnte er nicht sprechen, sondern sagte: „Gev di tofreden, Kind, uns' Herr Gott het mi ja Käu nog geben, davon krigst du een af. Peter, maak de Koh da los, und bring se Michel Söht."

Dieser edle Mann war in allen Stücken so, und von meiner noch lebenden, beinahe vierundsiebenzigjährigen Mutter — von der ich auch obige Geschichte habe — weisz ich, dasz er sich oft mit meinem Groszvater darüber besprach, ob er auch wohl Gutes genug an Andern erzeige. In einem Jahr, welches meine Mutter nicht näher anzugeben weisz, war grosze Theurung entstanden. Da kommt er zu meinem Groszvater und sagt: „Paul, das geht so nicht länger! es musz Rath geschafft werden, oder die kleinen Leute verhungern. Weiszt du nicht Rath?“ Dieser wuszte wohl Rath, aber einen theuren. Er sagte zu ihm: „Hans, du hast ja Geld, willst du dies hergeben, so verschreibe ich Korn von Hamburg, welches du beliebig an Arme borgen kannst.“ Freudig nahm Lucht dieses Anerbieten an. Mein Groszvater besorgte Korn und Lucht verborgte es an Bedrückte.

2.

In Buchholz bei Burg wohnte ein Mann, Namens Claus Kruse, ein herrlicher, biederer Mann, der nicht allein den theuren Christi-Namen trug, seine Lehren sich sonntäglich in der Kirche predigen liesz, sondern der auch das Evangelium vom barmherzigen Samariter wohl begriffen hatte. Dieser Mann war ein wirklicher Vater der Armen. Er lieh ihnen, er borgte an sie und liesz seine Linke nie fühlen, wenn die Rechte gab.

In einem Jahre stieg der Preis des Korns und namentlich des Buchweizens ganz enorm. Die Frage nach Korn war stark, und so kommt denn auch der Schwager von Kruse, Hans Sierk daselbst, zu jenem, um im Auftrage eines Andern Buchweizen von ihm zu kaufen. Kruse meinte, er habe nichts mehr übrig. Tag's darauf aber kommt ein anderer Einwohner aus Buchholz, ein sogenannter „kleiner Mann,“ Hinrich Lahann, und fragt, ob er wohl Buchweizen zur Aussaat bekommen könne? Da hat Kruse Korn und steht es ihm ab. Wie aber nun seine Frau ihm Vorwürfe machen will, da sagt er: „Abel! sühst du dat nich in? Hans Sierk de het ja Geld. Wonehm aver schallt hen mit Lahann? Wenn he sin Feld düt Fröhjahr nich bestellen kann, so mut de Mann ja ganz verarmen.“ Die Frau schwieg beschämt still und wuszte auch wohl, dasz ihr guter Mann sich in solchen Fällen nicht irre machen lasze; denn sie kannte ihn ja nicht erst von gestern.

Claus Kruse ist gestorben; aber es wird seiner noch oft gedacht. Er wird noch lange leben auf Erden.

170. Beßer ich, als er.

Es war ein Krieg im Lande, und der Feind griff zu, wo ihm eben etwas anstand und fragte nicht viel, wem es gehöre oder ob's der arme Mann auch entbehren könne.

Da lag abseits von der großen Heerstraße ein Dörflein, das hatte der Krieg noch verschont, und eben plauderte ein Bauer zum Fenster heraus mit einem andern, der außen stand, und sagte: „Ja, Nachbar, wenn uns der Himmel vor Unglück behütet, so kann ich mir doch wieder heraushelfen aus meiner Noth; denn ich habe einen schönen Reichthum von Gerste auf dem Halm." Indem aber hörten sie ein Getrappel, und es schauten ein paar Pferdeköpfe um die Ecke und noch ein paar: ein Haufen Husaren ritt herein, und der Offizier gerade auf das Haus zu und sprach zu dem, der davor stand: „Alter, meine Leute brauchen Futter; seid so gut, zeigt uns ein schönes Fruchtfeld; wir können uns in dem engen, buschigen Thale nicht zurecht finden." Nun ist eine solche Bitte, wenn zwanzig Husarensäbel dazu klirren, schwer abzuschlagen. Das wußte der Bauer; darum nahm er seine Mütze vom eisgrauen Kopfe und sagte ruhig: „Ich will Euch den Weg zeigen, Herr!" und ging voran. Die Reiter zogen nach, und der Andere im Fenster sah seufzend hinterher.

Der Führer schritt rüstig voran durch die Büsche, und so kamen sie an ein schönes Gerstenfeld. „Gut," sagte der Offizier, „Ihr habt uns wacker geführt, Alter; steigt ab, Husaren, und haltet Ernte!" — „Nein," sagte der Bauer, „das Feld ist nicht für Euch; Ihr müßt noch eine Strecke weiter reiten; es soll nicht Euer Schade sein!" Da machten zwar die Soldaten schlimme Gesichter, und der Offizier sah den Bauer verwundert an, ritt aber doch weiter, und bald blieb der Bauer vor einem reichen Weizenfelde stehen. „Da mögt Ihr nehmen," sagte er.

Da stiegen die Reiter ab, mäheten, wo sie nicht gesäet hatten, banden die Frucht auf die Pferde und ritten davon. Zu dem Bauer aber, der ernst und still zugesehen hatte, sagte der Offizier: „Guter Freund, habt Ihr das aus gutem Willen für uns gethan, daß Ihr uns ein beßeres Feld gewiesen habt, als das da unten?" „Nein, Herr!" sagte der Bauer, „aber das dortige Feld gehört meinem armen Nachbar: der konnt' es nicht entbehren; das hier ist mein Eigenthum."

171. Die goldenen Forellen.

Die Forellen haben bekanntlich am Leibe schöne, röthliche Flecken, die, wenn die Sonne in's helle Gebirgswaßer scheint, wie golden herschimmern; aber die Forellen, von welchen hier erzählt wird, waren ganz von Gold und dazu von Ducatengold.

Ein reicher Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von 30 Personen zu Gaste gebeten. Die Hausfrau wollte, als die Krone des Gastmahls, ein Gericht Forellen geben, die dort und damals etwas sehr Rares waren und das Stück mit einem Ducaten bezahlt werden mußten. Der Mann aber sprach: „Wir können es zwar thun, liebe Frau, ohne dadurch arm zu werden; aber ich halte solch' einen Aufwand doch für sündlich, und darum wollen wir ihn unterlaßen. Nicht wahr, meine Liebe, Du beruhigst dich? Denk' nur, wie vielen Armen man mit diesem Gelde helfen könnte." — Nun aber waren dem Kaufmann die Armen in den Sinn gekommen, und daß er darum noch nicht arm wäre, wenn er dreißig Ducaten weniger hätte. So sprach er denn weiter: „Weißt Du was, Frau, wir wollen doch die Forellen geben, aber ohne Eßig und Oel." Die Hausfrau, die ihren Mann kannte, lächelte, und sie redeten noch ein wenig mit einander.

Die Mahlzeit kam heran, und nachdem einige Gerichte abgespeis't waren, wurde eine zugedeckte Schüßel auf den Tisch gesetzt. Der Kaufmann sprach: „Meine werthen Gäste, das sind die Forellen, die Ihnen die Hausfrau zugedacht hat." Er nahm hierauf den Deckel von der Schüßel, in welcher statt dreißig Fische eben so viele blanke Ducaten lagen, erklärte dann den Gästen, daß er und seine Frau bei näherer Ueberleguug sich doch ein Gewißen daraus gemacht hätten, eine so kostbare Speise auf ihren bürgerlichen Tisch zu bringen, während viele Arme ringsumher nicht genug schwarzes Brot hätten, und bat, daß jeder Gast so gütig sein möge, statt einer Forelle den Werth derselben zu nehmen und denselben an irgend einen Hülfsbedürftigen zu geben. „Wir sehen Sie," fuhr er fort, „für viel zu menschenfreundlich an, als daß Sie nicht diesem Gericht ihren Beifall schenken sollten."

Die Gäste waren überrascht, fühlten aber das Edle in der Handlung ihres Wirthes, und Einer rief: „Ei, so soll Jeder von uns noch einen Ducaten dazulegen, um die liebe Armuth desto beßer zu erfreuen." Und so geschah es auch.

(Lies hier: Nr. 73. Der Gotteskasten.)

172. König Friedrich und sein Nachbar.

(Von Hebel.)

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schloße nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen

wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte: auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?" — Der König wußte, warum: denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir Zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" — Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schlößlein abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" — Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt; sie ist mir nicht feil." — Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil." „Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren erben."

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich laße Eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen laßen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also, daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht misfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respect haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

173. Das brave Mütterchen.

(Müllenhoff's Sagen 2c.)

Es war im Winter und das Eis stand. Da beschloßen die Husumer, ein großes Fest zu feiern: sie schlugen Zelte auf, und Alt und Jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die

Einen liefen Schlittschuh, die Andern fuhren in Schlitten, und in den Zelten erscholl Musik, und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten saßen an den Tischen und tranken Eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus auf's Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen Abend kam, gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst; sie war in frühern Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, und wenn dann der Sturm losbricht, sind Alle verloren. Da rief sie und jammerte so laut, als sie konnte; aber Niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; Niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut muß da sein, der Sturm losbrechen; da rafft sie all' ihr Bischen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen: glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Da stand das Häuschen augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte Alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, und schon fing das Eis an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die Letzten den Fuß auf's feste Land setzten, brach die Decke und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

174. Die treuen Bauern.

(Müllenhoff's Sagen ꝛc.)

Auf Rundtoft war einmal bei einem Herrn von Rumohr ein fremder Edelmann zum Besuch. Da trat einer der Bauervögte herein: verwundert und misfällig bemerkte der Fremde die silbernen Knöpfe an seiner Kleidung. „Was meine Bauern haben," antwortete Rumohr, „das werden sie gerne bereit sein, mir zu geben, wenn es darauf ankommt." Als der Fremde daran zweifelte, gingen sie eine Wette ein. Im nächsten Umschlag ließ darum der Gutsherr aus Kiel die Nachricht nach Rundtoft kommen, er

sei im Einlager und bitte, man möge ihm helfen mit Geld oder Silber. Da brachten die Bauern Alles zusammen, was sie hatten, und der Herr hatte seine Wette gewonnen.

175. Meister Hämmerlein.

(Von Schlez.)

Niemand suche, was sein eigen ist, sondern ein Jeglicher Das, was des Andern ist.
(1. Kor. 10, 24.)

Vor dreißig und etlichen Jahren starb in meinem Geburtsort der Gemeindeschmied Jakob Horn. Noch steht er so lebhaft vor meinen Augen, daß ich zum Sprechen ihn treffen wollte, wenn ich Maler wäre.

Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

«Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?»

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er wegen seines Hämmerleins Dorfschmied worden war.

«Wie wäre denn das zugegangen?»

Ganz natürlich, wie Ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und Dem und Jenem Allerlei versprochen.

Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

«Und bloß für ein bischen Hämmern?»

Bloß für ein bischen Hämmern! An einer Gartenthür, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der hinter ihm herkommende Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nah genug kam.

Ein paar Stunden darauf kam der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch in's Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot! «Ei, willkommen!» rief der Schulze, «treffen wir uns hier, guter Freund?» Der junge Mensch stutzte, sah ihm scharf in's Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. «Ist Er nicht der junge Wanderer», fragte der Schulze, «der diesen Abend da draußen am Wege das Brett einer Gartenthür festgemacht hat?» — «Ja, der bin ich.» — «Nun gut! so kommt, Nachbar Hans,» sagte der Schulze zum Garteneigenthümer, der zufällig auch da war, «kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdling. Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür ausgebessert.» Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank und setzte sich neben dem Schultheißen traulich zu dem Fremdling. Alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen Anwesenden erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Viehharzneikunst und im Beschlagen gab, so war nur eine Stimme für ihn: Dieser und kein Anderer soll Gemeindeschmied werden. Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedmeister eines großen Dorfes,

das er wenige Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch Einer: «Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!»

Zu seiner Besoldung gehörte unter Anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Früchten bestellte. Da er den Acker zum ersten Mal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrweg verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. «Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?» fragte Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. «Je,» sagten diese, «man kann vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.» Was that aber Meister Hämmerlein? So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andere den Weg beßerte; aber ohne sich stören zu laßen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie angefüllt. «Seht Ihr's,» sagte er nun, «hätte Jeder von Euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben worden.»

Noch ein ähnliches Stückchen aus späterer Zeit!

Einmal ging Meister Hämmerlein mit zahlreicher Gesellschaft auf einen benachbarten Jahrmarkt. Der Fußpfad zog sich über eine lange Wiese hin, und der Eigenthümer hatte ihn ein paar Tage zuvor dick mit Kies überfahren, um durch einen trockenen Fußweg die Leute von seiner Wiese abzuhalten. Da aber der neue Pfad noch ungebahnt war, so schritten alle Marktbesucher zur Rechten und Linken fort.

«Meister Hämmerlein aber stieg gewis mitten durch?»

Getroffen! zum Dank lachten ihn die Andern noch aus; wer sich aber darum gar nicht zu kümmern schien, war Meister Hämmerlein. Am Ende des Weges fragte er bloß: «Würdet Ihr wohl auch über mich gelacht haben, wenn die Wiese Euer wäre?»

Die Lacher schämten sich, und auf dem Rückwege machten es Alle wie Meister Hämmerlein.

So gemeinnützig und unverdroßen, wie hier, zeigte sich der wackere Mann in allen Stücken. Sah er zum Beispiel auf dem Felde ein paar Schweine oder Gänse Schaden anrichten, so ließ er sich's nicht verdrießen, mit ihnen drei- bis vierhundert Schritte weit umzukehren und sie bis in's Dorf zurückzutreiben. Die Leute lächelten darüber; aber Meister Hämmerlein ließ sich nicht irre machen. Ihm schien es lächerlich, sie bloß von einem Acker auf den andern zu scheuchen. An Wegen und Bächen schnitt er Weidenruthen ab und sah nun zur Rechten und Linken, wo etwa eine Lücke in der Hecke zuzumachen oder ein junger Baum an einen Pfahl zu binden war; und selten fehlte es ihm an Gelegenheit, die Ruthen gut anzuwenden. Locker gewordene Setzweiden trat er fest; hölzerne Zäune, die nagellos waren, hämmerte er wieder an ihre Latte; Waßerzweige, die aus Baumstämmen oder Wurzeln hervorschoßen und ihm eben in's Auge fielen, schnitt er ab; Maulwurfshaufen streute er auseinander, und wo er nicht selbst helfen konnte, da ermahnte er wenigstens den Eigenthümer. So ging Meister Hämmerlein selten über die Flur, ohne daß er ungebeten Eins und das Andere selbst verbeßert oder beßer zu machen veranlaßt hätte.

Zuweilen machte er ganz absichtlich gemeinnützige Spaziergänge. Er suchte nämlich junge Bäumchen, die auf Gemeindeplätzen von selbst wuchsen oder dahingepflanzt waren, und beschnitt sie. Kam die Zeit, so oculirte und pfropfte er die Wildlinge, und oft lief eine ganze

Gesellschaft junger Leute mit ihm, die unter seiner Anleitung das Pfropfen und Oculiren erlernten. Bald war auf keinem Gemeinderasen ein junges Obstbäumchen mehr zu finden, das nicht wäre aufgeschnitten, gerade gezogen und veredelt gewesen. Fand er im Walde einen hübschen Wildling, so verpflanzte er ihn ungebeten auf einen schicklichen Gemeindeplatz, und nach Verlauf von funfzehn bis achtzehn Jahren zog die Gemeindekasse einen beträchtlichen Vortheil davon.

«Aber was sagte denn Frau Hämmerlein zu den Frohndiensten ihres Mannes? War sie zufrieden damit? Oder hatte der Sonderling gar keine Frau?»

Ja wohl hatte er eine, und zwar eine Frau, die recht aus seinem Herzen geschaffen zu sein schien. Ich muß doch auch erzählen, wie er zu ihr gekommen war.

Nicht lange nach seiner Anstellung ging Meister Hämmerlein in den Wald, um sich Holz anweisen zu laßen. Auf dem Heimweg stieß er auf eine alte, bucklige Frau. Die alte Frau trottete gar emsig hinter einem jungen, hübschen und wohlgekleideten Mädchen her, das eine Bürde dürres Holz auf dem Rücken trug. Meister Hämmerlein, der Beide nicht kannte, grüßte sie freundlich; aber mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf der schönen Tochter, wofür er das Mädchen hielt. Er ließ sich mit ihnen in's Gespräch ein, und zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er, daß die alte Frau das Mädchen nicht einmal dem Namen nach kannte. «Das gute Ding kam hinter mir her,» sagte die Alte, «und sah, daß mir die Bürde zu schwer war. Ich lehnte mich gerade an einen Baum und schnaufte ein wenig aus. Da nahm mir das liebe Kind den Huckepack ab und will ihn in's Dorf tragen.»

Das war ein Zug *nach* dem Herzen und *für* das Herz unsers Meisters Hämmerlein. «Ah! das ist brav!» sagte er, und klopfte freundlich dem Mädchen auf die Schulter.

«Das ist auch der Rede werth!» sagte diese ganz verschämt. «Ich bin noch jung und stark, und das alte Mütterchen ist schwach. Ob ich den Weg leer gehe oder das bischen Holz trage!» Das sprach von Neuem zu Meister Hämmerlein's Herzen. Er mußte nun Alles wißen, was das gute Mädchen betraf. Zu seiner Freude erfuhr er, daß es nur anderthalb Stunden von ihm wohnte und eine Base in seinem neuen Wohnort besuchen wollte. Die weitere Bekanntschaft wurde gesucht und gemacht, und kurz und gut, Meister Hämmerlein und Käthe wurden ein glückliches Paar. Der Geistliche des Orts, welcher die Veranlaßung zu der Heirath erfuhr, hielt ihnen eine Hochzeitspredigt über die Geschichte von Elieser und Rebecca und lobte den Bräutigam, daß er ein dienstfertiges Gemüth allen andern Rücksichten vorgezogen hatte.

Nun werdet Ihr wohl nicht fragen, ob auch Frau Hämmerlein mit ihres Mannes gemeinnützigem Sinn zufrieden war. Wo etwas Gemeinnütziges geschah, und wo einem Menschen unverhofft und im Stillen geholfen wurde, da hieß es: «Das hat gewis Meister Hämmerlein oder seine Käthe gethan.»

«Aber wie ging's denn am Ende mit der Haushaltung unsers Meisters Hämmerlein? Ueber den unverlangten Arbeiten muß er ja eine Menge Zeit versäumt haben?»

Allerdings! aber Meister Hämmerlein dachte: «Versäume gerne das Deine um deines *Feindes* und also noch weit mehr um deines Freundes willen!» (2. Mos. 23, 5.) Doch die Versäumnis war so groß nicht, als Ihr sie Euch vielleicht denkt, und wurde ihm nach und nach reichlich vergolten, ob ich gleich nicht sagen kann, daß er ein reicher Mann dabei geworden wäre.

Wie viel war aber die allgemeine Liebe werth, welche er sich erwarb! Ich darf wohl sagen, kein Mensch im Dorf war ihm feind, und wenn er auch einen Feind gehabt hätte, wie lange hätte man können einem Manne feind bleiben, der Jedem Freude zu machen und Freund und Feind vor Schaden zu bewahren suchte? Nicht minder erntete er für seine Gemeinnützigkeit auch vorzügliche Achtung. Vor ihm hatten die Bauern des Orts einen Gemeindeschmied ganz geringschätzig behandelt, weil es in ihrer Gewalt stand, ihn zu behalten oder abzudanken. An einem bestimmten Tage mußte er jährlich nebst Hirten und Flurschützen vor dem ehrsamen Gemeinderath erscheinen und anfragen, ob es auch den Herren gefällig sei, ihm den Dienst wieder ein Jährchen zu laßen. Von unserem Meister Hämmerlein wagte Keiner eine solche Demüthigung zu verlangen. Denn Jeder hielt den Abzug eines so gemeinnützigen und geschickten Mannes für einen unersetzlichen Verlust.

Diese Achtung und Liebe war nun freilich kein Kapital für eine Sparkasse, aber die Interessen blieben doch auch nicht aus. Die Bauern fuhren und pflügten unentgeltlich für ihren Meister Hämmerlein, brachten ihm Allerlei von ihrem Vorrath in's Haus und überließen ihm, da die von seiner Hand gepflegten Gemeindebäume tragbar wurden, alljährlich die Früchte von etlichen derselben, womit der wackere Mann, der auf gar keinen Dank zu rechnen und das Gute bloß darum zu thun pflegte, weil es gut ist, vollkommen zufrieden war.

Seine fünf Kinder sah er nach und nach alle im Dorfe versorgt, während viel reichere Söhne und Töchter auswärts ihr Glück suchen mußten. Offenbar aber verdankten sie ihr gutes Fortkommen nicht allein ihrer guten Erziehung, sondern auch der Liebe, die sich ihr Vater erworben hatte. «Nachbar Schmied,» sagte zu ihm ein wohlhabender Bauer, dessen Sohn des Gemeindeschmieds Tochter sich ausersehen hatte, «was mein Bursche aus Liebe zu Eurer Tochter vor hat, das erlaub' ich aus Liebe zu Euch.» Kurz, Meister Hämmerlein hatte das Glück, alle seine Kinder, und seinen jüngsten Sohn auf der Gemeindeschmiede, sämmtlich in einem Dorfe versorgt zu sehen.

In seinem hohen Alter erlebte er noch einen vorzüglich frohen Tag. Er hatte funfzig Jahre mit seiner Käthe in der friedlichsten Ehe gelebt; er ließ sich, auf Zureden des Ortsgeistlichen, noch einmal vor dem Altar einsegnen. Bei der Gelegenheit stellte ihn dieser als Muster eines gemeinnützigen Mannes auf und rühmte seine bisher noch nicht belohnten Verdienste um das Dorf. Der Gutsherr, welcher eben zugegen war, richtete ihm und seiner Familie, die sich auf beinahe zwanzig Menschen belief, eine stattliche Mahlzeit in der Burg aus und beehrte die Gesellschaft mit seiner eigenen Gegenwart. Als Meister Hämmerlein mit seiner alten Käthe nach Hause kam, fand er ein Ohm Wein und einen wohlgepolsterten Lehnstuhl, welche der menschenfreundliche Gutsherr während der Tafel hatte dahin bringen laßen; die Gemeinde schickte ihm das Doppelte des ganzen Ertrags, den alle von ihm auf öffentliche Plätze gepflanzten Bäume jenes fruchtbare Jahr abgeworfen hatten, und fast Niemand war, der ihm nicht von seiner eigenen Baarschaft ein Jubelhochzeitsgeschenk zugesandt hätte. Meister Hämmerlein war indes mehr gerührt über die Liebe seines Gutsherrn und seiner Mitnachbarn, als von ihren Geschenken. Letztere kamen ihm ganz unerwartet, weil er Alles, was er gethan hatte, für Schuldigkeit hielt.

Er lebte noch einige Jahre und starb, kurz nach seiner treuen Gattin, in einem Alter von achtzig und einigen Jahren, von allen Einwohnern herzlich beweint, und in vielen derselben, besonders in seinen Kindern, lebt sein gemeinnütziger Sinn bis heute noch fort. Seiner wird nimmer vergeßen, und sein Andenken bleibt im Segen.

176. Der Bürger.

(Von Göthe, «Hermann und Dorothea.»)

Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
„Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beß'rer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder dächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen
und zu verbeßern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
keine Spur nachlaßend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes's Sinnes der Herr sei,
wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet und Unrath auf den Gassen herumliegt,
wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von Oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
bald begeben und seh'n zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesch'n, die großen und reinlichen, ruht nicht,
künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebeßerten Thore
und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht Jeder das Pflaster? die waßerreichen, verdeckten,
wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht Alles gescheh'n seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
fest beschloßen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln;

denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer mir bleiben."

177. Die lebendigen Wahrzeichen der Städte.

(Von Zschokke.)

Veit war indessen zwanzigJahre alt geworden und Gesell. Er sollte auf die Wanderschaft gehen. Dem jungen Burschen ward's dabei eng' und schwer um's Herz, obgleich er sich auf's Reisen freute. Aber mit Vater und Mutter war er wie zusammengewachsen, und von ihnen getrennt noch athmen zu können, konnte er kaum glauben.

Am Abend vor der Abreise schlosz ihn Vater Jonas noch einmal in seine Arme, drückte ihn fest an seine Brust und sprach: „Höre, Veit, Du bist ein guter Bursch', bleib' Dir, bleib' Deinen Eltern, bleib' Gott getreu; dann ist Alles gut! — Ich will Dir aber noch guten Rath auf den Weg mitgeben. Setz' Dich zu mir. Höre mich."

Veit nahm einen Strohseszel. Ihm zur Seite sasz die tiefbewegte Mutter, die seine Hand fest in der ihrigen hielt, vor ihm der Vater, der nun also sprach:

„Handwerk, sagt's Sprichwort, hat goldenen Boden; doch nicht Jeder versteht ihn zu legen. Das lerne! Vielen Handwerkern fehlt hier zu Lande Lust, Trieb und Geschick, ihr Gewerb' zu verbeszern. So was musz man in der Fremde suchen und lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, muszt Du unterwegs Nichts sehen, wovon Du nicht das Wie? und Wozu? erfährst. Wer anders reiset, ist nur wie im Schlaf durch die Welt gelaufen und hat drauszen grüne Bäume, bunte Häuser und zweibeinige Menschen gesehen, was er daheim auch findet. Ich habe Handwerksburschen gekannt, die von groszen Städten Nichts zu sagen wuszten, als das Wahrzeichen, in Straszburg das grosze Münster, in Basel den Lallenkönig.

Wie man oft aus Gesichtszügen eines Menschen auf dessen Gemüthsart schlieszen kann: so haben auch Länder und Städte ihre prophetischen Gesichtszüge. Dies sind die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder wandernde Handwerksbursch' beobachten soll. Die helfen ihm auf die Spur, was er zu erwarten hat.

Findest du in einer Stadt viel Wirthshäuser, Wein-, Bier- oder Schnappsschenken: so verlasz Dich darauf, da gibt's viel lustige Gesellen, aber am Zahltag betrübte Gesichter und selten häusliches Glück.

Kommst Du in eine Stadt, wo Misthaufen auf den Straszen liegen: so zähle nicht viel auf Arbeit bei einem Meister; denn die Bürger dort sind nur ehrsame Bauern in Perrücken.

Fahren am Tage prächtige Karossen durch die Straszen, aber fehlen des Abends die Straszenlaternen: so gleicht die Stadt einer gern schönen Dirne, die unter seidenen Kleidern ein zerriszenes Hemd trägt.

Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen mit den Bürgertöchtern Lustpartien machen, kannst Du Bankerotte prophezeihen.

Schliesze nicht von vielen Kirchen und hohen Thürmen eines Orts auf viele und hohe Frömmigkeit daselbst; nicht von reichen Kleidern auf reiches Vermögen der Leute; nicht von Ordensbändern auf Verdienst ihrer Träger. Das und dergleichen sind Aushängeschilder; Wirthshäuser haben solche nicht allein in der Welt.

Wo Du dem Bauer nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewis Abends viele beim Bier und Branntwein beisammen, lange nach Sonnenuntergang.

Wo die Landleute grob und unhöflich sind, hat der Ochs an der Krippe beszere Lehre gegeben, als die Schule; wo sie aber zu demüthig kriechen und hinterrücks tückisch grinsen: da hauset in der Gegend, glaub' mir's, ein böser Geist, irgend ein tyrannischer Dorfkaiser.

Hast nicht nöthig, um die Ringmauer der Stadt zu gehen oder auf den Thurm zu steigen, um zu wiszen, wie grosz sie sei. Sie ist gewis klein, wenn sich die Leute viel grüszen und abgegriffene Hüte tragen. Wächst aber Gras in den Gassen, so geh' Deines Weges. Du findest schwerlich bei einem Meister Arbeit, weil Handel und Wandel todt liegen.

Wo man keine Gesetze hat, bist Du vogelfrei, da verlasz Dich im Nothfall auf Deine Faust. Wo der Gesetze zu viel sind und Du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stöszest: da nimm Du beizeiten Reiszaus. Dir passen Polizeidiener und Advocaten an allen Ecken auf.

Kommst Du in ein Land, wo nicht jedes Städtchen seinen eigenen Galgen, hingegen eigene Schul- und Armenhäuser hat, wo nicht jedes Dorf weite Allmenden, hingegen gut gedüngte Aecker hält, wo die Landstraszen nicht mit Bettlern, aber mit Obstbäumen bepflanzt sind, wo Advocaten, Doctoren und Schenkwirthe über schlechte Zeiten klagen: da, Veit, da ruhe aus; die Leute haben Kopf und Herz am rechten Fleck.

Siehst Du zwischen prachtvollen Palästen viele altersschwache Häuser mit gebrochenen oder blinden Fensterscheiben und viel fallsüchtige Hütten: da schlag' ein Kreuz und geh' vorüber.

Ich habe Dir jetzt genug gesagt: nicht dasz ich Dir Alles gesagt hätte. Aber Du kennst nun ungefähr die wirklichen Wahrzeichen, die ich meine.

Folge meinem Rath. Wohin Du kommst, frage viel, aber antworte wenig. Stelle Dich unwiszender, als Du bist, und man wird Dich gern unterrichten.

Lobe jedes Lobenswerthe; aber tadle nicht jedes Tadelnswerthe, und Du wirst alle Herzen gewinnen, wenn's Dir darum zu thun ist.

Sei auf der ganzen Reise fromm, fleiszig, sparsam — bescheiden, wiszbegierig, verschwiegen, — dienstgefällig, beharrlich, muthig. So wirst Du einst heimkommen zu Deinen Eltern als ein ganzer Mann, frömmer, klüger, tüchtiger in Rath und That."

178. Oberlin.

(Nach Schubert. Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Würtembergs, II. Curs.)

Ein leuchtendes Beispiel der thätigen, echten Gottes- und Menschenliebe ist der bekannte Pfarrer Oberlin im Steinthal, in der Nähe von Straßburg, geb. den 31. August 1740, gest. den 28. Mai 1826.

Das Steinthal liegt in den Vogesen im Elsaß und ist durch eine tiefe Schlucht auf der einen, durch Felsen auf den übrigen Seiten ganz wie abgeschnitten. Fahrwege aus dem Thale gab es früher gar nicht, und für die Fußgänger dienten Schuttsteine bald in, bald neben dem Bette eines reißenden Gießbachs. Natürlich fand unter solchen Umständen fast gar kein Verkehr der Bewohner dieses Thals mit der Außenwelt statt. Versunken in Armuth, Unwißenheit und jegliche Rohheit lebten sie fast wie Wilde auf einer unbesuchten Insel. Da führte die Vorsehung diesen Leuten zwei vortreffliche Geistliche zu, denen es unter dem Segen Gottes durch ihre christliche Weisheit, frommen Eifer und zweckmäßige, unermüdete Thätigkeit gelang, dieses wüste Steinfeld in einen Garten Gottes zu verwandeln. Der erste, der im Jahr 1750 sein Amt antrat, hieß Stuber. Allein nach sechsjähriger, gesegneter Wirksamkeit wurde er an eine andere Stelle versetzt, und ein unwürdiger Nachfolger setzte das begonnene Werk nicht fort. Da hielt es nach einigen Jahren Stuber für seine Gewißenspflicht, seine einträgliche Stelle zu verlaßen und

wieder in sein armes Steinthal zurückzukehren. Als ihm aber seine Gattin starb, suchte er wieder eine Predigerstelle in der Stadt, jedoch nicht ohne vorher für einen treuen Nachfolger gesorgt zu haben. Er hatte von des jungen Oberlin's frommem Sinn und Eifer viel gehört und besuchte ihn darum. Man wies ihn in ein kleines Dachstübchen; in einer Ecke desselben sieht er ein Bett mit papiernen Vorhängen, in welchem unser Candidat an heftigem Zahnweh daniederlag. Stuber tritt näher, scherzt mit dem munteren Jüngling über die sonderbaren Vorhänge, „und," fragt er, „was ist das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?" „Es ist meine Küche," antwortete jener; „denn wenn ich zu Mittag bei meinen Eltern esse, nehme ich mir da ein Stück Brot mit, lege es Abends 8 Uhr in mein Pfännchen, gieße Wasser mit etwas Salz darüber und stelle die Lampe darunter, bei deren Schein ich studire. Mahnt mich dann der Hunger, so ist die Mahlzeit bereit, die mir besser bekommt, als Leckerei." Stuber lachte. „Sie sind mein Mann, ein Mann, zum Pfarrer des armen Steinthal's gemacht." Und Oberlin nahm den Antrag willig an.

Am 30. März 1767 zog der siebenundzwanzigjährige Oberlin in Waldbach ein. Er erkannte gar bald, daß sein Beruf an dieser Gemeinde ein doppelter sei: einmal und vor Allem das Heil der Seelen aus allen Kräften zu suchen; dann aber auch die leibliche Noth der Steinthaler, welche zum großen Theil aus eigener Schuld derselben entsprang, so viel als möglich zu lindern. — Das Erstere übte er nun mit einer solchen evangelischen Weisheit, Milde, Demuth und Einfalt aus, daß die gesegneten Erfolge nicht ausbleiben konnten. Man konnte sagen, daß er im täglichen und stündlichen Gebet das Anliegen seiner Gemeinde vor den Herrn trug. Wenn er sich auf diese Weise in der Liebe zu ihr recht gestärkt und bekräftigt hatte, dann war sein angelegentlichstes Werk bei derselben Belehrung aus Gottes Wort, welches allein dem Herzen Besserung und wahre Heilung zu geben vermag. Dieses war die unversiegbare Quelle, aus der er Wasser des Lebens schöpfte; darum war auch seine ganze Predigt Bibelsinn in Bibelsprache; denn er war überzeugt, schon die bloße Darlegung des göttlichen Worts sei ein sicheres Mittel, kräftig gesegnet auf Gemüther zu wirken. Auf's Verständigste und Treueste wartete er dabei der andern Seite seines Berufs, die ihm Anvertrauten aus ihrer leiblichen Versunkenheit zu retten. Merkwürdig ist's jedoch, gerade hier, wobei doch der gute Wille des Pfarrers am leichtesten hätte anerkannt werden sollen, fand er anfangs den hartnäckigsten Widerstand. Die Steinthaler nahmen es ihrem Pfarrer höchlich übel, wenn er ihr häusliches Elend, ihre Unreinlichkeit, ihre Trägheit, ihre Ungeschicklichkeit

beim rechten Namen nannte; seine guten Vorschläge hießen Neuerungen und unnöthige Kritteleien.

Einer seiner ersten Pläne war, Verbindungswege zwischen dem Steinthal und den benachbarten Städten Straßburg ꝛc. zu öffnen. Denn da die Bewohner weder Absatz für ihre Erzeugnisse finden, noch selbst die nöthigen Ackerbauwerkzeuge sich verschaffen konnten, so begnügten sie sich mit dem dürftigsten Unterhalt und hatten für allgemeine Zwecke nie etwas übrig. Oberlin versammelte seine Pfarrkinder, schlug ihnen vor, einen Verbindungsweg zu der nach Straßburg führenden Heerstraße zu bauen. Zu diesem Zweck mußten Felsen gesprengt, ein fester Dammweg längs des Bergstroms angelegt und eine Brücke gebaut werden. Die Bauern hielten diesen Vorschlag für ganz unausführbar; aber des Pfarrers Worte wirkten so mächtig, daß sie endlich ihren Widerstand aufgaben und die schwere Arbeit begannen, bei welcher er ihr Anführer und thätiger Helfer war. Wohlthätige Freunde in Straßburg unterstützten ihn, und im Jahr 1770 war die Brücke über den Bergstrom gebaut und die Verbindung mit Straßburg eröffnet. Sein nächstes Werk war die Anlegung von fahrbaren Straßen zwischen den Ortschaften seines Kirchspiels. Hatte er am Sonntag mit dem Ernst und der Wärme, die seine Seele erfüllten, seine Pfarrkinder belehrt und erbaut, so sah man ihn unbedenklich am Montag mit der Hacke auf der Schulter an der Spitze von zweihundert Arbeitern zum Straßenbau hinausziehen. Denn es galt hier ein Beispiel zu geben. Von seinen Einkünften, die sich nur auf fünfhundert Gulden jährlich beliefen, verwendete er noch einen Theil auf die Ausführung seiner Pläne. Auch legte Oberlin jetzt einen Vorrath von den nöthigen Werkzeugen an, die bisher mit Zeitverlust von Straßburg hergeholt worden waren, und gab den Käufern einen billigen Credit; ja er gründete mit seinen geringen Mitteln eine Leihanstalt, wo Jeder, der pünktliche Rückzahlung versprach und einhielt, kleine Darlehen zur Anschaffung der dringenden Bedürfnisse erhielt. Mehrere der fähigsten jungen Leute schickte Oberlin nach Straßburg, um dort bei Maurern, Zimmerleuten, Wagnern, Schmieden und Glasern die Lehrjahre auszuhalten und nach ihrer Rückkehr in die Heimath ihre erworbenen Geschicklichkeiten auszuüben und zu verbreiten. Nach einigen Jahren sah man statt der elenden Wohnungen, die zum Theil in die Bergwände gegraben waren, bequeme Häuschen, wobei tiefe Keller angelegt waren, um Kartoffeln und andere Vorräthe vor Frost zu schützen. Auf die Verbeßerung des Ackerbau's richtete Oberlin gleiche Sorgfalt. Er ließ Samenkartoffeln aus fremden Gegenden kommen, um die ausgearteten einheimischen zu ersetzen. Ebenso beförderte er den Flachsbau, indem er Leinsamen von

der Ostsee herbeischaffte; den bis dahin unbekannten Kleebau führte er ein, und zum Anbau verschiedener nährender und arzneilicher Pflanzen gab er Anweisung und Beispiel. „Laßt Nichts verloren gehen," war einer seiner Lieblingssprüche. Er gab seinen Pfarrkindern Anleitung, aus Blättern, Binsen, Moos und Tannennadeln Dünger zu bereiten, und gewährte kleinen Kindern Preise, wenn sie Lumpen und Lederstücke zu demselben Zweck benutzten. Vorzüglich aber wirkte er durch sein Beispiel. Er verwandelte einen verödeten Garten, der zum Pfarrhaus gehörte, in eine Baumschule, einen andern in eine Obstanlage, und als diese Pflanzungen unter seiner sorgfältigen Pflege gediehen, wurde so viel Nacheiferung erweckt, daß bald alle Häuser von einem Kranze von Obstbäumen und wohlgepflegten Gärten umgeben waren. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmungen machte die Steinthaler empfänglich für umfaßendere Entwürfe. Oberlin veranlaßte die Bauern, Stallfütterung einzuführen und die weniger einträglichen Weiden in Ackerland zu verwandeln, wodurch sie selbst in schlechten Jahren hinreichend Getraide erzeugten. So große Schwierigkeiten der steinige Boden entgegensetzte, auch diese Bemühungen hatten glücklichen Erfolg, und im elften Jahre seines Pfarramtes stiftete er einen Verein für Ackerbau, welcher mit auswärtigen Vereinen der Art in Verbindung trat und im Stande war, jährlich Preise an fleißige Obstpflanzer zu vertheilen.

Auch für die Schulen war Oberlin so thätig, daß das Steinthal sich auch in diesem Punkte bald im ganzen Elsaß auszeichnete. Die Kinder lernten mit Lust, weil sie sahen, daß nicht nur ihr Lehrer, sondern auch ihr Pfarrer und ihre Eltern ihre Freude daran hatten und mit der größten Anstrengung alles zum Unterricht Nöthige herbeischafften. Ganz besonders merkwürdig aber ist, daß im Steinthale durch Oberlin die erste Kleinkinderschule in ganz Europa entstand. Schon früh hatte er die Nachtheile bemerkt, welche die jüngeren Kinder leiden, während die älteren die Schule besuchen, die Eltern aber ihren Berufsarbeiten nachgehen. Nicht bloß Gefahren für Leben und Gesundheit sind die unbeaufsichtigten Kleinen ausgesetzt, sondern ihr Geist kann sich in der Einsamkeit nicht entwickeln, deshalb bleiben sie zurück. Oberlin machte seine Frau auf dieses Uebel aufmerksam, und diese, welche eben so menschenfreundlich dachte, als ihr Gatte, bestellte Aufseherinnen, welche die Kinder von zwei bis sechs Jahren um sich sammelten und dieselben mit Spiel und kleinen Arbeiten beschäftigten. Unter diesen Aufseherinnen befand sich ein junges Bauernmädchen, welches als die eigentliche Begründerin der Bewahranstalten zu betrachten ist, weil sie nach dem bald erfolgten Tode der Pfarrerin die Gedanken derselben

ausführte und verbeßerte. Dieses tugendhafte Mädchen, welches zugleich in dem Hause des Pfarrers Oberlin zuerst als Magd, dann als Haushälterin seine jüngeren Kinder erzog und ohne alle Belohnung sich allen Diensten unterzog, bald die Kleinen beaufsichtigte, bald Kranke besuchte, Arme unterstützte und in alle seine menschenfreundlichen Plane einging, und darum von ihm als Tochter angenommen wurde, hieß Luise Schepler, und ist eins der schönsten Beispiele weiblicher Vortrefflichkeit. Auch wurden ihre Verdienste, sowie die ihres Pflegevaters um das Steinthal nicht bloß von der Gemeinde selbst, sondern zuletzt auch von der französischen Regierung anerkannt. Luise Schepler erhielt einen Preis von fünftausend Franken, die ein edler Mann in Paris für Diejenigen ausgesetzt hatte, welche sich um das Wohl der Menschheit am meisten verdient machten. Sie bestimmte dies Capital ihrer Kleinkinderschule und behauptete, der Ruhm gebühre nicht ihr, sondern der verstorbenen Pfarrerin. Der alte Oberlin erhielt einen Orden und wurde in den Stand gesetzt, ohne solche Entbehrungen, wie früher, zu leiden, sein wohlthätiges Leben fortzusetzen. Die schönste Anerkennung aber fand er bei seinem Tode im Jahre 1826. Nicht bloß seine Pfarrkinder von dem ältesten bis zum jüngsten begleiteten mit Thränen die Leiche des Vaters Oberlin, sondern auch eine ungeheure Zahl seiner Verehrer aus der Umgegend. Und zwar machte das Glaubensbekenntnis dabei keinen Unterschied. Katholische Frauen, in Trauer gekleidet, knieten rings um den Begräbnisplatz in stillem Gebete, und mehre katholische Geistliche saßen in ihrer Kirchenkleidung unter den protestantischen in der Kirche. Und damit sein Werk nicht untergehe, wurden Beiträge zu einer Stiftung, die Oberlin's Namen führt, gesammelt.

179. Scriver's Lob der heiligen Schrift.

Es ist ein Wort über alle Wörter, eine Schrift über alle Schriften, ein Meisterstück des heiligen Geistes, ein Heiligthum Gottes, ein Heil-, Trost- und Lebensbrunnen, dem es nie an Waßer fehlet, eine Schatz- und Speisekammer, ein Zeughaus, eine vollständige Apotheke aller gläubigen Seelen. Es schicket sich für alle Zeiten, an allen Orten, in allen Ländern, für alle Nationen, für alle Stände, für alle Personen. Die Hohen finden darin eine übermäßige Hoheit, die sie nicht erreichen, die Niedrigen eine Tiefe, die sie nicht ergründen, die Weisen eine Weisheit, die sie nicht verstehen, die Redner Reden, die sie nicht begreifen können; die Betrübten finden hier Trost, die Zweifelhaften Rath, die Schwachen Kraft, die Alten einen Stab, die Jugend einen Zügel, Riegel, Regel, die Kinder Milch, die Kranken Arzenei, die Sterbenden das Leben. Der Teufel kann keinen

Irrthum auf die Bahn bringen, der hier nicht wiederlegt, keine Knoten und Schleifen machen, die hier nicht gelöset, keinen Gewißensscrupel erwecken, dem hier nicht begegnet, keine Anfechtung ersinnen, keine Herzensangst, keine Seelenunruhe erregen, die hier nicht gestillet und abgethan wird. —

(Lies hier: Nr. 64. Paul Gerhardt, S. 91.)

180. Der Churfürst und die Bibel.

Der fromme Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, war ein fleißiger Bibelleser und hatte von Jugend auf die Gewohnheit, die merkwürdigsten Aussprüche, die er gelesen oder gehört hatte, in seinem Zimmer an die Wand zu schreiben. Als er nun auf seinem Sterbebette lag, befahl er seinem Hofprediger Spalatin, die Sprüche Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebet ꝛc." und Joh. 6, 40: „Das ist der Wille deß, der mich gesandt hat, daß wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben ꝛc." mit großen Buchstaben auf eine Tafel zu schreiben und sie seinem Bette gegenüber aufhängen zu laßen. Das Wort des Herrn, Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken," tröstete ihn besonders in seinen letzten Stunden im Angesichte des Todes, und gern wiederholte er es in Gegenwart der Umstehenden. Es wollte ihn Jemand über sein nahes Ende trösten; er aber antwortete: „Der Herr hat das Leben gegeben und kann es auch wieder nehmen!" Auf die Frage, wie er sich befinde, erwiderte er: „Der Geist ist ruhig, aber der Leib leidet Schmerzen, aber um Christi willen will ich sie gern leiden." Endlich verschied er mit den Worten: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig ꝛc.," die er laut einige Mal wiederholte. —

181. Wie der fromme Claudius über Christus und sein Wort dachte.

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniss' und Räthsel d'rin und's Herz wird Einem darnach so recht frisch und muthig. Am liebsten aber les' ich im Sanct Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk' und hinter dem Gewölk' der große volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermüthiges und Hohes und Ahnungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 's ist mir immer bei'm Lesen im Johannes, als ob ich ihn bei'm letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob

sein Engel mir's Licht hält und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas in's Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht Alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein sehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen, herrlichen Sinn, den ich 'n mal verstehen werde.

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wißen — — Andres! Wer möchte das nicht?

Aber bei mir kommst du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. Sogar haße ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wißen sollen, bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres, so müßen wir Denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm; aber doch das Beste, was wir auf Erden haben, und so etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was Anderes und Beßeres werden kann, als er sich selbst gelaßen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab' ich gelesen mehr als Einmal, und nehme es, so wie es dasteht, ohne zu noch ab zu thun. Willst Du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ich's kann, von Herzen gern! Ich weiß für mich nichts Lieberes und Erfreulicheres, als von Hülfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Noth gewesen sein, noch Andere darin gesehen haben. —

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohl that, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; durch den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen

und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! —

Andres, hast Du je was Aehnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kommt von Gott und aus dem Himmel; denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes.

Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern laßen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

— Andres, was ist doch für ein Sinn in Allem, das aus seinem Munde kommt! Es vermahnet mich damit so, wie mit den Schachteln, wo immer eine in der andern steht.

Wie unser Herr Christus, so waren auch seine Handlungen und Reden, in sich: Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.

Du fragst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken?

Alle, Andres, alle! . . . ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand . . . . seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken laßen?

Wenn er sagt: „Friede sei mit Euch!" so haben wir unser ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heiße.

Andres, Du kannst denken, daß Alles, was ihn angehet und was er gesagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe, und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

182. Sonntagsfrühe.

(Von M. v. Schenkendorf.)

Gottesstille, Sonntagsfrühe.
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele, wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth.

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Laszet auch das Brot mich theilen,
Das er seinen Jüngern brach.

O, das nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr, gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt!

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Glut
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenflut.

Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenstrausz
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem kleinen, stillen Haus.

Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel d'rüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

Lasz die Flamme stets mir brennen,
O mein Heiland, Jesu Christ!
Lasz es alle Welt erkennen,
Dasz mein Herz dein Altar ist.

183. Das Gebet.

(Von Pfeffel.)

Ein Eremit am Libanon, den man als einen Heiligen verehrte, und welchen Gott zum öftern schon durch himmlische Gesichte lehrte, lag flehend einst vor seinem Thron. Da nahte sich in stiller Feier Eloah, Fürst der Seraphim, berührt sein Aug' und spricht zu ihm: „Sieh' jenes Weib im Nonnenschleier und schwarzen härnen Bußtalar; sie kniet am ernsten Sühnaltar, und ein Gebet des Isaiden strömt über ihre Lippen hin. Und hier, wie sehr von ihr verschieden ist diese junge Städterin! Die Freude lacht aus ihren Mienen, und mit erhitzter Emsigkeit wirkt sie ein buntes Feierkleid. Sprich, welche betet unter ihnen?" — „Die am Altar," erwidert er und fällt auf's Antlitz und erröthet. — „Du irrst, sie sagt Gebete her," versetzt der Geist, „und diese betet." — „Sie?" rief der Klausner; „ihre Hand wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße ein Kleid." — „Für eine Waise!" rief Gottes Herold und verschwand.

184. Beten und Handeln.

(Von Nänny.)

Gut ist das Beten, beßer ist das Handeln,
Gut ist das Knien, beßer ist das Wandeln;
Doch fehlt die Kraft dir, fühlst du dich zertreten:
Dann beßer ist's, zu knien und zu beten.

Dritte Abtheilung.

Das Vaterland.

„In dem kleinsten Vaterlande
Lernt der Mensch die Welt versteh'n."

185. Das Vaterland.

(Von E. M. Arndt.)

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."
Schiller.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergeßen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewisheit, daß du vom Himmel stammst.

Da ist Freiheit, wo du in Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deine Urväter beglückte; wo keine fremden Unterdrücker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind ein Schatz, der eine unentbehrliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut,

was, außer dem Christenthum, in dem noch eine höhere Freiheit ist, ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

186. Ein Blick auf Meklenburg.

a.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Meklenburg ist 290 □M. groß, von denen 241 auf Meklenburg-Schwerin und nur 49 auf Meklenburg-Strelitz (einschließlich des Fürstenthums Ratzeburg) kommen. Die Anzahl seiner Einwohner beläuft sich auf 650,000 (550,000 in Meklenburg-Schwerin und 100,000 in Meklenburg-Strelitz); sie ist also nur eben so groß, wie es gegenwärtig die Bevölkerung der Stadt Berlin ist, während die Volkszahl der Stadt London die gesammte meklenburgische Einwohnerzahl sogar noch mehr, als um das Vierfache übertrifft! Von allen deutschen Ländern ist Meklenburg das am schwächsten bevölkerte; denn es leben hier durchschnittlich nur 2241 Menschen auf der Quadratmeile, während das fast gleich große Königreich Sachsen deren 8600 auf jeder □M. besitzt.

2. Meklenburg gehört zu dem etwa 4900 □M. großen nördlichen Theile von Deutschland, von welchem Schiller in seinem Wilhelm Tell folgende kurze, aber anschauliche Schilderung entwirft:

«Wenn man hinuntersteigt von unsern Bergen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaßer nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüße ruhig und gemächlich ziehen;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.»

Die Geographen benennen dies große Gebiet die norddeutsche Ebene, — eine Bezeichnung, welche Manchem, der in dieser „Ebene" geboren ist und deren Grenzen niemals überschritten hat, etwas wunderbar vorkommen mag. Denn wenn wir auch Gegenden in Meklenburg haben, die wirklich auf den Namen „Ebenen" Anspruch machen können, wie Jeder zugestehen wird, der z. B. einmal von Schwerin auf der Eisenbahn nach Hagenow und Ludwigslust gefahren ist, so scheint doch jene Bezeichnung auf andere Landschaften, wie z. B. auf die Umgebungen von Marnitz, Parchim, Doberan, Malchin, Neubrandenburg u. s. w. gar nicht zu passen, da in diesen sich Hügel an Hügel drängen.

Wie läßt sich denn nun die Bezeichnung Ebene für ein Land von solcher Bodengestaltung rechtfertigen? Einfach dadurch, daß dieses Wort nicht in seinem strengsten Sinne zu nehmen, sondern nur mit Rücksicht auf zwei ganz anders gestaltete Gebiete — auf das gegen 6000 □M. große mitteldeutsche Berg-

land und das etwa 2700 □M. umfaßende süddeutsche Alpenland — gewählt ist, aus welchen im Vereine mit unserer Ebene das deutsche Vaterland zusammengesetzt ist.

3. Denn was wir hier in Meklenburg Berge nennen, schwindet in der That zu ganz unscheinbaren Hügeln zusammen, wenn wir es neben die wirklichen Berge und Gebirge jener beiden anderen Gebiete stellen. Unser höchster „Berg", der Helpter Berg bei Woldeck (gegen den der Ruhner Berg bei Marnitz nur um wenige Fuß zurücksteht), ist nur 550 Pariser Fuß hoch, also nur 130 Fuß höher, als die größten californischen Riesenbäume, und nur 75 Fuß höher, als die Thürme des Cölner Domes in ihrer nahe bevorstehenden Vollendung sein werden. Erst, wenn wir sechs solcher Hügel über einander stellten, würden wir einen Berg erhalten, welcher dem Brocken an Höhe fast gleich käme; zur Herstellung eines so hohen Berges, wie die Schneekoppe im Riesengebirge, brauchten wir schon neun Helpter Berge, und zum Aufbau eines dem höchsten der deutschen Alpenberge (dem Ortles in Tyrol) gleichkommenden, müßten wir deren 22 verwenden; wollten wir endlich aber einen Berg haben, welcher dem höchsten auf der ganzen Erde (dem Mount Everest im Himalaya) sich ebenbürtig an die Seite stellen ließe, müßten wir sogar 50 Helpter Berge über einander thürmen! — Aber nicht bloß durch geringere Höhe unterscheiden sich unsere Hügel von jenen Riesen der Gebirgslandschaften, sondern auch durch ihre ganze übrige Beschaffenheit. Denn während letztere aus festem Felsboden bestehen und daher kühne, schroffe und zackige Formen zeigen, erblicken wir in unseren Hügeln nur lockere Erdschichten, die ihnen nur sanft gerundete Formen anzunehmen gestatten; und während endlich auf hohen Bergen mehrere mit der nach oben hin abnehmenden Temperatur in Einklang stehende verschiedenartige Pflanzengürtel über einander liegen, gehören die Pflanzen, welche auf den Gipfeln unserer Hügel wachsen, noch derselben Flora an, welche den Fuß derselben umsproßt, da erst in der Höhe von etwa 1900 Fuß die Abnahme der Temperatur eine so merkliche ist, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf das Pflanzenreich geltend machen kann.

Ebenen gibt es übrigens in sehr verschiedener Höhe über dem Meeresspiegel, welcher bekanntlich bei allen Höhenmeßungen als Ausgangspunct dient. Die unsrige gehört zu den sogenannten Tiefebenen, d. h. zu denen, deren Oberfläche nicht viel höher, als der Meeresspiegel liegt. Ihre durchschnittliche Höhe wird kaum 100 Fuß betragen, und sie steht also an Höhe gar sehr gegen die Hochebenen zurück, zu denen in Deutschland z. B. die zwischen der Donau und dem Fuße der Alpen belegene süd-baierische Ebene gehört; denn der Boden derselben, welcher die Städte München und Augsburg trägt, liegt in der dreifachen Höhe des

Gipfels unseres Helpter Berges; in Südamerika aber gibt es Hochebenen mit volkreichen Städten, welche 8000, 12000 und selbst 14000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen.

4. In dieser unserer Tiefebene liegen nun aber die vorhin erwähnten Hügel keineswegs, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben möchte, regellos verstreuet, sondern sie gehören einer Bodenanschwellung an, welche — wenn auch nicht als ein Gebirgszug, aber doch — als ein breiter, sanft gewölbter Landrücken von durchschnittlich etwa 150 bis 200 Fuß Höhe Meklenburg durchzieht. Derselbe kommt aus Holstein, durchstreift in südöstlicher Richtung ganz Meklenburg, geht dann durch die Ukermark, Pommern und Preußen und endet erst tief in dem Innern Rußlands; in den beiden letztgenannten Ländern erreichen seine Hügel die bedeutendste Höhe; denn sie erheben sich in der Gegend von Danzig und unfern des Ilmensees etwas mehr als 1000 Fuß. Da dieser Landrücken der Küste des baltischen Meeres nahe liegt, hat man ihm den Namen des baltischen Landrückens beigelegt. An manchen Stellen treten seine Seitenverzweigungen dicht an die Ostsee hinan und bilden dort hohe Ufer, wie z. B. im Klützer Ort; in anderen Gegenden aber bleibt zwischen ihm und dem Meere noch ein breites, niedrig gelegenes Vorland übrig, wie im nordöstlichen Theile des Meklenburg-Schweriner Landes, wo z. B. die Städte Güstrow nur 24, Bützow 15 und Malchin gar nur 6 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, während die auf dem Landrücken selbst belegenen Städte, wie Plau, Malchow, Röbel, Waren, Alt- und Neustrelitz, Woldeck, alle in einer Höhe von mehr als 200 Fuß liegen; letztere Stadt hat überhaupt die höchste Lage unter allen unseren meklenburgischen Städten, und doch liegt sie nur 342 Pariser Fuß höher als die Ostsee.

b.

(Aus L. Fromm's »Meklenburg.«)

Wer Meklenburg nach allen Richtungen hin durchwanderte, der wird sich gewis an der Menge lieblicher Landschaftsbilder erfreut haben, die in reicher Abwechselung ihm vor das Auge traten. Wer es aber versucht, die einzelnen Bilder zu einem Gesammtbilde zusammenzufaßen und mit wenigen Worten die Gestaltung des Landes zu schildern, der erkennt die große Schwierigkeit solchen Unternehmens und wird immer wieder auf die Darstellung einzelner Landschaften zurückkommen müßen, aus denen sich dann der Leser ein Bild des Ganzen selbst zusammenstellen mag. Das kommt aber daher, weil bei der Gestaltung dieser einzelnen Landschaften besonders hervorragende Bildungsglieder fehlen und weil — trotz allen Wechsels im Einzelnen — doch im Großen und Ganzen die ähnliche Gestaltung vorherrscht. So sind es hier

Hügel, dort Thäler, hier üppige Ebenen, dort reiche Waldungen, Seen mit reizender Umgebung, Flüße, die sich in saftig grünen Wiesen hinschlängeln, mit Obstbäumen umkränzte Dörfer und von Gärten umringte Städte, welche die Landschaften bilden und charakterisiren, die in immer wechselndem Leben voller Reiz und Mannigfaltigkeit auftreten und das Herz erfreuen, aber die Verschiedenartigkeit ihrer Bilder nur durch vielfache Uebergänge im Kleinen, nur durch Mannigfaltigkeit des Aehnlichen gewinnen, was sich Alles wohl empfinden, aber auch durch die genaueste Beschreibung im Ganzen nur sehr schwer anschaulich machen läßt.

I. 1. Dennoch liegt es uns daran, dem Leser einen Ueberblick über die Gesammtgestaltung Meklenburgs zu geben, und wir glauben dies am besten zu erreichen, wenn wir mit ihm das Land in verschiedenen Richtungen durchwandern und die einzelnen Gegenden kurz beschreiben.

Beginnen wir im äußersten Westen, so treten wir sofort in die freundliche Gegend, welche sich rings um den Ratzeburger See und den Schalsee legt, den schmalen Raum zwischen beiden mit einer Menge von Hügeln und Thälern füllt, in denen Wald und Flur und See mannigfach abwechseln und die sich nördlich und nordöstlich zum Dassower Binnensee und in den Klützer Ort, östlich zum Schweriner See hin fortsetzen. Der Ratzeburger See mit seinen steilen, buchenbelaubten Ufern, in seinem südlichen Theile mit der Insel, welche die freundliche Stadt trägt und nordwärts steil zum Waßer abfällt, hier das großartige alte Klostergebäude in seiner alterthümlichen fensterleeren Bauart tragend, aus dessen Masse sich frei und hoch der schöne, im Rundbogen erbaute Dom hervorhebt — dieser See mit seiner Umgebung ist sicherlich einer der herrlichsten Punkte Norddeutschlands. Und an ihn schließt sich in östlicher Richtung eine sehr romantische, wenngleich wenig bekannte Landschaft, in deren Mitte der finstere und vielfach zerrißene Lankower, der freundlichere Mechower und andere kleinere Seen liegen, an denen sich Landgüter mit schönen Wohngebäuden und großartigen Gartenanlagen hinziehen oder Dörfer sich in dem frischen Grün der sie umringenden Obstgärten lagern. So bleibt die Landschaft bis zum Schalsee hinunter, dessen Umgebung mit derjenigen des ersteren wetteifern kann. Aber die Bilder, welche sich dem Beschauer hier bieten, sind wechselvoller. Den Ratzeburger See (wir meinen die weitere, südliche Hälfte von der Römnitz an) überschaut man von vielen Punkten aus fast in seiner ganzen Größe, während der Schalsee sich wegen seiner bewaldeten Inseln, der vielfachen Krümmungen seiner Ufer und seiner bedeutenden Längedehnung immer nur theilweise zeigt. Hier feßelt die Mannigfaltigkeit und reiche Abwechselung der Scenerie, dort die Großartigkeit des

Gesammtbildes. Wenn sich die Waldungen mit ihrem jungen Grün belaubt haben und der See, von der Frühlingssonne beleuchtet, jene tiefblaue Farbe zeigt, welche ebenso köstlich wie selten ist, dann trifft man hier ganze Gesellschaften von Touristen, die sich der Natur und ihres Reichthums freuen.

2. Die Höhen, welche den Ratzeburger See bekränzen, setzen sich nordwestlich gegen Lübeck hin, wo sie im Klingsberge über 450 Fuß ansteigen, und nordöstlich über Schönberg hin fort, wo sie den Dassower Binnensee umgürten und sich bei Kalkhorst im Hohen Schönberge bis zu 300 Fuß erheben. Von der Spitze der Hügel hat man die Uebersicht über die ganze Landschaft, welche rings um den Binnensee liegt und das Ländchen Teschow genannt wird. Mit seinem reichen Anbau, seinen vielen Dörfern, Gärten und Obstpflanzungen macht dasselbe — den See im Hintergrunde — einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Man tritt nun in die fruchtbarste Gegend Meklenburg's, den Klützer Ort, wo sich Feld an Feld schließt und die mehrsten Ortschaften sich auf engem Raume zusammendrängen. Holz gibt es hier nur wenig, dafür aber bedeutende Weizenflächen und eine zahlreiche Bevölkerung. Das Terrain ist an vielen Stellen stark hügelig; der schon erwähnte Höhenzug tritt bis nahe an die See, bildet gegen 120 Fuß hohe steile Ufer und zeigt in seinen Zwischenräumen tiefe fette Thäler. Die Aussichten auf die See sind entzückend, besonders von dem höchsten Punkte dieser Gegend, dem Hohen Schönberge aus, von wo der Blick ein weites Panorama bis auf die holsteinische Küste bei Neustadt umfaßt und daneben westwärts über Lübeck und Travemünde hin schweift. Mit der Stadt Wismar und ihrem freundlichen Hafen, vor dem die flache, aber interessante Insel Poel liegt, schließt diese Landschaft ab. — Der Höhenzug wendet sich in einem großen Bogen um den Hafen, bildet bei Züsow (318 Fuß), Kirch-Mulsow und Neuburg ein starkgehügeltes Terrain und wendet sich dann in größerer Breite wieder der See zu, überall freundliche, aber da ihnen größere Seen fehlen, weniger lebhafte Landschaften zeigend. Nach allen Richtungen hin wenden sich Seitenzüge, deren bedeutendster über Sternberg fort streicht, in der Hohen Burg bei Schlemmin auf 450 Fuß ansteigt und bei Zehna nochmals sehr ansehnliche Höhen bildet. Die Hohe Burg ist die Spitze der Schlemminer Hügelgruppe, eine starke Meile nordwestlich von Bützow, durchaus bewaldet und dadurch die Fernsicht beeinträchtigend. Indessen erblickt man von hier zahlreiche Dörfer, auch die Stadt Rostock und mit einem Fernglase die Ostsee im Hintergrunde. Diese ganze Hügelgruppe macht einen sehr wilden Eindruck, Berg und Wald treten einheitlicher, imposanter vor die Seele, da die Abwechselung im Bilde

durch das Waßer fehlt. Deshalb hat sich auch die Sage vielfach dieses Terrains bemächtigt und manche Erzählung haftet an ihren Eigenthümlichkeiten.

3. Auch derjenige Höhenzug, welcher von Kirch-Mulsow aus sich der Küste der Ostsee zuwendet, bietet des Erwähnenswerthen Vieles; er ist es, welcher die herrlichen Ufer bildet, die jetzt durch das Seebad am Heiligen Damm bei Doberan belebt und verschönert werden. Zu ihm gehören die auf 400 Fuß ansteigenden Dietrichshäger Berge mit ihrer festen Unterlage eines älteren Gebirges, und der sich zu 284 Fuß Höhe erhebende Kronenberg bei Hohenfelde. Von allen diesen Punkten aus hat man prachtvolle Fernsichten, nicht bloß seewärts, sondern auch nach der Landseite hin, welche, reich bebaut und bevölkert, zu den schönsten Meklenburg's gehört. Inmitten einer Menge blühender Ortschaften liegt der Flecken Doberan mit seiner einzig herrlichen Spitzbogenkirche, einer der Ausgangspunkte des Christenthums in dem früher slavischen Lande, jetzt während der Sommermonate belebt durch die sich in ihm versammelnden Badegäste. — Ostwärts von hier aber wird das Terrain flacher; die Hügel treten von der See zurück und ziehen sich in südöstlicher Richtung hin; statt der schroffen Ufer wird jene nun von Dünen eingefaßt, hinter welchen sich bedeutende Wiesenniederungen ausdehnen; die Thäler breiten sich aus und jenseits der Warnow bildet sich ein weites flaches Gebiet, nur von einzelnen Hügeln durchbrochen, zwischen Rostock, Ribnitz, Marlow, Sülz bis zur Nordspitze des Cummerower Sees, in welchen die Trebel, die Recknitz und die Peene fließen. Diese große Niederung erstreckt sich über das ganze Vorpommern hin und vertieft sich in nordöstlicher Richtung, wo die nahe an der Ostsee gelegenen Strecken sich oft nur wenige Fuß über das Niveau der See erheben. Es ist eine fruchtbare, reichbebaute und wohlhabende Gegend, voller großer Güter mit oft sehr bedeutender Viehzucht und mit ausgedehnten schönen Wiesen. Einzelne Höhen und Hügelzüge fehlen, wie schon erwähnt wurde, nicht; sie treten z. B. im Schmoksberge bei Lüningsdorf, bei Sülz u. a. O. sogar in ziemlich bedeutender Weise auf. Man hat sich deshalb unter dieser Gegend kein durchaus ebenes flaches Land vorzustellen; aber wie in dem vorher geschilderten Theile Meklenburgs die Höhen, so herrschen hier die Niederungen und Thäler vor und bilden das Charakteristische dieser Gegend. In der Nähe von Sülz liegt ein über die pommersche Grenze sich erstreckendes unabsehbares Torfmoor zwischen der Recknitz und der Trebel, welche beiden Flüße hier der Moorgraben, ein Canal, verbindet. Unmittelbar aus dem Moore entspringen die Soolquellen, welche die Saline zu Sülz bearbeitet; auf beiden

Seiten der sich bei dieser Stadt scharf biegenden Recknitz aber gibt es in einer Ausdehnung von etwa einer halben Meile sehr viele salzhaltige Quellen, welche sich in langen tiefen Schlammrinnen, sog. Ryen, zeigen, ockergelb gefärbt oder mit den bekannten buntschillernden Häutchen, die sich auf ruhendem Moorwaßer bilden, bedeckt sind. Dies Soolenfeld ist für Meklenburg von sehr großer Wichtigkeit; wenn auch die Soole verhältnismäßig schwach, birgt sich doch ein bedeutender Reichthum in der Menge und Ausdehnung der Quellen. Betrachtet man aber die ganze sich von Südwest nach Nordost abdachende Niederung, das große Flußgebiet der Recknitz, wie es sich über Sülz weg nach Ribnitz zu an den Binnensee schließt, so drängt sich der Gedanke, daß man in ihm eine früher offene, jetzt zugewachsene Fortsetzung dieses Binnensees oder der Ostsee selbst vor sich habe, unabweisbar auf. Das ganze Moorthal der Recknitz bei Sülz wird, wie A. Koch mittheilt, noch jetzt allmählich immer trockener und Stellen, an welchen sich vor wenigen Jahren sumpfige Wiesen befanden und Moorschnepfen aufhielten, sind jetzt fast ausgetrocknet.

II. 4. Die Hügelkette, welche die Schlemminer Berge bildet, und — wie wir oben erwähnten — bei Zehna zu bedeutenden Höhen ansteigt, sammelt sich in mannigfachen freundlichen Gruppen zwischen den Seen bei Güstrow (dem Gutower See) und Krakow. Sehr romantische Thäler, theils schluchtenartig vertieft, werden durch die Nebel und andere kleinere Flüße gebildet. Wenn auch der Boden um Krakow her zum großen Theile aus leichtem Sande besteht, ist doch die dem See zunächst liegende Landschaft eine sehr interessante und namentlich verdient es Erwähnung, daß an den Abhängen der zahlreichen, ringsumher liegenden Hügel sich in unermeßlicher Menge wohlerhaltene tertiäre Versteinerungen des Sternberger Kuchens finden. Es ist sehr schwierig, aus der Masse von Hügeln, welche sich hier zusammendrängen, die Richtung des Hauptzuges zu erkennen, zumal nach verschiedenen Seiten hin Hügelzüge sich abzweigen. Indessen ist es wohl, in Beihalt der Hauptrichtung aller übrigen Hügelzüge Meklenburgs, zweckmäßig, auch hier eine Hauptrichtung von West nach Ost vorauszusetzen, und in dieser führen uns wirklich vielfach verschlungene Ketten zu den schönen Landschaften, welche sich um die Westseite des Malchiner, die Südspitze des Cummerower, um den Torgelower u. a. Seen gruppiren. Der Mittelpunkt aller der Naturschönheiten, welche der Wanderer hier erschaut, ist ohne Zweifel der Malchiner See, und zwar das westliche Ufer desselben, dessen Hauptpunkt die Burg Schlitz ist, und welches sich unter dem Namen der „Meklenburgischen Schweiz" eines nicht geringen Rufes erfreut. Auf der Spitze eines bedeutend hohen, gegen Norden durch Wald geschützten Hügels befindet

sich das Schloß, von einem Obelisken überragt, der eine entzückende Fernsicht gewährt. Der zu Füßen sich hinstreckende See gemahnt an den Schalsee; er zeigt die gleichen freundlichen Bilder, aber der Gesammteindruck ist hier ein mächtigerer, das Gesammtbild ist großartiger und ruhiger. Man sieht über die ganze Länge des Cummerower Sees fort, mit einem Fernglase weit in's Pommersche hinein und zählt mehr als 80 Ortschaften auf einer Umschau.

5. Aber noch manche andere Punkte in der Nähe zeigen eine fast gleiche Schönheit; es ist hier eine Fülle über Meklenburg ergoßen, welche sich nicht anders, als im Einzelnen schildern läßt, wovon wir an diesem Orte jedoch absehen müßen. Wir folgen vielmehr dem Höhenzuge weiter in einer Richtung ostwärts und sehen ihn wieder bei Neubrandenburg an der Westseite des Tolenser Sees schöne Landschaften gestalten. Er streicht von hier weiter durch die nördliche Hälfte des strelitzschen Landes, ohne sich jedoch zu bedeutenden Höhen zu erheben, und wendet sich südlich von der Stadt Friedland bei Cosa Broma und Wittenborn in einer südlichen Richtung theils über Straßburg in's Preußische, theils in einem stark ausgeprägten Zweige an der Grenze von Strelitz hinunter, wo er sich mit demjenigen Höhenzuge vereinigt, welcher das ganze südliche Meklenburg durchzieht und den Haupthöhenzug dieses Landes bildet. Jene Zweigkette aber, welche an der östlichen Grenze von Strelitz entlang streicht, enthält wieder viele Punkte von großer Bedeutung und viele landschaftliche Scenerien von hoher Schönheit, denen jedoch in den mehrsten Fällen der Schmuck eines größeren Sees fehlt. Vor allem Gr.-Miltzow, sodann Daberkow, Helpte, Mildenitz, wo man von dem nahen Wolfsberge aus in der Ferne die Stadt Stettin erblickt, Gr.-Göhren u. a. sind sehr schöne Punkte. Zwischen Gr.-Daberkow und Helpte erhebt sich die Gruppe der Helpter Berge, deren größte Höhe 550 Fuß betragen soll. An eigenthümlicher Schönheit können sich diese Punkte mit denjenigen, welche wir oben specieller bezeichnet haben, nicht meßen, doch die Fernsichten von ihnen sind theilweise großartig und umfaßen von den Helpter Bergen aus z. B. einen Kreis über Prenzlau an den Uker-See, Anclam und Stettin hin.

III. 6. Nachdem wir bisher diejenigen Höhenzüge, welche den nördlichen und mittleren Theil Meklenburgs durchstreichen, verfolgt haben, wenden wir uns jetzt zur Schilderung des Haupthöhenzuges. Bevor wir hiezu übergehen, müßen wir aber befürworten, daß wir die Höhenzüge hier überhaupt nur mit Rücksicht auf die Gestaltungen schildern, welche sie ihren Umgebungen verleihen, daß es uns weniger darauf ankam, ihren Zusammenhang unter einander kennen zu lernen und sie nach ihrer

Zusammengehörigkeit zu betrachten. Nur allgemein konnte die Richtung angedeutet werden, welcher die Höhenzüge Meklenburgs im Ganzen folgen, wogegen die vielen kleinen Zwischenzüge, welche den Raum zwischen den größeren im nordwestlichen und mittleren Theile des Landes fast ganz ausfüllen, unberücksichtigt geblieben sind. Wenn man nun von dem zuletzt beschriebenen Höhenzuge sich nach Süden zu dem Hauptzuge wendet, so durchschreitet man zunächst, ganz allmählich ansteigend, ein sehr hügeliges Terrain, auf welches eine sandige, ebenere Gegend folgt, diejenige nämlich, in welcher die größten Seen Meklenburgs, in einer Reihe von Nordwest nach Südost auf einander folgend, liegen. Diese Gegend ist als eine Hochebene zu betrachten, als das Plateau des Haupthöhenzuges, in welchem die Seen als Spalten — wahrscheinlich durch die Macht eines das ganze Land überfluthenden Waßers eingerißen — erscheinen. Von Ost nach West dacht sich dies Plateau allmählich ab, wie die Höhenlage der Seen zeigt, welche, in gleicher Richtung auf einander folgend, sich in dieser Weise darstellt:

Der Zierker See bei Neustrelitz 222 Fuß, die Müritz 210 Fuß, die zusammenhängenden Seen, der Cölpin-, Fleseu-, Malchower und Plauer See 209 Fuß, der Schweriner See 122 Fuß über der Ostsee.

Jene Hochebene fällt nach Süden und Norden allmählich ab, dort schneller, hier langsamer, wird aber auf beiden Seiten von einer großen Menge sich scharf von ihr unterscheidender Hügel begrenzt, die wieder zahlreiche Zweige nach allen Richtungen hin erstrecken. Es bilden diese Hügel, welchen, soweit sie nach Norden verlaufen, die schönsten Punkte des mittleren Meklenburgs angehören, also gleichsam ein Uebergangs-Terrain von der Hochebene in die nordöstlich auf sie folgende Niederung. Da es uns aber darauf ankam, jene schönsten Punkte unseres Landes hier besonders hervorzuheben, so haben wir den das Hochplateau nordwärts begrenzenden Hügelzug oben für sich allein betrachtet. Ein Blick auf die Karte wird jedoch sofort zeigen, daß jenes durch die großen Seen bezeichnete Plateau den höchsten zusammenhängenden Theil des Landes bildet; denn es entspringen auf ihm und an seinen Abhängen die mehrsten Flüße, welche theils in die nordöstliche Recknitz-Trebel-Niederung, theils mit der Warnow zur Ostsee, theils endlich südwärts in die Niederung des Havelbruches und zur Elbe fließen. Die Elde allein macht eine Ausnahme, indem sie, viele Windungen beschreibend, der Abdachung des Haupthöhenzuges nach Westen hin folgt und erst vom Südrande des noch circa 115 Fuß über dem Spiegel der Ostsee liegenden Lewitz-Bruches an sich südwestlich zur Elbe wendet. Bedenkt man nun, daß die Flüße von den höher zu den niedriger gelegenen Orten

fließen, so wird man die Höhenlage der einzelnen Theile unseres Landes im Großen und Ganzen leicht erkennen.

IV. 7. Wir sahen oben, daß die Höhen, welche die Ufer des Schalsees umfaßen, sich ostwärts abzweigen. Sie setzen zwischen Grevesmühlen (hier der 320 Fuß hohe Iserberg bei Hamberge), Rehna und Gadebusch in sehr vielen, theilweise bedeutenden Hügeln fort und bilden alsdann über Wittenburg nach Hagenow hin eine ebenere Gegend, welche in der Nähe der ersteren Stadt durchschnittlich etwas über 100 Fuß hoch liegt. Die hügelige Bildung aber zieht sich zum Schweriner See hin, erzeugt die schönen Punkte bei den Ortschaften Eixen, Wendelstorf, Vietlübbe, Schönfeld, Cramon, Gr.-Trebbow u. a., umgibt den See selbst mit seinen romantischen westlichen Ufern, streicht um seine Südspitze, verbindet sich hier mit dem nördlich von Hohen Viecheln kommenden Hügelzuge, welcher die östlichen Ufer des Sees bildet, und zieht dann über Crivitz und nördlich von Parchim und Lübz vorbei an den Plauer See. Der schönste Punkt in dieser ganzen Ausdehnung ist unstreitig der Schweriner See mit seinen theilweise durch die Kunst verschönerten Ufern. Die Südostspitze des Sees nach Pinnow hin bietet Stellen dar, wie die Phantasie nur immer sie erschaffen mag; der Ueberblick von Görslow aus ist ebenso großartig wie überraschend schön. Auch bei Crivitz findet man Stellen von großer Naturschönheit; weniger treten diese freilich von hier bis nach Plau hin auf, diese Stadt selbst aber hat eine sehr freundliche Lage. Verfolgt man den Haupthöhenzug von hier weiter, so tritt als erster Punkt der Malchower See mit dem schönen Kloster an seinem südlichen Ufer hervor, und neben ihm ist Röbel an der Süd- und Waren an der Nordspitze der Müritz zu nennen. Zwar ist die Natur hier nicht so großartig, wie im mittleren und nördlichen Theile Meklenburgs; es fehlt dem Sandboden die reiche Vegetation, welche das Geestland schmückt, und namentlich entbehrt das Auge ungern die schönen frischen Laubwaldungen und fühlt sich nicht gerade angezogen von den kahleren Ufern der hiesigen Seen. Zwar ist auch die Bevölkerung hier dünner und die ganze Belebung der Landschaften ist eine geringere; aber wenn man vom Sandboden nicht gerade den Reichthum des Geestbodens erwartet, wie es verständiger Weise nicht geschehen darf, so mag das Herz sich auch dieser Bilder erfreuen, welche doch überall verständlich den Segen zeigen, den Gott über Meklenburg ausgegoßen hat.

V. 8. Am nordöstlichen Ufer der Müritz erstreckt sich auf kurze Zeit eine ziemlich unerquickliche Sandfläche, das südöstliche aber zeigt einen unerwarteten Naturreichthum in der schönen Umgebung des Specker Sees. Und von hier gelangt man in ein

von außerordentlich vielen Seen durchschnittenes Gebiet, in welchem die Havel entspringt und in höchst gewundenem Lauf hinfließt. Es ist dies eine sehr finstere Gegend voller Nadelwälder und Holz, aber keineswegs uninteressant, ziemlich eben und unbelebt, aber nicht öde und ohne Schmuck. Das nicht verwöhnte Auge wird im Gegentheil in der Nähe der vielen Seen manche Naturschönheiten zu entdecken wißen, unter die am wenigsten hervortretenden Punkte unseres Landes gehört diese Gegend aber doch. Sie bleibt im Ganzen gleichförmig bis an den Zierker See, an dessen östlichem Ufer die Stadt Neustrelitz liegt, deren nächste Umgebung durch die Kunst wunderbar verschönert ist. Die Natur dagegen bietet hier wenig Freundliches; wendet man sich aber mit einem Seitenzweige des Haupthöhenzuges, welcher die Usadelschen Berge an der Süd- und Ostseite des Tolenser Sees bildet, nördlich, so wird man durch die prachtvolle Umgebung von Weisdin, Wanzka, Hohen Zieritz, Prillwitz und anderen Orten wahrhaft überrascht. Die Usadelschen Berge haben eine sehr augenfällige, aufgethürmte Gestalt, durch welche tiefe schmale Thäler entstehen, die in Meklenburg selten sind, wo sie sich aber finden, auch meistens viele Schönheiten und großen natürlichen Reichthum bergen. Hier findet man daneben eine Menge langgestreckter, aber schmaler Seen und prächtige Wälder, und manche Orte hat hier die Liebe der Fürsten noch auf künstliche Weise zu schmücken gewußt. So sind Zieritz und namentlich Prillwitz sehr angenehme Punkte, von denen das letztere jedenfalls der natürlich bedeutendste ist und mit dem freien Ueberblicke über den Tolenser See dem Besucher imponirt.

9. Von Neustrelitz aus wendet sich der Haupthöhenzug mit vielen Auszweigungen in südöstlicher Richtung weiter nach Feldberg hin. Es ist sehr schwer, denselben hier genauer zu verfolgen, da dieser ganze Theil von Strelitz mit einem großen, mehr als 4 Meilen langen und 2½ Meilen breiten Forste bedeckt ist. Doch zeigen die Meßungen von Prozell, daß sich bei Grunow die Hügel 360 und bei Feldberg 330 Fuß hoch erheben. Die ausgedehnten Forsten, welche bei Altstrelitz den Namen der Serrahnschen Berge führen, die sich südlich an die Dreffinger und Sprenkel-Haide lehnen, bilden in ihrer Fortsetzung verschiedene Haiden, die Grunower, Bergfelder, Feldberger und am Südende des Lucin-Sees die Carwitzer Haide. Die ganze Gegend ist wild; die zwischen zwei langen schmalen Seen zu Anfang der Grunower Haide liegende Steinmühle hat eine großartige romantische Lage, ebenso das Dorf Carwitz zwischen dem Lucin- und Carwitzer See, und Feldberg an dem langgestreckten, schmalen und tiefen, von Hügeln und Waldungen, die mit Saatfeldern abwechseln, umgebenen See ist ein Ort in sehr freundlicher Lage.

Hier birgt die Natur gewis noch manche wenig bekannte Schönheit; Feldberg ist für den Osten Meklenburgs ein ebenso würdiger Abschlußpunkt, wie der Schalsee und Ratzeburg für den Westen. Es erstreckt sich nun von hier in nordöstlicher Richtung, der strelitz-pommerschen Grenze folgend, der von uns schon erwähnte Höhenzug, welcher seine größte Erhebung in den Helpter Bergen besitzt.

VI. 10. Indem der Verlauf des Haupthöhenzuges im Vorausgehenden beschrieben wurde und wir, ihm folgend, uns von Schwerin über Crivitz in gerader Richtung nach Lübz hin wandten, blieb der südwestliche Theil unseres Landes einstweilen unberücksichtigt. Wir müßen jetzt zu diesem zurückkehren und wenden uns zunächst in die Gegend südlich von Parchim, wo sich von dem Hauptzuge zwei sehr beträchtliche Höhenketten abzweigen. Der Ort Slate an der Elde wird von Brückner ungefähr als der Knotenpunkt dieser Abzweigungen betrachtet, deren eine sich in südwestlicher Richtung nach Grabow hin erstreckt, während der andere südöstlich, fast südlich fortstreicht, zwischen den Orten Leppin, Marnitz und Ruhn in den Ruhner Bergen zu den beträchtlichsten Höhen Meklenburgs sich erhebt und von hier über die Grenze südlich in die Priegnitz verläuft. Die Elde ist bei Slate mit hohem, steil abfallendem südlichen Ufer eingefaßt, aus welchem die Quelle entspringt, welche zur Entstehung eines Brunnenetablissements bei dem Luftorte Brunnen Veranlaßung gegeben hat. Dieser Ort liegt auf der Höhe eines beträchtlichen, von der Elde zu auf terrassirtem Wege zugänglichen bewaldeten Hügels, von welchem aus man eine gute Uebersicht über die Umgebung, besonders nach Norden hin gewinnt. Man schreitet von hier auf dem Höhenzuge fort, wenn man sich über Poitendorf, Pöltenitz und Leppin nach Ruhn zu wendet, eine Gegend, die an und für sich nur geringe Naturschönheiten bietet, wegen der Ruhner Berge aber bemerkenswerth ist. Diese bilden eine ziemlich durchschnittene, fast überall mit Wald bestandene Hügelgruppe, deren höchste Erhebung sich auf 545 Fuß belaufen soll. Von dieser Höhe aus, welche durch ein Balkengerüst noch um etwa 40 bis 50 Fuß vermehrt wird, hat man eine sehr weite Aussicht auf eine reich mit Wald durchzogene und mit vielen Ortschaften besetzte Gegend, welche trotz der Sandflächen, die der Blick ostwärts durchlaufen muß, besonders nach Westen und Nordwesten (nach der meklenburgischen Seite hin) freundlich und feßelnd ist. Hier öffnet sich ein weites Thal, die Niederung des Löcknitz-Flußes, nicht von großem Bodenreichthum, aber verhältnismäßig recht gut bebaut.

11. Dies Thal schließt im Westen ab mit derjenigen Hügelkette, welche von Slate aus, jedoch mit mehreren Unterbrechungen,

sich nach Grabow hin erstreckt, südlich von Eldena von der alten und neuen Elde durchflossen wird und darauf die durch ihre Bodenschätze bekannten Karenzer Berge mit den Braunkohlenlagern bei Mallitz bildet. So reich diese letztere Hügelgruppe auch ist und so segensvoll sie vielleicht dereinst für die Industrie Meklenburgs werden dürfte, bietet sie in landschaftlicher Hinsicht wenige Annehmlichkeiten. Der Sand, welcher sie bedeckt, ist sehr leicht, die Vegetation gering und die Nadelwaldungen, welche in bedeutender Ausdehnung sich zeigen, sind, zumal bei dem geringen Wuchse der Bäume, nicht besonders einladend. An ihren Abhängen jedoch, in der Nähe der Elde, bieten sich freundlichere Punkte dar. Wendet man sich weiter westlich, so wird die Gegend immer stiller, der Sand steriler und der Höhenzug verschwindet fast unter der einförmigen Bedeckung der Nadelwälder. Von der Rögnitz durchbrochen, zieht er so in beträchtlicher Breite durch die früher sog. Jabelhaide nach Lübtheen hin, wo an seinem Abhange sich der werthvolle Gypsstock befindet, dessen Bearbeitung schon seit längerer Zeit in bedeutendem Maße betrieben wird. In gleicher Richtung (nordwestlich) setzt der Höhenzug über Pritzier nach Bellahn hin fort, zeigt hier schon an manchen Stellen eine freundlichere Natur und frischere Vegetation, wendet sich alsdann westlich nach Boizenburg hin und bildet hier die schönen hohen Ufer der Elbe bis zur Landesgrenze. Die ganze Strecke des Höhenzuges, welche zwischen der Elbe und Sude liegt, erhebt sich ziemlich auffallend aus einem tief liegenden Terrain; die Karenzer Berge besonders fallen nach Nord und Süd hin ziemlich schroff ab. Der tiefere Theil dieses Landes ist ein Haidegebiet mit schwarzem, moorigem, oft stark eisenhaltigem Boden, dessen Unterlage ein weißlicher Sand bildet. Gerölle, wie sie sonst so zahlreich sich im ganzen Land zerstreut finden, wie sie nicht selten von imponirender Größe auf den höchsten Punkten der Hügel hervortreten, fehlen diesem Theile Meklenburgs (auf der Oberfläche) gänzlich, dagegen birgt er in den moorigen Niederungen den Raseneisenstein (Klump), welcher einen beträchtlichen Gehalt an Eisen besitzt und schon früher — gegenwärtig jedoch nicht — zur Eisenfabrikation benutzt wurde. Die höher gelegenen Stellen dieses Gebietes sind mit einem feinen leichten Flugsande bedeckt, welchen der Wind bald an Hügel anzuwehen, bald um feste Mittelpunkte zu besonderen kleineren Hügeln zusammenzuwehen pflegt. Von Polz bis Dömitz und weiterhin am Vorwerk Broda hat der Wind den Flugsand zu Dünen angehäuft, wie solche sich an der Ostsee finden. — Südlich von Boizenburg, zwischen Elbe und Sude, liegt die Teldau, ein niedriges fruchtbares Gebiet, von dem ein Theil zu Meklenburg gehört. Leider ist dasselbe den Ueberschwemmungen der Elbe

häufig ausgesetzt, ja wenn das Waßer dieses hier nur langsam fließenden Stromes hoch steht, so stauen sich auch die Abflüße der Elde, Rögnitz, Sude und Schale, ihre Betten steigen an, überschwemmen ihre Ufer und setzen einen großen Theil des Landes, jene tiefgelegenen moorigen Gebiete, unter Waßer. Da gibt es dann ein kräftiges Kämpfen mit diesem verheerenden Elemente. Einst, als diese ganze Gegend mit Wald bewachsen war, da bildete sie ein durch Sümpfe und Lachen geschütztes, fast unnahbares Gebiet und wurde der letzte Zufluchtsort der früheren slavischen Bewohner Meklenburgs, welche in der Jabelhaide ihren Waldbau trieben und hier noch bis in's 17. Jahrhundert hinein slavische Sprache und Sitte bewahrten.

187. Die Hausmutter.

(Von G. H. Schubert. Spiegel der Natur.)

Im Waßer stellt sich uns das Bild einer guten Hausmutter dar. Ohne das Waßer würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Thiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses herumwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit Dem, was ihnen noth thut, zu versehen, strömt das Waßer der Erde in den Flüßen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das dürstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben ringsumher vertheilt, von Neuem hinab zur Tiefe. Das Waßer folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Crystallgräber auf seine kahlen Bergköhen; denn eben so, wie die Luft in's Waßer eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Waßer in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, dahin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger erheben, scheint das Waßer seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden, dort kommt es nur wenig hin, die Luft ist da waßerleerer als anderwärts.

Im Schoße des Waßers sind die zartesten, feinsten Thierarten verwahrt und geborgen, die Polypen, welche die Korallengebäude anlegen und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibenthiere (Quallen). Ueberhaupt darf man sagen, daß die unvollkommnen Anfänge des Thierreiches, aus denen gleichsam die höheren, vollkommneren Gestaltungen der Landthiere erst ausgeboren werden, im Mutterschoß des Gewäßers beschloßen sind.

Waßer gibt es freilich viel auf Erden, denn mehr als drei Viertheile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft, die sie athmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Waßer, das in der Luft schwebt, stillt

ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommnere Landthier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hülfe derselben Das aufsuchen kann, was ihm fehlt, und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen des peträischen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser erhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen, wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders, als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müßen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen; der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Muttermilch. Der zarte Säugling, wie übel wäre er daran, wenn er seine Nahrung selber aufsuchen müßte, er, der noch nicht stehen noch gehen kann, sondern in seinen Windeln es erwarten muß, daß die Mutter ihn tränkt. Und er darf nicht vergeblich harren; die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger ihn zur Mutter.

Gleich wie dem Säugling ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüßige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelzasern ein, sondern wie die Milch dem neugebornen Kinde, genügt vielen Gewächsen das dampfförmige Wasser, das neben der andern luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Hausmutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin; wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Culturtriebes oder aus Barberei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche und das Land wird zur dürren Einöde.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche ohne Auge und Ohr, ohne jeden erkennenden Sinn für die Mutter, die sich ihr nahet, nichts thun kann als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut, die Liebe dieser Mutter nicht verläugnen: jene Fürsorge, die all' ihrer Geschöpfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigner Kraft erfaßen können: so sendet Er, der Allen ihr Wesen gab, seinen hülflosen Geschöpfen Das, was ihnen noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht.

188. Die Lüneburger Haide.

(Von Curtman.)

In der westlichen Hälfte der germanischen Tiefebene zieht sich die berühmte Lüneburger Haide zwischen den Städten Lüneburg und Celle zehn Meilen weit hin.

Sie ist ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne bedeutende Bäche und fast ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin wir blicken, sehen wir beinahe nichts, als Haidekraut, magere Grasplätze, krüppelhaftes Nadelgebüsch, hier und da auch dünne Kiefern- und Fichtenwaldungen. Manche Strecken dieser Gegend sind nichts als weite, schwarzbraune, nackte Flächen, ohne die geringste Spur von Anbau. Alles ist leer, trocken, nackt und kalt. Wie ein Blinder könnte man in manchen Theilen dieser Haide umherirren, ohne sich zu stoszen. Der ödeste und traurigste Theil des Weges durch dieselbe ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Haidekraut, Moor, umgeben von Kiefern- und Fichtenwäldern. Man sieht da kein Haus, kein Waszer, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, auszer etwa einen Flug hungriger Raben. Unser Wagen bewegte sich so langsam, sanft und leise, dasz wir beinahe in tiefen Schlaf eingewiegt wurden. Kein Wunder, denn rings umher scheint die ganze Natur auch zu schlafen. Doch nein, die Lüneburger Haide ist nicht ganz ohne Leben. Eine grosze Menge genügsamer, kleiner, schwarzer Schafe, Haidschnucken genannt, nährt sich von den magern, doch gewürzhaften Kräutern (Haidekräutern), und Millionen Bienen schwirren auf Blüthen umher. Man trifft auch einige, wenn auch nur ärmliche Dörfer auf dem Wege von Celle nach Lüneburg an, wie z. B. Schafsthal und Epsdorf, wo es unserm Auge sogar vergönnt war, sich an dem Anblicke einiger Buchen, Eichen und Birken zu erquicken. In der Nähe der wenigen, hier und da an kleinen Bächen umherliegenden Dörfer, die nur mit mageren Hafer-, Gerste-, auch wohl Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben sind, wird ziemlich viel Haidekorn gebaut und die Bienenzucht sehr stark getrieben. Durch ihre übergrosze Menge werden die Bienen hier bisweilen den Reisenden gefährlich; denn wenn sie auf irgend eine Art gereizt werden, so fallen sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger her, bedecken in einem Augenblicke Gesicht und Hände, kriechen Pferden und Menschen in die Nasenlöcher, in den Mund, in die Ohren, und verwunden sie in wenigen Minuten mit vielen tausend Stichen so stark, dasz Kopf und Hände schwellen und die muthigsten Pferde betäubt niedersinken und dem Angriffe ihrer kleinen, aber zahlreichen und grimmigen Feinde unterliegen. Ebenso die Menschen. Es hat sich schon ereignet, dasz ein ganzer Trupp Reiter auf der Lüneburger Haide von gereizten

Bienenschwärmen in die Flucht geschlagen wurde. Diese Fälle sind aber selten, und der Schade, der bisweilen geschieht, wird durch den Nutzen, den die Bienenzucht bringt, reichlich vergütet; denn man schätzt ihren Ertrag an Honig und Wachs jährlich über 200,000 Thlr. Auch die Schafzucht ist sehr einträglich, obgleich die Haideschafe, wie schon bemerkt, nur klein und unansehnlich sind.

189 Die Bewohner der Gebirge.

(Von G. L. Kriegk.)

Die Gebirge wirken auf das Wesen ihrer Bewohner. Körperlich und geistig pflegt der Mensch in Gebirgen, besonders in Hochgebirgen, kräftiger zu sein, hauptsächlich deswegen, weil er dort mehr als anderswo auf sich selbst gestellt ist, Schwierigkeiten zu überwinden hat, stets gesunde Luft einathmet und aus mehr als einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwer zugänglich ist. Von Körper stark und wohlgestaltet, von Geist kräftig und regsam, zeichnen sich die Bewohner der von reinen Lüften umgebenen Alpenhöhen meist auch durch heiteren Sinn und fröhliches Wesen aus. Starke Nerven und gewaltige Muskelkraft sind ihrem Körper eigenthümlich, und erstaunlich ist die Kraft, mit welcher sie zum Theil die größten Lasten ohne bedeutende Anstrengung bergauf und bergab zu tragen vermögen. Mit dem rüstigen Wesen und der großen, selbstbewußten Kraft der Höhenbewohner hängt es auf natürliche Weise zusammen, daß Muth und Unabhängigkeitssinn in der Regel sie auszeichnen. Die Geschichte der Schweizer, der Tyroler, der Schotten, der Basken und der Albanesen bieten Belege genug dazu dar.

Ferner isolirt das Gebirge die Menschen mehr als irgend etwas Andres auf dem festen Lande. Deshalb haben ihre Bewohner die meisten Eigenthümlichkeiten in Sitte, Denk- und Lebensweise. Wegen dieser Abgeschloßenheit, der geringeren Ergiebigkeit des Bodens und der darauf beruhenden Genügsamkeit hat außerdem der Mensch in den Gebirgen weniger Bedürfnisse, als in den Ebenen, aber diese sind auch um so dringender. Daher herrscht hier in bald größerem, bald geringerem Grade Armuth, aber auch Gastfreiheit, welche noch überdies von dem einfachen Sinn und dem unverdorbenen, natürlichen Gefühl unterstützt wird. Ferner treibt die Armuth des Bodens, in Verbindung mit der erwähnten Regsamkeit, die Gebirgsbewohner häufig aus ihren Thalen heraus und veranlaßt sie, zeiträumlich in andere Landstriche auszuwandern, theils um draußen sich durch Arbeit einen Erwerb zu verschaffen, theils um die Erzeugnisse ihrer Gebirgswelt an Fremde abzusetzen. Beispiele sind die Savoyarden, Graubündner, Tyroler, Schwarzwälder, Dalekarlier u. m. a.

190. Die Auswanderer.

(Von F. Freiligrath.)

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Älpers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euern Feldern Reis und Mais!

191. Die Heimat.

(Von J. C. Biernatzki.)

1. Uns're Sehnsucht nach der Stelle,
Wo der Kindheit Träume weh'n:
Schwächer an des Lebens Höh'n,
Wächst sie an des Grabes Schwelle.

2. Mag die Welt auch für das Leben
Bieten uns den Pilgerstab:
Aber Wiege muß und Grab
Nur die Eine Flur uns geben.

192. Das Sinaikloster.

(Von F. Bäszler.)

Mitten auf der Halbinsel, welche durch die beiden Arme des arabischen Meerbusens gebildet wird, liegt das Gebirge Sinai. Am nördlichen Ende desselben erstreckt sich die weithin ausgedehnte Ebene Rahah, einst der Lagerplatz der Gemeinde Israel. Aus dieser Ebene erhebt sich der Berg

der Gesetzgebung als eine steile, fast senkrechte Felsenwand in drohender Majestät bis zu einer Höhe von 1500 Fusz über seine Umgebung und bis zu einer Höhe von 7000 Fusz über den Meeresspiegel. In der heiligen Schrift ist Sinai der Name des ganzen Gebirges, Horeb aber der Name des besonderen Berges, auf welchem Moses die Gesetze empfing.

Zu dem berühmten Katharinenkloster am Sinai steigt man in einem engen Felsthale hinauf. Das dunkle Grün seiner Fruchtbäume und Cypressen, welche über die grauen Steinmauern freundlich hervorschauen, lacht dem Pilger schon aus der Ferne entgegen: eine schöne Oase mitten in der schaurigen Oede. Das Kloster selber nimmt sich mit seinen hohen Mauern eher wie eine kleine Festung, als wie eine Stätte des Friedens aus und läszt keineswegs eine gastfreie Wüstenherberge vermuthen. Das Thor ist gegen die räuberischen Anfälle der Araber schon längst vermauert; christliche Fremdlinge werden durch ein dreiszig Fusz über dem Boden gelegenes Fenster an einem Seil emporgewunden und vom Prior mit dem Kusse des Friedens empfangen. Wie überraschend und erquickend ist es, mitten in der von Sand und Felsen starrenden Wildnis und nach langen Tagen der beschwerlichsten Wanderung durch die menschenleere Wüste sich plötzlich in diese gastlichen Mauern, in diese ordnungsvollen, zierlichen Anlagen und Gemächer versetzt zu sehen, umgeben von ernsten, langbärtigen Männern in schwarzen Talaren.

Das Sinaikloster bildet ein unregelmäsziges Viereck, umschloszen von vierzig Fusz hohen Mauern aus Granitblöcken und an verschiedenen Stellen durch kleine Thürme befestigt, welche noch zur letzten Nothwehr mit etlichen kleinen Kanonen besetzt sind. Der innere Raum wird durch die Reihen von Gebäuden, welche sich nach allen Richtungen hin durchkreuzen, in eine Anzahl kleiner Höfe getheilt, welche wiederum durch enge, krumme, auf- und niedersteigende Gänge mit einander in Verbindung stehen. Einige dieser Höfe sind mit Cypressen oder andern kleinen Bäumen, Blumen- und Gemüsebeeten geschmückt, während an den Wänden der Häuser viele Weinreben sich hinziehen. Die in den verschiedenen Theilen des Klosters zerstreuten Zellen der Mönche, deren sich gegenwärtig zwanzig bis dreiszig hier aufhalten, sind klein und ohne alle Bequemlichkeiten blosz mit einer Matte, einer wollenen Decke und einem hölzernen Seszel versehen. In der reinen und gesunden Luft des Hochgebirges, bei einfacher Kost und regel-

mäsziger Beschäftigung erreichen die Bewohner des Klosters meistens ein hohes, kräftiges und heitres Alter. Neben dem täglichen Gottesdienste treibt jeder Mönch entweder Gartenarbeit, oder ein Handwerk. Darum finden sich hier Werkstätten aller Art. Die Werkzeuge derselben sind einfach und kunstlos, wie die der alten Zeiten, und in der That wohl meistentheils älter, als die Hände, die sie jetzt handhaben. Auszer seinen vierundzwanzig Kapellen hat das Kloster eine der Verklärung Christi geweihte Kirche von alterthümlicher Pracht und Würde. Zwei Reihen von Granitsäulen tragen das Gewölbe, welches auf blaugemaltem Grunde mit Sternen übersäet ist. Der Boden ist mit schwarzem und weiszem Marmor belegt. Viele Lampen und Leuchter prangen in Gold und Silber. Unzählige Bilder bedecken die Wände; das schönste von allen ist am Gewölbe des Rundtheils. Dieses aus bunten Steinen prachtvoll zusammengesetzte Gemälde stellt in seiner Hauptgruppe die Verklärung Christi mit Moses, Elias und den drei Jüngern dar. In den beiden Ecken über der Gruppe befinden sich die Bildnisse des Kaisers Justinian und seiner Gemahlin Theodora, welche in der Mitte des 6ten Jahrhunderts das Kloster gestiftet und diese Kirche erbaut haben. Da, wo Jehovah Moses im feurigen Busch erschienen ist, befindet sich eine mit reichen Teppichen ausgeschmückte Kapelle. Der Boden ist mit Silber belegt, und es ist Keinem erlaubt, ihn anders als barfusz zu betreten, dieweil geschrieben steht: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füszen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heiliges Land.“

Durch einen schauerlichen, unterirdischen Gang, welcher nach innen durch eine eiserne Thür verschloszen wird, gelangt man in den reizenden Klostergarten. Seine Terrassen sind mit den herrlichsten Obstbäumen bepflanzt, deren Menge, Mannigfaltigkeit und treffliches Gedeihen Zeugnis gibt von dem schönen, lebensfrischen Klima dieses Hochgebirges. Fast in der Mitte des Gartens steht das Beinhaus. In zwei Gewölben umfaszt es die gesonderten Gebeine der hier verstorbenen Priester und Laienbrüder. Die Leichname werden nämlich in einem abgelegenen Gewölbe auf einen eisernen Rost gelegt. Nach zwei oder drei Jahren werden dann die Gerippe auseinander genommen und hier aufbewahrt. Da liegen nun diese schauerlichen Menschenreste, von der Sorgfalt Derer, welche die freudenlose Betrachtung der Vergänglichkeit zum Berufe ihres Lebens gemacht, in regelmäszigen Reihen aufgehäuft, Arm bei

Arm, Rippe bei Rippe, Schädel bei Schädel — ein furchtbarer Palast des Todes und des ewigen Schweigens mitten in dem sproszenden, blühenden Leben der Natur, wo die sinaitische Amsel ihr heitres Lied pfeift und Bulbul, die morgenländische Nachtigal, selbst der schweigsamen Nacht ihre süszflötende Stimme leiht.

193. Der Gipfel des Siani.

(Von F. Bäßler.)

Vom Kloster aus führt ein Pfad in einer Schlucht zwischen steilen Felsenwänden auf die Höhe des Horeb. Ueber viele Steintrümmer und zum Theil auf uralten, unbehauenen Stufen gelangt man auf die oberste Ebene des Bergrückens. Diese bildet zwischen den unfruchtbaren, wild zerbrochenen Granitklippen eine freundliche Oase. In der Mitte dieser Gebirgsplatte liegt ein ausgemauerter Quell, neben welchem eine schöne Cypresse ihren einsamen Wipfel erhebt. Nahe dabei steht die Kapelle des Elias: denn hier, sagt man, habe der Prophet seine einsiedlerische Herberge genommen, als er vor der Rache der Isebel in die Wüste geflohen war; hier habe ihm Jehovah in den zerstörenden Schrecken des Sturmes, des Erdbebens und Feuers sein Kommen verkündiget und im sanften Säuseln seine Gegenwart offenbart. Diese kleine Ebene liegt 6126 Fuß über dem Meere und gegen 1400 Fuß über dem Thale des Klosters. Gegen Nordwest setzt sie sich fast eine Stunde weit über den ganzen Bergrücken des Horeb fort bis zu der Stelle, wo derselbe plötzlich in einer schroffen Felsenwand nach der Ebene Rahah abstürzt. Südwärts dagegen, dicht hinter der Eliaskapelle, erhebt sich der Bergrücken noch um 900 Fuß und bildet gleichsam das zweite Stockwerk oder den Hochscheitel des Horeb. Dies ist der Mosisberg oder der eigentliche Sinai. Von der Eliaskapelle aus bedarf man noch einer halben Stunde, um diesen Gipfel zu ersteigen, und auch hierzu sind steinerne Stufen, welche die Kaiserin Helena legen ließ, dem Pilger behülflich. Seine oberste Fläche hat etwa sechszig Fuß im Umfang; daselbst steht eine Moschee und eine christliche Kapelle. Der Blick von diesem 7000 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Felsen in die rings umher gelagerte Gebirgswüste ist von erschütternder Größe und Majestät. «Wie ein Königsstuhl, den Gott sich auf Erden gebaut, unwandelbar seit dem Tage der Schöpfung;» wie eine heilige Veste stehet er inmitten der Wüste bis in die Wolken emporgethürmt. Nirgends, wohin man das Auge wendet, eine grünende Alpenwiese, nirgends ein Wald, kein rauschender Bach, noch Waßerfall, keine Alpenhütte, noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade die Stürme ihre tobende Stimme erheben, oder die Gewitter, welche oft tagelang in den geschloßenen Thälern vergebens einen Ausgang suchen und den zehnfach wiederhallenden Donner mit unerhörter Furchtbarkeit erschallen laßen —: so herrscht hier eine Stille, wie sie sonst nirgends auf Erden so hehr und tief empfunden wird.

Einsiedlerisch, in unwirthbarer Wüste, liegt diese geheimnisvolle Gebirgswelt, fernab vom getümmelvollen Verkehre der Nationen. Und doch ist dieses Gebirge drei großen Völkerstämmen heilig: es haften an ihm fromme Erinnerungen für die Hälfte der Menschheit. Auf ausgetretenen Stufen, die schon vor dreizehn Jahrhunderten der Fuß des Pilgrims betrat, steigt noch jetzt der Christ und Muhamedaner zu den Bethäusern auf seinem Gipfel empor; aber der Israelit, der dem Verbote Mosis, «auf den Berg zu steigen oder sein Ende anzurühren,» eine ewige Geltung beimißt, schaut nur aus der Ferne ehrfurchtsvoll zu ihm herüber.

194. Die heilige Grotte zu Bethlehem.

(Nach G. H. v. Schubert.)

In Palästina, dem Lande der vielen und großen Höhlen, sind nicht bloß Wohnungen der Menschen, die an die Felsen sich anlehnen, öfters mit einer nachbarlichen Grotte verbunden; sondern noch öfters sind die Höhlen zu Viehställen benutzt. Die Grotte zu Bethlehem mit ihren großen Seitenkammern bot hierzu ganz besondere Bequemlichkeiten dar. Ueber derselben, auf dem Felsen, der das Dach der Höhle bildet, steht eine Kirche in Form des Kreuzes, in dessen oberem Ende der Chor und der Altar der drei Weisen sich finden. 48 Marmorsäulen in 4 Reihen, je zu 12, tragen das Schiff der Kirche. Die heilige Grotte liegt 12 Fuß tief unter dem Fußboden der Kirche. Dieser ist links und rechts vom Altare von 2 Oeffnungen durchbrochen, welche auf 15 Stufen zu ihr herabführen. Die Wände des Felsens in derselben sind großentheils mit Platten von Marmor und andern geschliffenen Steinen bedeckt, von deren glatter Oberfläche das Licht von 32 Lampen einen eigenthümlichen Schein zurückwirft. In der Hauptkammer der Grotte steht um einen silbernen Stern in lateinischer Sprache die Umschrift: „Hier ist Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren." Dieser Theil der Höhle ist gegen 15 Schritte lang, etwa 5 breit und 2 Mannshöhen hoch; sie faßt die Stätte der Geburt, die der Krippe und die der Anbetung der Könige in sich. Neben der Hauptkammer sind eine Menge Nebenkammern gelagert, unter andern die, welche der Kirchenvater Hieronymus in seinen letzten Lebenstagen bewohnte, in welcher er das alte Testament übersetzte. Aus der heiligen Grotte führen einige Stufen hinan zu der Höhlenkammer und Kapelle der unschuldigen Kindlein von Bethlehem, deren zarte Hüllen nach der Sage ihre Ruhestätte hier gefunden haben sollen.

195. Der Oelberg.

(Nach G. H. v. Schubert.)

Nahe bei Gethsemanes heiligem Felsendunkel ist der Oelgarten. Einige uralte Stämme von Oelbäumen, die selbst die Türken mit frommer Scheu verschonen, und die sie auch von Andern nicht verletzen laßen, stehen hier. Ihr Inneres ist ganz hohl; damit der Wind sie nicht leicht umbrechen möge, hat man dasselbe hoch hinan mit Steinen ausgefüllt und auch äußerlich, zum Schutze und zur Befestigung, Haufen von Steinen herumgelegt. Jene Stelle im Gethsemane-Garten, da Christus von Judas verrathen ward, haben die Türken als eine verfluchte mit Steinhaufen umgeben.

Hinan zum mittleren Gipfel des Oelberges, auf welchem die Himmelfahrtskirche steht, geht man unter blühenden Bäumen, die mit den grünenden Feldern des Getreides zugleich ihren Duft geben. Der nördliche Gipfel erscheint als der höchste unter den dreien; eine Denksäule auf ihm soll an den Ort erinnern, da die Engel standen, als der Herr zum Himmel gefahren war. Der dritte südlichste Theil heißt Berg des Aergernisses, weil hier Salomon im hohen Alter den Dienst des Moloch gestattete. Man genießt hier überall eine unvergleichliche Aussicht. Unter sich im Westen sieht man die Stadt Jerusalem mit der wahrhaft schönen Moschee mit ihren Säulenhallen. Gegen Osten hin senkt sich der Blick von einer Tiefe zur andern, bis zu dem Keßel des todten Meeres, und jenseit des Waßerspiegels erhebt sich der Bergzug des Nebo. Das Thal des Jordan kommt im Norden des Salzmeeres aus dem Verdeck der diesseitigen Höhen hervor. Wendet man sich von Ost nach Norden, da zeigen sich dem Auge die Höhen des Gebirges Ephraim, unter ihnen besonders deutlich der Ebal und Garizim bei Sichem.

196. Die Ostsee.

(Von Dr. Ernst Boll.)

Deutschland steht mit drei Meeren in Berührung: im Süden mit dem Adriatischen, im Norden mit der Nordsee und Ostsee. Zu den Küstenländern dieser letzteren gehört auch Meklenburg, und daher müßen wir dieselbe etwas genauer kennen zu lernen suchen.

Seinen Namen verdankt dies Meer den Dänen, welche schon vor tausend Jahren die beiden ihre Küsten bespülenden Meere der wirklichen geographischen Lage nach als Ostsee und Westsee unterschieden, für welchen letzteren Namen sich aber in Deutschland die Bezeichnung Nordsee eingebürgert hat, da dies Meer in Bezug auf Deutschland wirklich gegen Norden liegt. Trotz dem nun, daß hinsichtlich der Ostsee ein gleicher Grund für die Deutschen obwaltet, auch dies Meer umzutaufen, so ist dies doch nicht geschehen, wenigstens hat sich jener Name nicht durch die Bezeichnung „Baltisches Meer", über deren Ursprung die Gelehrten nicht ganz einig sind, aus dem Gebrauche verdrängen laßen. — Die Ostsee ist geographisch viel mehr abgeschloßen, als die Nordsee, welche eigentlich nur einen Busen des atlantischen Oceans bildet; ihre Größe beträgt etwas über 7000 □M., während das Adriatische Meer nur 2500, die Nordsee aber gegen 12000 □M. groß ist. An allen ihren Küsten ist die Ostsee sehr seicht, und ihre größte überhaupt bekannte Tiefe steht sehr gegen die der tiefsten Alpenseen zurück, denn sie beläuft sich auf nur wenig mehr als

1000 Fuß, während die größte Tiefe der Adria 4200 Fuß, und die der Nordsee etwa eben so viel beträgt.

Das Gebiet, aus welchem die Ostsee Zufluß erhält, ist sehr groß, — man schätzt es auf etwa 30,000 □M. Kleinere Bäche abgerechnet, zählt man über zweihundert Flüße, welche sich in dies Meeres-Becken ergießen, und darunter recht ansehnliche Ströme, wie Oder, Weichsel, Njemen, Düna, Newa und Dal-Elf. Dieselben führen der Ostsee soviel süßes Waßer zu, daß dies Becken, falls es leer wäre, binnen etwa 40 bis 50 Jahren von Neuem wieder gefüllt sein würde. — Das Waßer der Ostsee würde also bei diesem starken jährlichen Zufluß in einem beständigen Steigen an unseren Küsten begriffen sein, wenn demselben nicht durch den Sund und die beiden Belte ein Ausweg geöffnet wäre, durch welchen es zur Nordsee abfließen kann. Zufluß an salzigem Waßer aber erhält die Ostsee nur allein aus der Nordsee, und zwar durch eben jene drei Canäle, indem das schwerere Nordseewaßer unter dem leichteren ausfließenden Ostseewaßer hindurch in das Ostseebecken eindringt. Indem nun innerhalb dieses letzteren das salzige mit dem süßen Waßer sich mischt, welches die Flüße von allen Seiten her der Ostsee zuführen, bildet sich daraus eine Waßermasse, deren Salzgehalt*) nicht allein sehr gegen den des Nordseewaßers zurücksteht, sondern auch in den einzelnen Theilen der Ostsee selbst von ungleichartiger Beschaffenheit ist. Am stärksten ist er natürlich im Westen, wo die das Nordseewaßer zuführenden Canäle münden; von dort aber nimmt er nach Osten und Norden, — von wo der Ostsee nur süßes Waßer zuströmt, allmählich immer mehr ab, so daß er endlich im Finnischen und Botnischen Meerbusen kaum noch zu spüren ist. — Während 1000 Theile Waßer aus dem Adriatischen Meere etwa 40, und aus der Nordsee beinahe 33 Theile Salz enthalten, hat das Ostseewaßer in der Kieler Bucht nur noch $17\frac{7}{10}$, bei Doberan $16\frac{8}{10}$, bei Divenow (an der pommerschen Küste) $15\frac{1}{2}$, bei Zoppot, unweit Danzig, $7\frac{1}{2}$, im Riga'schen Meerbusen $5\frac{4}{5}$ und endlich im Finnischen Meerbusen bei Kronstadt gar nur noch $\frac{1}{10}$! Man ersieht also aus diesen Zahlen ganz deutlich, wie das süße Waßer, je weiter man sich von dem Sunde und den Belten entfernt, in der Ostsee allmählich immer mehr das Uebergewicht erhält. Diese Eigenthümlichkeit des Ostseewaßers wirkt nothwendig auch auf die in demselben lebenden Thiere und Pflanzen zurück, und daher erblicken wir auch in der Ostsee

*) Wenn von dem Salzgehalte des Meerwaßers die Rede ist, so versteht man darunter nicht bloß die Menge des im Waßer enthaltenen Kochsalzes (welches freilich die Hauptrolle darin spielt), sondern auch Bittersalz und noch mehrere andere Salze, die im Meereswaßer aufgelöst, demselben seinen eigenthümlichen und widerlichen Geschmack verleihen.

nirgends eine so reine und vollkommen ausgeprägte Meeresflora und Meeresfauna, wie z. B. in der Nordsee und in der Adria. Es mischen sich hier viel mehr Organismen des salzigen mit denen des süßen Waßers, von welchen erstere im Westen, letztere im Osten und Norden der Ostsee das Uebergewicht haben; auch gelangen hier weder die einen noch die anderen zu ihrer völligen Ausbildung, weil sie sich in einem Waßer befinden, welches ihrer Natur nicht ganz zusagt.

Auch in manchen anderen Beziehungen fehlt der Ostsee der eigentliche Meereschara cter. Von Ebbe und Flut, welche in der Nordsee täglich ein regelmäßiges zweimaliges Steigen und Sinken des Waßerspiegels um 10—12 Fuß veranlaßt, sind nur im westlichen Theile der Ostsee durch sorgfältige Beobachtungen einige Spuren nachgewiesen worden. Ein Gleiches gilt von dem nächtlichen Leuchten des Meereswaßers, welches sich in seiner ganzen Pracht freilich nur in den Meeren der wärmeren Erdstriche zeigt, in schwächerer Weise aber auch in der Nordsee noch häufig erblickt wird, während man es in der Ostsee nur noch ausnahmsweise an der schleswig'schen, holsteinischen und mecklenburgischen Küste zu Gesichte bekommt. Auch die Wellen, die in den großen Oceanen eine Höhe von 36 Fuß erreichen sollen, und schon in der Nordsee recht ansehnlich sind, erheben sich in der Ostsee selbst bei heftigem Sturm nur bis auf etwa 12 Fuß, und folgen in viel kürzeren Zwischenräumen und viel unregelmäßiger auf einander.

Für gewöhnlich sind Ostsee und Nordsee viel bewegter, als die Adria, und ihr Wellenschlag ist kräftiger, weshalb man z. B. statt der schmalen, schlanken, oft gar nicht einmal mit einem Kiele versehenen und leicht zu handhabenden Boten der Adria auf unseren beiden nordischen Meeren nur gedrungenere, bauchigere und schwerfälligere Küstenfahrzeuge erblickt, wie sie für den stärkeren Wogenschwall und die heftigere Brandung geeigneter sind. Dagegen aber sind diese beiden letzteren Meere auch nicht Stürmen ausgesetzt, welche so heftig und mit einer gewißen Regelmäßigkeit auftreten, wie die Bora und der Sirocco im nördlichen Theile der Adria. — Heftige Stürme fehlen zwar der Nord- und Ostsee keineswegs, ihr Erscheinen ist aber nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden. An den sehr flachen Nordseeküsten haben dieselben schon unermeßlichen Schaden angerichtet, indem dort bereits hunderte von Ortschaften und hunderttausende von Menschen in den tobenden Wogen ihren Untergang gefunden haben, wie z. B. im Jahre 1421 dort 10,000, im Jahre 1634 gegen 15,000 und im Jahre 1570 sogar 100,000 Menschen ertrunken sein sollen. Die durchgängig höheren Ostseeküsten sind glücklicher Weise so verheerenden Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt, — wenigstens nicht solchen, die mit denen der Ostseeküsten in Vergleich

gestellt werden können. Gegen die meklenburgischen Küsten dringt das Waßer am stärksten bei den Stürmen an, die aus Nordwesten, Norden und Nordosten wehen. Bei einem Nordwest-Sturme im Februar des Jahres 1625 stieg das Waßer bei Warnemünde sogar um 20 und auch bei Rostock noch um 8 Fuß an; Menschenleben sind ebensowohl bei dieser, als auch bei allen anderen heftigen Sturmfluten immer nur in sehr vereinzelten Fällen verloren gegangen.

Bei den Seefahrern sind diese beiden nordischen Meere sehr verrufen, weil so viele Schiffe darin stranden, und der Nordsee haben sie daher auch den Namen Mordsee beigelegt. Aber des geringen Spielraumes wegen, den die segelnden Schiffe in der Ostsee haben, indem schon jeder Sturm, der sie auch nur 12 Stunden in einer und derselben Richtung vorwärts treibt, sie an einer der seichten Küsten an den Strand setzen muß, ist dies Meer den Seefahrern nicht minder gefährlich. Allein an den rügianischen, pommerschen und preußischen Küsten kamen in den Jahren 1857—64 nicht weniger als 384 Strandungen und Schiffbrüche vor, weshalb man auch an den besonders bedroheten Punkten zur Rettung der Mannschaften nicht allein von Seiten des Staates verschiedentliche Vorkehrungen getroffen hat, sondern es ist auch im Jahre 1865 zu Kiel eine Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gestiftet worden, die sich mit ihren Bezirksvereinen über die ganze deutsche Ostsee- und Nordseeküste verzweigt.

An guten Häfen hat die Ostsee (gleichfalls der seichten Küsten wegen) großen Mangel. An der ganzen deutschen Küste gibt es nur einen einzigen, welcher tief und geräumig genug ist, um als Kriegshafen dienen zu können, und das ist bekanntlich der Kieler Hafen in Holstein. Die meklenburgische Küste besitzt nur zwei Häfen für Handelsschiffe, — zu Wismar und Rostock; auf dem Fischlande, wo fast die ganze männliche Bevölkerung aus Seefahrern besteht, gibt es leider keinen solchen, weshalb dieselben zur Benutzung des Rostocker Hafens gezwungen sind. — Zahlreicher als die Häfen sind die Seebadeorte an der deutschen Ostseeküste. Auf Meklenburg kommen deren drei, nämlich Doberan, Warnemünde und Boltenhagen, von denen Ersteres, im Jahre 1793 angelegt, überhaupt das älteste aller deutschen Seebäder ist; auch die Dörfer Gaarz (nördlich von Neubukow), Fulgen (westwärts von heiligen Damme) und Müritz (zwischen Rostock und dem Fischlande) pflegen jährlich von einigen Badegästen besucht zu werden. Die Gesammtzahl aller Besucher der deutschen Ostseebäder mag sich jährlich auf etwa 15 — 16,000 belaufen, von denen ungefähr 4000 auf die meklenburgischen Bäder kommen.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß die Ostsee unter den drei deutschen Meeren das einzige ist, welches sich in kalten

Wintern ganz oder großentheils mit Eis bedeckt; aber nur in seltenen Fällen erreicht letzteres eine solche Dicke, daß dann zwischen den einander gegenüberliegenden Küsten eine Verbindung durch Schlittenfahrten über das gefrorne Meer hergestellt werden kann.

197. Die cimbrische Flut.

(Von Herm. Biernatzki.)

1. Bis mehrere Meilen weit in die Nordsee hinein erstrecken sich von der Küste unseres Vaterlandes aus eine Reihe von Klippen und Bänken, die das Fahrwaßer an vielen Stellen höchst gefährlich machen. Geschichtschreiber erzählen, daß namentlich der westlich von der Insel Sylt gelegene Theil dieser unter dem Waßer gelegenen Länder ehemals über dem Waßer hoch emporragte, und daß er aus einer rothen, steinigen Bodenart bestand, aus der jetzt noch die steile Westküste Sylts besteht. Von derselben Beschaffenheit ist die mitten unter diesen verschwundenen Landstrecken gelegene Insel Helgoland. Aus all diesen Umständen folgt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß ehemals unsere Westküste viel weiter in's Meer hinausgereicht hat und von einer ziemlich festen Küstenmauer umgeben gewesen ist, von der jene Bänke und «Vorren» (wie der Seefahrer sagt) und die Insel Helgoland Reste sind, indem das Meer und zwar durch eine große Flut jene Mauer durchbrochen und das Land zerstört haben muß. Dies wird nun durch eine Reihe anderer Umstände unzweifelhaft bestätigt. Unsere an der Seeküste aufgeschwemmte Marsch liegt jetzt an vielen Stellen auf Torfmooren, die nur verfaulte Süßwaßerpflanzen enthalten; also sind an diesen Stellen ehemals Landseen und keine Meeresfluten gewesen. Unter der Marsch bei Tondern liegen große Baumstämme; Eichenstubben stehen wie ein Steindamm um die Hallig Oland; im Husumer Hafen fand man unter dem Moorboden einen Birkenwald, dessen Wurzeln in altem ordinairen Strandsand standen. So ist es auch an Yorkshires und überhaupt an Englands Ostküste. Vorzüglich beweis't das ehemalige Dasein einer solchen großen Ueberschwemmung eine dichte, den Boden bedeckende Schicht von Steinen, welche gleich der Ahlerde alles Wachsthum hemmt und daher Steinahl genannt worden ist. Dieses Steinahl findet sich sowohl auf Sylt, Föhr und Amrum, wie auf dem Festlande gegen Norden und gegen Süden. Alle solche gewaltsamen Fluten bilden nun aber dichte Steinlager, indem zwischen den Steinen, die in dem überschwemmten Lande enthalten sind oder die sie mit sich führen, alle weichern Substanzen durch die gewaltsame Bewegung ausgewaschen werden. Jene Steinlager folgen den Unebenheiten des Bodens, und dieses sowie ihre eckige, nicht abgerundete Form zeugt ebenfalls davon, daß sie von einer plötzlichen Flut, nicht aber an einem dauernden Strande abgelagert wurden. Eine Steinschicht solcher Art liegt in all den erwähnten Gegenden bald auf der Oberfläche des Bodens, bald höher, bald tiefer unter derselben. Bei Keitum findet sich deutlich 16 bis 20 Fuß über dem Meeresstrand solche Ueberschwemmungsschicht, und so zieht sie sich, den Unebenheiten des Bodens nachgehend, durch ganz Sylt; nur findet sie sich nicht in der hohen Gegend bei Kampen, deren Gipfel also von der Flut nicht erreicht ward. Auf den Haiden Föhrs liegt die Steinschicht oft unbedeckt zu Tage, ebenso auf Amrum, wo es dünenfrei ist; tief im Festlande hinein, wie z. B. zwischen Oftenfeld und Hollingstedt, sieht man deutlich diese Spuren einer Flut, welche selbst den Mittelrücken des Landes bis nahe der Ostseite erreicht hat. In den hamburgischen Elbmarschen findet man unter der aufgeschwemmten Moorerde Haselnüße und Eicheln in Menge vor auf großen Schichten mit der Krone

gegen Ostnordost liegenden Eichen und Buchen, deren Umsturz auf eine von Westnordwest herstürmende Naturgewalt deutet. Auf Sylt findet sich die Steinschicht oft in einer Höhe von mehr als 50 Fuß; nimmt man nun auch seit jener Zeit eine Hebung des Landes von etwa 20 Fuß Höhe an, so ist die Flut mindestens 30 Fuß über die gewöhnliche Meeresfläche und ungefähr dreimal so hoch wie unsere bekannten großen Ueberschwemmungen gestiegen. Unser Land war zu ihrer Zeit entschieden schon von Menschen bewohnt, wie alte Grabhügel oder sogenannte Hünengräber (Riesenbetten) auf dem Grunde des Husumer Hafens zeigten, die deutlich die Schicht des Steinahls hatten; diese Gräber enthielten aber nur Geräthschaften und Waffen von Stein; sie stammten also aus einer Zeit, in der man den Gebrauch des Eisens noch nicht kannte. Auf den Inseln sind einige solcher Grabhügel jünger als die Steinschicht, andere sind älter und haben sie selbst. Auch ein alter Wall auf Amrum hat sie. Im Steinahl selbst findet man Steinwaffen, Marschklei, selbst Mauersteine; ja unter demselben liegt unsere gewöhnliche obere, schwarze Dammerde auf gepflügten Aeckern, und an Sylts hoher, bloßgespülter Küste sehen wir in ihr Furchen, selbst Eintheilungen der Aecker, Gräben, Fahrwege, ja sogar Fußwege.

2. Eine so riesenhafte Naturbegebenheit, von deren entsetzlichen Größe wir uns kaum eine Vorstellung zu machen im Stande sind, muß aber auch eine eigenthümliche Ursache gehabt haben; sie muß durch andere außergewöhnliche Naturbewegungen hervorgerufen sein; denn in der Natur geschieht Alles nach ewigen, uns nur nicht immer begreiflichen Gesetzen. In der That finden sich nun unzweifelhafte Spuren einer andern Naturbegebenheit, durch welche eine solche Erscheinung, wie jene ungeheure Flut, mit Nothwendigkeit bewirkt werden mußte, und diese andere Naturbegebenheit ist für die ganze Weltgeschichte von großer Bedeutung gewesen. Es ist nämlich eine bekannte eigenthümliche Wirkung der Ebbe und Flut, daß die Flüße sich mit ihren Mündungen nach den Gegenden ziehen, woher ihnen die Flutwelle naht. Nun aber bezeichnen die Grenzen zwischen Geest und Marsch in unserem Vaterlande einen ehemals weit mehr als jetzt gegen Norden gerichteten Lauf der Elbe; dasselbe ist bei den Mündungen der Weser und des Rheins der Fall, bei letzterem sogar wie auch bei der Eidermündung nach historischen Zeugnissen. Dies deutet darauf, daß Ebbe und Flut, die jetzt aus dem Weltmeer durch den Canal zwischen England und Frankreich uns zuströmen, früher aus dem Norden kamen, und dieses konnten sie nur, wenn wir den Canal zwischen England und Frankreich uns geschloßen denken. Daß er auch geschloßen gewesen, wird nun dadurch bestätigt, daß die Marsch sich nur in ruhigem, gleichmäßig flutendem Waßer absetzt; sie könnte also nicht, wie sie es doch ist, bei Holland gerade am breitesten sein, weil dort die heftige Canalströmung die Waßerbewegung gerade am ungleichartigsten macht. Anders aber, wenn wir uns den Canal geschloßen vorstellen, wo dann nichts mehr die Marschbildung mehr sichern konnte, als dieser die erdreiche Woge mit offenem Arm aufnehmende, entzogene Winkel. Der alte Zusammenhang zwischen England und Frankreich wird durch die gleichartigen Küsten, die gleichartigen wilden Thiere und durch Sagen, älter als die Geschichte, verbürgt. Als nun der Ocean diese Scheidewand durchbrach, mußte gerade unsere Westküste den ganzen Stoß der neu hereinstürzenden Waßermaße aufnehmen, und jene ungewöhnliche, hohe, zerstöreriſche Ueberflutung unseres Landes durch die Nordsee wäre genügend erklärt. Daß aber ein solches Durchbrechen des Canals zwischen England und Frankreich erfolgt ist, erscheint uns sehr natürlich, wenn wir eine andere Naturerscheinung in's Auge faßen, die ebenfalls in grauer Vorzeit stattgefunden haben muß und auf die Küsten unseres Landes großen Einfluß geübt hat. Es ist dies nämlich eine große plötzliche Senkung des Bodens und der Waßermasse der Nordsee und ihrer ehemaligen Küstengegenden, von der an

unserer Westküste deutliche Spuren vorhanden sind. Sie läßt sich ebenfalls an den übrigen deutschen, niederländischen und brittischen Küsten verfolgen. Wahrscheinlich sind durch sie unsere friesischen Inseln vom festen Lande getrennt. Versunkene Wälder liegen an mehren Stellen zwischen ihnen und der schleswig'schen Küste; bei Römoe steht zum Beispiel ein unterseeischer Fichtenwald 9 Fuß tief unter dem ordinairen Waßerstand. Es ist ein solches durch Senkung gefallenes Land sehr wohl von den durch Sturmflut verschlungenen Küstenstrecken, die durch Untenwegspülung sanken, zu unterscheiden; denn die an der gedachten Stelle vorkommenden Wurzeln und Stümpfe stehen vollkommen aufrecht in ihrer natürlichen Lage. Daß diese Senkung uralt ist, beweisen eben jene Fichtenwälder, welche, so weit die Geschichte reicht, in unserem Lande gar nicht vorkommen; alles Nadelholz ist erst in neuerer Zeit bei uns absichtlich angepflanzt. Solche Senkungen sind auch an sich keineswegs unerklärlich, sie entsprechen vielmehr den Hebungen ganzer Landstrecken, die ebenfalls vorkommen und auch an unserer Westküste ohne Zweifel vorgekommen sind; nur sind wir nicht daran gewöhnt, das feste Land, das wir uns als etwas Unbewegliches und Stetiges denken, als Etwas zu betrachten, das ebenfalls nach höheren Gesetzen verschiedenartiger Bewegung unterliegt. Die Erdbeben sind die gewöhnlichsten Zeugnisse solcher Bewegungsfähigkeit. Als aber nun die erwähnte Senkung der Nordsee eintrat und die Waßermenge an der uns zugekehrten Seite, der Landenge zwischen England und Frankreich, plötzlich niedriger wurde, da mußte der Druck des atlantischen Oceans gegen jene Landenge so heftig werden, daß er sie leicht durchbrechen und mit seiner Waßermasse unsere heimischen Lande überschwemmen konnte.

3. So gewis nun auch an sich schon das einstige Dasein dieser unserer großen, vaterländischen Sündflut feststeht, so ist es doch interessant, daß auch geschichtliche Nachrichten es bestätigen, daß diese verheerende Begebenheit einst wirklich statt gefunden hat. Die Erdschichten unseres Bodens haben sich nämlich ebenfalls nach bestimmten Gesetzen gebildet, und man kann deshalb, sobald man diese Gesetze erkannt hat, schließen, welche Umstände sowohl, als auch wie viel Zeit sie zu ihrer Bildung bedurft haben. Naturkundige nun, welche auf diese Weise die Spuren jener großen Flut untersuchten, gelangten zu dem Ergebnis, daß sie einige Jahrhunderte vor Christi Geburt stattgefunden haben müße. Wirklich berichten nun römische und griechische Schriftsteller, daß im Norden wohnende deutsche Völkerschaften durch eine große Flut aus ihrem Vaterlande vertreiben seien. Diese bisher jenen südlichen Nationen ganz unbekannten Völkerschaften erschienen unter dem Namen der Cimbern und Teutonen an der Grenze des römischen Gebiets; sie zogen mit Weib und Kindern und aller ihrer Habe umher, und flößten durch ihre Körpergröße, ihre Stärke und ihren wilden Muth, sowie durch ihre eigenthümlichen Kampfgewohnheiten den Römern den größten Schrecken ein. Im Jahre 113 v. Chr. Geb. schlugen sie die römischen Truppen in Steiermark, und gleiches Schicksal erlitten durch sie in der Folgezeit eine Reihe römischer Heere, bis endlich im Jahre 102 vor Chr. Geb. der geschickte römische Feldherr Marius sie gänzlich besiegte und aufrieb. Fragt es sich nun, aus welchem nördlichen Lande jene Völker eine große Flut vertrieb, so beantworteten die Römer und Griechen aus Gründen, die wir nicht alle mehr kennen, einstimmig jene Frage dahin, daß unsere Halbinsel, nämlich die Herzogthümer und Jütland zusammen, als Ausgangspunkt und alter Wohnsitz der Cimbern und Teutonen anzusehen sei, weshalb sie unsere Halbinsel selbst in später Zeit immer die cimbrische Halbinsel nennen. Alle diese Gründe sprechen also ebenfalls dafür, daß in jener Zeit wirklich die oben geschilderte Flut stattgefunden hat, und in Folge dieser Gründe ist es geschehen, daß man jene verheerende Naturbegebenheit mit dem Namen der cimbrischen Flut zu bezeichnen pflegt.

Auch der Umstand, daß die Bewohner unserer Gegenden völlig mit Weib und Kind auswanderten, spricht dafür, daß eine Flut wie die eben geschilderte stattgefunden hatte, indem gerade ihre eigenthümliche Erscheinung eine solche Wirkung hervorrufen mußte. An den Spuren auf der Westküste der Insel Sylt ist, wie vorhin angeführt, erkenntlich, daß vor der Flut bereits geregelter Ackerbau im Lande getrieben wurde; die Flut aber überschwemmte nicht bloß die beackerten Felder und verschonte nur die höchsten Gegenden, auf denen man sich nothdürftig vor ihr retten mochte, sondern sie ließ auch auf den überschwemmten Aeckern eine dichte, allen fernern Wachsthum hemmende Steinschicht, den Steinahl, zurück, und machte dadurch in damaliger Zeit für die Zukunft allen Ackerbau unmöglich, so daß also den bisherigen Bewohnern des Landes in der That nichts Anderes übrig blieb, als auszuwandern. Und nicht allein also sind es die entsetzlichen Wirkungen einer ungeheuren Naturbegebenheit, welche die Spuren der cimbrischen Flut uns noch heutiges Tages verkünden, sondern sie unterrichten uns auch von der ersten Thatsache in unserer vaterländischen Geschichte, nämlich davon, daß schon vor mehr als 2000 Jahren unser Vaterland von einem Ackerbau treibenden Volke bewohnt ward.

198. Die Dünenwanderung.

(Schleswig-Holsteinische Landesberichte von Herm. Biernatzki.)

1. Das Meer erbaut sich durch seine ruhlose Thätigkeit am Rand unseres Landes gleichsam in launenhafter Abwechselung einen Rahmen verschiedener Art. Theils besteht derselbe aus sogenannten Watten, flachen Landanhäufungen, entweder von fruchtbarem Marschlei errichtet, welche die Flut dann getrost an die Habsucht des Menschen zur künstlichen Einrahmung durch Deiche adressirt, oder er ist auch aus Sand erbaut, Sandwatten, die das Meer dann, als wären sie nur zu seinem Spiele erschaffen, selbst wieder vernichtet bei dem geringsten Versuch, sich über die Woge, die sie erhoben hat, erheben zu wollen. Theils aber häuft das Meer an seinem Ufer selbst bedeutende Erhöhungen auf, entweder aus dichten Steinwällen oder auch aus Sandriffen bestehend, und eine eigenthümliche, aus Flugsand erbaute Form der letztern sind die Dünen.

2. Die Ostsee erbaut im Allgemeinen keine eigentlichen Dünen;*) in der Regel wirft sie nur langgestreckte Sand- und Steinwälle auf den Rand unseres Landes und wirkt noch übler durch Sandanhäufungen, die sie sachte in die Mündungen mancher unserer Häfen hineinschiebt. Bereits eine Reihe der besten Häfen hat sie uns auf diese Weise für immer verschloßen und den Wohlstand mancher einst blühenden Handelsstadt neidisch zerstört. Bekannt ist die Versandung der Schlei, der Haderslebener Föhrde, des Seehafens, den, getrennt von der Stadt nach Helmold's ausdrücklichem Bericht, noch im Jahre 1169 Oldenburg besaß, ebenso des alteen Burger Hafens, dessen großartige Bauten in unseren Tagen wieder an's Licht gezogen sind. Allein es kommen doch auch Dünenbildungen an unserm Ostseestrande vor, indem der

*) Dies gilt nur von der schleswig-holsteinischen Küste; in Meklenburg, Pommern und Preußen sind die schönsten Dünen, in Preußen 100 Fuß hoch und darüber!
E. Boll.

Flugsand mitunter wirklich kleine Hügelreihen erzeugt, die oft vollkommen die kegelförmige Form der Dünen erreichen und auf dieselbe Weise niederbrechen und neu sich bilden. Eine kleine Schaar derselben, mit Dünenpflanzen mehr oder minder bedeckt, zeigt sich am Weißenhauser Strande zwischen dem innern Strandwall und der Flut und erreicht reichlich die Höhe größerer Hünengräber.

3. Auf unserer Westseite hingegen ist das Dünensystem ein doppeltes; einmal erbaut das Meer fortwährend diese hohen Massen von Flugsand, und dann häufte auch die Elbe sie an jenem alten, vorgeschichtlichen Ufer auf, das heutzutage nur mehr von der Marsch wie von einem geronnenen Meere berührt wird. Daher ruht die eine, die innere Dünenkette, an der Gränze der heutigen Marsch und Geest oder auch insularisch in der Marsch selbst, die andere, die äußere, an der jetzigen Meeresküste. Der Flugsand der innern Dünenkette ist fast überall gedämpft, weshalb diese Dünen regelmäßig nicht wandern; sie zeigen sich überhaupt nur lückenhaft und sind oft nur schwach erkennbar. In Eiderstedt ruhen Cathrinenheerd, Garding und Tating auf solchen gedämpften Dünenflächen, ringsum von Marsch umgeben; eben so insularisch zeigen sich die Dünenreste in den jetzigen Elbmarschen zu Bielenberg und Scholenfleth. Am geschloßensten ist noch die innere Dünenkette in Ditmarschen; in Süderditmarschen erstreckt sie sich mit vier kleinen Unterbrechungen ungefähr 3 Meilen weit von Meldorf bis Averlakerdonn; in Norderditmarschen beginnt sie bei der Eider am sogenannten Preil und erstreckt sich, den Flecken Lunden auf ihrem Gipfel tragend, ununterbrochen anderthalb Meilen weit bis Wittenwurth. Merkwürdig ist, daß sie vom Preil an ein Kreideriff unter der Eider nach der schleswigschen Küste fortsetzen soll. Uebrigens kommen auch im Innern unseres Landes nennenswerthe Anhäufungen von Flugsand vor, die auf die Meeresthätigkeit in vorgeschichtlicher Zeit schließen laßen; wir erinnern nur an die bekannte breite Flugsandstrecke an der Sorge zu beiden Seiten der schleswiger Landstraße. Wir finden diese Art schleswig-holsteinischer Steppen sogar oben auf den scharfen Höhenketten in Holsteins Mitte, auf denen z. B. die Waldung Halloh großentheils steht; ja selbst mitten im östlichen Holstein erinnern wir uns einer Flugsandstrecke (Sandriff) zwischen Zarnekau und dem sogenannten Stendorfer Ochsenhals, die erst in neuester Zeit einigermaßen gedämpft ist und deren Spuren sich noch viel weiter verfolgen zu laßen scheinen. Auch die Elbe bildet Dünen, und zwar in ihrer vollen, kegelförmigen Form: eine meilenlange, freilich größtentheils bereits festgewordene Kette derselben steht im Amte Reinbeck an der Grenze der jetzigen Geest und Elbmarsch; ja im Lauenburgischen wandert die Elbdüne sogar und hat durch fortwährendes Landeinwärtsrücken bei Geest-

hacht das Dorf Besenhorst schon zum wiederholten Umbau gezwungen. Alle diese Bildungen verschwinden aber gegen die gewaltigen Flugsandberge der äußern Dünenkette, die das Meer an der Küste Eiderstedts, vorzüglich aber auf den Inseln Sylt und Amrum bis zur Höhe von 100 Fuß aufthürmt. In der Ferne glaubt man in ihren scharfen, zackigen Formen ein festes Porphyrgebirge zu erkennen; aber betritt man die Längen- oder Querthäler, die sich zwischen den oft ziemlich schroff abgeschnittenen, kegelförmigen Hügeln bilden, so kann nichts öder sein als der Anblick dieser Massen, deren Material der geringste Wind in Bewegung setzt. Ein trauriges, oft in zahlreichen Schlingungen verdorrtes Gewebe von Sandpflanzen umgibt sie und flattert oft lose im Winde umher; kein muntres Grün, kein Zeichen eines lebenden Wesens sieht man, als etwa ein vereinzelt fliehendes Kaninchen oder den Austernfreßer, der auf der Dünenspitze seine Beute verzehrt; Alles erinnert an die Scenen, wie man sie von den Steppen Mittelasiens oder den Wüsten Afrikas schildern hört. Auch eine Art von Oasen haben unsere Dünen, indem sich zwischen ihnen kleine Landseen oder Buchten bilden, wo dann eine kräftigere Vegetation besonders von Sumpfpflanzen stattfindet. Aber eigentlich fast noch trauriger und melancholischer als die Dünen selbst ist ein solcher Dünensee mit seiner dunklen, todten Flut in seiner bleichen, ernsten Umgebung; es ist das Abbild einer Lurlei, aber eigenthümlicherer, stillerer Art. Die Dünen an Jütlands Küste übertreffen die eben geschilderten übrigens noch an Erhabenheit, während z. B. diejenigen des Kaukasus an Höhe bedeutend geringer sind, als die unsern.

4. Daß nun einerseits den deichlosen Inseln diese Sandhügel großen Schutz gegen das Meer gewähren, ist klar, weshalb man selbst Brüche in ihnen auf künstliche Weise zu restauriren gesucht hat. Aber andererseits haben sie nicht minder eine verderbliche Wirkung; denn von der Flut und dem Seewind unaufhörlich getrieben, rücken sie selber langsam, aber sicher fortwährend weiter in's Land, und rettungslos ist Alles, was sie erreichen, verloren. Zwar hat man an einigen Stellen sie gedämpft, an andern mit Erfolg ihrem Weiterschreiten Einhalt zu thun gesucht; namentlich aber auf den Inseln Sylt und Amrum wandern sie beständig weiter gegen Osten. Ueber Felder, Wiesen, Deiche, Bäume schreiten sie mit einer gespenstischen Ruhe und Gleichmäßigkeit hinweg, Wohnungen und ganze Dörfer zertreten sie und begraben sie gleichsam lebendig, bis nach Jahrhunderten sie auch darüber hinweggerückt sind und die zerstörten Gebeine jener wieder am Meeresstrande hervortreten, um von den Wellen vollends zernagt und verschlungen zu werden. Der zähesten aller Volksnaturen, der friesischen gegenüber entspinnt sich oft zwischen diesen beiden Gegnern ein erbitterter Kampf, namentlich um die fester

gebauten, widerstandsfähigeren Kirchen, deren schon manche die Düne begraben hat. Das Volk hat gewöhnlich mit einer beinahe kindischen Widersetzlichkeit sein Gotteshaus behauptet, in welches man durch das Fenster kriechen mußte und wo die Menge bereits auf Sandhügeln saß und der Prediger auf der Kanzel in einer Sandgrube stand — bis endlich auch der letzte Eingang versperrt wurde. Auf solche Weise wandern ganze meilenlange Landstrecken, ja man kann fast sagen, die beiden Inseln Sylt und Amrum selbst, beständig von West gegen Ost. In der That hat unser Vaterland in dieser Dünenwanderung eine der merkwürdigsten Regungen des physischen Lebens aufzuweisen. Man kann sich nichts Großartigeres denken, als ein ganzes Land, welches selber auf dem Erdboden unaufhaltsam einherschreitet mit langsamem, Alles zermalmendem Tritt.

199. Bernstein und Bernsteinfischerei.

(Nach Preuß.)

Schon die alten Phönicier holten den Bernstein von der Küste der Ostsee, und noch jetzt wird dort jährlich eine große Menge dieses wunderbaren Minerals gewonnen, das als Ueberbleibsel einer untergegangenen Schöpfung die Wunder der Vorwelt verkündigt. Als flüßiges Harz ist es vor vielen Jahrtausenden in reicher Fülle wahrscheinlich einem Baum entquollen, der jetzt nirgends mehr anzutreffen ist, der aber in Preußen in ungeheuren Waldungen vorhanden gewesen und durch mächtige Fluten untergegangen sein muß. Der Bernstein schließt eine große Menge thierischer Ueberreste ein, besonders allerhand Insecten- und Spinnenarten, die oft ganz unbeschädigt sind, und denen man zum Theil ansieht, wie sie der Tod mitten in ihrer vollsten Lebensthätigkeit überraschte; sie breiten die Flügel aus, strecken Füße und Fühlhörner, als ob sie noch lebten; ja, man findet Springkäfer und Cycaden, die im Augenblicke des Fortschnellens von dem dünnflüßigen und schnell sich erhärtenden Harze umhüllt wurden.

Der Bernstein wird meist in kleinen, unregelmäßigen Körnern gefunden; der größte, welchen man besitzt, ist 14 Zoll lang, 8 Zoll breit, 6 Zoll dick, wiegt 14 Pfund und wird auf 40,000 Thaler geschätzt; sonst gehören Bernsteine von dem Gewichte eines halben Pfundes schon zu den Seltenheiten.

Die Ostsee wirft auf der ganzen preußischen Küste Bernstein an das Land, welcher von besonders dazu angestellten Strandreitern regelmäßig in den ersten Stunden des Tages aufgesucht wird. Der meiste Bernstein aber wird durch Schöpfen aus dem Meere gewonnen. Bei ruhigem Wetter sieht man ihn nämlich auf dem Grunde der Ostsee deutlich liegen. Deshalb benutzen

die Bernsteinschöpfer die Meeresstille, fahren auf Böten in die See hinein, brechen ihn mit spitzen Stangen los und ziehen ihn mit Netzen heraus. Wenn einige Tage hindurch ein heftiger Nordwind die See aufgerührt hat und darnach wieder ruhiges Wetter eingetreten ist, so haben es die Bernsteinschöpfer bequemer. Der Sturm hat alsdann den Bernstein vom Grunde des Meeres losgerißen und ihn, in Seetang u. dgl. verwickelt, in die Nähe der Küsten geworfen. Sobald ein Strandreiter daher das Herannahen jener Seekräuter, die den Bernstein zu enthalten pflegen, bemerkt, versammelt er die zum Schöpfen verpflichteten Bauern. Diese gehen mit groben, wollenen oder auch wohl ledernen Unterkleidern und Röcken bekleidet, mit weiten, an langen Stangen befestigten Netzen bis über die Brust in's Waßer, schöpfen mit den Netzen das Kraut mit dem Bernstein auf und werfen es an den Strand. Dies setzen sie so lange fort, bis sich kein Kraut mehr zeigt. Weiber und Kinder sind indessen am Ufer beschäftigt, den Bernstein aus dem Kraute heraus zu lesen.

200. Meklenburg's Flüße und Landseen.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Das Waßer mehrerer Quellen vereinigt sich zu Bächen, die Bäche vereinigen sich zu Flüßen, die Flüße zu Strömen. An Bächen und Flüßen haben wir in Meklenburg keinen Mangel; aber von den fünf Strömen, welche die norddeutsche Ebene durchschneiden (Weichsel, Oder, Elbe, Weser und Rhein), streift nur allein die Elbe an unserer südwestlichen Grenze hin.

Alle diese fließenden Gewäßer zeigen in der Ebene einen ganz anderen, (man möchte sagen) zahmeren Charakter, als im Gebirgslande. Dort eilen sie oft, von hohen und schroffen Felswänden eingeengt und gelegentlich kleinere oder größere Waßerfälle bildend, durch starkes Gefälle zu schnellem, oft reißenden Laufe gezwungen, rauschend vorwärts, — hier aber, wo die Senkung des Bodens fast überall nur geringe ist, schleichen sie meistens träge zwischen niedrigen Wiesenufern dahin, und die einzigen Waßerfälle, die sie aufzuweisen haben, sind künstliche, nämlich die Freiarchen der Mühlen. Auch ihr Waßerstand ist viel weniger veränderlich, als in den Bergländern, wo zur Zeit der Schneeschmelze oder durch schnell von dem felsigen Thalboden abfließende Gewitterregen die Bäche und Flüße binnen wenigen Stunden um 10, 20 und selbst noch mehr Fuß ansteigen können, und dann nicht selten die verheerendsten Ueberschwemmungen verursachen. Vor letzteren schützt uns, ebenso wie vor dem Erdbeben, die eigenthümliche Beschaffenheit unseres Landes. Nur allein die Elbe, welche in dem mitteldeutschen Berglande entspringt und auch noch viele Zuflüße aus demselben empfängt, macht darin eine Ausnahme und richtet in

den flachen Gegenden von Dömitz und Boizenburg gelegentlich einige Verwüstungen an, die noch häufiger und gefährlicher sein würden, wenn man die bedroheten Stellen nicht durch Deichbauten zu schützen gesucht hätte.

Alle unsere Bäche und Flüße, mit alleiniger Ausnahme der Delvenau an der lauenburgischen und der Trebel an der pommerschen Grenze, entspringen auf meklenburgischem Boden und ergießen sich entweder mittelbar durch die Elbe in die Nordsee oder unmittelbar in die Ostsee. Zu welchem dieser beiden Meere sie ihren Lauf nehmen sollen, schreibt ihnen der Seite 233 erwähnte Landrücken vor, welcher für Meklenburg (wie auch für Holstein und Schleswig) die Waßerscheide zwischen Nord- und Ostsee bildet. Alles Waßer, welches auf diesem breiten Rücken und auf seinem südlichen Abhange entspringt, fließt durch die Delvenau, Boize, Schale, Sude, Rögnitz, Elde (nebst Stör) und Havel zur Elbe und durch diese zur Nordsee, während der nördliche Abhang sein Waßer durch die Wakenitz, Stepenitz, Warnow (mit der Nebel und Mildenitz), Rekenitz, Peene (nebst der Tolense und Datze) zur Ostsee entsendet. — Zu fahrbaren Waßerstraßen sind ihrer geringen Breite und Tiefe wegen leider nur wenige unserer Flüße geeignet, selbst Elde und Havel sind es nur erst durch Ausführung vieler kostbarer Canal- und Schleusenbauten geworden. Nur die waßerreiche Peene bedurfte wenig Nachhülfe, um von Malchin abwärts für große Prahme und kleine Dampfschiffe fahrbar zu werden, und von Demmin abwärts trägt sie sogar schon Seeschiffe.

2. An Landseen, Teichen und Söllen ist Meklenburg so reich, daß wir daran gewöhnt sind, dieselben als nothwendige Bestandtheile einer „Landschaft" zu betrachten, und es uns sogleich sehr auffällt, wenn wir das westliche oder mittlere Deutschland betreten, wie ärmlich dieselben mit solchen Gewäßern ausgestattet sind. In der That können unsere meklenburgischen Verhältnisse in dieser Hinsicht nicht maßgebend sein, denn sie sind nicht die Regel, sondern nur Ausnahme.

Betrachten wir nämlich die Waßerverhältnisse Europas etwas genauer, so finden wir, daß Seen in größerer Anzahl in diesem Erdtheile nur in zwei ganz bestimmten schmalen Gebieten sich zusammendrängen. Der eine dieser Seengürtel umfaßt die Alpen, welche sowohl zwischen ihren Verzweigungen viele größere und kleinere Seen einschließen, als auch an ihrem nördlichen und südlichen Fuße von solchen umgeben sind. Der andere Gürtel wird von den Küstenländern der Ostsee gebildet, und es gehören dazu Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Meklenburg, Pommern, die Provinz Brandenburg, Preußen und die rußischen Ostseeländer.

Deutschland hat Antheil an diesen beiden Gürteln und ist daher im Norden an der Ostsee und im Süden am Fuße der Alpen und in den Thälern derselben reich mit Seen ausgestattet. In dem ganzen mitteldeutschen Berglande aber, und in dem zum Nordseegebiete gehörigen westlichen Theile der norddeutschen Ebene gehören Seen zu den Seltenheiten, und daraus erklärt es sich auch, daß die wenigen dort vorhandenen weit und breit bei den Umwohnern als Naturmerkwürdigkeiten betrachtet und gepriesen werden, und zwar selbst solche Seen, die lange nicht so schön sind wie viele derjenigen, die wir in unserem eigenen Lande besitzen.

Obgleich nun der Ostseegürtel die größten europäischen Seen enthält, nämlich den

Hjelmar See (in Schweden) $8\frac{4}{5}$ □ Meilen,
Ilmen See (in Rußland) $16\frac{4}{5}$ □ Meilen,
Mälar See (in Schweden) 22 □ Meilen,
Wetter See (in Schweden) $33\frac{1}{2}$ □ Meilen,
Peipus See (in Rußland) 66 □ Meilen,
Wener See (in Schweden) $94\frac{4}{5}$ □ Meilen,
Onega See (in Rußland) 159 □ Meilen,

und endlich den rußischen Ladoga See, welcher so groß ist ($336\frac{1}{2}$ □ Meilen), daß ganz Meklenburg als Insel in demselben Raum hätte, so sind doch in den deutschen Ostseeländern keine so sehr große Seen vorhanden; denn der größte derselben, unsere Müritz, nimmt nur einen Raum von etwas mehr als 2□ M. ein. Auch gegen die größeren Alpenseen, — den Chiemsee in Baiern, den Lago Maggiore, den Neuchateller See, Gardasee, Bodensee und Genfersee, unter denen der letztere ($10\frac{1}{2}$ □ Meilen) der größeste ist, — steht die Müritz an Ausdehnung noch zurück.

An Charakter sind die nord- und süddeutschen Landseen fast ebenso verschieden, wie die fließenden Gewäßer dieser beiden Gebiete. Die Alpenseen, zum Theil so von hohen, senkrecht abstürzenden Felswänden umschloßen, daß es schwer hält, eine Stelle zum Anlanden zu finden, machen fast alle durch die Pracht oder den Ernst ihrer Umgebung einen entschieden großartigen Eindruck. Ueberraschend ist dem norddeutschen Reisenden auch die eigenthümliche, oft wunderschöne Farbe ihrer Gewäßer; bei den meisten derselben ist sie grün, — mitunter sogar so frisch und lebhaft grün, als wenn das Seebecken, statt mit Waßer, mit flüßigem Smaragd gefüllt wäre, — bei anderen dagegen (z. B. bei dem Genfer See) tief azurblau. — Fast allen diesen Seen fehlt das Vorland, und jäh stürzt oft ihr Boden zu bedeutender Tiefe hinab; der Bodensee erreicht eine Tiefe von 850 Pariser Fuß und der Lago Maggiore sogar von 2463 Fuß, so daß also in ihm vier unserer Helpter Berge auf einander gethürmt werden könnten und doch über deren Gipfel eine Waßertiefe von 263 Fuß bliebe! Gar

oft wird die Ruhe dieser Alpenseen durch plötzlich aus den sie umgebenden Gebirgsschluchten stoßweise hervorbrechende und von den steilen Felsufern abprallende Stürme gestört, „denn wenn der Sturm" (heißt es z. B. in Bezug auf den Vierwaldstädter See in Schiller's Wilhelm Tell): —

»In dieser Waßerkluft sich erst verfangen,
Dann ras't er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Pass vermauern.«

Schon manches Fahrzeug und manches Menschenleben hat dann in dem wilden Strudel dieser Gewäßer seinen Untergang gefunden, wobei sich in Bezug auf die Leichen der Ertrunkenen die auf den ersten Anblick sehr auffällige Thatsache herausgestellt hat, daß dieselben, wenn sie in die Tiefen der Gebirgsseen gesunken sind, niemals wieder von selbst zum Vorschein kommen, wie dies doch in unseren seichteren Landseen der Fall ist, und daß es sogar bei den sorgfältigsten und anhaltendsten Nachforschungen nur sehr selten gelingt, eine gesunkene Leiche wieder aufzufinden. Erklärt wird dies durch die Kälte der tieferen Waßerschichten jener Seen; dieselbe hindert den Fäulungsprocess der Leichen und folglich auch die Entwicklung und Ansammlung von luftförmigen Massen (sogenannten Gasen) in denselben, durch welche in wärmeren Gewäßern das Gewicht des Körpers in seinem Verhältnis zum Waßer so vermindert wird, daß er wieder (gleich einer luftgefüllten Blase) zur Oberfläche desselben emporsteigt.

Ein ganz anderes Gepräge haben die Seen der norddeutschen Ebene. Ihre Ufer sind entweder flach oder doch nur von Hügeln umkränzt, die den Seespiegel selten um mehr als hundert Fuß überragen; nirgends erblickt man schroffe Felswände, nur hier und da ein etwas abschüßiges gelbes Lehmufer. Ihr Waßer, wenn es ruhig daliegt, erscheint zwar blau, aber niemals so rein und lebhaft gefärbt, wie bei den blauen Alpenseen; bei starkem Wellenschlage nimmt es eine graue, in manchen Seen aber auch eine matte und trübe meergrüne Farbe an. Auch ihre von den Ufern aus allmählich zunehmende Tiefe ist nur unbeträchtlich; bei den meisten beträgt sie noch nicht einmal hundert Fuß, und wohl in keinem einzigen Falle beläuft sie sich auf mehr als 250 Fuß. Stürme vermögen zwar auch auf ihnen einen ziemlich heftigen Wellenschlag zu erzeugen; aber derselbe bewegt sich immer in einer gewissen taktförmigen Regelmäßigkeit, und niemals gerathen diese Gewäßer in einen so wilden Aufruhr, wie die der Gebirgsseen. — Kurz, einen wirklich großartigen Eindruck macht keiner unserer Landseen; aber ihr blinkender Waßerspiegel belebt unsere einförmigen Landschaften und gibt ihnen eine erquickende Frische, — nicht selten sogar sehr anmuthige Reize.

Die meisten Seen der norddeutschen Ebene liegen auf dem breiten baltischen Landrücken. Ihre Anzahl ist so groß, daß wenn man sie aus Schleswig-Holstein, Meklenburg, Pommern und Preußen alle zusammen rechnete, sich deren mindestens 2000 ergeben würden. Was Meklenburg insbesondere betrifft, so besitzt es nach einer älteren Zählung, bei welcher nur diejenigen Waßerbecken als Seen in Anschlag gebracht sind, die 200 Ruthen und darüber lang sind (also mit Ausschluß der zahllosen Teiche, Sölle und Pfuhle), deren nicht weniger als 461 (von welchen aber jetzt schon mehrere trocken gelegt sind), während z. B. das in dem an Seen armen mittleren Deutschland belegene, unserem Lande an Größe fast gleichkommende Königreich Sachsen nur drei unbedeutende Waßerbecken besitzt, die auf den Namen von Landseen Anspruch machen können.

Daß der größte unserer Seen, die Müritz, nur einen Flächenraum von etwas mehr als 2□ Meilen einnimmt, ist oben schon gesagt worden; der nächstgrößte, der Schweriner See, ist nur $1\frac{1}{4}$□ Meile groß, — ja alle unsere Seen zusammen würden nur eine Waßerfläche bilden, welche der des rußischen Ilmen Sees ($16\frac{4}{5}$□ Meilen) an Größe noch nicht einmal ganz gleich käme! Die Tiefe der Müritz beträgt nur 67 Pariser Fuß; sie wird darin von manchen kleineren Seen übertroffen, namentlich von dem schönen Lucin-See (bei dem Flecken Feldberg in Meklenb.-Strelitz), dessen Tiefe die Fischer auf 244 Fuß schätzen. — Während die Müritz nur durch die Größe ihres Waßerspiegels Eindruck macht, indem ihre Ufer auf ansehnlichen Strecken flach und öde sind, zeichnen manche andere unserer Seen sich durch die landschaftlichen Reize ihrer Umgebungen aus. Die schönsten unserer größeren Seen sind ganz entschieden der Ratzeburger, Schweriner, Malchiner See und die Tolénse (nicht „Tollen-See"). Letzterem muß ich in dieser Beziehung den Preis zuerkennen; denn keiner jener anderen Seen gibt ein so bestimmt abgeschloßenes, mit einem einzigen Blicke zu erfaßendes und in sich so harmonirendes Bild, wie dieser. In der Länge von $1\frac{3}{4}$ Meilen und in ihrer größten Breite nur $\frac{1}{4}$ Meile breit, zieht sie sich mehr strom- als seenartig zwischen zwei fast gleichlaufenden Hügelreihen hin, die sich 100—150 Fuß hoch über den Spiegel des Sees erheben und an beiden Seiten desselben, mit herrlichem Laubholz bestanden, auf langen Strecken dicht an ihn herantreten. Von Belvedere bei Neubrandenburg aus gesehen, erinnert die Tolénse an die schönen Rheinlandschaften zwischen Bonn und Coblenz, und wenn einer unserer Seen in seinem landschaftlichen Charakter wenigstens etwas an das Großartige anstreift, so ist es einzig und allein dieser. Die Anwohner desselben verstehen seine Vorzüge aber auch zu schätzen, und an jedem schönen Tage vom Frühling bis

in den Herbst hinein sieht man den klaren Tolénsesspiegel so mit lustfahrenden Ruder- und Segelboten belebt, wie dies bei keinem einzigen anderen meklenburgischen See in gleichem Maße der Fall ist. Merkwürdiger Weise werden überhaupt nur erst sehr wenige zu Lustfahrten benutzt. Auf den meisten Seen erblickt man nur die Blockkähne der Fischer, — Fahrzeuge, welche gleich den Kanoe's der Wilden aus einem ausgehöhlten Baumstamm gezimmert sind und spottweise „Seelenverkäufer" genannt werden, weil sie ihrer walzenförmigen Gestalt wegen bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung der Fahrenden sogleich umschlagen. — Viel allgemeiner aber ist die Benutzung unserer Landseen zum Baden; jedoch ist dies erst seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts der Fall, von welchem Zeitpunkte an sich die kalten Bäder in Meklenburg sehr allmählich Bahn gebrochen haben; die ersten wirklichen Badeanstalten in meklenburgischen Seen entstanden erst seit dem Jahre 1820.

201. Die Flüße.

(Von J. G. Kohl.)

Die Flüße und Flußthäler werden überall die Sammler alles Lebendigen. In dem häufig genetzten Schlamm der Flußthäler entwickeln sich die Pflanzenkeime. Hier schießen die Bäume in dichten Waldungen auf; hier sind durch die Ausdünstungen des Flußes die Nebel und Thauniederschläge am stärksten, von denen die Gräser und Kräuter der Wiesen getränkt werden.

Auch sind die Flüße überall die Hauptverbreiter des Gesämes der Pflanzen, das sie fortführen und an ihren Ufern zerstreuen; und auch dieser Umstand wirkt mit dazu, daß die Flußniederungen die Sammler der buntesten und reichsten Floren werden.

Die Thiere der Wildnis sind mit ihrem Lebenshaushalte in eben dem Grade, wie die Pflanzen, an die Quellen, Bäche und Flüße gefeßelt. Viele von ihnen sind bei ihrer Nahrungsweise geradezu an die Wesen, welche im Waßer leben, gebunden, und diese müßen dann nothwendig ihr Haus hart am Ufer bauen. Keines aber ist, das des Waßers entbehren könnte. Haben sie daher auch nicht alle ihre Höhlen in der Nähe, so haben sie doch ihre Sammelplätze an den Ufern und stellen ihre Wanderungen längs derselben an.

Das Leben der Menschen, des Herrn der Schöpfung, der sich Alles dienstbar macht, und dem die Thiere in und außer dem Waßer, die Pflanzen an den Ufern und auch das Waßer selber gleich nützlich und gleich unentbehrlich sind, ist daher nun noch viel inniger und noch weit mannigfaltiger mit den Fäden der Flüße verwebt.

Der Mensch siedelt sich an den Quellen und Flüßen an, weil das Waßer, das sie ihm liefern, ihm zu seiner Nahrung, als Getränk, in seiner Küche, bei seinen Bädern, bei der Reinigung seiner Gefäße, zur Sättigung seines Viehes, zur Benetzung seiner Gärten und Aecker ganz unentbehrlich ist.

Als Fischer baut er seine Hütte hart an den Ufern der Flüße hin, wo er der reichsten Beute gewis ist.

Auch die Hirten kommen, ihr Vieh zu tränken und zu baden, zu den Flüßen und finden hier die fetteste Weide. In manchen Erdgegenden können sie nur längs der Flüße auf Weide hoffen.

Der Ackerbauer findet hier die fruchtbarsten Länderstriche, die mit schöner Fruchtweide überzogenen Niederungen.

Bei seinen Maschinen und Fabriken benutzt der Mensch das fließende Waßer als treibende Kraft, wo die Anstrengung seines eigenen Armes nicht mehr ausreicht. Auf dem platten Waßer schafft er größere Lasten fort, als auf dem festen Boden, und so zeigen sich die Flüße als die natürlichsten, großartigsten und schätzbarsten Vermittler und Bahnen für Handel und Verkehr, und die Flußufer als die Hauptsitze der vornehmsten Markt- und Handelsplätze der Völker.

So stellen sich also die Flüße als die wahren Lebensadern des ganzen Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Völkerlebens dar.

202. Die Elbe.

(Von Semmler.)

Der Elbstrom, nach der Länge seines Laufes von 154 Meilen, wovon die Strecke von mehr als 100 Meilen schiffbar ist, nach der malerischen Schönheit seiner Ufer, nach der Menge und Merkwürdigkeit seiner Uferstädte (50 bis 60) und endlich auch nach seiner Wichtigkeit für Schifffahrt und Handel, ist der dritte Hauptstrom Deutschlands, innerhalb dessen Gränzen er entspringt und auch — 18 Meilen unterhalb Hamburg — meilenbreit in die Nordsee mündet. Er hat, wie fast alles Große auf Erden, einen kleinen Anfang und wird erst allmählich durch Zufluß vieler anderer Gewäßer groß und mächtig. — Die Elbe durchströmt von ihrem Ursprunge an Böhmen, Ober- und Niedersachsen und bespült mit ihren Wellen die Ufer von 10 früheren deutschen Bundesstaaten, namentlich die schon genannten Königreiche Böhmen und Sachsen, die preußischen Provinzen Sachsen und Brandenburg, die Herzogthümer Anhalt-Dessau, Anhalt-Cöthen und Anhalt-Bernburg, das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, das frühere Königreich Hannover, die freie Stadt Hamburg und die Herzogthümer Lauenburg und Holstein. Ihren Lauf beginnt sie in einer großen und erhabenen Felsenwelt, auf dem hohen Granitrücken des Riesengebirges in Böhmen, setzt ihn zwischen reizenden Wald- und Rebenhügeln fort und endet ihn zwischen fruchtbaren Gefilden, welche bis zur Mündung ihre Ufer bilden, indem sie bald vor blühenden und gewerbreichen Städten und gewaltigen Festungen, bald vor malerisch gelegenen Schlößern, Burgen, Ruinen, Dörfern und Kirchen vorüberfließt, und auf diesem Laufe den Adler, die Moldau, die Eger, die Ysar, die schwarze Elster, die Mulde, die Saale, die Havel mit der Spree

und viele kleinere Flüße in sich aufnimmt. Bis gegen Josephstadt fließt die Elbe in tiefen Ufern, und wiewohl sie nun in die Ebene tritt, bleiben die Thalseiten doch immer noch aufsteigend. Bei Lobositz beginnt die Durchspielung des Stromes in der »Elbpforte von Lobositz« und geht in einem engen und tiefen Thale fort bis Pirna, wo sich das Meißner Elbthal öffnet und bis in die Gegend von Meißen ausbreitet. Unterhalb dieser romantisch gelegenen Stadt werden die Höhen immer niedriger und schwinden bei Torgau und Wittenberg gänzlich, und der Strom setzt von hier an seinen Lauf in vollkommener Ebene fort, getheilt durch zahlreiche Inseln in viele Arme, welche sich jedoch vor seinem Ausfluße alle wieder vereinigen. — Viele hölzerne und steinerne, zum Theil sehr schöne Brücken verbinden die gegenseitigen Ufer. Bei Melnik wird die Elbe schiffbar, und von ihrer Mündung bis einige Stunden oberwärts Hamburg, bis wohin auch Ebbe und Flut ihre Wirkung erstrecken, trägt sie Seeschiffe. Die Dampfschifffahrt, bis jetzt nur zwischen Magdeburg, Hamburg und Cuxhafen, und zwischen Dresden, Tetschen und Prag regelmäßig betrieben, wird durch die jährlich zunehmende Versandung des Stromes sehr gehindert, welcher Uebelstand durch Reinigung des Flußbettes beseitigt werden soll. — Eine Menge sogenannter Brunnen (Dümpfel, Pfützen), deren Entstehung der sumpfige Moorboden der Elbwiese, Teufelswiese und weißen Wiese bewirkt, geben der Elbe ihren Ursprung. Von jenen Wiesen, d. h. Hochebenen, stürzen die so gebildeten Wildbäche, Seifen oder Flöße genannt, durch den Elbgrund, die sieben Gründe und den Teufelsgrund hinab und vereinigen sich im oberen Elbthale zu einem starken Bache, welcher sofort den Namen Elbe annimmt. Die malerischen und interessanten Partien in dieser wilden, zum Theil schauerlichen Gebirgsgegend, wo tiefe Gründe und jähe Schluchten aufstarren, hohe Felsenwände und lose Felsenblöcke, bald einzeln in wilder Zerstreuung, bald in seltsamen Gruppen aufgethürmt, emporragen, als ob Riesen hier ihr grausiges Spiel getrieben hätten, sind der Elbfall und seine Umgebung, der Pantschefall, der Ziegenrücken, der Aupafall u. a.

203. Der Rhein.

(Von G. B. Mendelssohn.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Waßerfülle, an colossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwickelung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen, tobenden Gewäßer zusenden. Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen: — unergründlichen smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlößern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strome, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Waßerspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Waßerfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleich bleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Waßerspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wäßerige Oede mit nebeligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den brittischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Waßerstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Frankreich und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

204. Der See Genezareth.

(Von F. Bäszler.)

Dieser freundliche Landsee, welcher auch der galiläische oder der See von Tiberias genannt wird, ist 3 Meilen lang und bis zu anderthalb Meilen breit. Er bildet eine der anmuthigsten Gegenden des heiligen Landes. Der runde Spiegel seines dunkelblauen Gewäszers blickt klar und glänzend zwischen den Bergen hervor; darum nennt ihn der bildersinnige Morgenländer „das Auge der Gegend.“ Im Süden wie im Norden begrenzen ihn fruchtbare Ebenen; im Osten und Westen dagegen umschlieszen ihn Hügel und Berge von schönen Formen. Aus ihren steilen, malerischen Schluchten treten rasche Bäche hervor und ergieszen sich in das Becken des „Meeres von Galiläa.“ Zuweilen bringen jäh aus diesen Bergen hervorbrechende Zugwinde und Windwirbel das friedliche Gewäszer mit der Gewalt des schweizerischen Föhns in wilden Aufruhr, der aber gewöhnlich sehr bald zur früheren Stille sich besänftiget. Der Reichthum des galiläischen Sees an trefflichen Fischen ist sehr grosz, sein Waszer rein, kühl und süsz, sein Grund und Ufer sandig. Klima und Erdreich der

umliegenden Landschaft begünstigen die Pflege der trefflichsten Südfrüchte, der Datteln, Citronen, Pomeranzen, der Trauben und Melonen, wie den Anbau des Getreides und des Indigo; und bei gröszerer Betriebsamkeit der Menschen würde der tiefe Bergkeszel dieses Sees ein natürliches Treibhaus sein, in welchem die edlen Gewächse Aegyptens und selbst Arabiens gedeihen könnten. Dichter Baumwuchs und Buschwerk, mit Saatfeldern wechselnd, umkränzt das nordwestliche Ufer; „wie ein Morgenroth der Tiefe" ergieszt sich das rosenfarbige Blüthenmeer der Oleanderbäume über Hügel und Thal; aus den Gebüschen ertönt das Lied der Blaudroszel und der Nachtigal und aus den Felsenhöhlen von Magdala die Stimme der wilden Taube, die hier in Schaaren zu Hunderten umherfliegt und an den stechapfelförmigen Früchten der zahlreichen Nebeck- oder Lotusbäume gute Kost hat.

In diesem gesegneten Seethale drängte sich sonst eine unermeszliche Volksmenge im rührigsten Verkehre. Blühende Städte und gewerbreiche Flecken, wie Capernaum, Chorazim, Bethsaida, Magdala und Tiberias, sammt ihren reizvollen Gärten, Feldern und Obsthainen, welche zu jeder Zeit des Jahres reife Früchte lieferten, umgürteten im lieblichsten Wechsel den See wie die kostbare Einfaszung einen köstlichen Juwel. Gegen zwölfhundert Fischer fanden hier ihre Nahrung; dritthalbhundert Fahrzeuge: Fischerkähne, Reisebarken, lustfahrende Gondeln und Lastschiffe durchkreuzten den Waszerspiegel nach allen Richtungen und machten ihn zum gemeinsamen Tummelplatz aller umliegenden Städte und Dörfer. Hier war der heitere, gesegnete Schauplatz „des angenehmen Jahres des Herrn." In Capernaum hatte er seine Wohnung. Hier erlas er sich mit jenem durchdringenden Blick und Geiste, der wohl wuszte, was im Menschen war, aus der geschäftigen Menge die tüchtigsten seiner Apostel; hier und im ganzen Umkreis dieser Gestade warf der erhabene Menschenfischer unermüdet das Netz seiner herzgewinnenden Rede und seines holdseligen Wesens aus, in den Schulen und Häusern, auf den blühenden Uferhügeln und vom Borde des Schiffs, vor dem Schmerzenslager der Kranken und vor den Schreckensklüften der Beseszenen. Die Juden hoffen nach einem Ausspruche des Talmud noch jetzt, dasz der Messias dereinst aus der Mitte des Sees Genezareth aufsteigen werde: — sie hoffen, wie ein über Nacht erblindeter Mann, der noch immer auf das Licht des Tages erst harret, während es schon hoch im Mittag steht.

Jetzt trauert die reizvolle Landschaft wie eine Wittwe. Von Capernaum, „die bis an den Himmel erhoben war," von Chorazim und Bethsaida ist keine Spur zu finden, als wären sie „bis in die Hölle hinuntergestoszen." Die Wälder und Weingärten sind von den Hügeln verschwunden; Palmen-, Feigen- und Olivenbäume stehen nur noch vereinzelt umher, die Balsamstaude, welche vormals die feinsandigen, kiesreichen Ufer des Sees umgrünte, findet sich nirgends mehr, und statt jener Hunderte von Fahrzeugen ziehet jetzt ein einziges Boot mit weiszem Segel von Zeit zu Zeit seine Furche durch den Spiegel des stillen Gewäszers, um von dem östlichen Gestade Holz nach Tiberias herüberzuholen. An der Stelle der Fischer treibt nur noch der Pelikan sein einsames Geschäft, jener Waszervogel, den man in altchristlichen Bilderwerken häufig dargestellt findet, wie er seine Brust aufreiszt, um die Jungen mit seinem Herzblute zu tränken.

205. Meklenburg's Quellen und Brunnen.

(Von Dr. Ernst Boll.)

An frei aus dem Boden hervortretenden Quellen ist Meklenburg eben nicht sehr reich, wenigstens lange nicht so sehr, wie die deutschen Gebirgslandschaften, wo man außer den zahlreichen, den Schluchten entsprudelnden oder von den Felswänden in schmalen Silberbändern sich herabstürzenden Quellen, fast bei jedem Gehöfte einen Tag und Nacht ohne Unterbrechung laufenden Brunnen findet. Dort liegt nämlich ein ansehnlicher Theil des Waßervorrathes, aus welchem die Quellen gespeiset werden, entweder in den obersten Schichten des Bodens, welche von den über sie hinstreifenden Wolken stets feucht erhalten werden, oder wo Hochgebirge vorhanden, sogar über dem Erdboden in den großen Massen von Schnee und Eis, welche dort das ganze Jahr hindurch aufgespeichert bleiben.

Die Quellen unserer Ebene dagegen entstehen nur aus dem in den Boden eingedrungenen und sich dort in größerer oder geringerer Tiefe ansammelnden Regen- und Schneewaßer, dem zu einem freien Abfluß von dort nur selten Gelegenheit gegeben ist. Es fehlt also auch hier nicht der Waßervorrath; aber er liegt verborgen und muß künstlich durch Grabung und Bohrung von Brunnen aufgeschloßen werden. Letztere sind denn auch reichlich in Meklenburg vorhanden, und im Allgemeinen dürfen wir uns nicht über Waßermangel beklagen; ein solcher tritt nur dann ein, wenn (wie dies in neuester Zeit einige Male geschehen) mehrere recht trockene Jahre auf einander folgen, in denen jene unterirdischen Waßervorräthe erschöpft werden, da sie aus der Atmo-

sphäre keinen genügenden Ersatz für das ihnen durch Quellen und Brunnen entzogene Waßer erhalten.

Wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres Bodens sind aber diese unterirdischen Waßeransammlungen nicht in allen Gegenden des Landes gleich zahlreich vorhanden oder gleich zugänglich; denn während man in der einen das Waßer schon in einer Bodentiefe von nur wenigen Fuß antrifft, liegt es in anderen 50, 100, ja selbst mehr als 200 Fuß tief. Daher ist auch die Anlegung von Brunnen an den verschiedenen Oertlichkeiten mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verknüpft. In Neubrandenburg z. B. läßt sich dieselbe so leicht bewerkstelligen, daß dort auf nur 673 Häuser nicht weniger als 463 Waßerpumpen kommen, während in der hochgelegenen Stadt Woldeck deren kaum 10 vorhanden sind.

Das Waßer fast aller unserer Quellen und Brunnen ist nicht ganz rein, sondern enthält etwas Kalkerde, Eisen, Schwefel und Kochsalz in sich aufgelöset, aber meistens nur so wenig, daß es sich nur durch sorgfältige wißenschaftliche Untersuchung (chemische Analyse) heraus finden läßt; nur die Kalkerde verräth ihr Dasein auch auf andere Weise, indem sie sich in allen längere Zeit gebrauchten Theekeßeln als steinartige Kruste ansetzt, welche allen Köchinnen unter dem falschen Namen „Salpeter" hinreichend bekannt ist. — In einigen Fällen ist aber auch von dem einen oder anderen jener Stoffe so viel vorhanden, daß er sich auch auf andere Weise bemerklich macht, und solche Quellen, bei denen dies der Fall ist, werden Mineralquellen genannt. Enthält das Waßer so viel Eisen, daß es davon einen dintenartigen Geschmack annimmt und rostbraunen Schlamm (Ocker) absetzt, so nennt man sie Eisen- oder Stahlquellen; diese sind unter den meklenburgischen Mineralquellen am häufigsten, und einzelne derselben (bei Parchim, Goldberg, Doberan, Rostock, Stavenhagen) sind von den Aerzten auch schon als Heilquellen benutzt worden. — Kalkquellen machen sich dadurch kenntlich, daß z. B. kleine Baumzweige, welche längere Zeit von ihrem Waßer bespült werden, sich allmählich mit einer dicken Kalkrinde umkleiden, die nach dem Verfaulen des Holzes als hohle Röhre im Waßer zurückbleibt. — Die Schwefelquellen verrathen sich durch den Geruch ihres Waßers nach faulen Eiern, und eine derselben, welche am heiligen Damme bei Doberan entspringt, hat gleichfalls schon als Heilquelle Verwendung gefunden. — Die Kochsalzquellen endlich erkennt man sogleich an ihrem salzigen Geschmack, obgleich die Menge des Salzes in ihnen so geringe ist, daß nur bei einer einzigen derselben (bei der Stadt Sülz) die Verwendung ihres Waßers zur Salzfabrikation und Anlegung einer Badeanstalt sich gelohnt hat. — Leider ist ein Stoff, welcher viele auswärtige Heilquellen so angenehm

und wirksam macht, in allen unseren Quellen nur in sehr sparsamem Maße vorhanden, nämlich die freie Kohlensäure, d. i. die Luftart (Gas), welche das Aufbrausen und Schäumen des Selterserwaßers, Bieres, Champagners und anderer Flüßigkeiten veranlaßt, sobald der die Flasche verschließende Kork gelöset ist. In unserem Quell- und Brunnenwaßer zeigt sie sich nur in vereinzelten kleinen Perlen, die sich an den Wänden der Flaschen und Trinkgläser ansetzen, wenn dieselben mit Waßer gefüllt, längere Zeit ruhig gestanden haben.

Ihrer Temperatur nach gehören alle unsere Quellen zu den kalten Quellen, d. h. dieselbe unterscheidet sich nicht wesentlich von der Lufttemperatur, nur ist sie im Sommer etwas kälter, im Winter dagegen etwas wärmer als diese, indem sie niemals bis auf den Gefrierpunkt hinabsinkt. Heiße Quellen (sogenannte Thermalquellen), wie sie im mittleren und südlichen Deutschland z. B. bei Warmbrunn in Schlesien, Karlsbad und Teplitz in Böhmen, Aachen, Wiesbaden und Baden in den Rheingegenden vorkommen, fehlen der ganzen norddeutschen Ebene. Ein Gleiches ist mit den sogenannten periodischen oder intermittirenden Quellen der Fall, d. h. mit den Quellen, welche in regelmäßigem Wechsel nur einige Stunden fließen und dann einige Stunden pausiren. Bei allen unseren Quellen findet der Abfluß ohne Unterbrechung statt.

206. Die Luft.

(Nach Perty und Berzelius.)

„Sie ist das erste Bedürfnis des neugebornen Kindes und das Letzte, was der Sterbende von dieser Welt genießt.“ Wenn Jeremias (Cap. 14) den von Gott gewichenen Juden das kommende Unglück ihres Landes beschreibt, sagt er auch: „das Wild stehet auf den Hügeln und schnappt nach Luft,“ und wenn die Plage von Pharao abließ, heißt es (2. Mos. 8): „daß er wieder Luft kriegte.“ Von und in der Luft leben wir, nur nicht allein von Luft, sie ist uns unentbehrlicher, als Speis' und Trank; ohne sie, oder wenn sie nicht rechter Art ist, sinken wir kraftlos hin. — Und selbst das geistige Leben im Menschen und im Menschengeschlecht ist vermittelst der Luft erweckt und gepflegt worden. Kein Klang ertönt, kein Laut entwickelt sich im luftleeren Raum, und so ist auch das lebendige und geistbelebende Wort des Menschen nur möglich durch die Luft. Wie das Feuer auflodert am Strome derselben und augenblicklich erlischt ohne sie, so würde auch ohne sie der Rede Strom versiegen, wie der Bach im Sande der Wüste, und wo sie versiegen, grenzt das Leben an das stille Reich des Todes. — Der belebende Hauch der Luft durchwallet

die ganze Natur, und im Brausen des Sturmes hören wir ihren großen Athemzug."*)

Wie das feste Land vom Waßer umflutet wird, so umgibt die Luft mit andern ausdehnsamen Flüßigkeiten als umhüllende Hohlkugel — Lufthülle — den ganzen Erdball als wesentliches Glied. Sie ist nicht bloß durch ihre Schwere, sondern auch durch andere Wechselbeziehungen mit dem Erdball verbunden, dreht sich mit ihm nicht bloß um seine Achse, sondern begleitet ihn auch auf seiner Reise um die Sonne. Die Erde schwebt also nicht etwa in einem dem Weltraume angehörigen Luftmeere, sondern die Atmosphäre selbst ist nur ein Theil von ihr; ihre Höhe scheint sich nicht weiter als höchstens 10 Meilen zu erstrecken.

Erde, Waßer und Luft sind die drei Hauptglieder oder Organe des Erdganzen; unter ihnen ist die Luft das beweglichste und veränderlichste. Als die äußerste Hülle ist sie bei ihrer großen Beweglichkeit am meisten der Einwirkung der Weltkörper ausgesetzt; Sonne und Mond bringen Ebbe und Flut in ihr hervor, die Erde veranlaßt durch ihre Achsendrehung Strömungen in ihr, und das Licht wird für sie zu einer Quelle der mannigfaltigsten Veränderungen, indem es die Wärmeverhältnisse vermittelt, die wiederum vielfache Bewegungen hervorrufen. Meer und Land senden unter dem Einfluß der Wärme gewaltige Massen dampfförmiger Stoffe in die Luft, welche dieselbe in sich aufnimmt und als Niederschläge der verschiedensten Art wieder zurückgibt. Die Pflanzen- und die Thierwelt, welche sich nach den Jahreszeiten und den verschiedenen Klimaten so verschiedenartig gestalten- greifen mächtig in die Mischungsverhältnisse der Luft ein. Sie ist gleichsam das Triebrad des ganzen organischen Lebens auf der Erde, welches ohne sie unausbleiblich und schnell erlöschen würde; sie ist das für das Erdganze, was die Seele für den menschlichen Leib, was der Geist Gottes für das ganze Weltall und für jede einzelne Menschenseele ist; in ihr leben, weben und sind wir. Doch trägt ihr Charakter nicht das Gepräge der Beständigkeit, sondern vielmehr der beständigen Veränderung, und man könnte sie dem Gemüthe des Menschen vergleichen; sie ist gleich unbestimmt, launig oder furchtbar, bald wie jenes durchsichtig und klar, das Licht der Sonne in sich aufnehmend oder es zurückwerfend, bald mit leichteren oder dichteren Wolken bedeckt, die es vielfach brechen und zerlegen, bald dem Himmelslichte verschloßen, sturm- und gewittervoll. Wie das Gemüth in wechselnder Erscheinung unser eigenes Innere, unsere Umgebung und das Unendliche selbst abspiegelt, und wir nach der Beschaffenheit und seinen Zuständen hierüber urtheilen, so läßt die Atmosphäre Meer

*) Schlichting im »Gnomon.«

und Erde, die unter ihr liegen, in düsterer oder freundlicher Beleuchtung erscheinen und verzerrt auf vielfache Weise durch Brechung das Bild der Himmelskörper.

So umflutet der Luftocean die unbewegliche Feste; nach seiner Tiefe zu entwickelt sich immer reichlicher Licht und Wärme, und mit ihnen zahlloses Leben, während seine Höhen in Eis erstarren und schon in einer geringen Entfernung über seinem Boden kein Leben mehr gedeiht.

„Aber nicht bloß der Mangel an Luft, wie auf den höchsten Bergen, sondern auch die besondere Beschaffenheit mancher Luft setzt uns beim Athmen in Verlegenheit, z. B. wenn sie im Sommer unerträglich heiß ist. In dem Lande, wo Jeremias lebte, und in den umliegenden Ländern weht mitunter der Wind Samum aus den arabischen Wüsten her, der außer seiner Hitze noch schädliche Bestandtheile hat und zum Ersticken ist. Von Aegypten an längs der ganzen Nordküste Afrikas kommt oft ein ähnlicher Wind aus der Sahara und heißt Harmattan. Er weht sogar nach Europa herüber, freilich durch den Einfluß des Meeres gemildert, und heißt z. B. in Italien Sirocco. Menschen und Thiere fühlen sich in den 3—4 Tagen, wo er hier gewöhnlich anhält, sehr erschlafft. Selbst im südlichen Frankreich ist er zu spüren, wo man ihn spanischen Wind nennt."

„Auch bei uns entwickeln sich manchmal Luftarten, die zum Athmen nicht taugen und in denen schon Mancher erstickt ist, z. B. aus gährendem Bier, aus glühenden oder dampfenden Kohlen, in verschloßenen Brunnen, Kellern, unterirdischen Gängen, Bergwerken u. s. w. — In Norwegen wollte eine Magd auf einer Leiter in einen lange verschloßen gewesenen Brunnen hinabsteigen, um Waßer zu schöpfen. Kaum hatte sie den Fuß auf die dritte oder vierte Stufe gesetzt, so stürzte sie todt hinab. Der Hausherr wollte ihr zu Hülfe kommen und hatte dasselbe Schicksal. Zwei Nachbarn wollten die beiden Unglücklichen retten und stürzten ihnen nach. — Diese Geschichte hat sich bei ähnlichen Gelegenheiten an andern Orten schon hunderte Male wiederholt."

„Durch solche Erfahrungen mußte man darauf kommen, daß es verschiedene Luft- oder Gasarten geben müße, und Untersuchungen, mit denen man freilich erst im vorigen Jahrhundert ernstlich begann, haben dies bestätigt. Untersuchungen — denn wie der Mensch in dem kleinen Raume der unendlichen Schöpfung, auf den er wirken und den er überblicken kann, versucht, die Natur zu erkennen und sich unterthan zu machen, Alles erforschen, scheiden, zusammensetzen, meßen und wägen will, so ist auch die Luft ein Gegenstand seiner Thätigkeit und seines For-

schens geworden; denn die Natur kennen, ist der erste Schritt zur Herrschaft über sie.“*)

Nähere Untersuchungen haben nun dargethan, daß die Stoffe, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, zwar sehr mannigfaltig und vielerlei Weise verschieden sein können, ihre Hauptbestandtheile indessen nur vier sind, nämlich: Stickstoffgas, Sauerstoffgas, Waßergas und kohlensaures Gas, wovon die beiden ersteren Gasarten so wenig veränderlich sind, daß man sie mit vollem Recht als in einem unveränderlichen Verhältnis beigemengt betrachten kann. Man hat bei Luftschifffahrten mehrere tausend Klafter über der Erdoberfläche, ferner auf hohen Bergen, in Thälern, am Aequator und an den Polen Luft aufgefangen und untersucht und sie allenthalben von einerlei Zusammensetzung dieser Hauptbestandtheile gefunden. Ihr Gehalt an Waßer dagegen ist, je nach dem verschiedenen Wärmegrade der Luft und je nachdem die Erdoberfläche mehr oder weniger Feuchtigkeit enthält, äußerst veränderlich; die Menge des kohlensauren Gases aber verändert sich nach den Jahreszeiten, und nachdem durch Thiere, Pflanzen und durch das Verbrennen mehr oder weniger davon entwickelt wird. Die atmosphärische Luft besteht aus fast 79 Raummengen Stickstoff, aus 21 Raumtheilen Sauerstoff und etwa aus einem Tausendtheil kohlensauren Gase. Da nun Sauerstoffgas der Bestandtheil der uns umgebenden Luft ist, der beim Einathmen unser Blut erfrischt und unser Leben erhält, so hat man diese Luftart auch Lebensluft genannt.

Auch gewogen hat man die Luft und gefunden, daß jeder Cubikzoll atmosphärischer Luft im Durchschnitt fast ½ Gran wiegt; die Luft also über 800mal leichter als das Waßer ist. Bei größerer Wärme und schlechterem Wetter und auf hohen Bergen ist sie leichter als sonst und anderswo. Warum? Aber ungeachtet ihrer Leichtigkeit übt die Luft dennoch bei ihrer bedeutenden Höhe einen nicht geringen Druck auf die Erdoberfläche aus, einen Druck, der gegen 2217 ℔ auf den Quadratfuß beträgt. Hierauf gründet sich die Einrichtung des Luftschwermeßers oder Barometers, mit dem man den Luftdruck bestimmen kann, der bei einem höheren oder niedern Stande von einer Linie etwas mehr als 6½ ℔ zu- oder abnimmt.

Die Luft ist höchst elastisch und kann so zusammengedrückt werden, daß die stärksten Werkzeuge sie nicht mehr einzuschließen vermögen; eben so läßt sie sich auch bis in's Unendliche verdünnen. Ihre ausdehnende Kraft nimmt in dem Grade ihrer Dichtigkeit zu oder ab, ein Gesetz, welches nach seinem Entdecker Mariotte's Gesetz genannt wird.

*) Schlichting im »Gnomon.«

Bei ihrer großen Feinheit und leichten Beweglichkeit dringt die Luft in die feinsten Zwischenräume ein, und wie das Waßer die Erde nicht bloß umflutet, sondern auch durchfurcht und durchdringt, so und in einem noch viel höheren Grade umgibt die Luft nicht bloß den ganzen Erdball, sondern sie dringt auch in seine Tiefen hinein, in die Tiefen des Meeres, wie in die Abgründe der Erde, um in denselben, besonders in Verbindung mit dem aus der Atmosphäre sich niederschlagenden Waßer, ihre Einwirkungen fortzusetzen und Veränderungen in der Erdrinde einzuleiten. Sie selbst aber nimmt auch wiederum das Waßer in ihren Schoß auf, indem es als Dunst bis zur Höhe von mehr als 1 Meile im Dunstkreise enthalten ist.

Noch wichtiger und unmittelbarer aber ist die Einwirkung, welche die Luft auf das organische Leben ausübt; ohne dieselbe würde das Leben der Thiere und Menschen unmöglich sein, und es ist vorzüglich das in der Luft enthaltene Sauerstoffgas, welches, wie die Flammen des Feuers, so auch die Flammen des thierischen und menschlichen Lebens erregt und erhält.

207. Sauerstoffgas — Lebensluft.

(Von Th. Friedleben.)

Gefiel es dem Schöpfer, die Quellen, woraus die Natur ihren Haushalt an Sauerstoff bestreitet, versiegen zu laßen, so müßten es die Geschöpfe bald mit ihrem Leben büßen. Schon eine geringe Abnahme, welche die Luft an Sauerstoff bei gewissen Witterungen, z. B. bei schwüler Gewitterluft, erleidet, macht das Athmen beschwerlich, den Körper träge und schwächt die Heiterkeit des Geistes. Daher es dem Menschen unwohl wird und zarte Personen bald ohnmächtig werden, wenn sie eine Zeit lang in einem verschloßenen Raume sich befinden, wo viele Menschen beisammen sind. Die grausenvolle Geschichte der schwarzen Höhle in Bengalen (in Ostindien) liefert ein schreckliches Beispiel, wie nachtheilig der Abgang an Sauerstoff auf den Menschen wirkt. In dieser berüchtigten Höhle, welche ein unterirdisches, 18 Fuß langes und 11 Fuß breites, nur mit 2 kleinen, doppelt vergitterten Fenstern versehenes Gefängnis ist, wurden im Juni 1756 146 Engländer eingesperrt, von denen in einer Nacht 123 starben und woran größtentheils Mangel an frischer Luft schuld war. Darum ist es eine wichtige Gesundheitsregel, täglich, selbst bei kalter Witterung, Wohn- und Schlafzimmer auszulüften, und Hospitäler, Gefängnisse und überhaupt alle geschloßenen Räume, wo oft viele Menschen sich zusammen finden, durch schicklich eingerichtete Ventilatoren (Luftreiniger, Windrädchen) und andere Mittel in reiner Luft zu erhalten. Da die Blätter der Pflanzen am Tage, besonders im Sonnenschein, vielen Sauerstoff in die Luft senden, so sind Spaziergänge im Grünen zu dieser Zeit der Gesundheit zuträglich. Besonders viel Sauerstoff spenden die Blätter der Waßerpflanzen, die von der Sonne beschienen werden. Bricht man einige, worauf die Sonne liegt, ab, legt sie in eine Flasche, die mit reinem Waßer gefüllt ist, bindet eine lose Blase darüber und stellt sie in die Sonne, so steigen allmählich Luftblasen auf, die in die Blase sich begeben und sie nach und nach aufschwellen. Durch Versuche kann man sich dann überzeugen, daß die aufgestiegenen Luftblasen Sauerstoffgas waren. Früchte und Blüthen hingegen ziehen den Sauerstoff an sich, besonders im Schatten und nach dem Untergang der Sonne.

Wenn man in eine mit Sauerstoffgas gefüllte Flasche einen glühenden Holzspan steckt, so brennt er augenblicklich mit heller Flamme. Zieht man ihn zurück und bläs't ihn aus und bringt ihn wieder glühend hinein, so faßt er auf's Neue helle Flamme. — Feuerschwamm, der nur matt glimmt, lodert in Sauerstoffgas mit Flamme auf, und glimmende Kohle brennt mit hellem Lichte. Kurz, alle Körper, die in der atmosphärischen Luft bloß glimmen, brennen im Sauerstoffgas mit heller Flamme. Phosphor brennt darin mit einem solchen Lichtglanze, daß das Auge davon geblendet wird; eine Uhrfeder, die man zugespitzt und mit einem Stückchen glimmenden Schwammes versehen hat, brennt, wenn sie in Sauerstoffgas getaucht wird, mit strahlendem Glanze und zischenden Feuerfunken.

Sperrt man ein kleines Thier, etwa eine Maus oder einen Sperling in ein Gefäß, welches mit Sauerstoffgas gefüllt ist, so kann es darin viermal längere Zeit aushalten, ohne zu ersticken, als wenn es in einem gleich großen, mit atmosphärischer Luft angefüllten Gefäße eingeschlossen ist.

In reinem Sauerstoff würde man jedoch zu rasch leben; die Vermischung desselben mit Stickstoff ist daher für unser Wohlbefinden nothwendig. Es ist so, wie wenn man starken Wein mit Waßer vermischt, damit man ihn beßer vertrage.

208. Kohlensaures Gas — Kohlensäure.

Da liegt ein Stück Kreide; hier in dem Fläschchen ist Scheidewaßer. Ich laße von dieser Flüßigkeit einige Tropfen auf die Kreide fallen: in dem Augenblick entsteht ein Aufbrausen, und Dampf steigt empor, welcher die neue Luftart ist, die wir hier näher kennen lernen wollen. Nicht nur in der Kreide, sondern auch im Kalkspath, Marmor, überhaupt in jedem rohen Kalke ist sie enthalten. Werden Holz- und Steinkohlen geglühet, so steigt aus ihnen ebenfalls eine solche Luft auf. Hat man eine Zeit lang Bier in einer verschloßenen Flasche und zieht den Pfropfen heraus, so entsteht ein Knall; man wird einen Dampf gewahr und sieht eine Menge Bläschen aufsteigen. Alles das macht die aus dem Biere hervortretende Kohlensäure, welche ihm auch einen scharfen Geschmack gibt. Manche Gesundbrunnen sind sehr reich an dieser Luft.

In der Kohlensäure erlischt ein Licht augenblicklich, und wenn ein Mensch oder Thier sie einathmet, so tödtet sie dieselben auf der Stelle.

Es ist daher sehr gefährlich, glühende Kohlen längere Zeit in ein verschloßenes Zimmer zu stellen, in Keller zu gehen, worin gährender Most oder Bier liegt, und in tiefe Brunnen zu steigen.

Die Kohlensäure ist viel schwerer, als die Luft, daher sie sich auch immer in der Tiefe aufhält.

Man kann in einem Keller oft ohne Gefahr aufrecht gehen, sowie man sich aber bückt und mit dem Kopfe in die Kohlensäure kommt, stürzt man zusammen.

So schädlich die Kohlensäure in der Lunge ist, so angenehm und gesund ist sie, wenn sie in den Magen kommt, also, wenn sie hinunter geschluckt wird. Sie ist ein wahres Erfrischungsmittel für den Magen.

Alle schäumenden Getränke: Bier, Most, Champagner, Selterwaßer enthalten Kohlensäure. Diese Getränke sind nur dann schädlich, — wenn man davon über den Durst trinkt.

Zu Dürkheim, einem Städtchen in der bairischen Pfalz, ereignete sich am 4ten Novbr. 1843 folgender Vorfall:

Ein dortiger Bürger war bei einem Freunde auf Besuch. Letzterer äußerte, er würde gern mit einem Glase Wein aufwarten, wenn es möglich wäre, in den Keller zu gehen. Der Besuchende erbot sich, selbst den Wein zu zapfen, wenn man ihm leuchten wolle. Es geschah. Kaum war er im

Keller, so stürzte er vor dem Faße zusammen. Der Hausherr wollte ihm zu Hülfe eilen und zugleich das Faß, aus dem der Wein strömte, verschließen. Auch er fiel bewußtlos nieder. Da eilte die Hausmutter hinab; aber ach, ihre Kräfte sind zu schwach! Mit Mühe kommt sie aus dem Keller und sucht ihren Sohn in der Nachbarschaft. Er ist so glücklich, den Vater bis an die Treppe zu schleppen, — doch auch er sinkt nieder. Ein junger, kräftiger Israelit eilte hinab, auch er stürzt zusammen. — Man feuerte nun einige Flintenschüße in den Keller ab, und bald war es möglich, die 4 Unglücklichen aus dem Keller zu bringen. Ohne Lebenszeichen lagen sie da; doch durch schnelle ärztliche Hülfe gelang es, sie alle wieder in's Leben zu rufen.

Die Chemie hat ein beßeres Mittel, als das im obigen Falle angewendete, an die Hand gegeben, um einen solchen mit Kohlensäure angefüllten Keller zugänglich zu machen. Man schütte nämlich nur Kalkwaßer (Kalk, aufgelöst in Waßer, wie die Tüncher solchen zum Anstreichen gebrauchen) in den betreffenden Raum, so verschwindet jede desfallsige Gefahr. Aus diesem Vorfall ersieht man übrigens, wie gefährlich es ist, in einen Keller zu gehen, der mit gährendem Most angefüllt ist, und in welchem keine Dunströhren angebracht sind.

Für die an Kohlensäure Erstickten ist der Salmiakgeist das beste Rettungsmittel; man hält ihn dem Ohnmächtigen unter die Nase.

209. Luftdruck.

Wenn man an einem vollen, fest verspundeten Faß den Zapfen am Boden herausnimmt, so läuft die Flüßigkeit sehr langsam oder gar nicht durch die Oeffnung des Zapfens, wenn oben der Spund nicht herausgenommen oder gelüftet ist. Wenn man ein Trinkglas voll Waßer gießt, dann ein Blatt Papier darüber legt, die eine Hand auf das Papier drückt und mit der andern das Glas umkehrt, nun die Hand langsam von dem Blatte nimmt, so bleibt das Waßer in dem Glase, weil die Luft von unten auf das Papier drückt. Stellt man dasselbe umgestürzte Glas sammt dem Papier auf einen mit Waßer übergoßenen Teller, so kann man das Papier darunter wegziehen, und das Waßer bleibt in dem Glase; denn die Luft drückt auf das Waßer im Teller, und dieses versperrt den Ausgang dem im Glase befindlichen Waßer.

Hat man ein Trinkglas mit genau abgeschliffenem Rande, verdünnt man die Luft darin, indem man das Glas eine Zeit lang über eine Lichtflamme hält, und setzt es dann schnell mit dem Rande, folglich in umgekehrter Lage, auf die Hand, so steht das Glas, besonders wenn die Hand etwas feucht geworden ist, so fest auf derselben, daß es nicht leicht wieder abzunehmen ist. Der Druck der äußern Luft preßte es nämlich so fest an die Hand, weil vom Innern des Glases kein gleicher Gegendruck stattfand.

Im Jahre 1650 hat ein Naturforscher, Namens Otto v. Guerike in Magdeburg, eine Maschine erfunden, mittelst der man ein Gefäß ganz luftleer machen kann, und die man eine Luftpumpe nennt. Derselbe Naturforscher lieferte von der

Gewalt des Luftdruckes folgenden, höchst staunenswerthen Beweis. Er nahm 2 kupferne Halbkugeln. An jeder war ein großer Ring. Mit den Rändern wurden die Halbkugeln gut auf einander gepaßt und dann wurde durch eine Röhre, welche an einer der Halbkugeln war, und durch einen Hahn geschloßen werden konnte, mittelst einer Luftpumpe die Luft vollständig herausgepumpt. Hierauf schloß man schnell den Hahn, daß die Luft nicht wieder hineindringen konnte. Die beiden Halbkugeln wurden nun bloß von der äußern Luft so aneinander gedrückt, daß, als man an die Ringe jeder Halbkugel Pferde spannte, 14 Pferde nicht im Stande waren, dieselben auseinander zu reißen. Als aber durch den Hahn wieder Luft hineingelaßen wurde, so fielen sie von selbst auseinander. Man hielt ihn für einen Hexenmeister. Aber die Wilden hielten ja auch die Europäer mit ihren Feuergewehren für Zauberer und göttliche Wesen. So geht's, wenn man nichts gelernt hat!

Noch einige Beispiele vom Drucke der Luft.

Man sauge die Luft aus einem hohlen Schlüßel, und er bleibt an den Lippen hängen.

Wer die hohlen Schröpfköpfe ansetzen will, treibt erst die Luft aus denselben durch's Erwärmen am Licht.

210. Das Barometer als Wetterglas.

(Von Hebel.)

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, weiß aber nicht recht, wie's damit zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber ein's ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich." Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt oder er raucht Taback, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „Das Wetter beßert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringeln."

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht; will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein gutes Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Queckſilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts.

Dies wird erkannt: Wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geſchehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde ſagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben."

Drittens: Die Luft, welche die Erde umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja ſie will vermöge einer ihr innewohnenden Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und, ſo zu ſagen, ausgeſpannt ſein, bis auf ein Gewiſſes. Denn ſie iſt Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt und Alles durchdringt und ſegnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Alſo geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuſer und aus einem Gehalt in das andere und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen iſt, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, ſie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwiſchen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis ſie nimmer weiter kann. Denn wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo drückt es vermöge ſeiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum dergeſtalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da ſtrebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft ſpricht: „Gelt, du mußt droben bleiben!" Das Queckſilber ſpricht: „Gelt, du bringſt mich nimmer höher!"

Merke viertens die Hauptſache. Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal ſtärker, ein andermal ſchwächer. Dies rührt hauptſächlich von der geringeren oder größeren Spannkraft des in der Luft vorhandenen Waßerdampfes her. Wird nun dieſe Spannung ſtärker, ſo daß man ſagen kann, die Luft gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um das ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein alſo, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung des Waßerdampfes im geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen iſt, welchergeſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo ſteigt und fällt das Queckſilber oder, wie man ſagt, das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was in der unſichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke alſo:

Fünftens, der Beweis: Klaubt man ein Krümlein vom Brote ab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, so geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſondern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann. Macht man die Oeffnung wieder frei, und die Luft kann wieder auf das Queckſilber drücken, wie vorher, ſtärker oder ſchwächer, alsdann fängt es auch wider an, luſtig zu ſteigen und zu fallen. Alſo rührt die Veränderung in dem Stand des Queckſilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Queckſilber drückt.

Daß aber die Luft allein es ſei, welche im Stande iſt, mit wunderbarer Kraft das Queckſilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieſer Höhe ſchwebend zu erhalten, iſt der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckſilber in der Röhre auf einmal ſo tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein ſteht, gleich iſt, und hat alsdann Alles ein Ende; denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichtet ihre Kraft an ſich ſelber, alſo, daß das Queckſilber freies Spiel bekommt und ſeiner eigenen Natur folgen kann, die da iſt, daß es vermöge ſeiner Schwere hinunterſitzt bis auf den Boden oder auf das Unterſte des Raumes, worin es eingeſchloßen iſt.

Merke ſechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, ſtärker zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und ſchön wird. Wenn ſie aber nachläßt, ſo macht ſich gewöhnlich ein Regen zurecht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckſilbers einen ſtärkern oder ſchwächern Druck der Luft anzeigt, ſolchermaßen kündigt es auch zum Voraus Sonnenſchein und Regen an, wenn nichts anderes dazwiſchen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leſer wohl bekannt iſt.

211. Wirkung der Sonne.

Der Sommer iſt die Jahreszeit der Sonne, in welcher dieſelbe am kräftigſten und mächtigſten regiert. Früh geht ſie auf, ſpät geht ſie unter, lang iſt ihr Lauf, kräftig und mächtig ihre Wirkung, beſonders wenn ſie, hoch über unſeren Köpfen ſtehend, faſt ſenkrecht ihre Strahlen ſendet. Wer kennt nicht die glühende Wärme, welche oft die ganze Luft erfüllt, große Schweißtropfen dem Körper der Arbeitenden entlockt, das Waßer von der Erde, aus dem Boden und von Flüßen und Seen und Teichen in Dün-

sten zum Himmel emporhebt, das Erdreich austrocknet, aber auch kräftig das Leben der Pflanzen anregt, daß auch sie gen Himmel emporstreben, daß auf ihnen die Blüthen zur Frucht sich entwickeln.

Schau' hinauf zur Sonne, zu dem Lichte, das den Tag regieret und Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre gibt. Wie klein erscheint sie Dir, und wie groß sind ihre Wirkungen auf Erden. Als eine Scheibe von kaum einem Fuß Durchmeßer wandelt sie am Tage ihren Bogenweg am Himmel. Nach allen Richtungen verbreitet sie ihr Licht; sie macht, wohin ihre Strahlen dringen, Alles sichtbar; vor ihr müßen Nacht und Dunkel weichen, welche uns die Natur mit allen ihren Schönheiten verhüllen und dem Auge entziehen. Sie bekleidet die Körper mit ihrem Farbenschmuck —; schau' den Thautropfen an, wie er farbig im Morgensonnenstrahl erglänzt —; kannst Du auch die Farbenpracht der Tulpe und Rose im Schatten der Nacht sehen und bewundern? Ohne Sonnenlicht keine Wärme der Luft, ohne Luftwärme kein Leben der Pflanzen und Thiere; dies lehrt der Winter, und noch mehr zeigen dies die kalten, unbewohnbaren Gegenden, in denen die Sonne Monate lang unsichtbar ist. Sieh' dagegen den Frühling an, wenn die Sonne länger auf die Erde scheinet: die Schneedecke schmilzt, die Luft wird milder, die Bäume belauben sich und erblühen, die Saaten und Kräuter steigen aus dem Schoße der Erde empor, alle Pflanzen strecken ihre Arme der Sonne entgegen, selbst die in Töpfen hinter den Stubenfenstern wenden Aest- und Zweigelein gegen die Scheiben, als ob sie selbige zerdrücken wollten. Alles drängt sich aus der Tiefe empor zum wärmenden Sonnenlicht. Der Sonne Licht und Wärme erweckt Leben und Freude.

212. Von der Wärme und dem Thermometer

(Nach Brettner.)

1) Durch Brenngläser und Brennspiegel kann das Sonnenlicht so verdichtet werden, daß es Metalle schmilzt. Feile, Bohrer, Sägen werden während des Gebrauchs warm; die Hände werden durch Reiben erwärmt; Hölzer, an einander gerieben, entzünden sich, so auch Wagenachsen und die Zapfen in Maschinenrädern, wenn sie nicht gehörig eingeschmiert sind; Mühlsteine haben schon oft, wenn sie leer herum getrieben wurden, Feuer verursacht. Waßer, auf gebrannten Kalk gegoßen, erzeugt Wärme, eben so Schwefelsäure mit Waßer gemischt; naßes Heu, Mist können sich von selbst entzünden.

Die Wärme wird demnach auf mannigfaltige Art erzeugt. Jeder Körper besitzt einen gewissen Grad von Wärme. Die verschiedenen Grade von Wärme bezeichnet man mit dem Aus-

drucke Temperatur. Eine sehr hohe Temperatur heißt Hitze, eine sehr niedrige Kälte.

Die Luft in einer zugebundenen, nicht ganz straff aufgeblasenen Schweinsblase dehnt sich aus und schwellt dieselbe völlig an, wenn sie in eine heiße Ofenröhre gelegt wird. Bringt man die Blase dann in einen kalten Raum, so zieht sich die Luft wieder zusammen, und jene erhält ihr früheres faltiges Aussehen wieder. Waßer in einer engen Glasröhre über einer Flamme erwärmt, füllt nun einen größern Raum aus und zieht sich bei der Abkühlung wieder auf die früheren Grenzen zurück. Ein Bolzen, welcher kalt in dem Plätteisen hin und her rutschte, ist glühend oft schwer in dasselbe hinein zu bringen. Durch zunehmende Wärme werden die Körper ausgedehnt, durch abnehmende ziehen sie sich wieder zusammen.

Betten, Pelze, wollene Kleider ꝛc. halten uns warm. Metallene Geschirre werden mit hölzernen Griffen versehen; Bäume, Weinreben und Waßerpumpen werden im Winter mit Stroh umwickelt; vor die Kellerfenster wird Stroh oder Mist gelegt. Glühende Kohlen kann man in der Hand auf untergestreuter Asche tragen. Um ein auf einen warmen Ofen gestelltes Glas vor dem Zerspringen zu schützen, legt man Papier unter. Man kann Waßer in papiernen Gefäßen kochen; auch schmilzt ein zinnerner Löffel, so lange Waßer darin ist, nicht. Aus diesen Erscheinungen wißen wir, daß alle Körper Wärme annehmen und sie nach allen Seiten verbreiten. Es gibt aber einen auffallenden Unterschied in Hinsicht der Schnelligkeit, mit welcher sie die Wärme annehmen, durch sich leiten und sie andern Körpern abgeben. Darum spricht man von guten und schlechten Wärmeleitern. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle. Silber leitet die Wärme am besten, Blei am schlechtesten; weniger gute Leiter sind: Steine, Ziegeln, Glas. Schlechte Wärmeleiter sind: Federn, Haare, Wolle, Stroh, Heu, Holz, Horn, Schnee. So oft nun Wärme schnell verbreitet werden soll, geschieht es durch gute Wärmeleiter, und so oft sie irgendwo zurückgehalten werden soll, wie in den vorigen Beispielen, bedient man sich hierzu der schlechten Wärmeleiter. Ein guter Wärmeleiter ist demnach ein schlechter Wärmebewahrer und ein schlechter Wärmeleiter ein guter Wärmebewahrer.

2) Auf der Erfahrung, daß die Wärme die Körper ausdehnt, beruht auch die Erfindung des Thermometers (Wärmemeßers) durch den holländischen Bauer Drebbel, im Jahre 1630. Später hat Réaumur (Reomühr) es verbeßert und ihm folgende Einrichtung gegeben.

Eine sehr enge, etwa 12″ lange Glasröhre erweitert sich unten zu einer Kugel. Diese und ein Theil der Röhre enthält

Quecksilber. Die Röhre ist oben zugeschmolzen und der vom Quecksilber nicht ausgefüllte Theil derselben ist luftleer. Steckt man nun die Kugel in schmelzenden Schnee, so bleibt das Quecksilber in dem unteren Theil der Röhre nach einiger Zeit unbeweglich stehen. Diesen Punkt bezeichnet man sich durch einen Strich und nennt ihn Eispunkt oder Gefrierpunkt. Dann setzt man das Thermometer in Wasser, welches man bis zum Kochen erhitzt. Mit der zunehmenden Wärme des Wassers steigt das Quecksilber in der Röhre immer höher, bleibt aber, sobald das Wasser kocht, wiederum an einem Punkte oben stehen. Auch dieser wird gemerkt und heißt Koch- oder Siedepunkt. Jetzt befestigt man das Thermometer an einem schmalen Brettchen. Der Raum zwischen dem Kochpunkte und Gefrierpunkte wird in 80 gleiche Theile, Grade, getheilt. Man zeichnet auch noch 30 solcher Theile unter den Gefrierpunkt.*) Die Grade über dem Gefrierpunkte heißen Wärmegrade, die unter demselben Kältegrade; jene werden in der Schrift mit +, diese mit − bezeichnet.

(+18° R.) heißt 18 Grad Wärme nach Reaumur; sowie (−18° R.) 18 Grad Kälte nach Reaumur. Angabe einiger Kälte- und Wärmegrade:

Gefrierpunkt des Wassers = 0.
Gewöhnliche Winterkälte = 10 bis 15°.
Strenge Kälte = 20 bis 25°.
Kälte in Polargegenden = 36 bis 40°.

In den 3 heißesten Tagen, vom 5ten bis 8ten Juli 1845, hatten wir im Schatten + 30°; + 31° ist Hühnerbrut; + 32° Blutwärme; + 35° hitzige Krankheit.

213. Meklenburg's Witterungsverhältnisse.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Einen allgemeinen Eindruck von den Witterungsverhältnissen unseres Landes wird jeder Bewohner desselben haben, weil er sich den Wirkungen nicht entziehen kann, welche dieselben unmittelbar auf seine Sinne ausüben. Denn er hört ja das Brausen des Windes und das Rollen des Donners, sieht den flammenden Blitz und die fallenden Schneeflocken und empfindet die Wärme oder Kälte der ihn umgebenden Luft. — Der häufige Wechsel aber, welchen unsere Witterung zeigt, wird dem oberflächlichen Beobachter als etwas durchaus Regelloses, Launenhaftes erscheinen, — jedoch sehr mit Unrecht; denn ein wißenschaftliches Studium der Witterungskunde (Meteorologie) lehrt, daß auch auf diesem Naturgebiete keinesweges der Zufall sondern ein bestimmtes Gesetz herrscht. Dies Studium ist jedoch ein sehr schwieriges, weil es dazu zahlloser Beobachtungen bedarf, die mit sehr guten und zum Theil kostspieligen Instrumenten eine längere

*) Bei −28° R. gefriert schon das Quecksilber, kann also nicht weiter sinken.

Reihe von Jahren hindurch auf das Sorgfältigste über alle einzelnen atmosphärischen Erscheinungen fortgesetzt werden müßen, wenn man schließlich

— »den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht« —

herausfinden will. Diesem Zweck dienen die meteorologischen Stationen, deren schon eine sehr große Anzahl in fast allen civilisirten Ländern des Erdballs errichtet und deren in Meklenburg gleichfalls mehrere vorhanden sind, nämlich zu Hinrichshagen unweit Woldeck, zu Sülz, Schwerin und Schönberg (im Ratzeburgischen) und endlich in der Nähe der Küste: bei Rostock, in Kirchdorf auf der Insel Pöel und zu Wustrow auf dem Fischlande.

2. Als ein sehr bedeutsames allgemeines Ergebnis der wißenschaftlichen Forschung tritt uns sogleich das entgegen, daß in der ganzen norddeutschen Ebene die Witterungsverhältnisse sich viel gleichmäßiger gestalten, als in dem übrigen Deutschland. Nirgends liegen in ersterer so starke Gegensätze so nahe bei einander, wie z. B. schon im Königreich Sachsen, wo Dresden und Leipzig, mit einem noch etwas milderen Klima als das unsrige, nur wenige Meilen von dem berüchtigten „sächsischen Sibirien" (wie man spottweise das höchste Plateau des Erzgebirges nennt) entfernt liegen, auf welchem oft noch um Johannis Schnee fällt und Getreidebau fast gar nicht mehr betrieben werden kann.

Fehlen nun aber dem nördlichen Deutschland auch die Gebirge, welche jene starken Unterschiede in der Witterung nahe gelegener Landschaften hervorrufen, so werden doch dessen Küsten von zwei Meeren bespült, unter denen ganz besonders die Nordsee einen sehr erheblichen Einfluß auf unsere Witterungsverhältnisse ausübt. Denn nach einem allgemeinen Naturgesetze, zufolge dessen in der nördlichen gemäßigten Zone westliche Winde vorwalten, gehen die meisten Luftströmungen, die über die norddeutsche Ebene hinstreifen, von der Nordsee aus. Da nun aber die Meeresluft immer feuchter und zugleich im Sommer etwas kühler, im Winter dagegen etwas wärmer ist, als die aus dem Inneren eines Festlandes zuströmende, und erstere jene Eigenschaften natürlich in den Küstengegenden noch in höherem Grade besitzen muß, als wenn sie schon weiter landeinwärts vorgedrungen ist: so dürfen wir in der ganzen norddeutschen Ebene auch nicht überall ein gleichartiges Klima erwarten, sondern dasselbe muß in der Nachbarschaft der Nordsee, also im Westen, etwas anders sein, als im Osten, wo überdies auch die Ostsee noch ihren Einfluß geltend macht.

3. Betrachten wir einzelne Ergebnisse der meteorologischen Forschungen noch etwas genauer, und zwar zunächst diejenigen, welche sich auf den Wärmezustand (die Temperatur) der Luft beziehen. Derselbe ist zwar einem beständigen Wechsel unterworfen

und bleibt sich nicht einmal einen einzigen ganzen Tag gleich; setzt man aber seine Beobachtungen mehrere Jahre lang ohne Unterbrechung an einem und demselben Orte fort, so bemerkt man bald, daß jene Unbeständigkeit nur scheinbar ist. Denn nicht allein für das ganze Jahr, sondern auch für die vier Jahreszeiten und selbst für die einzelnen Monate und Wochen stellt sich dann ein gewisses allgemeines Durchschnittsmaß an Wärme heraus, von welchem die Temperaturen der einzelnen Jahre mit ihren Jahreszeiten, Monaten und Wochen nicht mehr wesentlich abweichen. Ein solches Durchschnittsmaß für das Jahr (die sogenannte „mittlere Jahrestemperatur") erhält man z. B. für mehrere (etwa zehn) Jahre, wenn man die so sehr verschiedenen Temperaturen aller einzelnen Tage zusammen zählt und diese Summe sodann durch Division (bei 10 Jahren mit 3652) gleichmäßig auf die einzelnen Tage jener Jahre vertheilt.

Unter den sieben meklenburgischen Stationen hat Rostock die höchste, Hinrichshagen aber die niedrigste mittlere Jahrestemperatur, — ersteres nämlich $8\frac{27}{100}$ und letzteres $6\frac{95}{100}$ Grad des hunderttheiligen Thermometers.*) Nehmen wir den Durchschnitt der mittleren Jahrestemperatur aller unserer sieben Stationen, so erhalten wir als solchen $7\frac{84}{100}$ Grad. Diese Zahl könnte als mittlere Jahrestemperatur von ganz Meklenburg gelten, und auch in den übrigen Ländern der norddeutschen Ebene wird sie davon nicht wesentlich abweichen. Viel höhere mittlere Jahrestemperaturen kommen überhaupt in ganz Deutschland nicht vor; denn selbst die um so viel weiter südwärts belegenen Städte Dresden und Wien haben nur $8\frac{1}{2}$ und 10 Grad. — Etwas anders gestaltet es sich mit der mittleren Temperatur der einzelnen Jahreszeiten. In der norddeutschen Ebene sind im Westen die Sommer etwas kühler und die Winter etwas wärmer als im Osten; auch die Frühlinge sind im Westen wärmer und beginnen zeitiger. Letzteres selbst ohne alle meteorologischen Instrumente zu beobachten, ist jetzt einem jeden durch die Eisenbahnen eine bequeme Gelegenheit geboten. Reiset man nämlich im Frühlinge von irgend einem meklenburgischen Ort, etwa Güstrow, schnell eine ansehnliche Strecke nach Westen — etwa nach Hamburg

*) Das Thermometer hat nach No. 212 zwei feste Punkte, die als Anhaltspunkte bei den Wärmemeßungen dienen: den Gefrierpunkt und den Siedepunkt der Waßers. Den Abstand zwischen beiden theilt man entweder nach Reaumure in 80, oder beßer nach Celsius in 100 Grade, letztere daher Centesimalgrade genannt. — Die 80theiligen Grade in 100theilige zu verwandeln und umgekehrt, ist sehr leicht, wenn man sich merkt, daß erstere zu den letzteren sich ebenso verhalten, wie Courantgroschen zu Silber- oder Neugroschen.

oder Aurich —: so wird man dort schon eine in ihrer Entwickelung viel weiter fortgeschrittene Vegetation finden, als in der Heimat; der umgekehrte Fall aber tritt ein, wenn man ostwärts reiset, — von Güstrow z. B. nach Neu-Stettin in Hinterpommern oder nach Marienwerder in Preußen.

Auf die Witterungsverhältnisse Meklenburg's übt aber (wie oben schon angedeutet) auch die Ostsee durch ihre Nachbarschaft einen nicht unbeträchtlichen Einfluß aus, welcher sich in Bezug auf die Temperatur dadurch zu erkennen gibt, daß dieselbe in den Küstengegenden im Frühlinge langsamer steigt, im Sommer am spätesten ihren Höhenpunkt erreicht und im Herbste endlich langsamer fällt, als in dem Binnenlande. Der heißeste Monat an der Küste ist der August, im Binnenlande aber schon der Juli; der kälteste Monat im ganzen Lande ist der Januar. — Die höchsten Grade von Wärme und Kälte, die bis jetzt sicher in Meklenburg beobachtet sind, waren $35\frac{7}{10}$ Grad über und $31\frac{2}{10}$ Grad unter dem Gefrierpunkte, — also ein Temperaturunterschied von beinahe 67 Centesimalgraden!

4. Viel beträchtlicher, als der Unterschied der mittleren Jahrestemperatur in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sich zeigt, ist der Unterschied in dem durchschnittlichen atmosphärischen Niederschlag, d. h. in der Waßermenge, welche in Gestalt von Regen, Schnee u. s. w. im Laufe eines Jahres zur Erde herabkommt. Wenn man sich dabei des Ausdruckes bedient: „die Regenhöhe betrage an einem Orte so und so viel", so heißt dies: wenn alles innerhalb eines Jahres gefallene Waßer weder verdunstete, noch in den Boden einzöge, würde es auf letzterem eine Schicht von so und so viel Linien oder Zoll Tiefe bilden.

In dem gebirgigen mittleren und südlichen Deutschland, wo alle meteorologischen Verhältnisse sich viel verwickelter gestalten, ist die Regenhöhe an verschiedenen Orten sehr ungleich. Am geringsten ist sie z. B. im Donauthale zwischen Ulm und Sigmaringen, wo sie jährlich nur 11 Zoll beträgt, am größten im südlichen Theile des Böhmer Waldes, wo sie sogar auf 81 Zoll ansteigt. Letzteres ist eine Regenmenge, welche schon an die der tropischen Gegend erinnert, wo jährlich 80 — 120 Zoll Regen fallen, ja in einer Gegend Vorderindiens steigert sich die Regenmenge selbst bis auf 600 Zoll.*) Welche Güße müßen das sein, wenn man bedenkt, daß aller Regen dort überhaupt nur während der einen Hälfte des Jahres fällt, während in unseren Gegenden

*) Den äußersten Gegensatz zu diesen regenreichen Ländern bilden diejenigen, in denen es niemals regnet, wie z. B. in Afrika in der Wüste Sahara, und in Asien in der Wüste Gobi, wie auch in dem arabischen und persischen Hochlande.

der viel geringere atmosphärische Niederschlag sich auf alle Monate des Jahres vertheilt!

In der norddeutschen Ebene erhebt sich die Regenhöhe nur an einer einzigen Stelle bis auf die Hälfte der Regenhöhe des südlichen Böhmer Waldes, nämlich auf der bekannten, als Badeort benutzten Insel Norderney, wo sie beinahe 43 Zoll beträgt. Im äußersten Westen der deutschen festländischen Nordseeküste aber beläuft sie sich nur noch auf $26\frac{1}{2}$ Zoll, und von dort nimmt sie nach Osten hin in der Ebene allmählich immer mehr ab, so daß sie im Ratzeburgischen (bei Schönberg) nur noch etwas mehr als 22, bei Schwerin 21, bei Sülz $19\frac{1}{2}$ und bei Hinrichshagen in Meklenburg-Strelitz etwa 18 Zoll beträgt. — Ebenso, wie in Bezug auf die Temperatur, macht sich aber auch hier wieder die Ostsee bemerklich, deren Einfluß sich merkwürdiger Weise darin zeigt, daß die Regenmenge um so mehr abnimmt, je mehr man sich der Küste dieses Meeres nähert, denn bei Rostock beträgt sie nur noch $15\frac{1}{4}$, zu Kirchdorf auf Pöel $14\frac{4}{5}$ und zu Wustrow auf dem Fischlande $13\frac{3}{20}$ Zoll. — Die an Regen reichste Jahreszeit ist in der norddeutschen Ebene der Sommer, welcher beinahe den dritten Theil der gesammten Waßermenge liefert. Ebenso ist es in fast ganz Deutschland, mit Ausnahme der am südlichen Abhange der Alpen belegenen Landstriche, welche schon unter dem klimatischen Einfluße des Mittelmeeres liegen und demnach der Provinz der vorwaltenden Herbstregen angehören.

5. Lägen uns aus der ganzen norddeutschen Ebene brauchbare Beobachtungen über die Gewitter vor, so würden wir wahrscheinlich daraus ersehen, daß hier eben so, wie in den tropischen Gegenden, im Sommer kaum ein Tag ohne Gewitter vergeht. Aber nur an wenigen Tagen des Jahres sammelt die Elektricität sich in solcher Menge an, daß die ganze Ebene gleichmäßig von Gewittern heimgesucht wird, vielmehr beschränken dieselben sich in den meisten Fällen nur auf bestimmte Landstriche und werden dann in anderen Gegenden der Ebene entweder gar nicht, oder nur als sogenanntes Wetterleuchten bemerkt, welches eben darin besteht, daß man am Horizonte nur den Wiederschein sehr ferner Blitze, deren Donner man nicht mehr hören kann, in den Wolken erblickt. — Aus diesem Sachverhalte erklärt es sich, daß wir in Meklenburg an den einzelnen Beobachtungsorten jährlich nur etwa je 17 bis 20 Gewittertage haben, für das gesammte Land sich deren jedoch 43 herausstellen, welche sich auf die einzelnen Jahreszeiten so vertheilen, daß auf den Winter nur 2, den Frühling 10, den Sommer 25 und den Herbst 6 Gewittertage kommen. Am seltensten sind sie demnach im Winter, wo ihre Dauer auch am kürzesten ist, indem sie ihre Kraft in sehr wenigen

(1 bis 3) Blitzen zu erschöpfen pflegen; zugleich sind aber diese Wintergewitter auch am gefährlichsten, weil sie sehr zum Einschlagen geneigt sind. Der gewitterreichste Monat ist bei uns der Juni, welcher durchschnittlich $9\frac{1}{2}$ Gewittertage zu bringen pflegt. — Während also in unserer Gegend und überhaupt da, wo die Sommerregen vorwalten, die Frühlings- und Sommergewitter das Uebergewicht haben, fallen im Mittelmeere (also in der Region der Herbstregen) die meisten Gewitter in den Herbst und Winter. Von den 65 Schiffen, welche laut vorliegenden Nachrichten binnen einer Reihe von Jahren auf jenem Meere vom Blitze getroffen wurden, geschah dies bei nicht weniger als 45 in den beiden bezeichneten Jahreszeiten.

Der Schaden, den die Gewitter jährlich in Meklenburg anrichten, ist sehr erheblich. Nach den von mir darüber gesammelten Notizen, die aber noch nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch machen können, sind in den sechs Jahren von 1858 bis 63 im ganzen Lande nicht weniger als 99 Gebäude vom Blitze getroffen worden! Nur ein Drittheil dieser Blitze waren sogenannte kalte, d. h. nicht zündende Schläge, und von diesen kamen die meisten in den Städten vor, wo die Bauart weniger feuersgefährlich ist, als auf den Dörfern. Letzteren fielen alle 66 zündende Blitze zu, und zwar suchen sie sich dort ganz besonders gern die gefüllten Scheunen und die Viehhäuser zum Einschlagen aus, deren gesammter Inhalt dann unrettbar verloren zu sein pflegt. Tausende von Schafen, Kühen und Pferden verlieren in wenigen Jahrzehnten durch Feuersbrünste, die auf diese Weise herbeigeführt sind, ihr Leben. — Menschen wurden in den bezeichneten sechs Jahren in ganz Meklenburg 33 vom Blitze getroffen und 12 derselben auch getödtet. In den 60 Jahren von 1801 bis 1860 aber wurden allein in dem Schweriner Lande mindestens 109 Menschen vom Blitze erschlagen, also im Durchschnitt jährlich $1\frac{83}{100}$ (d. h. in 100 Jahren 183). Dürften wir annehmen, daß in diesem Zeitraume außerdem noch verhältnismäßig eben so viele Menschen vom Blitze nur getroffen, aber nicht getödtet wären, wie in den Jahren 1858 bis 1863, so würde die ganze Anzahl der getroffenen und der erschlagenen Personen in den ersten sechs Decennien dieses Jahrhunderts sich auf 290 belaufen. Nehmen wir nun für diesen sechszigjährigen Zeitraum als mittlere Durchschnittszahl der Bevölkerung des Schweriner Landes 400,000 Einw. an, so würde jährlich von 80- bis 90,000 Einw. einer vom Blitze getroffen und von etwa 220,000 auch einer getödtet sein. Im Königreich Sachsen rechnet man schon auf 200,000 Einw. jährlich einen Todesfall durch Blitz, und im Königreich Preußen wurde in den Jahren 1854 bis 1857 durchschnittlich von 241,000 Einw. einer durch Blitz erschlagen. Meklenburg

hält also in dieser Beziehung zwischen den beiden bezeichneten Ländern fast genau die Mitte.

Die Wahrscheinlichkeit, vom Blitze getroffen oder getödtet zu werden, ist also um vieles größer, als die Wahrscheinlichkeit, auf einer Eisenbahnfahrt beschädigt oder getödtet zu werden. Denn selbst auf den englischen Bahnen ist in den drei Jahren 1863 bis 1865 durchschnittlich nur von 150,000 Reisenden einer beschädigt und erst von 1,000,000 auch einer getödtet. Da nun aber auf den deutschen Bahnen sowohl langsamer gefahren, als auch eine beßere Aufsicht geübt wird, so sind Unglücksfälle hier noch viel seltener. — Dies zur Beruhigung ängstlicher Gemüther, welche in einer Fahrt auf der Eisenbahn noch immer ein gewissermaßen waghalsiges Unternehmen erblicken!

214. Der Wind im Dienste der Menschen.

Der Wind ist nicht bloß Gott im großen Haushalt der Natur unterthan, seine Befehle auszurichten; auch der nach Gottes Ebenbild erschaffene Mensch, den Gott zum Herrn über die Dinge der Erde gesetzt, hat ihn sich zu seinen Zwecken unterthan gemacht. Nicht vergebens hat er gesehen, wie er schnell an ihm sich vorüber bewegt, nein, er benutzt ihn, um seine Schiffe, um seine Windmühlen in Bewegung zu setzen. Er versieht seine Schiffe mit schwellenden Segeln, in denen er den Wind auffängt, und er zwingt ihn durch die Art der Aufziehung und Vertheilung derselben und durch die Bewegnng seines Steuerruders, nicht bloß das Schiff zu bewegen, sondern sogar da und dorthin zu treiben, wohin er das Schifflein bewegt wißen will, wie beim ernsten Kriegestanze der Seeschlacht, aber auch bei den in den Hafen mit einerlei Winde ein- und auslaufenden friedlichen Handelsschiffen zu sehen ist. Eben so setzt er dem Winde das doppelte Flügelpaar seiner Windmühlen entgegen, nicht um diese von ihrem Orte fort, sondern jene mit der ihnen verbundenen Welle um ihre Axe herum bewegen zu laßen, um dadurch den Mühlstein in kreisende Bewegung zu setzen und durch dieselbe die aufgeschütteten Getreidekörner zu feinem Mehl zu zermalmen. Ja der Wind muß ihm, was das Waßer reinigend oder färbend ihm naß gemacht hat, wieder trocknen, die Wäsche, die Tücher, das frisch gemachte Papier; auch sein Heu und seine Getreidegarben muß er zur Aufbewahrung ihm trocknen; ja er muß ihm selbst des Feuers Dienste vertreten, um das kostbare Holz zu ersparen; da macht der Mensch ein luftiges, mit Reisigbündeln erfülltes Gerüst als Gradirwerk, leitet auf dasselbe schwache Salzsoolen, die, von Reis zu Reis herabtröpfelnd, vom Winde berührt, diesem einen großen Theil ihres Waßers mittheilen, zu dessen Verdampfung nun kein Feuer, kein Holz mehr nöthig ist.

215. Brennbare Luft und Leuchtgas.

Einige Luftarten sind brennbar, z. B. die Sumpfluft, die man in Blasen aufsteigen sieht, wenn man einen Stock auf den Grund eines sumpfigen Wassers steckt. Man kann sie vermittelst eines Trichters in eine leere Blase sammeln und beim Ausdrücken anzünden. Will man das versuchen, so ist aber doppelte Vorsicht nöthig, einmal, daß man keine atmosphärische Luft in die Blase bekomme, und dann, daß man nicht kopfüber in den Graben falle. — Eine andere brennbare Luft, Hydrogengas, entwickelt sich sogleich, wenn man Wasser und etwas Schwefelsäure (Vitriolöl) auf Zink oder Eisenfeile gießt. Dieses Gas ist 14½ mal so leicht, als die atmosphärische Luft, weshalb man es zur Füllung der Luftballons gebraucht hat, wozu aber auch die erhitzte atmosphärische Luft dienen kann. Auch dieses Hydrogengas kann man in eine leere Blase strömen laßen und beim Ausdrücken anzünden. Wenn man aber etwas atmosphärische Luft damit vermischt, entsteht die sogenannte Knallluft. Wenn man diese an ein Licht strömen läßt, entzündet der Inhalt der Blase sich auf einmal und die Blase zerplatzt mit einem starken Knall. Etwa so viel dieser Mischung, als ein Bierglas voll, gibt schon eine bedeutende Explosion, und man muß mit ihr wenigstens eben so vorsichtig umgehen, als mit Schießpulver. — Eine Verbindung des Hydrogengases mit luftförmig gewordenem Kohlenstoff heißt Leuchtgas, mit welchem man in vielen Städten die Straßen, Läden und Zimmer erleuchtet. Dieses Leuchtgas entwickelt man vorzugsweise aus Steinkohlen, am besten aus Kännelkohlen. Zu diesem Zwecke hat man eiserne Behälter (Retorten), die man in einem geeigneten Ofen durch ein gehöriges Feuer ringsum erst glühend macht, dann bis zur Hälfte mit Kohlen füllt und darauf dieselben mit einem genau passenden Deckel luftdicht verschließt. Sobald nun die Kohlen in den glühenden Retorten zu glühen anfangen, entwickelt sich aus ihnen das Leuchtgas, das sofort in gußeisernen Röhren aus der Retorte in die Höhe steigt, dann in einen Abkühlungs- und Reinigungsbehälter weiter geleitet und endlich in ein großes Sammelgefäß, den Gasometer, geführt wird, von wo aus dasselbe dann durch unterirdische eiserne Röhren an den Ort seiner Bestimmung — in die Straßen und Häuser der Stadt — gelangt. Sobald man dann nur an den Röhren den Hahn aufdreht, strömt es aus der Oeffnung; man hält ein Licht daran, und husch — brennt in der Oeffnung eine weiße helle Flamme — ohne Docht, Oel, Talg oder Wachs —, eine Gasflamme, die nicht geputzt werden darf und kein Wind verlöscht. — Was doch nicht Alles in einer schwarzen, rußigen Steinkohle, in diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt zusammenge-

backenen Stoffe, steckt, und — was der Mensch nicht Alles erfindet. — Aber aus denselben Kohlen entwickelt sich (nach No. 208) auch jenes furchtbar tödtliche Gas, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Oefen schließt oder Kohlenbecken in verschloßene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unmerkbar den Todesschlummer herbeiführt.

216. Elektricität.

(Von F. Rendschmidt.)

Wenn ich eine Siegellackstange mit einem Stück Wollenzeug reibe und dann über Papierschnitzchen, Flaumfedern oder Sägespäne halte, die auf einem Tische liegen: so fliegen diese kleinen Körper rasch an die Siegellackstange, werden von ihr abgestoßen, fliegen wieder an, fallen von Neuem ab, und so geht es fort, bis die Kraft des Siegellacks geschwächt worden ist und man ihn wieder reiben muß, um die Erscheinung abermals zu bewirken. Dasselbe wird erfolgen, wenn ich Glas, Harz oder Bernstein reibe. Mache ich solche Versuche im Dunkeln, so bemerke ich beim Reiben einen Lichtschein um die Siegellackstange herum; und nähere ich derselben, wenn sie lang und dick ist, den Finger, so dringt aus ihr ein kleiner Funken knisternd hervor, wobei ich ein leises Stechen empfinde. Fahre ich mit dem geriebenen Siegellack nahe an's Gesicht, so entsteht ein Gefühl, als wenn Spinngewebe an die Haut geflogen wären; zugleich nehme ich einen besondern Geruch wahr. Die Kraft, durch welche die Körper im Stande sind, solche Erscheinungen hervorzubringen, nennt man Elektricität, und die Körper, in denen sie durch Reiben entwickelt werden kann, heißen elektrische Körper. Den Namen hat man vom Bernstein abgeleitet, der griechisch Elektron heißt, und an dem schon die Alten jene Wirkungen entdeckt hatten.

Die Elektricität zeigt sich an den Körpern nur, wenn sie gerieben werden; ohne dies scheint dieselbe in ihnen zu ruhen. Die meisten Körper enthalten Elektricität, jedoch einige viel, wie Bernstein, Siegellack, Harz, Edelsteine, Glas, Schwefel, Haare, Wolle, Seide, trockene Luft; andere sehr wenig, wie Metalle, Erde, Pflanzen, Thiere und überhaupt feuchte Sachen.

Jene nehmen schwer die Elektricität auf und verbreiten sie nicht über ihre Oberfläche, behalten sie vielmehr nur an einer Stelle und verlieren sie nur langsam, man nennt sie Nichtleiter; diese nehmen leicht Elektricität an, verbreiten sie sofort über ihre ganze Oberfläche und geben sie rasch mit einem Male wieder ab, man nennt sie Leiter der Elektricität. Wenn man eine Glasröhre stark reibt und damit ein Stückchen Eisen berührt, das auf dem Tische liegt, so fährt die Elektricität schnell in das Eisen und verschwindet alsbald, weil das Eisen sie in demselben Augenblicke dem Tische mittheilt. Legt man jedoch das Eisen über zwei Siegellackstangen und theilt ihm dann, wie vorhin, die Elektricität mit, so bleibt sie eine Zeit lang darin, weil sie von der Siegellackstange nicht angenommen wird. In diesem Falle sagt man: das Eisen ist von den Leitern abgesondert. Wenn ich mich auf einen Stuhl, der Glasfüße hat, stelle, mich also absondere, und mit einem Katzenfelle gegen eine Wand schlage, so werde ich elektrisch. Würde ich dann von Jemand berührt, so müßten Funken aus meinem Körper springen.

Der größte Nutzen, den uns die Untersuchungen über die Elektricität gebracht haben, besteht in einer genaueren Kenntnis des Gewitters. Wie die Elektricität in die Luft kommt, weiß man nicht. Manche sagen, sie steige mit den Dünsten in die Höhe; doch wird sie gewis noch auf eine

andere Art dort erzeugt. Die Luft ist bekanntlich ein Nichtleiter, und das um so mehr, je trockener sie ist; am trockensten ist nun meist die obere dünnere Luft. Wenn sich da Elektricität sammelt, so kann sie nicht leicht fortgeleitet werden. Feuchte Luft oder Wolken sind aber Leiter. In den Wolken sammelt sich die Elektricität an, und aus ihnen fährt sie entweder zur Erde nieder oder zu einer anderen Wolke. Geschähe diese Bewegung nicht so außerordentlich schnell, so würden wir die Elektricität in einem großen, feurigen Funken, gleich einem Feuerballe, herausfahren sehen; nun aber fliegt der Funken mit ungemeiner Schnelligkeit in mancherlei Krümmungen durch die Luft und zeigt sich uns als ein vielfach gebrochener Feuerstrahl. Das ist der Blitz. Wie entsteht aber der mit dem Blitz gewöhnlich verbundene Donner? Wir könnten antworten: Der Blitz fährt so schnell durch die Luft, daß kein Mensch seine Schnelligkeit noch hat berechnen können. Das gibt starke Lufterschütterungen und muß daher auch stark schallen. Ein elektrischer Funken, der durch Reibung des Glases erzeugt wird, knistert ja schon.

217. Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

(Nach Haupt.)

Schon früh lernte der Mensch die Elemente Feuer, Waßer und Luft in Dienst nehmen, um sich dadurch die eigne Handarbeit zu erleichtern oder ganz zu ersparen. Waßer und Luft trieben die Räder seiner Mühle, und das Feuer half ihm das spröde Erz bezwingen. Aber tieferes Nachdenken und Eindringen in das Wirken der Natur führte zu noch wichtigeren Hülfsmitteln. Man sah, daß ein Schoppen Waßer, in einem verschloßenen Glase durch Feuer zum Verdunsten gebracht, das Gefäß, und war es noch so stark, zersprengte. Durch Verdunstung verlangt nämlich das Waßer einen 1500 mal größeren Raum, als es in tropfbar flüßigem Zustande einnimmt. Man erkannte bald, hierdurch sei eine so ungeheure Kraft zu gewinnen, daß die schwersten Lasten durch sie müßten fortbewegt werden können.

Man brachte Dampfkeßel mit besonderer Maschinerie, welche 2 große Räder mit raschen Schwingungen umtrieb, auf die Schiffe, und Ruder und Segel wurden überflüßig. Pfeilschnell durchschnitt das majestätische Schiff des Meeres Fluten. Man brachte auch solche mechanische Vorrichtungen auf Wagen, die man Locomotiven nennt, und in einer Stunde durchfliegt der schwer beladene Dampfwagen eine Strecke von 10 und mehr Stunden. Auf der Altona-Kieler Bahn, welche vom Frühjahr 1843 bis zum Herbst 1844 erbauet und am 18ten September desselben Jahres eröffnet wurde, legt man in kaum 3 Stunden über 12 Meilen zurück. Es ist gar nichts Seltenes, daß in einem einzigen Wagenzuge mehr als Tausend Menschen weiter befördert werden. Hierzu sind freilich besondere Eisenbahnen erforderlich, das sind Wege, auf denen die Wagengleise mit Eisen belegt sind. Diese sind kostbar. Dessenungeachtet ist auf günstigem Raume der Gewinn von solchen Unternehmungen sehr groß.

In England kam diese Erfindung zuerst auf; in Nordamerika wird sie am stärksten benutzt. In Deutschland wurde die erste Eisenbahn zwischen Fürth und Nürnberg 1835 eröffnet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese die Länder umgürtenden Eisenschienen auch die Herzen der Völker inniger aneinander ketten und mit dazu beitragen werden, daß die große Aufgabe des Evangeliums, alle Völker des Erdballs in eine große Familie durch Liebe zu vereinen, leichter und vollständiger gelöst werde.

Die Dampfmaschine erscheint aber als ein mit geistigen Kräften begabtes Wesen. Sie regelt mit vollkommener Genauigkeit die Anzahl der Kolbenstöße in einer gegebenen Zeit, sie regelt die Menge des Dampfes, der zur Arbeit zugelaßen wird, — den Grad des Feuers, — das Waßer, welches dem Keßel zugeführt wird, — die Menge der Kohlen, mit denen das Feuer unterhalten wird; — sie öffnet und verschließt ihre Ventile mit der vollkommensten Genauigkeit in Betreff der Zeit und Art; — sie ölt ihre Gelenke ein; — sie entfernt alle Luft, welche zufällig in Theile gekommen sein mag, die luftleer sein sollen; — und wenn irgend etwas falsch geht, was sie nicht selbst verbeßern kann, so gibt sie den Wärtern ein Zeichen, indem sie eine Glocke läutet; — doch mit allen diesen Vermögen und Eigenschaften, und wenn sie eine Kraft von 600 Pferden besitzt, gehorcht sie der Hand eines Kindes. Ihre Nahrung ist Kohle, Holz und andere Brennstoffe; sie verbraucht keine, wenn sie müßig ist; — sie ermüdet nie und bedarf keiner Ruhe; — sie ist keiner Krankheit unterworfen, wenn sie ursprünglich gut gebaut ist, und kann nur dann ihre Arbeit nicht mehr verrichten, wenn das Alter sie hinfällig gemacht hat. Sie ist unter jedem Klima gleich thätig und verrichtet Arbeiten jeder Art. Sie ist ein Waßerpumper, ein Bergmann, ein Matrose, ein Baumwollenspinner, ein Weber, ein Schmied, ein Müller ꝛc., und eine kleine Maschine, als Dampfpferd gebraucht, kann auf einer Eisenbahn 100 Tonnen Waaren oder ein Regiment Soldaten mit größerer Schnelligkeit ziehen, als unsere schnellsten Wagen von Pferden gezogen werden können.

Sie ist die Königin der Maschinen!

218. Salomon de Caus.

Wenn wir die verschiedenen Erfindungen betrachten, die uns das Leben bequem und angenehm machen, oder die uns vortreffliche Mittel an die Hand geben, uns weiter zu bilden: so werden wir erstaunen über die Kraft des

menschlichen Geistes, der solche Erfindungen in's Leben rief. Nehmen wir z. B. die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Uhren, der Fernröhre u. s. w. Und nun die Erfindung, die Dampfkraft anzuwenden, welche Vortheile hat sie der menschlichen Gesellschaft verschafft! Es gibt vermittelst der angewandten Dampfkraft nicht nur Dampfschiffe und Eisenbahnen, sondern auch Dampfmühlen, Dampfpressen in Buchdruckereien, Dampfmaschinen in Fabriken aller Art u. s. w. Durch die Anwendung des Dampfes haben sich die Verhältnisse des Lebens fast gänzlich umgestaltet; denn keine Erfindung ist von so wichtigen Folgen begleitet gewesen, als eben diese. Und wer hat denn nun diese auszerordentliche Erfindung gemacht? Man will behaupten, dasz schon im grauen Alterthume Versuche gemacht seien, vermittelst Dämpfe Schiffe zu treiben; Bestimmtes hat uns aber die Geschichte nicht darüber aufbewahrt. Fast bis auf die neueste Geschichte hat man den Engländer Ed. Sommerset, Marquis von Worcester, für den Erfinder gehalten; jedoch haben eifrige Geschichtsforscher gefunden, dasz sich die Sache anders verhält. Zu seiner Zeit, etwa 1640, lebte ein Mann, Salomon de Caus, ein Franzose, der sich eine Zeitlang in England aufhielt und dann als Ingenieur und Architect des Churfürsten Friedrich von der Pfalz angestellt wurde. Dieser war der Erfinder der Anwendung des Dampfes als Bewegungsmittel, schrieb darüber eine Schrift und eilte nach Paris, um sie dem einfluszreichen Cardinal Richelieu zu übergeben. Dieser feine Hofmann aber hielt den wackern de Caus für einen Verrückten, und da er ihn fortwährend bat, die Schrift doch anzunehmen und seine Erfindung zu unterstützen, so wurde de Caus endlich als ein Wahnsinniger in ein Tollhaus gebracht. Hier sasz nun der arme Mann unter Verrückten und wurde gerade so, wie sie, behandelt. Er soll endlich über diese Verkennung und Mishandlung wirklich seinen Verstand verloren haben. Eduard Sommerset besuchte eines Tages in Begleitung einer Dame die Irrenanstalt, und als er sich dem Gitter näherte, wo de Caus eingesperrt war, sprach dieser Unglückliche: „Ich bin nicht verrückt, ich habe eine Entdeckung gemacht, die das Land bereichern wird, wenn man sie nur in Anwendung bringen wollte.“ Sommerset wandte sich an den Führer und befragte ihn über den Unglücklichen. „Ach,“ erwiderte er, „dieser Mann hat sich in den Kopf gesetzt, das Land zu beglücken durch die Anwendung der Waszerdämpfe. Er hat sogar ein Buch

darüber geschrieben, das ich besitze.“ Sommerset bat den Führer, ihm solches zu zeigen. Als der Marquis einige Seiten gelesen hatte, sprach er: „Dieser Mann ist kein Narr, in meinem Lande würde man ihn mit Reichthümern überhäuft haben, anstatt ihn einzusperren. Führen Sie mich zu ihm, ich will ihn sprechen.“ Man führte ihn hin, allein er kam bald sehr niedergeschlagen und nachdenkend zurück. „Jetzt sehe ich,“ sprach er, „dasz er verrückt ist; Unglück und Gefangenschaft haben ihn seiner Sinne auf immer beraubt; Ihr habt ihn verrückt gemacht; allein mit ihm habt Ihr das grösste Genie Eures Jahrhunderts vernichtet.“

Salomon de Caus starb in seiner Heimat, der Normandie, und lange Zeit hatte man seiner vergeszen. Sommerset aber schrieb 1663 ein Buch, in welchem er die Entdeckung, die Dämpfe anzuwenden, als die seinige herausgab. Wie aber schon bemerkt, in neuester Zeit hat man gefunden, dasz diese Ehre dem unglüklichen de Caus zukommt. Wenn auch unsere Zeit dies anerkennt, so hat doch sein Jahrhundert eine unverantwortliche Schuld auf sich geladen. Aber hat nicht de Caus das Schicksal manches ausgezeichneten Mannes der Vorzeit getheilt, und hat nicht mancher ausgezeichnete Kopf nach ihm gleiche Undankbarkeit erfahren? Auch unser Vaterland können wir von einer solchen Schuld nicht freisprechen. Es hat ausgezeichnete Deutsche gegeben, die der Wiszenschaft und Kunst ihr Leben geopfert haben, vergeszen von ihren Zeitgenoszen. Eine solche Undankbarkeit bleibt immer ein arger Fleck in der Geschichte eines Volkes.

219. Meklenburgs Boden.

a.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Um die Beschaffenheit unseres Bodens dem Leser verständlich zu machen, müßen wir etwas weiter ausholen. — Die feste Rinde des Erdkörpers besteht aus Felsarten, die ihrem Ursprunge und ihrer Beschaffenheit nach sich in zwei verschiedene Classen theilen laßen. Die eine umfaßt die sogenannten Eruptivgesteine,*) unter welchem Namen man diejenigen Felsarten versteht, welche sich ursprünglich in einem feuerig-flüßigen Zustande

*) Das Wort Eruption bedeutet «Ausbruch» und stammt her von dem lateinischen Zeitworte erumpere, d. h. ausbrechen, gewaltsam hervorquellen. Jene Gesteine werden Eruptivgesteine genannt, weil man glaubt, daß sie dem feuerig-flüßigen Erdkerne entquollen sind.

befunden haben und sodann durch allmähliche Abkühlung fest geworden sind. Die älteren derselben, zu denen z. B. der bekannte Granit gehört, und welche das ganze Fundament der festen Erdrinde bilden, nennt man plutonische Felsarten, weil die Werkstätte, aus der sie hervorgegangen sind, tief unter unseren Füßen im Inneren des Erdkörpers liegt, wohin die griechisch-römische Götterlehre den Wohnsitz des Pluto, des Königs der Unterwelt, verlegte; die jüngeren aber, zu denen z. B. Lava und Bimsstein gehören, heißen vulcanische Felsarten, da sie noch jetzt jenen bekannten Bergen entquellen, welche eben jene Götterlehre als die Werkstätten des in der Schmiedekunst erfahrenen Gottes Vulcan betrachtete. — Die zweite große Classe aber begreift diejenigen Gesteine in sich, welche sich nach der Entstehung der plutonischen Erdrinde auf dieser letzteren unter Mitwirkung des Waßers abgelagert haben, weshalb man sie unter dem Namen der neptunischen Felsmassen zusammenfaßt; denn Neptun galt bei den Römern für den Beherrscher des Waßerreiches. Man theilt dieselben in Sedimentgesteine, d. h. in solche, die sich gewissermaßen als ein Bodensatz (Sediment) im Waßer gebildet haben, wie z. B. alle Thon- und Kalklager, und in Conglomerat-Gesteine, d. h. zusammengeballte, zusammengekittete, welche aus den Trümmern plutonischer Gesteine bestehen, die nachträglich durch irgend einen im Waßer enthaltenen bindenden Stoff (Kalkerde, Kieselerde, Eisenoxyd) wieder zu festen Felsmassen zusammengekittet worden sind, wie dies z. B. bei allen Sandsteinen der Fall ist. — Nur diese neptunischen Felsarten kommen in schichtenweise über einander ruhenden Lagern vor, und nur sie allein enthalten Versteinerungen (Petrefacten), d. h. Reste früherer Thier- und Pflanzenschöpfungen, deren mehrere nach einander auf der Erde gelebt haben. Diejenigen Felsmassen nun, welche die Reste einer dieser Schöpfungen in sich enthalten, betrachtet man, so verschieden die Gesteine selbst auch aussehen mögen, als zu einer bestimmten geognostischen Formation gehörig, deren man auf dem jetzigen Standpunkte der Wißenschaft im Ganzen neun unterscheidet.

2. Während nun in den Gebirgen des mittleren und südlichen Deutschlands überall die mannigfaltigsten Eruptivgesteine und neptunischen Felsmassen den Blicken bloßliegen, fehlen in unserer norddeutschen Ebene erstere gänzlich, falls nicht die in derselben an sehr zerstreuten Punkten (bei Lübtheen in Meklenburg, Segeberg in Holstein, Lüneburg und Stade im Hannöverschen, Sperenberg in der Mark Brandenburg) auftauchenden Gypsstöcke zu denselben gehören. Auch von den vier ältesten neptunischen Formationen ist hier noch nichts entdeckt worden, nur erst von der fünften, welche den Namen Triasformation führt, zeigen

sich an einigen Stellen, die aber alle außerhalb der Grenzen Meklenburgs liegen, einzelne kleine Lager, unter denen die Rüdersdorfer Kalklager unweit Berlin die bekanntesten sind, denn sie liefern einen technisch wichtigen Kalkstein, von dem auch in Meklenburg zum Behufe des Kalkbrennens große Massen eingeführt werden; daß aber diese Triasformation gleichfalls in der Tiefe unseres meklenburgischen Bodens versteckt liege, darauf deuten unsere Salzquellen (bei Sülz, Conow u. a. O.) hin; denn wahrscheinlich entnehmen sie das Salz den Steinsalzlagern, an welchen jene Formation sehr reich ist. — Von der Juraformation (der sechsten) trifft man nur in Pommern einige Lager von beschränkter Ausdehnung an, und erst die siebente, die Kreideformation, tritt auch in Meklenburg zu Tage, und zwar läßt sie sich nicht allein von Malchin in südwestlicher Richtung bis in die Umgegend der Stadt Malchow verfolgen, sondern man trifft sie auch zwischen Doberan und dem Salzhof in der hügeligen Gegend um das Dorf Brunshaupten herum, und außerdem in kleineren Lagern auch noch an einigen anderen im Lande zerstreuten Punkten, wie z. B. bei Karenz in der Haideebene, bei Samow unweit Gnoien, bei Salow und Wittenborn unweit Friedland. Das Gestein, durch welches diese Formation hier vertreten wird, ist theils eine weiße Kreide von härterer Beschaffenheit, als die bekannte rügianische Schreibkreide, theils ein gelblichgrauer Kalkstein und ein grünlich-graues Kieselgestein. Größere Versteinerungen (namentlich Seeigel) kommen darin zwar sehr wohlerhalten, aber doch nur sparsam vor, mikroskopisch kleine dagegen an manchen Stellen in sehr großer Menge. — Auch die achte Formation, die tertiäre, ist in Meklenburg vertreten, und zwar durch mächtige Lager von sehr schönem Töpferthon, durch Alaunerde und Braunkohlen, auf welche letzteren in der Haideebene bei Malliß sogar Bergbau betrieben wird.

3. Die größte Erstreckung haben aber auch hier in Meklenburg die Lager der jüngsten (neunten) Formation, der man den Namen Quartärformation beigelegt hat, und welche eine mächtige, über die ganze norddeutsche Ebene ausgebreitete Decke bildet, die nur da, wo sie zerrißen ist, uns einen Einblick in jene vorhin namhaft gemachten älteren Bildungen gestattet. Sie besteht theils aus sogenanntem Diluvium, d. h. aus Thon-, Lehm-, Mergel- und Sandschichten, die einstmals vor vielen Jahrtausenden auf diesem Raume durch Meeresfluten zusammengeschwemmt sind, theils aus Alluvium, d. h. aus Stoffen, deren Bildung unter Mitwirkung des Waßers noch jetzt unter unseren Augen vor sich geht, wie Torf, Moder, Wiesenkalk, Sanddünen u. dgl. Auf der Oberfläche unseres Bodens vertheilen sich diese quartären Stoffe in der Weise, daß oben auf dem breiten Land-

rücken die Sandlager, auf seinem der Ostsee zugekehrten Abhange aber die Lehmlager vorwalten; auch auf der südwestlichen, der Elbe zugewendeten Abdachung herrschen Sandlager vor, die aber hier durch eine Beimischung von eisenhaltigen Stoffen zum Theil eine rostbraune Färbung und festeren Zusammenhang erlangt haben (die sogenannte Fuchserde), und im Vereine mit den ihren oberen Schichten beigemengten kohlig-harzigen Stoffen jene etwa 40 □M. große Ebene zwischen Schwerin, Dömitz und Boizenburg bildet, welche unter dem Namen der Haideebene bekannt ist und sich jenseits der Elbe in der noch viel größeren, ihrer Unfruchtbarkeit und Einförmigkeit wegen übel berüchtigten Lüneburger Haide fortsetzt. Die alluvialen Bildungen endlich treffen wir sowohl an der Ostseeküste in den sandigen Landzungen, in den Dünen bei Warnemünde und in dem merkwürdigen heiligen Damme bei Doberan an, als auch im Binnenlande in den Umgebungen der Landseen und in den zahlreichen Flußthälern, deren horizontaler Boden deutlich zeigt, daß er einer Mitwirkung des Waßers seinen Ursprung verdankt.

4. Fehlen nun auch unserem Lande, wie aus dem Vorstehenden erhellt, wirkliche Lager von harten Felsmassen ganz und gar, so finden wir doch größere und kleinere Bruchstücke derselben in größter Menge sowohl über den Boden verstreut, als auch in den Diluviallagern versteckt. Es sind dies die sogenannten Gerölle (Wanderblöcke, Feldsteine), von denen noch immer viele Leute glauben, daß dieselben hier an Ort und Stelle von selbst entstanden und auch noch jetzt entständen und sich durch Wachsen vergrößerten. Aber auch in diesem Falle gilt der alte Ausspruch, „aus Nichts wird Nichts", und was das Wachsen betrifft, so kann ein solches nur bei organischen Körpern (Thieren und Pflanzen) stattfinden; denn diese allein sind im Stande, Nahrungsmittel in sich aufzunehmen; und diese zu solchen Stoffen zu verarbeiten, wie sie deren zum weiteren Ausbau und zur Vergrößerung ihrer Körper bedürfen. Die Gerölle sind in der That nur kleine Bruchstücke großer Felsmassen, die früher einmal durch eine gewaltige Naturrevolution zerstört, mit jenen diluvialen Stoffen zugleich über die norddeutsche Ebene verstreut worden sind; denn diese Stoffe selbst sind nichts weiter als die Ueberreste älterer zerstörter Felslager, nur daß bei ihnen die Zertrümmerung und Zerreibung nur noch viel vollständiger gewesen ist. — Diese Gerölle kommen von der Größe eines Sandkornes bis zur Größe von mehreren tausend Kubikfuß vor. In der Nähe von Neubrandenburg z. B. liegen drei recht große: bei der Papiermühle, bei der Krappmühle und bei dem Dorfe Blankenhof; letzterer, welcher als tafelförmige Platte nur wenig aus dem Boden hervorragt, ist 18 Fuß lang und 13 Fuß breit. Ein noch größerer

liegt unfern unserer Grenze bei der vorpommerschen Stadt Treptow; seine größte Länge beträgt 22, seine Breite 17, seine Höhe über dem Boden 9 Fuß und der Rauminhalt des aus der Erde hervorragenden Theiles etwa 3500 Kubikfuß. An Größe wird aber auch dieser Felsblock noch durch ein bei der hinterpommerschen Stadt Belgard liegendes Gerölle weit übertroffen, denn dasselbe ist sogar 43 Fuß lang, 36 breit und 14 hoch.

5. Das Material, aus dem die Gerölle bestehen, ist ein sehr mannigfaltiges. Theils sind es eruptive, plutonische und vulcanische Gesteine, wie z. B. der bekannte, buntfarbige Granit und der diesem sehr ähnliche (statt des Glimmers schwarze Hornblende enthaltende) Syenit oder Diorit und Hornblende, — grünlich-schwärzliche Gesteine von ungemeiner Zähigkeit, weshalb schon die Ureinwohner unseres Landes ihre Hämmer daraus anfertigten und auch noch jetzt die Chausseearbeiter sie bei dem Zerklopfen der Steine gern als Unterlage verwenden, — ferner Porphyre, in deren dunkel-grüner oder rother Grundmasse fleischfarbene Feldspathkrystalle liegen, u. a. m. Theils aber sind es neptunische Gesteine (Kalksteine, Thonschiefer, Sandsteine Feuersteine u. s. w.), welche besonders folgenden vier Formationen angehören, deren Gerölle entweder gleichmäßig über das ganze Land verstreut oder mehr auf bestimmte Oertlichkeiten eingeengt sind. Ersteres ist der Fall mit den Geröllen der ältesten neptunischen Formation, welcher man den Namen der silurischen beigelegt hat. Ihr gehören die bekannten grauen Kalksteine an, aus denen die alten großen, tafelförmigen Leichensteine in unseren Kirchen gefertigt sind, zu welchen aber nicht unsere Gerölle das Material geliefert haben, sondern diese Platten sind von der schwedischen Insel Oeland herübergebracht, wo große Lager dieses Gesteines vorhanden sind. Sie sind reich an merkwürdigen Versteinerungen, unter denen manche größere selbst die Augen derer auf sich zu ziehen pflegen, die sich sonst eben nicht um dergleichen Dinge zu kümmern pflegen. Solche Versteinerungen sind z. B. die in kleineren Bruchstücken walzenförmigen, in völliger Erhaltung aber sich lang-kegelförmig zuspitzenden und in regelmäßigen Abständen von Querscheidewänden durchsetzten Orthoceratiten, welche keineswegs, wie Unkundige mitunter meinen, versteinerte Schlangen sind, sondern zu den Conchylien gehören; ferner die den Krebsschwänzen einigermaßen gleichenden Trilobiten und zierliche Korallen (zur Gattung Favosites gehörig), welche versteinerten Honigwaben oft täuschend ähnlich sind und von Nichtkennern auch oft genug dafür gehalten werden. — Auch die Gerölle der Kreideformation (zu denen auch die Feuersteine gehören) und lose Kreideversteinerungen sind ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verstreut; zu letzteren gehören die allgemein bekannten Krötensteine, welche ihrer Schale

beraubte Steinkerne vorweltlicher Seeigel sind, — ferner die sogenannten Donnerkeile (Belemniten), die fossilen Knochen eines dem jetzigen Dintenfische verwandten Thieres, — sodann sehr große und dickschalige austernartige Muscheln (Gryphiten) u. s. w. — Die Gerölle der beiden anderen Formationen haben eine beschränktere Verbreitung, indem die der Juraformation mehr dem Osten, die der Tertiärformation aber mehr dem Westen des Landes angehören. Die Gerölle beider haben viele Aehnlichkeit mit einander, indem sie meistens in der Gestalt von rostbraunen oder chocoladefarbenen Sandsteinknollen vorkommen, welche mit sehr zierlichen kleinen Versteinerungen ganz und gar erfüllt sind; aber während in den Juragerölle die Muscheln vorherrschen, haben in den tertiären die Schnecken das Uebergewicht. Zu diesen tertiären Geröllen gehört auch ein unter dem Namen „Sternberger Kuchen" bekanntes Gestein, welches schon vor länger als 150 Jahren die Aufmerksamkeit der Sammler auf sich gezogen hat; man beachtete dies durch seine zahlreichen und zierlichen Versteinerungen ganz besonders ausgezeichnete Gestein zuerst in der Umgegend der Stadt Sternberg, wo man viele Knollen desselben lose auf den Feldern herumliegend fand; es kommt aber auch in anderen Gegenden des östlichen Meklenburg vor. Tertiären Ursprungs ist auch der Bernstein, welcher hier leider nur selten in schönen und größeren Stücken gefunden wird, dann aber auch sehr werthvoll ist; denn gute Stücke von 10 Loth Gewicht werden mit 20, von 30 Loth mit 60 bis 70 Thlr. bezahlt. Er ist bekanntlich das Harz vorweltlicher Nadelholzbäume und für die Wißenschaft dadurch noch von ganz besonderem Interesse, daß er in seinem ursprünglichen flüßigen Zustande kleine Käfer, Spinnen, zarte Pflanzentheile u. dgl. umhüllet und vor Zerstörung bewahrt hat, die sonst ihrer Zerbrechlichkeit wegen wohl schwerlich auf die Nachwelt gekommen wären.

6. Während in manchen Gegenden des Landes Gerölle von Faustgröße und darüber nur sparsam vorkommen, sind sie in anderen so häufig, daß der Boden förmlich mit ihnen überstäet erscheint. Letzteres ist namentlich in einigen breiten Streifen Landes der Fall, welche Meklenburg in der Richtung von Nordwest nach Südost durchziehen; selbst größere Gerölle kommen mitunter in einer solchen Menge vor, daß die mit ihnen bedeckten Felder aus einiger Entfernung gesehen sich so ausnehmen, als weidete eine Schafheerde auf denselben. — Da diese massenhaften Gerölle natürlich dem Ackerbau sehr hinderlich sind, so sucht man sie möglichst von den Feldern hinwegzuräumen, indem man sie an den Wegen zu rohen Mauern und auf den Feldern selbst zu großen backofenförmigen Haufen zusammenträgt oder sie in Mergelgruben wirft und in Seen oder Teichen versenkt. Als vor einigen

Jahren die Feldmarken der beiden in Meklenburg-Strelitz belegenen Dörfer Neuhof und Schlicht von Geröllen gesäubert werden sollten, wurden die Kosten dieses Unternehmens für ersteres Gut auf 8000, für letzteres aber sogar auf 15000 Thlr. veranschlagt! — Früher müßen die Gerölle auch noch in anderen großen Strecken Landes, in denen sie jetzt schon sparsam sind, dem Ackerbau durch ihre Menge große Hindernisse in den Weg gelegt haben. Welche Menge solcher Steine steckt nicht z. B. hier, an meinem Wohnorte Neubrandenburg, in der Stadtmauer, in den Fundamenten der Gebäude, im Straßenpflaster und in den Chausseen, so weit sie über die städtische Feldmark geführt sind, und welche ohne Zweifel doch alle aus der näheren Umgebung der Stadt selbst entnommen sind. Denn da die Feldmark auch jetzt noch nicht ganz von Geröllen entblößt ist, wird man früher schwerlich, mit Uebergehung der in der Nähe liegenden, solche mit großen Kosten aus weiterer Ferne herbeigeholt haben. Alles, was also jetzt an solchen Steinen in der Stadt und um dieselbe herum verwendet ist, und was in den 600 Jahren, die seit Gründung der Stadt verflossen sind, hier an diesem Materiale schon verbraucht ist, war ohne Zweifel vor Jahrhunderten über die städtische Feldmark in der Gestalt von Geröllen verstreut! — Dies Beispiel zeigt uns aber auch, daß die Gerölle, wenn sie sich auch an manchen Orten dem Landmanne durch ihre Menge sehr unangenehm machen, doch andererseits für die Cultur des gesammten Landes von unberechenbarem Nutzen gewesen sind. Denn da unserem Boden solche Felslager fehlen, aus denen man Fundament- und Pflastersteine hätte entnehmen können, so wären wir ohne die Gerölle in die größte Verlegenheit gekommen. Denn wovon hätten die Fundamente unserer Häuser hergestellt werden können, womit hätten wir unsere Straßen pflastern und die jetzt schon 200 Meilen langen Chausseen herstellen sollen, wenn uns die Gerölle nicht das Material dazu geliefert hätten? Da nun leider, wie oben gezeigt ist, für die verbrauchten Gerölle keine neuen wieder nachwachsen, so wird späterhin einmal an die Stelle des Ueberflußes an Geröllen, mit welchem unsere Vorfahren zu kämpfen hatten, für die Nachkommen ein sehr empfindlicher Mangel daran eintreten, und schon jetzt ist in manchen Gegenden des Landes ein Fuder Steine ein ganz werthvoller Gegenstand geworden.

Bevor wir diesen die Bodenbeschaffenheit Meklenburgs behandelnden Abschnitt schließen, wollen wir noch darauf aufmerksam machen, daß wir es den mächtigen, über die norddeutsche Ebene als schützende Decke ausgebreiteten quartären Lagern verdanken, wenn wir von einer furchtbaren Geißel, welche andere Länder oft schwer heimsucht, fast gänzlich verschont geblieben sind. Es sind dies die Erdbeben, welche z. B. im südlichen Italien und auf

Sicilien schon häufig binnen wenigen Secunden ganze Dörfer und Städte in Trümmerhaufen verwandelt und Tausende von Menschenleben vernichtet haben, während in unserer Ebene noch niemals, so weit wir die Geschichte derselben in die Vergangenheit zurück verfolgen können, weder ein einziges Haus durch Erdbeben zum Umsturz gebracht ist, noch auch ein einziger Mensch sein Leben verloren hat. Denn die von dem Inneren der Erdkugel ausgehenden Stöße, durch welche die feste Felsrinde derselben in Bewegung versetzt wird, werden durch die lockeren Schichten unseres Bodens so abgeschwächt, daß auf der Oberfläche desselben nur in äußerst seltenen Fällen noch eine schwache Wirkung jener Stöße sich bemerklich macht. In den letzten vier Jahrhunderten ist dies nur bei dem heftigen Erdbeben geschehen, durch welches am 1. November des Jahres 1755 die Stadt Lissabon den Untergang fand. Damals geriethen die Gewäßer mehrerer unserer Seen in eine ganz außergewöhnliche heftige Bewegung, und in der Stadt Malchow und deren Nachbarschaft verspürte man auch ein schwaches Erzittern des Bodens selbst.

b.

(Aus L. Fromm's «Meklenburg.»)

Der bei weitem größte Theil Meklenburgs, soweit ihn nicht Seen, Wälder und Niederungen einnehmen, ist Feldland; deshalb ist der Ackerbau in seiner ganzen Ausdehnung die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die zahlreichen geschlängelten Flüße, die vielen Seen und Teiche bewäßern eine große Menge von Wiesen, welche sich theils gar nicht, theils nur mit großen Kosten würden trocken legen laßen. Deshalb ist der Ackerbau überall mit einer bedeutenden Viehzucht verbunden, und der Bauer ist in Folge davon seiner Eigenthümlichkeit bis auf den heutigen Tag treu geblieben, ein Umstand, welcher erfahrungsmäßig durch den Betrieb der Viehzucht in einem hohen Grade bedingt wird. Wo die letztere schwindet, da verliert auch der Bauer seinen Charakter; ältere Dorfgenoßenschaften ohne das „liebe Vieh" findet man nirgends, wohl aber häufig solche, deren fast ausschließlicher Betrieb die Viehzucht ist. Die moderne Landbautheorie haßt das viele Wiesenland und strebt dahin, dasselbe in Ackerland zu verwandeln; das mag in pecuniärer Beziehung vortheilhaft sein, in socialer gewis nicht, und es ist gut, daß sich nicht alle Flüße und Seen austrocknen laßen.

1. Der nördliche und östliche Theil Meklenburgs ist ein fertiges Culturland; auf seinem reichen Geestboden sitzt ein behäbiger Bauernstand in der Ruhe der Erbfolge und gewohnter Wirthschaftsweise. Hier macht Alles den Eindruck des Alten und Hergebrachten, vom Bauerhause an bis zum Acker hinab. Der

Kornbau auf weiter Fläche herrscht vor; der Weizen mit seinen goldenen Aehren begründet, üppig gedeihend, einen dauernden Wohlstand; auf fetten Wiesen und Triften weidet das starke Rindvieh, und zwischen diesen sieht man die Füllen; denn die Pferdezucht ist und bleibt der Stolz des echten Bauern, der Höhepunkt seines Strebens. Man thut Unrecht, wenn man an Alles dies immer den Maßstab des Gewinnes legt und verwirft, was sich nicht bei Heller und Pfennig als vortheilhaft herausstellt. Die Sitte wird keineswegs von der Speculation geregelt, sondern ist ganz unabhängig von dieser und hat ihr selbstständiges Recht. In Mitteldeutschland zeigte sich das Sinken des Bauernstandes zuerst in dem Aufhören der Pferdezucht, und da hat man es, auf dem einmal betretenen Wege beharrend, zuletzt richtig bis zum Stande der Ziegenbauern gebracht, die man früher nicht einmal dem Namen nach kannte. Das sind Extreme, aber man vernichtet nur zu oft, wenn man ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der Menschen zu bauen vermeint. — Im nordwestlichen Theile des Landes sind die Felder nach holsteinischer Weise in Koppeln getheilt, welche von lebenden Hecken, meistens von Nuß- und Dornsträuchern, eingefaßt sind. Hinter Wismar, bei Doberan und Rostock findet man diese Sitte nicht mehr; hier sind die Felder offen und nur an den Wegen mit Hecken, häufiger mit Weidenbäumen besetzt. Das Einhägen der Koppeln hängt mit der Viehzucht, namentlich mit der Pferdezucht zusammen und hat in jetziger Zeit, wo die Cultur so manche Waldungen zerstört hat, wenigstens eben so großen Vortheil, wie Nachtheil. Den Reiz der Landschaftsbilder erhöht es ungemein, besonders auf höher gelegenen Feldern, die es zugleich vor dem Austrocknen durch die Winde schützt. Der nördliche Bauer ist kein Freund vom Anbaue der sogenannten Handelspflanzen; Kartoffeln u. dgl. cultivirt er nur zum eigenen Bedarfe. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. der Kohlbau auf der Insel Poel, sind durch örtliche Eigenthümlichkeiten bedingt. Der reine Feldbau gestattet keine sehr große Dörfer, gewöhnlich findet man sie hier von mittlerer Größe, und wo sie diese überschreiten, da sind sie theils durch den Anbau von Büdnern und Häuslern vergrößert, theils wirkten andere örtliche Beziehungen, z. B. ein nahe gelegener Forst, eine benachbarte Stadt und ähnliche Momente mit.

Dieser Theil des Landes ist, obwohl weniger reich an Seen, als der Süden, doch mannigfaltiger gruppirt. Wiesengründe, Thäler, bebaute und bewaldete Hügel, mit Obstgärten umringte freundliche Dörfer, Städte, Fluren und Moorniederungen — dies Alles wiederholt sich hier schneller, als dort; die Cultur ist üppiger, der Pflanzenwuchs reicher, die Landschaftsbilder sind farbiger und kräftiger. Die Seen zeichnen sich hier aus durch ihre malerischen

Ufer, während sie dort zuweilen von kahlen Flächen umgeben sind. Das Leben ist reicher, die Fülle größer; es kann nicht auffallen, daß diese Gegend in wirthschaftlicher Beziehung am weitesten vorgeschritten ist. Hier ist kein ungenutztes Feld, keine Haidestrecke, die Cultur ist nach außen überall fertig; der Anbau ist bis zu einer Vollendung gelangt, welche die Anlage neuer bäuerlicher Wirthschaften nicht mehr gestattet. Nur noch die Vertiefung der Cultur ist möglich, und diese wird, wie sie fortschreitet, allmählich die Errichtung neuer Büdnereien und Häuslereien gestatten. Das nördliche Meklenburg ist ein fertiges Bauernland.

2. Ganz anders und für den Beobachter interessanter zeigt sich die südliche Landeshälfte mit ihrem Sandboden; diese ist erst in der Entwickelung begriffen und theilweise von ihrer Vollendung noch sehr weit entfernt. Auch auf diesem Sandlande herrscht heute zwar noch der Kornbau vor, aber fast überall schon macht sich die Neigung zu einer Handelsfrucht bemerklich, und natürlich ist es die bekannte und erprobte Kartoffel, auf welche hier die Wahl fällt. Die Cultur des Sandbodens ist bei weitem nicht so frisch und lebhaft, wie diejenige des Geestbodens, und kann es auch nicht sein; statt der gelben Weizen- herrschen hier die grauen Roggenfelder vor; Gerste gedeiht nur auf beßeren Feldern gut, und Kleebau ist sehr spärlich. (Es versteht sich, daß wir vom reinen Sandboden sprechen, der Ausnahmen gibt es manche.) Die Wiesen haben nur ein kurzes, hartes Gras, und wenn man ihnen durch Ueberrieselung aufhilft, so bleibt doch das Heu nur wenig nahrhaft. Deshalb ist hier auch die Viehzucht verhältnismäßig zurück; kleine magere Kühe weiden auf verbrannten dürren Triften und geben nur geringen Ertrag. Große Strecken sind mit Nadelholz bedeckt, weil der Boden zur Zeit noch keine entwickeltere Cultur gestattet. Bei Grabow, südlich von Parchim, südöstlich von Plau pflanzt man absichtlich Nadelholz an, theils um den leichten Sand zu schützen, theils auch um von dem Boden überhaupt einen Ertrag zu gewinnen. Der Sandacker bedarf einer starken Düngung, das Korn liefert aber nur kurzes Stroh; die Felder sind verhältnismäßig groß, folglich auch der Düngerbedarf. Da sieht man die Bewohner Tannennadeln, Waldgras, Ginster, Haideplaggen, Torfschollen und was sonst irgend zur Düngung passt, herankarren, sparsam vertheilen und sorgfältig benutzen. Das Vieh bedarf einer Abwechselung in der Nahrung, man baut Viehkohl und Rüben; der Acker gibt geringen oder mäßigen Kornertrag, man pflanzt Kartoffeln, baut Lein u. s. w. Das ist eine ganz andere, durch die Natur des Bodens selbst aufgenöthigte Cultur, als sie der nördliche Bauer betreibt. Letzterem wächst es fast in die Hände, ersterer soll auf alle Weise selbst schaffen und fördern; ist's ein Wunder, daß zwischen

Beiden eine Charakterverschiedenheit sich allmählich scharf ausprägt? Der Waldbesitz allein ist eine Sache, welche sich mit dem Wesen eines rechten Bauern schlecht verträgt; der Privatwaldbesitz überhaupt ist bei den deutschen Völkern erst spät und allmählich aufgekommen, er ist der gerade Gegensatz vom Besitz der Wiesen und ihrer Cultur. Aber Kartoffelbau auf Sandboden treibt den Bauer unbedingt in den Wald; ersterer entkräftigt durch die tiefe Bearbeitung den Boden mit gewöhnlich nur flacher Narbe, letzterer muß ihn nicht nur durch die Düngung mit seinen Abfällen restauriren, sondern eventuell auch nach seiner Abrodung neuen frischen Boden liefern, während nun der bisher benutzte zur Ruhe gelegt wird. — Diese kurze Skizze zeigt schon zur Genüge, wie sehr sich die bäuerliche Wirthschaft auf den Sandfeldern Meklenburgs einem industriellen Betriebe nähert oder bald nähern wird. Um es nur zu gestehen, wir haben etwas vorausgegriffen und unsere Schilderung nicht sowohl von dem dort allgemeinen Betriebe, als vielmehr von einigen am meisten vorgeschrittenen Wirthschaften hergeleitet. Der Sandbauer ist noch nicht durchweg so betriebsam, wie wir ihn dargestellt haben; aber daß er es in wenigen Jahren sein wird, daran zweifeln wir keinen Augenblick und könnten unzählige persönliche Beobachtungen zur Beglaubigung anführen. Gewis ist es von großer Bedeutung, daß man sich über diese Sache klar werde; denn sie verbirgt eine große Gefahr in ihrem Schoße. Auch der Bauer will, wie jeder andere Mensch, möglichst leicht und schnell verdienen; er erreicht dies hier durch den Anbau von Handelsgewächsen, die aber, wenn nicht sehr große Sorgfalt angewandt wird, die Verarmung des Bodens nach sich ziehen müßen. (Bei Röbel gibt es Dörfer, welche durch sehr starken Flachsbau anfänglich wohlhabend geworden, darauf aber fast verarmt sind.) Der heutige Sandbauer hat nicht die Aufgabe, schnell zu verdienen, sondern allein die, daß er seinen Acker hebe und zum späteren nachhaltigen Betriebe fähig mache, eine eben so schwierige, wie leicht zu miskennende Aufgabe. Nicht der Anbau von Handelsgewächsen im größeren Maße ist heute seine Pflicht, sondern die Vorbereitung des Ackers zu solchem Anbau in späterer Zeit. Man wird sich an Ort und Stelle hiervon leicht überzeugen; Viehzucht und Anbau von Futterpflanzen ist gegenwärtig die Bedingung und wird es noch für eine lange Reihe von Jahren sein, denn der Boden ist nur sehr langsam nachhaltig zu verbeßern. Gerade hier ist, wie nirgends im ganzen Lande, ein künstlicher Anbau von Futtergräsern geboten; durch diesen muß die Viehzucht gehoben, der Dünger vermehrt und der Kleebau ermöglicht werden, dann wird der Boden reicher und ist größeren Ansprüchen zu genügen fähig. Wir können dies Thema, so

wichtig es auch ist, hier nicht weiter ausführen, es spricht an allen Orten für sich selbst.

Die eigentlichen Sandbauern nun sind sehr verschiedenartige Menschen; wo sie einfach nach althergebrachter Sitte leben und ihre Wirthschaft nach Großvaters Methode führen, sind sie wenig wohlhabend, in Folge dessen auch wenig betriebsam und rührig, von weit geringerem Selbstgefühl als die nördlichen Bauern und von minder scharf ausgeprägtem Charakter. Im Allgemeinen dürfte dies der Fall in denjenigen Dörfern sein, wo sehr viele Menschen zusammenwohnen, die sich alle mit reinem Ackerbau beschäftigen. Und es ist ein sehr charakteristischer Umstand, der sich durch ganz Deutschland wiederholt, daß eben die Sandgegenden die größten Dörfer und größten Gemeinden besitzen, eine aus früherer Zeit stammende Erscheinung, wo noch neben diesen Dörfern auf den jetzigen Ackerfeldern große Waldungen standen, die den Menschen Beschäftigung, den Feldern Schutz gaben. Die großen Dörfer sind für die Sandgegenden in ihrer jetzigen entblößten Beschaffenheit nicht mehr zweckmäßig, sie unterdrücken die Betriebsamkeit des Einzelnen. Dagegen ist hier vor Allem die Separirung, der Ausbau, zu empfehlen, welcher den Menschen selbstständig macht, indem er ihn mehr auf sich selbst anweis't und seine Kräfte weckt. Man beobachte, das Land durchwandernd, die Felder, welche von dem Wesen der Besitzer Zeugnis ablegen; die auf separirten Hufen ausgebauten Bauern sind im Punkte der Wirthschaft den Dorfbauern fast immer überlegen. Hier gilt es aber zunächst, die Kräfte zu wecken und die Thätigkeit zu ordnen, dann hat eben der Sandboden noch eine sehr wichtige Zukunft; denn gerade er ist zum vielseitigen Anbau sehr lohnender Pflanzen befähigt, wie es z. B. einzelne Gegenden der Mark Brandenburg, die ja ganz besonders „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" ist, auf's Klarste beweisen. In Sand und Moor ruht noch ein ungeahnter Reichthum, und deshalb nannten wir oben die Sandgegenden Meklenburgs unfertig, ihre Bewohner in der Entwickelung begriffen. Der Geestlandbauer hat für den Sandlandbauern in der Regel gar kein Verständnis; er unterschätzt diesen ihm so nahe Verwandten nicht sowohl, weil er selbst wohlhabender ist, sondern weil dieser auf anderem Boden ein anderes Leben führen muß, als er. Was ist ihm mit seinen vier stattlichen Braunen vor'm Wagen ein Mann, der mit zweien fahren muß oder vielleicht sogar mit Kühen „hottert". (Parchim, Grabow u. s. w.) Aber jenes Vorurtheil gegen den, welcher sich weniger günstiger Lebensbedingungen erfreut, ist nicht gerade ein Stolz, wie man oft meint, sondern eine Verständnislosigkeit, die sich in allen Gegenden und allen Lebenslagen wiederholt. Ein gewisses Mitleid mischt sich dann auch hinein; was soll auch ein

Mensch gelten, der nicht Speck und Brot, sondern Kartoffeln ißt, der kein Fleisch auf den Rippen und keinen „Rögen in de Bost" hat? Auf anderem Boden erwächst ein anderer Mensch; aber es kommt die Zeit, wenn Alles gut geht, wo der Sandbauer ein ebenbürtiger Gegner des Geestbauern wird. Das Sandland hat eine große und reiche Zukunft.

Wenn man jetzt diese Strecken durchwandert, ermüdet der Fuß im Sande und das Auge an den vielen und großen eintönigen Nadelwäldern. Die Dorfschaften sind, schon ihrer Größe wegen, weit seltener als im Norden, weit weniger freundlich und wohlerhalten. Dies ist aber nur der Charakter waßerloser Sandflächen; wo Seen sich befinden und Flüße dahinziehen, ändert sich die ganze Vegetation, Laubholz tritt auf und Wiesen breiten sich aus. Trotzdem aber erreicht auch solche Gegend selten die Fülle der Geestlands-Landschaften, ist weit mehr in die Ebene und Breite gezogen und verwischt dadurch wieder den Eindruck eines abgeschloßenen Bildes. Dem eigentlichen Sandlande Meklenburgs fehlt die wellenförmige Hügelform; es gleicht mehr einer gebreiteten Ebene, einer Hochebene, da es fast durchgehends auf dem Rücken und am Abhange des südlichen Höhenzuges liegt.

Wir müßen übrigens wiederholen, daß hier nur von dem reinen Sandlande die Rede war, wie es sich in einer Breite von etwa $2,_4$ Meilen von Hagenow in ziemlich gerader Richtung nach Mirow hin ausdehnt; es lag hier eben nur daran, die schärfsten Unterschiede hervorzuheben. Der Uebergänge finden sich sehr viele, auch der reine Sand erstreckt sich hie und da weiter nordwärts, wie bei Krakow und Crivitz. Da aber, wo Sand und Lehm zusammentreten, bildet sich sehr häufig ein vielfach durchschnittenes, sehr lebhaftes und wechselvolles Terrain, starke Hügel, muntere Flüße, mittelgroße Seen, Laub- und Nadelhölzungen in buntem Gemische. Diesem Uebergangs-Terrain sind einige der freundlichsten Punkte Meklenburgs zuzurechnen oder liegen ihm doch nahe, und was die Bewohner desselben anbetrifft, so sind sie natürlich den nördlichen Bauern in Allem sehr nahe stehend, da sie gleich jenem einen guten, lohnenden, wenn auch nicht ganz so reichen Boden besitzen.

3. Der südwestliche Theil Meklenburgs, die sogenannte Haideebene, hat wieder viele Eigenthümlichkeiten. Der Boden ist abwechselnd Sand und Moor, je nachdem er den Flüßen ferner oder näher liegt. Der Sand ist an vielen Stellen von der allerleichtesten Gattung, trockener scharfer Flugsand, der nur bei sehr sorgsamer Cultur den Anbau lohnt. Der Moorboden ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, von dem der Vegetation schädlichen Eisenoxyd (Raseneisenstein) sehr reich durchzogen und an vielen Orten fast versumpft. Seit Jahren

schon kämpft die Bevölkerung hier mit dem Boden nach allen Richtungen herum und ist eben durch dies unausgesetzte Kämpfen und Streben zu einer sehr bedeutenden Intelligenz und Rührigkeit gelangt. Scharf zeigt sich daneben der Unterschied zwischen den Dorfbewohnern und den ausgebauten Bauern; aber es ist uns auch hier oft aufgefallen, daß der Eifer sich weit leichter auf den augenblicklichen Gewinn, als auf die nachhaltige Verbeßerung des Bodens richtet, es fehlt eben eine eingehende Unterweisung. Ein weiterer Mangel lag alsdann früher darin, daß die Communication in diesem ganzen Gebiete eine schwierige war; jetzt ist diesem Uebelstande zum großen Theile abgeholfen. Der Anbau richtet sich in dieser Gegend mehr und schneller auf Handelspflanzen, als anderswo. Das ist auch, besonders auf dem der Ueberschwemmung ausgesetzten Boden, natürlich; denn hier ist das Winterkorn immer mislich, während Kartoffeln, Kohl u. s. w. gute und theure Erträge liefern. Das Trockenlegen der Felder, Gräben ziehen, Dämme legen u. s. w. ist, auch wenn es sich nicht jährlich wiederholt, eine kostspielige Arbeit, welche schon von selbst zum Anbau möglichst einträglicher Früchte treibt; die Versumpfung und Entsäuerung des Bodens laßen sich am besten durch Spatencultur heben. Die Spatencultur erfordert Gehöfte von nicht zu großem Umfange; es ist deshalb ganz folgerichtig, daß in den tieferen moorigen Gegenden, z. B. im Hornwalde bei Grabow u. a. O. hauptsächlich Büdnereien und kleine Bauerstellen liegen. Hier entwickelt sich die Cultur außerordentlich schnell; wie die Mark Brandenburg zeigt auch Meklenburg, daß eben dieser lange vernachläßigte, tiefere, moorige Boden eine Zukunft hat. Die Bauern pflügen und fahren hier viel mit Kühen; sie lernen überhaupt, da ihnen nichts ohne Mühe in die Hände wächst, ihren Vortheil erkennen und faßen, und damit ist der erste Schritt zur intensiveren Cultur gethan. Auf dem sehr leichten Sandboden um Probst Jesar, Lübtheen, Quast u. s. w. sieht man die Kinder auf den Straßen den Dünger in Körbe sammeln, auf den Feldern mit den Händen ausstreuen (dies sahen wir auch bei Malchow und Waren zuweilen); die Natur, die Nothwendigkeit zu Fleiß und guter Cultur, erziehen hier die Menschen.

Mit dem ersten Blicke merkt man dies keineswegs, wie sich denn überhaupt der hiesige Bauer nicht leicht in's Herz und in seine Wirthschaft sehen läßt. Die Dörfer machen nicht den Eindruck besonderer Wohlhabenheit; das Vieh ist klein und nicht eben wohlgestaltet; die Felder erfreuen sich nicht des heiteren Grüns lebhafter Vegetation, sondern haben eher eine an die Farbe des Haidekrauts erinnernde bräunliche Tinte. Aber dies ist nur der oberflächliche Eindruck; die Kartoffel wächst in, nicht über der Erde, und des Buchweizens Leibfarbe ist die braune. Wir haben

uns durch Unterredung mit hiesigen Bauern von deren Strebsamkeit überzeugt; es ist ihr dringender Wunsch, durch Futterbau den Boden zu verbeßern; doch ist es klar, daß sie aus sich selbst zu diesem Ziele nicht gelangen können, da nur eine Mischung der auf Sandboden gedeihenden Grasarten hier für den Anfang nützlich werden kann, und wie sollen sie zu einer solchen gelangen? Dies ist eine Sache, welche vielleicht die Aemter in die Hand nehmen könnten; der Vortheil wäre unabsehbar groß.

So sehr diese Gegend sich von der Natur vernachläßigt zeigt, so reich ist der Boden in seinem Innern. Gyps und Braunkohlen findet man in dieser Ausdehnung nicht wieder in Meklenburg; die schönsten Thonlager liegen oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche; der Raseneisenstein liefert ein reichhaltiges Material zur Eisenfabrikation; Soolquellen gibt es an verschiedenen Stellen, und wer weiß, was die menschliche Thätigkeit noch zu Tage fördert. Wenn die Gewinnung solcher Schätze durch die Anlage von Kunststraßen gefördert ist und die Industrie sich ihrer mehr bemächtigt hat, mag dieser Theil Meklenburgs noch von hoher Bedeutung werden. Es ist nicht unsere Absicht, dies — der Zukunft vorgreifend — weiter auszumalen; wir wollten nur in allgemeinen Zügen darlegen, wie und warum auf anderem Boden ein anderer Mensch erwachse, und hierfür die Beispiele aus dem eigenen Lande wählen.

220. Das Kochsalz.

(Von Julius Kell.)

Ueber die ganze Erde verbreitet sich das nothwendigste Gewürz: das Kochsalz. Es liegt bergehoch in der Erde als Steinsalz; es quillt seit der Weltschöpfung als Salzsoole aus unzähligen Salzquellen; es bedeckt als krystallischer Ueberzug die unfruchtbaren Steppen Nordafrikas, Mittelasiens und Chiles; es schwimmt in so ungeheueren Massen im Weltmeere, dasz man, wollte man das gesammte Meerwaszer verdunsten, das ganze feste Land der Erde 2000 Fusz hoch mit Salz würde bedecken können! Schaut hinaus auf das unermeszliche Meer, sein blaues, durchsichtiges, lieblich anzusehendes Waszer schmeckt salzig und bitter, untrinkbar für Menschen und Thiere, aber vor Fäulnis geschützt durch das Salz. Steigt hinab in Wieliczkas wunderbare Salzbergwerke, wo man so reines und durchsichtiges Salz findet, dasz man es sogleich, wie es aus der Erde kommt, verbrauchen kann; besucht Oestreichs Salzkammergut mit seinen unermeszlichen Salzschätzen bei Ischl und Hallein und Hallstadt, und das baierische Reichenhall; seht Preuszens unerschöpfliche Salzquellen bei Halle und überall, wo sonst

Euch der Ortsname Hall begegnet, da werdet Ihr das finden, was das Wort bezeichnet, das Salz!

In Flötzgebirgen liegt in gewaltigen Lagern das Steinsalz, das man bergmännisch gewinnt. Freilich ist es nicht selten mit Gyps, Thon und erdigen Theilen vermischt, und dann werden nicht die Salzsteine herausgeschafft, sondern man läszt in die Salzgruben Waszer hinein, welches das Salz auslaugt. Im Schosze der Berge entstehen dann grosze, vom Waszer ausgefreszene Höhlen, wie in Hallein, wo der Fremde mitten im Salzberge auf einem Kahne über einen kleinen Salzsee schifft, während an den Wänden und an der Decke beim Scheine der Fackeln und Lichter die rothen, weiszen, blauen, grauen Salzkrystalle, wie in einem Feentempel, wunderbar glänzen. Gewaltige, oft stundenlange Soolwaszerleitungen führen dort die gesättigte Salzsoole in die Siedehäuser nach Ischl, wo in ungeheueren Pfannen durch Feuer das Waszer verdunstet und die weiszen Salzkrystalle anschieszen und zurückbleiben. In Zuckerhutformen gedrückt, wird dann das Salz — das hier, wie überall, zu den Einnahmen des Staatsschatzes gehört — ausgeführt in das Land und beim Gebrauche erst klar gestoszen. Anders verfährt man in Halle und überall, *) wo natürliche Salzquellen sich finden und die Soole so dünn ist, dasz sie nicht versotten werden kann; da müszen Sonne und Luft in den Gradirwerken dem Feuer vorarbeiten, indem von ungeheuer hohen Balkengerüsten die Soole an warmen, luftstillen Tagen durch hoch aufgeschichtetes Reisig langsam herabtröpfelt und auf diesem Wege durch die hindurchhauchende Luft und durch die darauf brennende Sonne abgedunstet wird. Da macht man sich freilich an den Küsten des atlantischen und mittelländischen Meeres das Abdunsten des Meerwaszers leichter; man gieszt das Waszer in grosze flache Gruben und überläszt das Gradir- und Siedegeschäft der Sonne, in Sibirien aber der Kälte, indem nur der salzreine Theil des Waszers gefriert oder verdunstet, das Salz aber zurückbleibt.

So gewinnt man das Salz, dieses für Menschen und Thiere unentbehrlichste Gewürz, diese Delicatesse der Schafe, dieses „Confect des Kameels," wie es die Araber nennen, von welchem man in der Schweiz das Sprichwort hat: „1 Pfund Salz gibt 10 Pfund Schmalz." Und wie wollten wir Menschen unsere Speisen bereiten und erhalten ohne das Salz, das nicht blosz vor dem Faulwerden schützt,

*) auch in Oldesloe —

sondern die Speisen schmackhaft macht? Woher sollten wir unsere Schinken, und die Schiffe, die über's Weltmeer segeln, ihr gepökeltes Fleisch nehmen? Und endlich wär's doch wirklich schade um die Millionen von Heringen und Pöklingen, die wir alljährlich wohl eingesalzen oder geräuchert verspeisen, wenn wir sie von Sommer zu Sommer nicht aufbewahren könnten, bis die guten Thierchen wieder einmal heerdenweise in die Netze und Garne der betriebsamen Bewohner der Nord- und Ostsee schwimmen.

221. Magnetismus.

(Nach Brettner.)

Es gibt einen aschgrauen, zuweilen auch schwarzen Stein, der sich in den reichhaltigen Eisengruben Deutschlands in unförmlichen Stücken mitten unter den gemeinen Eisensteinen findet.

Er hat die Eigenschaft, daß er Eisen und eisenhaltige Körper an sich zieht, wenn sie ihm nahe kommen, und, wenn er sich frei bewegen kann, immer eine bestimmte Richtung oder Lage einnimmt.

Man nennt diesen Stein nach der Stadt Magnesia in Kleinasien, woselbst er zuerst gefunden wurde, Magnetstein, und die Anziehungskraft gegen das Eisen den Magnetismus.

Taschenspieler bewirken viele Künste durch Magnete, welche sie in Kleidern und Geräthschaften versteckt halten.

Der Magnet zieht aber nicht an allen Stellen gleich stark an. Pole heißen die beiden Stellen der stärksten Anziehung; die sie verbindende gerade Linie die Axe des Magneten. Man erkennt die beiden Pole am besten, wenn man den Magneten in Eisenfeilspäne legt; denn diese legen sich da am meisten an. Die bestimmte Richtung, welche der Magnet bei freier Bewegung nimmt, ist von der Art, daß sich der eine Pol immer nach der nördlichen, der andere immer nach der südlichen Himmelsgegend wendet. Jener heißt deshalb der Nordpol dieser der Südpol. Die Anziehungskraft des Magneten kannten schon die Alten; die bestimmte Richtung kennt man erst seit dem vierzehnten Jahrhundert.

Durch letztere Eigenschaft hat er ein größeres Ansehen erlangt, als der köstlichste Edelstein; denn durch sie ist er der allgemeine Wegweiser auf dem Weltmeere geworden.

Ein künstlich verfertigter Magnet, in Gestalt einer Nadel von Stahl (Magnetnadel), welche so in ihrem Schwerpunkte auf einen Stift gesetzt wird, daß sie sich leicht wagerecht in demselben drehen kann, und eingeschloßen in eine Kapsel, auf deren Boden die Himmelsgegenden sich befinden, nennt man Compas.

Mit Hülfe desselben richtet der Schiffer seinen pfadlosen Lauf durch das weite Weltmeer. Der Handel wurde dadurch erweitert, und man fand vielfache Gelegenheit, an Länder-, Men-

schen- und Productenkunde, sowie überhaupt an Bildung des Verstandes und an Geistesaufklärung sich zu bereichern.

Durch zwei Magnete, von denen einer eine freie Bewegung hat, während man den andern in der Hand hält, entdeckte man folgendes Verhalten beider Magnete zu einander.

Man fand, daß sich sowohl die Nordpole, als auch die Südpole abstoßen, der Nordpol des einen und der Südpol des andern dagegen einander stets anziehen.

Weil sich die ungleichnamigen Pole gleichsam suchen, die gleichnamigen aber fliehen, nennt man jene auch freundschaftliche, diese aber feindschaftliche Pole.

Wird unter ein mit Eisenfeilspänen bestreutes Papier ein Magnet gehalten, so stellen sich diese, gleichsam zu Fäden vereinigt, senkrecht auf. Denn jedes wird ein Magnet und kehrt dem auf sie wirkenden Magneten den entgegengesetzten Pol zu. Es läßt sich auch dem Eisen durch künstliche Behandlung diese magnetische Kraft mittheilen.

Hätte der Entdecker der wunderbaren Eigenschaften des Magnets einen Kaufmann gefragt, was er von dieser Entdeckung halte, so würde dieser wahrscheinlich geantwortet haben: „Nutzlose Spielerei!"

Wer hätte aber auch ahnen sollen, daß diese Entdeckung den Welthandel so sehr fördern und erleichtern werde!

222. Das Gold.

(Von v. Schubert.)

Die Sonne des Himmels hat in der irdischen Körperwelt ihre Gegensonne in dem Golde. Seine augenfällige Farbe, sein starker Glanz, der sich auch an der rauhen Oberfläche des Goldklumpens durch ein leicht zu bewirkendes Poliren hervorrufen läßt, seine große Schwere, seine Nachgibigkeit (Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit) unter der Hand des Menschen mußten diesen schon in früher Zeit auf dieses Metall aufmerksam machen. In dieser früheren Zeit der Völkergeschichte war das Gold in vielen Gegenden der Erde ungleich leichter zu haben, als in unsern Tagen, und seine Verarbeitung machte bei Weitem keine solche Mühe, als die des Eisens und Kupfers. Denn das Eisen muß erst durch große Feuersgewalt aus den Eisensteinen ausgeschmolzen werden, indem es nicht in reinem Zustande, sondern mit anderen Grundstoffen vermischt, gefunden wird, dagegen kam das Gold in vollkommener Reinheit in die Hände seiner Finder; es ließ sich gleich so, wie es war, hämmern und verarbeiten; die Hitze, die es, um flüßig zu werden, bedarf, ist ungleich geringer, als die, bei welcher das Eisen zum Fließen kommt. Ueberdies lud auch das Gold schon durch die Art seines Vorkommens den Menschen zu seiner Benutzung ein. Denn obgleich dieses edle Metall ursprünglich eben so, wie andere Metalle, in Felsengesteine eingeschloßen und eingewachsen war, ist es doch bei der Zertrümmerung seiner anfänglichen Lagerstätten herunter auf das Rollgestein, sowie auf den Sand der Thäler und der Ebenen gekommen. Hier hat es wegen seiner Geschmeidigkeit nicht so zermalmt und zerstäubt, wegen seiner großen Schwere nicht so leicht hinweggewaschen und fortge-

schwemmt werden können, als die Steintrümmer und der Sand, zwischen denen es gebettet lag. Darum fand der Mensch, der an dergleichen reiche Plätze kam, das Gold öfters in Klumpen von bedeutender Größe offen am Tage liegend, oder wenn über ein solches uraltes goldreiches Stein- oder Sandfeld im Verlauf der Jahrhunderte sich Rasen, Torf oder Haideland hingebreitet hatten, da gelangte man auf einmal zur Kunde seiner Schätze, wenn etwa beim Hindurchführen eines Waßergrabens oder bei anderer Gelegenheit die verhüllende Decke hinweggenommen wurde. In einer diesem ähnlichen Weise war der Goldreichthum einer großen, sandigen Fläche am uralischen Gebirge in Rußland bis auf unsere Tage unbekannt und verborgen geblieben, und als man endlich vor etlichen Jahrzehenden ihn entdeckte, da konnte man sich eine deutliche Vorstellung machen von dem, was die Alten uns über den Goldreichthum Indiens und Arabiens, neuere Schriftsteller über den des südlichen Amerikas berichten. Denn so fand man in jenem uralischen Golddistricte im Jahre 1825 einen Klumpen Goldes von 18 Pfund Gewicht und noch 9 andere Stücke, davon jedes mehrere Pfund wog. Im Jahre 1842 wurde in eben diesem Gebirge sogar ein Goldklumpen entdeckt, welcher 77 Pfund an Gewicht enthielt. Wenn sich diese Massen auch noch nicht mit solchen meßen konnten, wie die vor einigen Jahren in Australien entdeckte, welche gegen 100 Pfund wog und mehr als 40,000 Thlr. werth war, oder gar mit der zu Bahia in Brasilien im Jahre 1785 aus der Tiefe gewonnenen dichten Goldmasse, deren Gewicht auf 2560 Pfund, deren Geldwerth auf fast eine und ein Viertel Million Gulden geschätzt wurde, waren sie dennoch der bedeutendste Fund dieser Art, welcher, so weit die historische Kunde reicht, in einer so nördlichen Gegend der Erde gemacht wurde. Denn wenn uns früher die Alten von dem Golde Arabiens, das in Stücken von der Größe einer Kastanie gefunden wurde, oder von dem Golde Indiens oder Aethiopiens, die Neueren aber von den Goldmassen des heißen Amerikas erzählten, da konnte man allerdings auf die Meinung kommen, daß die Länder zwischen den Wendekreisen oder in der Nachbarschaft von diesen fast die ausschließliche Heimat des Goldes seien.

Das Gold ist freilich selbst in den goldreichsten Ländern, im Vergleich mit andern Metallen, eine Seltenheit, denn obgleich man die Ausbeute an diesem edlen Metalle in den reichen spanischen und portugiesischen Besitzungen von Amerika seit 3 Jahrhunderten im Mittel alljährlich auf etwas mehr als anderthalb Hundert Centner anschlagen kann, so ist es dennoch nicht einmal der hundertste Theil der Menge des Silbers, welche dieselben Länder im Verlauf eines Jahres liefern, ja, wenn wir nur ein Land in Anschlag bringen, noch nicht der dreizehnhundertste Theil der Gewichtsmasse des Kupfers, kaum der sechszehnhundertste des Bleies, noch lange nicht der dreitausendste des Eisens, der allein in dem verhältnismäßig kleinen England alljährlich gewonnen wird.

Schon wegen dieser seiner Seltenheit, noch mehr aber wegen seiner übrigen empfehlenden Eigenschaften, hat sich das schöne, sonnenstrahlige Gold seit alten Zeiten in einem Tausch- und Handelswerth erhalten, welcher den des Silbers um zwölf-, ja in unsern Tagen um mehr als vierzehnmal übertrifft. Wenn Einer von uns auf einer unbewohnten Insel oder bei einem Fischzug im Meere einen Klumpen Goldes fände, so schwer, daß er ihn ohne große Anstrengung stundenweit mit sich forttragen könnte, der hätte für sich und die Seinigen auf Lebenslang genug daran, denn jedes Pfund ist gegen 415 preußische Thaler werth.

Und dennoch, um dies hier nur nebenbei zu erwähnen, bliebe bei Gelegenheit eines Fundes der Art Mancherlei zu bedenken. Es liegt etwas Verführerisches und Gefährliches in einem solchen Reichwerden ohne Mühe. Im elften und zwölften Jahrhundert legten sich viele Leute in Böhmen

darauf, aus dem Sande einiger Flüße dieses Landes das Gold herauszuwaschen, welches darin enthalten war. Manche von ihnen gewannen damit mehr, als bei dem damaligen wohlfeilen Fruchtpreise der Ackerbau und die Viehzucht abwarfen. Aber was geschah? Als die andern Bewohner des Landes sahen, daß Hunderte und zuletzt Tausende aus ihrer Mitte bei einem solchen schlechten, leichten Geschäft mehr verdienten, als sie mit ihrer schweren Arbeit, dachten Viele von ihnen: «So gut als Jene können wir es ja auch haben,» und ließen ihre Aecker unbebaut. Da entstand eine große Theurung und schwere Hungersnoth im Lande. Was half jetzt auch den glücklichsten Goldwäschern, die in Jahresfrist ein Pfund und darüber von dem edlen Metall erbeutet hatten, all' ihr Reichthum? Sie konnten um schweres Geld nicht so viel Brot erkaufen, als für sie und die Ihrigen zur Sättigung hinreichte; Viele mußten Hungers sterben, und die Regierung, um ähnliche unglückliche Folgen zu vermeiden, mußte das Gewerbe des Goldwaschens bei schwerer Strafe untersagen.

Und hat sich denn das, was damals einem kleinen Landstriche und seinen Bewohnern widerfuhr, nicht auch in der Geschichte ganzer mächtiger Reiche und Völkerschaften recht im Großen wiederholt? Was hat in unsern Tagen das arme Spanien, was hat Portugal von all' den Tausenden der Centner Goldes in wirklichem Besitz und Vermögen behalten, die den harmlosen Völkern von Pern, die den Völkern und Herrschern von Mexico und Brasilien abgenommen wurden? An welche Erben ist bald nachher das Vermächtnis des im Jahre 1605 verstorbenen Sultans (Großmoguls) Akbar gekommen, welches an Werth, größentheils in Gold und Silber, 348 Millionen Gulden betrug?

Unter den europäischen Mächten gewinnt nächst Rußland, dessen Goldausbeute am Ural von 1814 bis 1824 gegen 24 Millionen Preuß. Thaler an Werth geschätzt war, Oesterreich aus seinen Bergwerken in Ungarn und Siebenbürgen am meisten, nämlich im Durchschnitt jährlich 4700 Mark (jede zu 16 Loth), aus Böhmen 23, aus Salzburg gegen 165 Mark. Frankreich erhielt früher, vorzüglich aus seinen Goldwäschereien in Languedoc, gegen 200 Mark. England hat freilich keine Goldbergwerke, dagegen empfängt es seit Abschaffung des Sclavenhandels allein aus Senegambien über 3400 Mark, und schon seine Eisen- und Stahlfabriken, abgesehen von allen andern Erwerbsquellen, bringen dem Lande viel größere Einkünfte, als vormals Portugal und Spanien von ihren amerikanischen Besitzungen an lauterem Golde bezogen.

Mehr, denn irgend ein anderer Körper der irdischen Natur, ist das Gold geeignet, uns zu zeigen, was ein Grundstoff oder ein eigentliches, nicht weiter durch chemischen Gegensatz zerlegbares Element sei. Ein Grundstoff kann durch seine Verbindung mit andern Elementen die Grundlage geben zu verschiedenen Producten der Natur und der Kunst; zu seinem eigenen Entstehen bedarf es aber keines anderen Elements, als des wesentlich eigenen; in all' den Verbindungen und polarischen Wechselwirkungen, die er mit andern Körpern eingeht, bleibt er immer derselbe und geht unverändert stets als derselbe aus solchem Wechselverkehr wieder hervor.

Das edle Gold hat in seiner Art viele Eigenschaften mit einem edlen, guten Gemüthe gemein, namentlich die Geduld und Milde. Es läßt sich ohne seine Faßung, das heißt sein eigenthümliches, körperliches Zusammenhalten, zu verlieren, zu Draht ausziehen und zu Blättchen schlagen, wie kein anderer Körper, und schon die Nürnberger Goldschläger haben das Sprichwort, daß man mit einem Ducaten einen Reiter mit seinem Pferde übergolden könne. Dabei benimmt sich auch das Gold dem schneidenden Meßer gegenüber so weich und mild, läßt sich so drehen und biegen, wie kaum ein anderer Körper. Darum ließ sich das Gold auch durch alle die Versuche, welche der Zweifel an der Einfachheit und Lauterkeit seines

Wesens dem Menschen eingab, nicht aus seiner gleichmäßigen Haltung bringen; man warf es in Eßig, der das Kupfer und Eisen so leicht angreift, man brachte es in Gesellschaft der gemeinen Schwefelsäure und vieler anderer künstlicher Erzeugnisse, die so manche feste Bande der Körperlichkeit auflösen; aber das Gold verschmähte die Vermischung seiner altadeligen Natur mit diesen neugemachten Stoffen der Menschenkunst; es behielt im Eßig, wie in der Schwefelsäure und in der Schmelzhitze, seine Lauterkeit und Einfachheit bei. Ja, die Hitze, welche so manche andere Erzarten in Metallkalke und Schlacken verwandelt, diente dem Golde nur zur Reinigung, indem sie nur das verflüchtigte und zerstörte, was jener Reinigkeit noch entgegen war.

Die Scheidekunst der neueren Zeit hat es freilich hierin viel weiter gebracht. Sie hat sich noch ganz andere, stärkere Waffen erfunden, denen selbst die standhaftesten Metalle, sowie der gute Demant und Rubin, nicht widerstehen konnten. Ihr ist es gelungen, das Gold in Dampfform zu verwandeln und dasselbe in Säuren von ungleich stärkerer Art, als die den Alten zu Gebote stehenden, aufzulösen. Sie hat durch ihre kunstreichen elektrischen und elektromagnetischen Werkzeuge dem Blitze seine Macht abgeborgt und durch diese ist es ihr möglich geworden, das sonst immer zu den einfachen Elementen gezählte Waßer, sowie die Kalkerde und andere Erden, in mehre Grundstoffe zu zerlegen. Aber mit all' diesen hoch gesteigerten Mitteln hat man auf die lautere Einfalt des Goldes keinen Verdacht bringen können; aus den meisten seiner künstlich erzwungenen Vermischungen hat es sich schon in der Hitze des Feuers losgemacht, welche ihm Kraft gibt, das Fremdartige von sich zu stoßen; es hat sich als einen Grundstoff, als eine jener einfachsten Urformen der polarischen Entgegensetzung bewährt, welche die Macht des Schöpfers am Anfang in der irdischen Natur hervorrief.

223. Das Silber.

(Von Curtman.)

Das Silber ist schon häufiger bei uns zu finden, als das Gold. Das gräbt und grub man in Sachsen, am Harz, am Fichtelgebirge, in Böhmen, am Schwarzwalde und noch sonst an manchem Ort aus den Gängen oder Erzadern der Gebirge. Freilich überall da nicht so häufig, wie in Südamerika, wo ganze Schieferberge von gediegenem Silber reich durchzogen waren, auch Gänge gefunden worden sind, die, mehrere Ellen hoch und dick, gleich silbernen Mauern aus dem rings um sie her vom Regenwaßer hinweggewaschenen Bergen hervorragten. Aber man hat doch auch in Deutschland vor mehreren Jahrhunderten, z. B. einmal zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge, eine Masse Silber gefunden, die 100 Centner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf, wie auf einer Tafel, mit seinem ganzen Hofstaat speis'te. Die reichen Silbergänge bei Freiberg sollen durch Fuhrleute, die da durch den Wald fuhren, entdeckt worden sein; die bei Schneeberg in Sachsen durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schustergeräth und allerhand anderer kleinen Waare einen Handel trieb und sich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte.

Die Menge des Silbers, das zu Münzen, zu Geräthschaften, zu Draht und anderen Zwecken verbraucht wird, ist ungeheuer groß. Wenn jeder Mensch nur 10 Gulden baares Geld besitzen soll, wie viel Silber ist dazu erforderlich! Und wie mislich würde der Handel und Wandel gehen, wenn es einmal an Silbermünzen mangelte. Man hat zwar hier und dort durch Papiergeld helfen wollen, allein dasselbe genießt eines gar schwankenden Zutrauens. Es geht allzu leicht zu Grunde und wird auch eher nachgemacht, als die Silbermünzen. Doch haben sich auch an diesen schon Falschmünzer genug versucht. Man hat aber noch nicht gehört, daß ein Falschmünzer reich geworden oder in Ehren gestorben sei. Glücklicher Weise lernt man die Münzen immer vollkommner prägen, so daß die Nachahmung selten gelingt. Auch sind die Leute nicht mehr so einfältig, daß sie Blei statt Silber annehmen. Sehr gut ist jedoch, daß die Regierungen jetzt selbst auf gesetzmäßiges Geld halten und nicht auf Kosten der Unterthanen schlechte Münzen ausgeben, wie es vormals überall vorkam und jetzt nur noch in der Türkei geschieht. Das ist freilich noch ein frommer Wunsch, daß ganz Deutschland nur einerlei Münze, Maß und Gewicht haben möchte.

224. Lob des Eisens.

(Von E. M. Arndt.)

1. Gold schreit die feige Welt, und Gold macht feige Knechte, des Tapfern Herz verstellt und schwächt des Starken Rechte; für Gold mag Keiner sterben, der nicht mehr leben darf, und Ehre zu erwerben macht's nie den Degen scharf.

2, D'rum preis' ich das Metall, das schlechte, schwarze Eisen; denn ohne Glanz und Schall es thut sich herrlich weisen, heilt mächtig alle Wunden, die jenes blanke macht; wär' dieses nicht gefunden, wir tappten noch in Nacht.

3. Es stellt den Pflug in's Land, die Erde zu bezwingen; es läszt das Schiff vom Strand auf frischen Meeresschwingen; baut Menschen feste Sitze und führt die Kunst in's Haus und löscht des Donn'rers Blitze an seiner Stange aus.

4. Und wenn die Sitte flieht und Männerarm' erschlaffen, wenn Trug für Ehre blüht und Gold gebeut für Waffen; wenn Despotismusjammer die Welt mit Schmach bedroht, dann schlägt aus ihm der Hammer Sieg und Tyrannentod.

5. Dann wird es schöne Wehr, des Mannes Heil und Freude; als Schwert, als Schild, als Speer, als festes Brustgeschmeide macht es den Tritt der Braven den Knechten fürchterlich; wir wären alle Sklaven, o Eisen, ohne dich.

6. Bleib', Eisen, Männern hold, lasz Knechte Gold begehren; wer deine Kraft gewollt, der wollte hohe Ehren, der wollte ehrlich leben und ehrlich untergeh'n. D'rum sei dir Preis gegeben, o Eisen, schwarz und schön.

225. Meklenburgs Flora.*)

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Es ist wirklich erstaunlich, in welcher Mannigfaltigkeit und in wie großer Fülle das organische Leben selbst in einem zur kälteren gemäßigten Zone gehörigen Ländchen, wie Meklenburg dies ist, sich noch entfalten kann! Denn die Anzahl der Pflanzenarten, die es beherbergt, wird sich auf etwa 5000 (in ganz Deutschland kennt man schon 10,000 und auf dem ganzen Erdball mindestens 150,000), die der Thierarten aber sogar auf etwa 11,500 belaufen. Dürften wir nun annehmen — und es ist dies wohl eher noch zu wenig, als zu viel gerechnet —, daß auf jeden Quadratfuß unseres Bodens auch nur eine einzige Pflanze und ein einziges Thier käme: so würde das kleine Stückchen der Erdoberfläche, welches den Namen Meklenburg führt, nicht weniger als 334,000 Millionen Individuen organischer Wesen beherbergen!

Da unser Land — wie schon erwähnt — der kälteren gemäßigten Zone angehört, so muß auch sein Pflanzenreich dem Charakter der Flora dieser Zone entsprechen. Derselbe besteht im Allgemeinen darin, daß ursprünglich sommergrüne Laubhölzer d. h. solche, die im Winter ihre Blätter verlieren, Nadelhölzer und wiesenbildende Gräser die drei wesentlichsten Bestandtheile dieser Flora ausgemacht haben, zu denen dann aber in allen civilisirten Ländern noch ein vierter in den Culturpflanzen hinzugekommen ist, der in vielen Gegenden, z. B. auch in Meklenburg, schon ein ganz entschiedenes Uebergewicht über jene anderen drei erlangt hat. — Vergleichen wir die Flora dieser Zone mit den Floren wärmerer Länder: so läßt sich nicht verkennen, daß sie sich schon viel einförmiger zeigt, als diese, theils weil sie eine weit geringere Anzahl verschiedenartig gestalteter Pflanzenformen besitzt (z. B. keine Palmen, baumartige Gräser u. dergl.), theils aber wegen der vielen gesellig lebenden Pflanzenarten, die ihr angehören, d. h. Pflanzen, welche in der Regel nicht vereinzelt, sondern in größerer Menge wachsen, wie z. B. Tannen, Eichen, Buchen, Erlen, Haidekraut, Rohr, Binsen, Wiesengräser, alle in größerem Maßstabe gebaute Cultur-

*) Flora war in der römischen Götterlehre die Göttin der Blumen. In der naturwißenschaftlichen Sprache aber versteht man unter der Flora eines Landes die Gesammtheit der darin wachsenden Pflanzen.

pflanzen u. s. w. — Dafür besitzt aber die Flora dieser Zone zeitweise einen Schmuck, welcher jenen anderen Zonen fehlt, und das ist das frische, glänzende, hellgrüne Gewand, in welches sich fast ihre gesammte Vegetation (mit Ausnahme der Nadelhölzer) im Frühlinge kleidet. Schon im südlichen Europa entbehrt man diesen reizenden Anblick, weil dort schon die sogenannten immergrünen Laubhölzer, welche gleich unserem Immergrün, Epheu und Hülsbusch (auch Stechpalme genannt), ihre Blätter auch im Winter nicht verlieren, in zu großer Anzahl neben den sommergrünen auftreten. Auch die schöne bunte Herbstfärbung unserer Laubwälder suchen wir in den wärmeren Zonen vergebens.

Was die schon mehrfach erwähnten Culturpflanzen betrifft, welche theils in den Gärten, noch mehr aber auf den Feldern gebaut werden, so sind dieselben unserem Lande ursprünglich fast alle fremd. Die meisten derselben sind aus Asien nach Europa gekommen, die Kartoffel, der Mais und der Taback aber sind aus Amerika eingeführt. Nur an eßbaren Beerenfrüchten hat es auch unserer Flora ursprünglich nicht gefehlt, denn wirklich einheimische Arten sind die Kronsbeeren (Tütebeeren, Preißelbeeren), die Bickbeeren (Beesinge), Brombeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren, von welchen drei letzteren in den Gärten aber mehrere veredelte Abarten gezogen werden. — Auch an Giftpflanzen hat unsere Flora keinen Mangel, und zwar sind manche recht stark giftige darunter, wie z. B. der Stechapfel, das Bilsenkraut (Dull Dill, Dull Billerkrût), der Schierling, der Waßerschierling, die Hundspetersilie und viele Pilze, — namentlich der so verlockend aussehende schöne, rothe Fliegenpilz.

2. Da nun nicht auf jedem Boden dieselben Pflanzenarten wachsen, so stellen sich auch in der meklenburgischen Flora, je nach der verschiedenartigen Beschaffenheit des Bodens, folgende verschiedenartige Pflanzengruppen heraus:

Die Flora des Lehmbodens wird besonders durch Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, durch schöne Laubholzwaldungen und Mannigfaltigkeit der Culturpflanzen charakterisirt. Sie nimmt vorzugsweise den der Ostsee zugekehrten Abfall des S. 233 besprochenen Landrückens ein. Die Wälder sind hier entweder reine Bestände von Eichen oder Buchen, oder sie sind aus verschiedenem Laub- und einigem Nadelholz höchst anmuthig gemischt. Einzelne Bäume erreichen hier eine colossale Entwickelung. Die schönsten und größten Eichen kommen im Ivenacker Thiergarten vor, darunter eine, deren Stamm vier Fuß über dem Erdboden im Umfange noch 31½ Pariser Fuß mißt; obgleich wahrscheinlich gegen tausend Jahre alt, ist sie anscheinend noch ganz gesund und lebenskräftig. Buchen wurden hier noch im vorigen Jahrhunderte gefällt, die 160 Fuß hoch waren und einen Umfang von 24 Fuß

hatten; jetzt aber sind wohl kaum noch solche Prachtexemplare vorhanden, da die Forstcultur in den alten Waldbeständen schon zu sehr aufgeräumt hat. Lindenstämme auf den Kirchhöfen zu Kirch-Kogel im Amte Lübz und zu Polchow bei Lage haben einen Umfang von 35 und 40 Fuß, und ein jetzt nur noch theilweise vorhandener auf dem Kirchhofe in Zurow bei Wismar soll sogar einen Umfang von 56 Fuß gehabt haben; diesen drei Linden dürfen wir wohl ein Alter von resp. 800, 1000 und 1300 Jahren zuschreiben. Eine sehr schöne weiße Weide, deren Stamm vier Fuß über dem Boden einen Umfang von 15½ Fuß hat, steht bei der Neubrandenburger Haidmühle. — Hauptgegenstände des Ackerbaues in diesem Gebiete sind Weizen, Gerste, Raps, Taback, Lein, Runkelrüben, Klee und Luzerne.

Einen schon weit ärmlicheren Charakter zeigt die Flora unseres Sandgebietes, welches hauptsächlich der Höhe des breiten Landrückens anheimfällt. Die hier wachsenden Pflanzenarten sind lange nicht mehr so zahlreich, als die im Lehmgebiete vorkommenden, und meistens auch von diesen verschieden. Der vorherrschende Waldbaum ist hier die Tanne, in deren Gesellschaft, besonders an den Waldrändern, man den Rainfarn und den schönen goldgelb-blühenden Hasenbram in großer Menge zu erblicken pflegt. Waldblößen und Brachfelder sind im Frühlinge oft weiß mit Hungerblümchen oder später im Jahre entweder grau mit Mäuseklee oder rothbraun mit einer kleinen Ampferart (dat rôde Sürken) überzogen. — Der Ackerbau erstreckt sich vorzugsweise auf Roggen, Hafer, Kartoffeln, Buchweizen und Lupinen. Letztere beiden sind für dies und das folgende Gebiet charakteristisch.

Am dürftigsten gestaltet sich die Flora des Haidebodens im südwestlichen Theile des Schweriner Landes. Sie ähnelt zwar der Sandflora in manchen Stücken; aber ihre Nadelholzwaldungen sehen alle so aus, als wären sie eben im Absterben begriffen, — die einzelnen Bäume von krüppelhaftem Wuchs und voll trockner Zweige, welche nebst den Stämmen dicht mit graugrünen zottigen und lappigen Flechten (Lichenen) bekleidet sind. Große Bodenflächen sind mit röthlich blühendem Haidekraute bestanden, andere liegen entweder ganz nackt da oder haben nur einen sehr spärlichen Ueberzug von kleinen kümmerlichen Laubmoosen oder kleinen graugrünen, becherförmigen oder ästigen Flechten. Trotz ihrer allgemeinen Dürftigkeit besitzt aber auch diese Flora, welche ihren ursprünglichen Charakter am meisten bewahrt hat, einzelne ihr eigenthümliche, durch sehr schöne Blumen ausgezeichnete Gewächse (z. B. die Moorhaide und eine Gentiana mit großen aufrechtstehenden, tiefblauen Glockenblumen). — Die Gegenstände des

Ackerbaues sind hier dieselben, wie in dem vorigen Gebiete, aber er ist hier noch weit weniger ergiebig, als dort.

Zwei eigenthümliche kleine Florengebiete bilden noch der Seestrand und das Elbufer. — An ersterem (und eben so auch um die wenigen binnenländischen Salzquellen herum) treten eine Anzahl von Pflanzen auf, die nur an solchen Oertlichkeiten wachsen, wo ihre Wurzeln mit etwas Salzwaßer getränkt werden; dem Laufe der Elbe aber folgen abwärts aus dem mittleren Deutschland mehrere Gewächse, welche in der norddeutschen Ebene eigentlich nicht mehr heimisch sind, und die wir daher nur an den Ufern dieses Stromes (und zum Theil auch der gleichfalls aus Mitteldeutschland kommenden Oder) noch antreffen. — Die Flora der Ostsee endlich besteht aus Seegras und sogenannten Algen, — Pflanzen, welche auf das Waßer angewiesen sind und auf einer nur sehr niederen Entwickelungsstufe stehen; der olivenfarbene, auf dem steinigen Meeresboden in großen, oft mehrere Fuß hohen Gebüschen wachsende lederartige Blasentang ist unter ihnen an unserer Küste die bekannteste Art.

Jedes der vorstehend bezeichneten Pflanzengebiete verdient die Aufmerksamkeit der einheimischen Botaniker in hohem Grade, weil jedes derselben gar manche ihm eigenthümliche Pflanzenarten aufzuweisen hat und folglich dem Sammler eine Ausbeute interessanter Arten gewährt, nach denen er in den anderen Gebieten vergebens herumsuchen würde.

3. Gelegentlich erhält der Pflanzenreichthum unseres Landes auch durch Einwanderung und vollständige Einbürgerung neuer Arten einen Zuwachs. Mit Uebergehung einiger älterer derartiger Beispiele wollen wir nur ein sehr merkwürdiges aus der neuesten Zeit erwähnen. Im Jahre 1842 zeigte sich eine kleine, bis dahin nur in Nordamerika gekannte Waßerpflanze (sie heißt Elodea canadensis) plötzlich in einem See in Schottland, und trotzdem, daß sie dort keinen Samen tragen konnte, da sie zweihäusig ist und nur weibliche Exemplare vorhanden waren, vermehrte sie sich durch Sproßung und abgerißene Stengel, die auch in den kleinsten Bruchstücken wieder Wurzel schlagen, in Schottland und England in so fabelhafter Weise, daß schon zehn Jahre später ihre dickverschlungenen Massen der Binnenschifffahrt in den Flüßen und Canälen jener Länder ein Hindernis in den Weg legten. Bald zeigte sich diese merkwürdige Pflanze auch in Holland, Belgien und Deutschland, — in letzterem bei Trier, 1861 in der Elster bei Leipzig und seit 1863 auch im Havel-, Spree- und Odergebiete der Provinz Brandenburg. Ganz neuerdings soll sie sich auch schon bei Neustrelitz gezeigt haben, und somit dürfen wir nun auch wohl ihrem baldigen Auftreten in vielen anderen mecklenburgischen Gewäßern entgegen sehen. — Wie diese Waßerpflanze

von Amerika zuerst nach Europa gekommen, ist völlig dunkel; hier aber einmal angelangt, haben botanische Gärten und Binnenschiffahrt ihre weitere Verbreitung befördert. Hinsichtlich ihrer schnellen und massenhaften Ausbreitung bildet sie ein Seitenstück zu einer kleinen Süßwassermuschel, die sich gleichfalls erst seit einigen Jahren in Deutschland eingebürgert hat, und auf welche wir in dem über unsere Thiere handelnden Abschnitte noch einmal wieder zurückkommen werden.

4. Bekanntlich entwickeln sich nicht alle Pflanzen innerhalb eines Landes gleichzeitig, sondern die eine grünt, blühet und trägt Früchte früher oder später, als die andere. Welche Reihenfolge unsere Pflanzen dabei in dem Kreislaufe des Jahres inne halten, prägt sich am besten ein, wenn man dieselbe an gewisse bedeutsame, recht augenfällige und jährlich in gleicher Ordnung wiederkehrende allgemeine Vegetationserscheinungen anknüpft. Mit Hülfe dieser letzteren zerlegen wir das Jahr in folgende Abschnitte:

Das Erwachen der Vegetation aus dem Winterschlafe beginnt in der Regel in der ersten Hälfte des März, selten früher. Als erste Vorläufer des Frühlings erscheinen dann die Blüthen des Schneeglöckchens, der Erle und der Haselstaude, denen dann bald die Leberblümchen (blâge Oeschen), der Huflattich und die duftenden Veilchen folgen; in den Gärten blühen auch schon der Winterling, der Nieswurz, Crocus, Pfefferstrauch oder Seidelbast u. m. a. — Oft aber hat der als „Maria Grün" (gröne Marien) bezeichnete Tag (der 25. März) noch sehr wenig Grünes aufzuweisen.

Das Ausgrünen der Gesträuche pflegt Anfangs April zu beginnen, dem alten Sprichworte gemäß: „Der April mag sein, wie er will, so bringt er doch Laub und Gras." — Der Laubausschlag beginnt mit den Stachelbeerbüschen, denen dann Lonicera, Hollunder, Weißdorn, Pfeifenstrauch (hier fälschlich „Jasmin" genannt und nicht mit dem schönen, großblätterigen Schlinggewächs „Pfeifenkopf" zu verwechseln), Faulbaum, Himbeerstaude, Flieder, Berberitzen, Haselstaude und Schneeball schnell folgen. In den Laubwäldern sproßt der aromatisch duftende Waldmeister (Mösch) hervor; es blühen die Sahlweide, die Schlüßelblume, der Kukuksfalat, und überhaupt nimmt der Reichthum an blühenden krautartigen Pflanzen in Wald, Feld und Wiesen von jetzt an sehr schnell zu. — In den Gärten blühen Aprikosen und Pfirsiche, rothe und gelbe Johannisbeeren, Aurikeln, Primeln, Hyacinthen, Tulpen, Kaiserkronen, gelbe Narcissen, Himmelsblümchen u. s. w., auch kommen die Spargel zum Vorschein.

Das Ausgrünen der Laubbäume und das Blühen der Obstbäume nimmt etwa vier Wochen später (gegen das Ende des April) seinen Anfang, und in diesem, wie in dem folgenden

Zeitabschnitte entfaltet unsere Flora ihre üppigsten Reize. Zuerst entwickeln die Ebereschen (Quitschenbäume), Roßkastanien, Erlen und Birken ihre Blätter, dann folgen die Weißbuchen (Hagebuchen), großblätterigen Linden, Rothbuchen (Maibuchen), Pyramidenpappeln, Sahlweiden, Sommereichen, später die kleinblätterige Linde, Steineiche und der gemeine Ahorn, und endlich die Esche, der Wallnußbaum, die Akazie; der letzte Nachzügler aber, der Maulbeerbaum, wird erst in der folgenden Periode grün. — Auch die Obstbäume haben sich inzwischen belaubt, aber wegen des prachtvollen Blüthenschmuckes, den sie gleichzeitig entwickeln, achtet man kaum darauf. Diesen Blüthenreigen beginnt der Kirschbaum (und ziemlich gleichzeitig der Schleedorn), dann folgen der Pflaumenbaum und der Birnbaum, etwas später der Apfelbaum; auch der Faulbaum, die Maiblume (Lilgenconfalgen) und der goldgelbe Raps blühen, die Weinknospen schwellen und der Roggen setzt Aehren an. — In das Ende dieses oder in den Anfang des folgenden Abschnittes fällt „Pfingsten, das liebliche Fest", von dem es in dem alten plattdeutschen Reineke Voß heißt:

»Dat men de wolde unde velde sach
grône stân mit lôf unde gras,
unde mannich vogel vrolik was
mit sange in hagen unde up bômen;
de krûde sproten unde de blomen,
de wol röken hier unde dar.«

Die Blüthe der ausländischen Zierbäume und Ziersträuche beginnt abermals um vier Wochen später gegen das Ende des Mai. Die Roßkastanie und die einheimische Eberesche machen auch hier den Anfang, und gleichzeitig unter den Gesträuchen: Flieder, Lonicera, Berberitzen, Corchorus und Weißdorn; einige Tage später folgen Goldregen, Hasenbrâm, Pfeifenstrauch, Schneeball, der rothe Dorn, mehrere Spiräen, die Waldwinde, das Geisblatt und die Akazie, denen sich unter den Gartenstauden Päonien (Pfingstrosen), Nachtviolen u. a. zu gesellen. — Um die Mitte dieses Zeitabschnittes blühet der Roggen, etwas später setzt die Gerste Aehren an, und gegen das Ende entfalten Tannen und Wallnußbäume ihre unscheinbaren Blüthen, die Gartenerdbeeren fangen an zu reifen, — Wiesen und Kleefelder werden gemähet.

Die Blüthezeit der wilden Rosen und Linden pflegt bald nach der Mitte des Juni ihren Anfang zu nehmen. Zuerst erschließen sich die wilden Rosen, die prachtvollen Centifolien in den Gärten und der Hollunder (wilder Flieder, Gänseflieder); auch Flachs- und Lupinenfelder kleiden sich in ihren schönen Blüthenflor. Etwa anderthalb Wochen später beginnen das Liguſtrum, die großblätterige Linde und der Weinstock zu blühen, und nach Verlauf einer etwa eben so langen Frist auch die kleinblätterige Linde und die weiße Lilie. — In der ersten Hälfte dieses Zeit-

raumes beginnt die Rapsernte, die Walderdbeeren sind reif, und es werden die ersten grünen Erbsen, Herzkirschen und Frühkartoffeln (gleich nach Johannis) gegeßen, während man mit dem Stechen der Spargel aufhört; sodann folgt die Reife der Bickbeeren und der Waldhimbeeren. Unter den krautartigen Pflanzen beginnen nun schon manche der vielen Compositen (d. h. Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen, wie z. B. alle Distelarten, Thremsen, Astern, Georginen), der Lippenblumen (deren Form z. B. der Salbei zeigt) und der stattlichen Königskerzen zu blühen, deren massenhafteste Entwickelung aber erst in die folgende Periode fällt.

Die Zeit der Getreideernte pflegt sehr bald nach der Mitte des Juli mit der Roggen- und Erbsenernte zu beginnen; es reifen die sauren Kirschen, Stachel-, Johannis- und Preißelbeeren, die frühzeitigen Birnen und Aepfel, — Buchweizen und Hanf fangen an zu blühen. Anfangs August folgt die Weizenernte, der Mais entfaltet seine unscheinbaren Blüthen, die Champagnerbirnen reifen und die Quitschenbeeren nehmen ihre schöne korallenrothe Färbung an; in den Gärten prangen Georginen, Bauerrosen, Balsaminen und viele andere schöne Blumen. — Nach der Mitte des August folgt die Ernte des Sommergetreides und die Blüthezeit des schönen Haidekrautes, auch werden um diese Zeit die Aprikosen reif.

Die Zeit der eigentlichen Obsternte und der Nachzügler unter den blühenden Gewächsen nimmt in den letzten Tagen des August ihren Anfang. Pfirsiche und grüne Reineclaude-Pflaumen reifen; die Nachmahd der Wiesen, das Brechen der Tabacksblätter, das Aufnehmen der Herbstkartoffeln beginnt; um Michaelis folgt die Ernte der Aepfel, Birnen und blauen Pflaumen, Wall- und Haselnüße; Rosskastanien, Eicheln und Buchmast sind dann reif; der Hopfen aber wird bald nach Michaelis gepflückt und ebenso auch die späteren Arten von Weintrauben. — Der bunte Blumenflor nimmt während dieses Zeitraumes mit reißender Schnelligkeit ab und ist namentlich in den Laubholzwaldungen schon um Michaelis fast gänzlich erloschen. Nur sehr wenige einheimische phanerogamische Pflanzen beginnen jetzt erst ihre Blüthezeit, wie z. B. das Rohr und der nur in höherem Alter blühende Epheu, — in den Gärten die Astern; desto zahlreicher aber zeigen sich noch die Pilze. — Seit der Mitte des September stellen sich auch schon die ersten Vorzeichen von der Beendigung des jährlichen Vegetationskreislaufes ein, anfänglich kaum bemerkbar, aber nach und nach immer sichtbarer hervortretend; das Laub der Bäume und Gesträuche beginnt sich hie und da schon etwas herbstlich zu verfärben, und auch der Laubfall beginnt schon sein Zerstörungswerk, — am merklichsten bei den Johannisbeeren, den Stachelbeeren, dem Faulbaum, dem wilden Wein, den Linden,

Pyramidenpappeln, Kastanien, Birken und Ulmen; doch behält die Masse des grünen Laubes noch immer ein entschiedenes Uebergewicht über das herbstlich gefärbte.

Die eigentliche allgemeine Herbstfärbung des Laubes beginnt erst um die Mitte des October, und die gemischten Laubholzwaldungen gewähren dann mit ihren gelben, braunen und röthlichen Blättern (zumal wenn hin und wieder eine dunkelgrüne Tanne sich unter die Waldbäume mengt) einen gar prächtigen Anblick, der aber sehr bald wieder verschwindet; denn die Lebenskraft aller dieser bunten Blätter ist erloschen, und der Laubfall, durch Wind und Frost beschleunigt, wird bald allgemein und ist in der Regel bald nach der Mitte des November beendigt. Am längsten bewahren ihr grünes Laub die Eichen, Erlen, mehrere Weidenarten, das Ligustrum, der Hollunder, Goldregen, mehrere Sorten von Aepfel- und Birnbäumen, der Flieder, die Berberitzen, Rosen, Schneebeeren, der Kreuzdorn, die Himbeeren, Brombeeren, der Weinstock, Wallnußbaum, die Akazie und die Esche, bis es namentlich bei den drei letzten durch Frost getödtet und plötzlich massenweise zu Fall gebracht wird. — Die Blumen sind schon zu Anfang dieses Zeitraumes bis auf einige kümmerliche Spätlinge und einzelne das ganze Jahr hindurch blühende Gartenunkräuter verschwunden.

Nach längerem Kampfe mit dem Herbste siegt endlich der Winter, und seine Herrschaft erstreckt sich über einen Theil des December und über den ganzen Januar und Februar. Nur die wenigen in unserer Flora vorkommenden immergrünen Laubpflanzen, die Tanne, der Knirk, die weiße, den Winter hindurch in den Gärten blühende Schneerose und die Laubmoose zeigen, daß die Lebenskraft des Pflanzenreiches nicht ganz erloschen ist; aber der bunte Blumen- und Rasenteppich des Frühlings und Sommers muß jetzt einer gleichförmigen weißen Schneedecke Platz machen. — Nicht selten aber kleiden sich die ihrer Blätter beraubten kahlen Zweige der Bäume und Gesträuche in einen wunderbar schönen erborgten Schmuck, indem dieselben entweder bei ganz ruhigem Schneefall auf ihrer oberen Seite mit dicken weißen Schneepolstern bedeckt werden, oder sie sich in klaren stillen Frostnächten durch den sogenannten Rauhreif ganz und gar mit zarten weißen Eisnadeln umhüllen, die, von der Sonne beschienen, gleich Diamanten funkeln. — Wölbt sich der klare blaue Winterhimmel über eine so geschmückte Landschaft, dann verlohnt es sich wohl, einen Spaziergang durch dieselbe zu machen!

Diese vorstehend dargelegten Grundzüge eines botanischen Kalenders für Meklenburg sind das Ergebnis meiner mehrjährigen, diesem Gegenstande zugewendeten Beobachtungen. Denselben, nachdem der Weg nun dazu gebahnt ist, in seinen Einzel-

heiten weiter zu vervollständigen, bietet keine Schwierigkeiten dar und wäre eine Arbeit, die wahrscheinlich einem jeden, der etwas Sinn für die ihn umgebende Pflanzenwelt besitzt, einen ganz angenehmen Zeitvertreib gewähren würde.*)

226. Das Getreide.

(Vogel's Naturbilder.)

Was den Menschen menschlich nährt, was ihm das Brot gibt, dessen Bereitung und Genuß ihn von dem Thiere sondert, das nach Wurzeln gräbt oder Beeren sucht oder vom Morde und Raube anderer lebt —, das Getreide, das seine Hand aussäet und zu Garben sammelt —: es ist seiner Wichtigkeit nach die erste Pflanze des Vaterlandes und Europas. Denn das rechte Europa fängt erst da an, wo unser Auge die ersten Getreidefelder gewahrt, mögen auch die geographischen Grenzen etwas weiter hinaus liegen.

Schon die mit tiefem Natursinn begabten alten Griechen erkannten im Getreide und seiner Cultur eine unmittelbare Gottesgabe; gewis aber ist es, daß, wer den Getreidebau zuerst einführte, gewaltige Kraft über ganze Welttheile übte, größere als die mächtigsten Herrscher. „Finstere Urwälder schwanden, an ihre Stelle traten lachende Saatfelder, das Klima wurde verändert, meist milder, Gewächse südlicher Gegenden konnten nun gedeihen, Sümpfe wurden trocken, Quellen versiegten, wilde und gefährliche Thiere zogen sich zurück, dahin, wo nichts Edles mehr gedeiht, und warum? — um mehlreichen Grasarten Platz zu machen. Aber daß Länder und Welttheile ihre Physiognomie, ihren Charakter veränderten, ist es nicht allein, was die Cultur der Getreidearten bewirkte; noch Größeres ging für den Menschen hervor: er wurde an feste Wohnsitze gebunden. Unstät irrt der Jäger umher; er findet überall Wald, Waßer und Wild und ein Obdach, sei es von Zweigen oder unter Felsen. Gering sind seine Bedürfnisse, gering seine Kunstfertigkeiten. Der Nomade zieht mit seinen Heerden weiter, wenn die Weide nicht mehr zureicht, oder wenn es ihm nicht mehr gefällt. Einfacher noch, als des Jägers, sind des Nomaden Bedürfnisse und Kunstfertigkeiten. Aber der Ackerbauer muß bleiben bei dem Lande, welches er urbar gemacht hat und von dem er seine Nahrung, seine Lebensbedürfnisse erhält; denn zieht er weiter, so findet er

*) Wer genauere Auskunft über die meklenburgische Flora wünscht, findet dieselbe in meiner »Flora von Meklenburg, in geographischer, geschichtlicher, systematischer, statistischer Hinsicht u. s. w. geschildert, Neubrandenburg 1860, in Commission bei C. Brünslow,« Preis 1 ℳ (404 S.), nebst zwei Nachträgen.

überall nur neue Beschwerde und späten Lohn; er baut einen festen Wohnplatz, es wächs't seine Familie, sein Ertrag mehrt sich, er muß ihn vertauschen, verkaufen, seine Bedürfnisse werden vielfacher, es entstehen Handel, Gewerbe, Künste und Wißenschaften, bürgerliche Einrichtungen: — und wodurch wird dies Alles bewirkt? — durch die Cultur nahrhafter Gräser." *) Der Ackerbau geht aller Ausbildung der Menschheit voran; wie er den Boden bereitet und bestellt hat zur Nahrung des Leibes und des physischen Lebens, so hat er auch die ersten Keime der Versittlichung und Vergeistigung ausgestreut und den Menschen in ein geheimnisvolles Verhältnis zur ewigen Schöpferkraft gesetzt.

„Wir wißen nicht, unter welcher Getreideart **) sich die erste Cultur der Menschen entwickelt hat; entschieden aber ist es, daß die gesittete Bildung im Abendlande von der Cultur des Weizens begleitet worden ist; doch ist es nicht auszumachen, wo derselbe zuerst gebaut wurde. Ohne Zweifel kam der Ackerbau aus Aegypten nach Griechenland und zog sich von hieraus segnend über ganz Europa." ***) So hat Griechenland unserm Welttheil leiblich und geistig die erste reine menschliche Nahrung gereicht, jene durch die ersten Ackerbauer, diese durch die ersten Dichter und Philosophen. „Das Vaterland unserer Cerealien wird gewöhnlich als unbekannt angegeben; indessen wohl mit Unrecht setzt man in dieser Hinsicht zu wenig Vertrauen auf die Beobachtungen sehr achtungswerther Reisenden. Der Spelz, die Gerste und der Weizen sind theils in Persien und Hamadan, theils in Mesopotamien, an den Ufern des Euphrats wild gefunden worden." In Europa kommen sie weder wild vor, noch verwildern sie, und sind demnach den Hausthieren des Menschen, namentlich dem Schafe, Hunde u. m. a. vergleichbar, welche auch nicht mehr in ihrem rohen Naturzustande vorkommen, noch ausdauern mögen. Sie sind gleichsam des cultivirten Menschen Hauspflanzen — wenn man anders diesen Ausdruck gestatten will —, die nur noch in seiner Nähe und unter seiner pflegenden Hand gedeihen. Auch folgen sie dem Menschen, namentlich in Europa, weiter nördlich, als man erwarten durfte: unter 69° und 70° in Norwegen und in den Grenzdistrikten zwischen Norwegen, Schweden und Rußland trifft man noch Getreidebau, sowie überhaupt in Gegenden, deren Mittelwärme unter den Gefrierpunkt fällt,

*) Siehe Fiedler's «Reise durch Griechenland».

**) Die hauptsächlichsten Cerealien sind: a) für Europa und das angrenzende Asien: der Weizen, der Spelz, der Roggen, die Gerste und der Hafer; b) für den Süden und Osten von Asien: Reis und mehrere Hirsearten; c) für Afrika: die Mohrenhirse; d) für die neue Welt: der Mais.

***) Meyen, Grundriß der Pflanzengeographie.

während er in der Schweiz bereits bei 4° über dem Gefrierpunkt aufhört. Hieraus kann man abnehmen, daß der Kornbau vielmehr von der Sommerwärme, als von der jährlichen Mittelwärme abhängt. Die langen Sommertage geben nämlich den Polarländern eine zwar sehr kurze, dabei aber verhältnismäßig sehr bedeutende Sommerwärme. Unter den Getreidearten ist es jedoch nur die Gerste, welche eine so hohe Breite erreicht. Die Nordgrenzen der verschiedenen Getreidearten auf der skandinavischen Halbinsel sind nämlich, nach Schouw's zuverläßigen Angaben:

für Gerste auf der Westseite 70°, auf der Ostseite 70°,
„ Roggen „ „ „ 67°, „ „ „ 65—66°,
„ Hafer „ „ „ 65°, „ „ „ 63½°,
„ Weizen „ „ „ 64°, „ „ „ 62°.

Große, mit mäßiger Temperatur begabte Ebenen sind dem Getreidebau vorzugsweise zuträglich und bilden auch die Kornkammern unsers Erdtheiles, wie z. B. die nord- und osteuropäische Ebene.

Neben dem Weizen wird in südlichen Gegenden häufig der Spelz gebaut, er war den Griechen und Römern bekannt; ja, bei letzteren ist er nach Plinius das älteste Getreide. Nur vereinzelt tritt daneben der aus Amerika eingewanderte Mais und der Reis ebenfalls im Süden unseres Erdtheils auf. Die übrigen Getreidearten, welche wir in Europa bauen, als die Gerste, der Roggen und der Hafer, sind besonders für die kälteren Gegenden von Bedeutung; sie widerstehen mehr der Kälte, als der zartere Weizen, und sind daher im höheren Norden die einzigen Cerealien, welche angebaut werden können. Eben so steigt auch der Anbau dieser Getreidearten viel weiter auf die Gebirge hinauf, als es mit dem Weizen der Fall ist. — Die Grenze aller Getreidecultur ist übrigens in den Alpen von Tyrol bei 3800 Fuß, in den Tyroler Gebirgen bei 4500 Fuß, auf dem Monte Rosa bei 5880 Fuß, und in Frankreich steigt die Roggencultur selbst bis 6600 Fuß.

Der Gebrauch der Gerste war schon den Hebräern, Griechen und Römern bekannt. Der Roggen, dessen Vaterland eben so unbekannt ist, wie das des Hafers, scheint nach Link's gelehrten Forschungen den Alten ebenfalls bekannt gewesen zu sein; doch von dem Hafer ist in den ältesten Quellen keine Spur zu finden. Man gab den Pferden zur Zeit des trojanischen Krieges Gerste statt Hafer; erst spätere Nachrichten (im zweiten Jahrhundert) sprechen von der Benutzung desselben. Bekanntlich wird auch jetzt der Hafer meistens als Viehfutter gebraucht; doch aßen die alten Deutschen Haferbrei, und noch gegenwärtig wird in Irland, Schottland, Norwegen und Schweden häufig Haferbrot gegeßen.

227. Das Gras.

(Von Fr. Ehrenberg.)

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen, und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. — Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel —: das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden. Mit welcher Wonne las ich: „Und der Herr sprach: Die Erde laße aufgehen Gras und Kraut, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut!" Wie ging mir die Stelle in's Herz: „So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet!" Kaum vermochte ich, mir Gott in einer rührenderen Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, die ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts Anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch, ein Bild des wohlthätigen Ueberflußes und ein Pfand jener milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem Anderen ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras, an warmen, quelligen Plätzen, wie erfreut es bis in's innerste Herz. Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst, o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen; durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten; und o, wie werth ist es mir da! Unter den begraf'ten Hügeln muß es sanft sich ruhen. Einst auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

228. De Fröhling.

(Von W. Bornemann sen.)

1. Dat Land ergrönt all' öberall,
De Luft ward mill un warm;
Schon kehrt torügg mit hellen Schall
De bunte Vägelschwarm.

2. So kündigt sick dat Fröhjahr an,
De starre Winter schwinn't:
Frisch up! frisch up! mit Plog un Spann,
De Fröhlingsdag beginnt.

3. Herbi! herbi! ji Akkersslüd'!
Nu lukkert sick dat Feld;
Da segnet Gott, wo rechter Tied
Ward Hab un God bestellt.

4. Mit Gottesfurcht streut in dat Land
De Saat tom Ahrenddag;
Ut Gottes allmachtsvullen Hand
Fällt Dau un Hagelschlag.

5. Wat wi versai'n in Sorg un Möh,
Dat Kören ist so klein,
Doch herrlich drift et in de Höh,
Mit Segen to erfreun.

6. So warden wi mal ut den Dod
In Herrlichkeit un Glanz
Hervörgahn ut den Eerenschot
Tom Himmels-Ahrendkranz.

229. Der Flachs.

(Nach J. F. Schouw.)

Wir kennen Alle die Flachspflanze; wir wißen, daß, wenn wir im April oder Mai ihren kleinen, glänzenden Samen säen, schnell aus demselben schlanke, dünne, am Gipfel sich verzweigende Stengel emporwachsen, welche dicht mit lanzettförmigen Blättern besetzt sind und ganz oben himmelblaue Blumen tragen, nach deren Abfall sich bald braune Kapseln zeigen, welche darauf hindeuten, daß die Pflanze schon drei bis vier Monate, nachdem sie emporgekeimt ist, ausgerißen werden kann, um die Fasern zu liefern, welche uns einen wichtigen Bekleidungsstoff geben.

Flachsbau findet man in Europa, Nordafrika, dem gemäßigten Asien und an der Ostküste Nordamerikas, am meisten in Rußland und Preußen, auch in Aegypten. Die Nachrichten über den Bau und die Benutzung des Flachses verlieren sich im grauen Alterthume. Im zweiten Buche Moses heißt es, daß der Hagel den Flachs und die Gerste vernichtete, als Moses sich vergeblich bei Pharao bemühte, daß er den Israeliten die Auswanderung gestatten möge.

Die aegyptischen Mumien sind in Linnen gehüllt, und auch die Römer gebrauchten Flachs zu Linnen und Schiffssegeln; doch waren bei ihnen in älteren Zeiten wollene Kleider, namentlich zur unmittelbaren Bedeckung des Körpers, gewöhnlicher, als das Linnen. Auch von den Galliern und Germanen erzählen die Römer, daß sie den Gebrauch des Linnens kannten, und sagen, daß ihre Weiber keine schöneren Kleider, als die linnenen, kannten.

Der Flachs läßt sich wegen der Steifheit der Fasern nicht so leicht, wie die Baumwolle oder Wolle, mit Maschinen behandeln; es glückte deshalb erst spät und nach vielen Versuchen,

den Flachs mit Maschinen zu spinnen. Diese wichtige Entdeckung hat bereits schon die Herabsetzung der Linnenpreise bewirkt, und vielleicht wird deshalb der Flachs wieder den Gebrauch der Baumwolle vermindern.

230. Die Baumwollenpflanze.

(Nach J. F. Schouw.)

Von allen Stoffen, welche die Menschen zur Bekleidung benutzen, spielt keine eine so wichtige Rolle, als die Baumwolle. Sie kommt von einem Gewächs, welches zur Malvenfamilie gehört und entweder kraut- oder holzartig ist. Der Baumwollenbaum erreicht eine Höhe von 15—20 Fuß. Die Blätter der Pflanze sind breit, lappig, der Kelch ist doppelt; die Krone ist fünfblätterig, gewöhnlich gelb, zuweilen roth, und enthält eine große Anzahl Staubgefäße, deren Staubfäden zusammengewachsen sind. Die Frucht ist eine Kapsel, welche sich in mehreren Klappen öffnet und viele Samen einschließt; diese Samen sind mit einer langen, dichten, weißen, zuweilen gelben Wolle besetzt, und diese Wolle ist die Baumwolle.

Die Baumwollenpflanze erfordert ein warmes Klima; sie gedeiht innerhalb der Wendekreise und in den wärmeren Theilen der gemäßigten Zone, am besten in einem nicht zu fetten, sondern sandigen, trocknen Erdboden.

Zur Herbstzeit bietet ein Baumwollenacker einen außerordentlich schönen Anblick wegen der breiten, dunkelgrünen Blätter, der großen, gelben Blumen und der schneeweißen Wolle, welche aus den halboffenen Kapseln hervorlugt; denn die Pflanze trägt zu derselben Zeit, wenn sie noch in Blüthe steht, reife Frucht. Deshalb wird auch das Einsammeln während längerer Zeit fortgesetzt. Dies geschieht, indem man die Kapseln, welche sich zu öffnen begonnen haben, mit der Hand abpflückt. Sie werden dann getrocknet, worauf die Wolle von den Samen getrennt wird.

Vor Christi Geburt war der Anbau der Baumwollenpflanze und der Gebrauch der Baumwolle zu Kleidern wahrscheinlich auf Indien beschränkt. Ein griechischer Schriftsteller, welcher im fünften Jahrhundert vor Christo lebte, berichtet, daß die Indier eine Pflanze hätten, welche anstatt der Frucht Wolle trage, ähnlich wie die der Schafe, nur feiner und beßer, woraus sie ihre Kleider machten, und ein anderer erzählt, daß die Indier ihre Kleider aus einer Art feinen, weißen Flachses, welcher auf den Bäumen wachse, verfertigten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Baumwollenbau durch die Araber nach Europa gebracht. Zuerst wurde er in Spanien, dann in Sicilien, dem südlichen Italien und Griechenland betrieben.

Der Gebrauch der Baumwollenzeuge war indes selbst im Mittelalter noch sehr beschränkt und die Fabrikation derselben bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Europa unbedeutend. Die wenigen Baumwollenwaaren, die man brauchte, holte man meist aus Indien und China. Es war an und für sich nicht wahrscheinlich, daß es sich bezahlt machen könne, in Europa Baumwollenfabriken anzulegen. Gleichwohl ist die Baumwollenfabrikation in Europa, besonders in England, zu einem außerordentlichen Umfang gestiegen; ja, man ist sogar zu dem Punkt gekommen, daß ungeachtet des niedrigen Arbeitslohnes in Indien und China und ungeachtet des weiten Transportes nicht unbedeutende Mengen Baumwollenzeuge von Europa nach Indien ausgeführt werden. Diese ungewöhnliche Erscheinung verdankt man den Maschinen, die in England allein 1½ Millionen Menschen beschäftigen. Wenn Alles, was jetzt verarbeitet wird, mit den Händen bewerkstelligt werden sollte, so müßte jeder fünfte Mensch in ganz Europa in Baumwolle arbeiten.

231. Der Kaffee.

(Nach Vogel's Naturbildern.)

Als unsere Eltern und Großeltern noch Kinder waren, da war bei uns zu Lande der Kaffee noch eine Seltenheit; aber auffallend schnell ist derselbe ein allgemeineres Bedürfnis und ein höchst wichtiger Cultur- und Handelsartikel der neueren Zeit geworden.

Die Heimat des Kaffees ist der südlichste gebirgige Theil der arabischen Halbinsel, der vorzugsweise das glückliche Arabien oder Yemen genannt wird. Der Kaffeebaum bedarf, um zu gedeihen, eines warmen Klimas, kann aber doch allzugroße Hitze nicht vertragen; außerdem erfordert er hinreichenden Regen oder eine künstliche Bewäßerung. Er gedeiht daher nur innerhalb der Wendekreise oder höchstens bis zum dreißigsten Grad der Breite, und in diesem Gürtel auch noch nicht in den flachen Küstenstrecken, sondern am besten auf den Gebirgen. Seine Höhe in Arabien und auf Java — wohin ihn die Holländer zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verpflanzten — beträgt ungefähr 30—40 Fuß. In Westindien — wohin ihn die Franzosen (1717) brachten — wird er nicht so hoch, weil man ihn dort mehr beschneidet, um ihn tragbarer und die Ernte bequemer zu machen. In Form und Farbe der Blätter ähnelt er dem Lorbeer. Die weißen, wohlriechenden Blüthen sitzen büschelweise in den Blattwinkeln, und wenn der Baum in Blüthe steht, sieht er aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre — ähnlich, wie unsere Kirschbäume. Auf die Blüthe folgt auch eine kirschartige

Beerenfrucht, deren fleischige Masse 2 länglichhalbrunde Kerne in sich schließt, die man unpassender Weise Kaffeebohnen nennt, und welche, zuerst getrocknet und dann über gelindem Feuer geröstet, das jetzt allbekannte Getränk liefern, das, wie der Thee, von Einigen für ein Erfrischungs- und Stärkungsmittel, von Andern dagegen für ein langsam wirkendes Gift gehalten wird.

Ueber die erste Veranlaßung zur Benutzung der Kaffeebohnen erzählen die Araber: Der Vorsteher eines arabischen Klosters habe bemerkt, daß die Ziegen, nachdem sie von diesem Baume und seinen Früchten genoßen, ungewöhnlich munter geworden seien und mitten in der Nacht umhergehüpft hätten, wodurch er auf den Einfall gerathen, ein aus dieser Frucht bereitetes Getränk anzuwenden, um sich und seine Derwische wach zu erhalten, wenn sie die ganze Nacht unter Gebeten in der Moschee zubringen mußten.

Gewis aber ist es, daß das Kaffeetrinken sowohl im Oriente, als auch in Europa erst in der neuern Zeit, und zwar dort ungefähr in der Mitte des funfzehnten und hier nicht vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, in allgemeineren Gebrauch gekommen ist. In Deutschland und den nordeuropäischen Staaten wurde der Genuß des Kaffees erst gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemeiner.

Der seitdem immer mehr steigende Verbrauch des Kaffees in Europa vermehrte natürlich auch die Production desselben — zunächst in Arabien. Dabei kam man leicht auf den Gedanken, diesen kostbaren Baum auch nach andern Ländern zu verpflanzen, und nicht lange dauerte es, so blühte er auch in Batavia, Westindien und Brasilien. Hier ist der Kaffeebau nun stark im Steigen begriffen.

Nach den Berechnungen von 1845—50 belief sich der jährliche Verbrauch an Kaffee in Europa auf 226 Millionen Pfund — im Jahre 1820 nur noch 120 Mill. Pfd. — und in Nordamerika auf etwa 37 Mill. Pfd.; fügen wir hinzu den bedeutenden Verbrauch im Oriente, Nordafrika und in den Ländern, die selbst Kaffee erzeugen, so ist sicherlich 3—400 Mill. Pfd. im Jahr eine nicht zu hohe Annahme. *) Von dieser Gesammtmasse des jährlich verbrauchten Kaffees liefert jetzt Westindien die größte Menge, nämlich 101 Mill. Pfd.; hierauf folgt Brasilien und das übrige Festland von Südamerika mit 64 Mill., dann Java mit 38 und Arabien — das noch vor 100 Jahren nicht mehr als höchstens 12 Mill. Pfd. jährlich producirte — mit 24 Mill. Pfd.

*) 1855 nahm man 6 Mill. Centner an, von denen 2 Mill. in Europa verbraucht wurden; 1867 schätzt man eine gute Ernte auf 10 Mill. Centner.

Welche Veränderungen in der Lebensweise, im Handel und in der Schifffahrt, und welche Veränderungen in der Cultur derjenigen Länder, die nach und nach als Kaffeeproducenten aufgetreten sind, mußte also der Verbrauch des Kaffees nach sich ziehen! Ward doch schon der geringfügig scheinende Umstand, daß die seeländischen Bauern anfingen Kaffee zu trinken, Veranlaßung, neues Land in Brasilien für diese Cultur urbar zu machen und neue Niederlaßungen dort zu gründen!

232. Der Thee.

(Nach Vogel's Naturbildern und nach Ungewitter.)

Asien liefert uns auch den Thee, dessen Genuß für einen großen Theil der Menschen ebenfalls erst in der neueren Zeit Bedürfnis geworden ist. — Die Pflanze, welche die gewöhnlichen Theearten liefert, die bei uns in den Handel kommen, ist ein Strauch, der, wenn er sich selbst überlaßen bleibt, eine Höhe von 10—12 Fuß erreichen kann, unter der Cultur aber im Allgemeinen nur 5—6, ja an mehreren Orten nur 2—3 Fuß hoch wird. Die weiße Blüthe hat einige Aehnlichkeit mit der wilden Rose, ist aber ohne Geruch. Ihr folgt eine runde Frucht von der Größe einer Schlehe, welche aus 2—3 an einander gewachsenen Kapseln besteht; jede derselben schließt einen Kern in sich, woraus die Chinesen ein Oel pressen. Die eigentliche Heimat des Theestrauchs ist das südliche gebirgige China, wo man ihn bis zum funfzehnten Grad südlicher und bis zum vierzigsten Grad nördlicher Breite findet; außerdem wird seine Cultur schon seit längerer Zeit in Japan, sowie auch in Ava, dem Reiche der Birmanen, und an der südlichen Grenze von Tibet betrieben. Ganz neuerlich hat man aber auch in Assam, und zwar in dem Gebiete, welches den Engländern gehört, wo die Gebirge nicht über 6—8000 Fuß hoch sind, die Theepflanze wild gefunden und ihre weitere Cultur in jenen Gegenden mit gutem Erfolge versucht. Einen ähnlichen Versuch haben die Holländer auf Java und die Portugiesen in Brasilien gemacht, letztere jedoch mit bei weitem weniger günstigen Resultaten; denn wenn auch die Pflanze die Versetzung in einen andern Boden verträgt und Theestrauch bleibt, so ist doch der eigenthümliche Duft, die heimatliche Gewürzhaftigkeit, das Aroma, dahin. Der Thee von Java aber, der in den vierziger Jahren zuerst auf den Markt von Amsterdam kam, machte daselbst großes Aufsehen, und da man in Java damals schon über 1,400,000 Pfd. gewann, so werden die Holländer nach diesem vielleicht allen Bedarf an Thee von dort her beziehen.

Die Cultur des Theestrauches und der Gebrauch seiner Blätter zur Herstellung eines warmen, gesunden Getränkes ist in

China und Japan sehr alt, und noch heute ist dort, wie auch in ganz Tibet, der „nervenstärkende und den Augen so heilsame" Theetrank unentbehrliches Bedürfnis. Wer es haben kann, trinkt dort den ganzen Tag über und bei allen Nahrungsmitteln Thee, so daß schon in den Jahren 1845—50 der Bedarf davon für China allein auf mindestens 300 Mill. Pfd., für den ganzen Osten von Asien aber auf 450 Mill. Pfd. veranschlagt wurde. Man bedenke nun die Menge von frischen Blättern und die Zahl der Hände, welche zur Bereitung dieser Unmasse von Thee nöthig sind, und man wird leicht ermeßen können, von welcher hohen Bedeutung der Anbau dieser einzigen Pflanze für jene Länder sein mag. Die Menge von Thee, welche China — das nach den neuesten Angaben 20 Mill. Centner produciren soll — jährlich nach dem Auslande überhaupt verhandelt, kann man allerdings noch nicht mit völliger Genauigkeit angeben, wohl aber kennt man die Massen, welche nach Europa und in die europäischen Colonien eingeführt wurden. Nach genauen Quellen ist nämlich die Gesammtmasse von Thee, welche in den oben angegebenen Jahren durch Europäer aus dem Hafen von Canton ausgeführt wurde, auf 45,000,000 Pfd. jährlich berechnet worden; hiezu kam aber noch der, welcher auf dem Karavanenwege nach Rußland geführt wurde, im Jahre 1830 schon z. B. 5—6 Mill. Pfd. Sieht man nun auch ganz ab von der sonstigen Ausfuhr auf dem Landwege, so kamen damals doch schon 50 Mill. Pfd. von den getrockneten Blättern jener Pflanze ganz allein nach Europa und dessen Colonien, wofür dem chinesischen Lande eine Summe Geldes von ungefähr 18 Mill. preußischen Thalern zufloß; denn im Durchschnitt wurden die verschiedenen Theesorten zu Canton mit ¼ Piaster per Pfd. bezahlt. Und dennoch sind kaum 100 Jahre vergangen, daß der Gebrauch des chinesischen Thees in Europa etwas allgemeiner geworden ist. Vor dem siebenzehnten Jahrhundert war er gar nicht bekannt. Rußland und Holland scheinen die Länder zu sein, wo man zuerst mit ihm bekannt wurde. Erst später fand er in England Eingang, wo er zum unentbehrlichen Bedürfnis und zum Schiboleth der Mäßigkeitsvereine erhoben worden ist. In England und Irland allein wurden im Jahre 1852 55 Mill. Pfd. oder 500,000 Centner Zollgewicht Thee, etwa ein Vierzigstel des wahrscheinlichen Ertrages von China, verbraucht.

Vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus läßt sich die Cultur der Theepflanze mit dem Weinbaue vergleichen. Wie die Rebe liebt der Theestrauch hauptsächlich Berggelände, die sich wegen ihrer Lage zum Kornbaue nicht eignen. Die Stellen, welche die schönsten Sorten liefern, liegen innerhalb gegebener, beschränkter Districte. Geschick und Sorgfalt, sowohl in der Be-

stellung des Bodens, als in der Bereitung des Erzeugnisses, sind zur Gewinnung von gutem Thee durchaus erforderlich. Uebrigens wird er in größeren und kleineren Anlagen gezogen, wo die Sträucher regelmäßig in Reihen stehen; in Japan findet man ihn indes auch längs der Grenzen der Felder, als Hecke, zum eigenen Hausbedarf der Bewohner angebaut.

Auf das Einsammeln der Blätter kommt sehr viel an, sowohl hinsichtlich der Zeit, als auch des Verfahrens. Die erste Ernte, Ende Februar, wenn die Blätter noch nicht ganz entfaltet sind, gibt den besten, den sogenannten Kaiserthee. Die zweite Ernte, im April, wo die etwas größeren Blätter mit ganz kleinen vermischt sind, ist geringer an Werth, und die dritte und reichste Ernte, im Mai, gibt die gewöhnliche Sorte. Zum Einsammeln werden eigene Leute gedungen; denn es liegt sehr viel an der Wahl der Blätter und an der Genauigkeit und Reinlichkeit im Pflücken. Diese Leute dürfen daher auch, wenigstens bei den beiden ersten Ernten, nur mit Handschuhen die Blätter abbrechen, und die, welche ausschließlich für den kaiserlichen Hof sammeln, müßen sich sogar einige Wochen zuvor der Fleischspeisen enthalten, weil sonst der Athem den Blättern nachtheilig sein soll. Gleich nach dem Abpflücken werden die Blätter auf Eisenblechen geröstet und dabei öfters umgewendet, sodann auf Binsenmatten ausgebreitet und mit den flachen Händen gerollt und endlich in zinnerne Kapseln eingeschloßen, damit ihnen die Luft nichts von ihrer Güte nimmt. Auch beim Einpacken und Versenden kommt Alles darauf an, daß die Luft nicht zum Thee eindringen und sein feiner Geruch und dessen belebende Kraft nicht verfliegen kann. Nichts desto weniger raubt die Seeluft und die ihr anhängende Feuchtigkeit dem Thee einen großen Theil dieser Vorzüge. Der sogenannte Karavanenthee, der aus China ausgeführt und von den Nußen über Land nach Europa gebracht wird, steht deshalb nicht ohne Grund in so hohem Preise.

Aller Thee, der in den Handel kommt, gehört zu einer und derselben Art; nur die Verschiedenheit der Blätter und die Zubereitung — über die man noch nicht im Klaren ist — geben theils den grünen, theils den schwarzen Thee, wovon man jedoch 7—10 verschiedene Sorten mit besonderen Benennungen unterscheidet.

In China und Japan ist der Thee, wie schon erwähnt, Nationalgetränk im eigentlichsten Sinne des Worts. Er wird von Allen, vom Kaiser bis zum Geringsten, genoßen; er wird jedem Gaste angeboten; er wird überall auf Straßen und Wegen in Theeschenken verkauft. Thee zu bereiten und ihn mit Anstand darzureichen, gehört mit zu einer guten Erziehung und wird gelehrt, wie die Fecht- oder Tanzkunst in Europa.

233. Das Zuckerrohr.

(Von James Johnston.)

Das Zuckerrohr ist die Hauptquelle des im Welthandel vorkommenden Zuckers; gegen elf Zwölftel aller Zuckererzeugnisse kommen von dieser Pflanze her. Obwohl dieselbe den Griechen und Römern beinahe unbekannt war und gegenwärtig am stärksten in Amerika angebaut wird, ist doch die alte Welt ihre wahre Heimat. Hier war sie bei den östlichen Völkern schon im frühen Alterthum in Gebrauch, und namentlich in China und auf den Südseeinseln scheint ihre Cultur viel älter zu sein, als jede geschichtliche Kunde. Ueber Sicilien und Spanien kam das Zuckerrohr auf die canarischen Inseln, wurde von hier im Jahre 1520 durch die Spanier nach St. Domingo verpflanzt und verbreitete sich von dieser Insel aus allmählich über ganz Westindien und die tropischen Gegenden des amerikanischen Festlandes. Es gedeiht am besten da, wo die mittlere Temperatur 19—20° R. ist; doch kommt es noch fort und kann mit Nutzen in Gegenden angebaut werden, deren mittlere Temperatur 14—16° R. nicht übersteigt. Wenn daher auch die Länder, welche den Zucker am reichlichsten und wohlfeilsten erzeugen, meist der heißen Zone angehören und eine tiefe Lage haben, so pflanzt man doch auch in anderen, weit von den Tropen abgelegenen Himmelsstrichen das Zuckerrohr noch mit Vortheil; so in einigen Theilen des südlichen Europa, auf der Hochebene von Nepaul in Indien, in einer Höhe von 4000 Par. Fuß, und in den Ebenen um Mexico, 3800—5500 Fuß über der Meeresfläche. Der Same des Zuckerrohrs kommt auch auf den günstigsten Standorten selten zur Reife; selbst die Blüthe hat selten Zeit, sich zu entwickeln, wenn es auf Gewinnung des Zuckers abgesehen ist. Man zieht daher den Nachwuchs aus Stecklingen, indem man Stücke von Stengeln in die Erde pflanzt.

In Europa und den Nordländern überhaupt ist der Rohrzucker ein bloßer Luxusartikel, allerdings aber ein solcher, dessen Entbehrung jetzt Vielen sehr schwer ankommen würde; in heißen Ländern dagegen bildet das Zuckerrohr häufig einen wesentlichen Theil der täglichen Nahrung. Dort zerkaut man die reifen Stengel und saugt den Saft aus, und es werden in dieser Weise unglaubliche Mengen verbraucht. Ganze Schiffsladungen von Zuckerrohr werden für diesen Zweck täglich auf die Märkte von Manilla und Rio Janeiro gebracht; auch in New-Orleans wird es in Massen feilgeboten. Auf den Sandwichinseln und vielen anderen Inseln des stillen Meeres hat jedes Kind ein Stück Zuckerrohr in den Händen, und in den ostindischen Colonien werden die Neger während der Zuckerernte von dem häufigen Genuß des süßen Saftes förmlich feist.

Das Zuckerrohr ist eine stattliche Pflanze von palmenähnlichem Wuchs, die auf fast doppelte Manneshöhe emporwächst. Sie wird Reihenweise in die Zuckerfelder gepflanzt. Zur Erntezeit werden die Stämmchen mit breiten Hackmeßern abgehauen, die Gipfel und die um den Stamm sitzenden langen Blätter davon getrennt und als Abfall auf dem Felde liegen gelaßen, die reifen Rohrstücke aber nach der Mühle geschafft. Hier läßt man sie zwischen schweren eisernen Quetschwalzen durchgehen und preßt ihnen so den Saft aus, der in große Gefäße geleitet und hier durch Kalk und andere Zuthaten geklärt wird. Die Wirkung des Kalkes ist eine doppelte: er verschluckt oder neutralisirt die Säure, welche sich sehr rasch in dem ausgepreßten Safte bildet, und verbindet sich gleichzeitig mit dem im Safte enthaltenen eiweißhaltigen Schleim, den er mit sich zu Boden reißt. Dieser Schleim ist aber der natürliche Gährungsstoff, welcher die Verwandlung des Zuckers in Säure verursacht; es ist daher seine rasche Entfernung bei der Zuckerfabrikation ein ganz wesentliches Erfordernis. Ist der Saft in dieser Art geklärt und mehrmals filtrirt, so wird er so rasch als möglich eingekocht und sodann in hölzerne Gefäße zum Verkühlen und Krystallisiren ausgegoßen. Nach erfolgter Krystallisation bringt man ihn in durchlöcherte Fäßer, damit er ablaufen und austrocknen kann. Der in den Fäßern zurückbleibende Theil ist nun Rohzucker; das Abgelaufene ist unter dem Namen Syrup oder Melasse bekannt.

234. Kartoffeln und Taback.

Auch die neue Welt hat uns 2 Pflanzen geschenkt, welche sich über einen großen Theil der Erde verbreitet haben: Kartoffeln und Taback. Die eine ist ein vortreffliches, allgemeines Nahrungsmittel; in der andern sucht man Unterhaltung, Zeitvertreib und Vergeßenheit der Sorge. Die eine fördert das Wohl ganzer Völkerschaften; die andere hat einen nachtheiligen Einfluß auf Gesundheit und Geldbeutel; sie könnte entbehrt werden, wie sie Jahrtausende entbehrt worden ist. Und doch: viele Jahre vergingen, ehe die Kartoffeln allgemein geachtet wurden, während der Taback schon 60—70 Jahre nach seiner Entdeckung allgemeine Verbreitung gefunden hatte. Zum Anbau der ersteren mußten die Fürsten aufmuntern und oft sahen sie sich mit Undank belohnt; den Gebrauch des letzteren konnten sie mit allen Geld- und Gefängnisstrafen nicht hemmen. Die Kartoffeln sind weit verbreitet, aber lange nicht so weit, wie der Taback. Die Söhne der Wüste Arabiens, der Llanos und Pampas, der Berge Sibiriens, die Menschen am Nordcap und Vorgebirge der guten Hoffnung: sie alle wißen nichts von Kartoffeln, wohl aber rauchen oder schnupfen alle leidenschaftlich — Taback.

Taback und Kartoffeln sind gleichsam, könnte man sagen, die Stellvertreter des Guten und Bösen in der Pflanzenwelt. Das Böse findet einen schnelleren, leichteren und allgemeineren Eingang, als das Gute.

235. Die Pflanzen im Haushalte der Natur und der Menschen.

(Von Dr. Schneider.)

Die Pflanzen sind nicht bloß um ihrer selbst willen geschaffen, sondern sie sollen Glieder eines großen Ganzen sein; sie sind nothwendige Glieder im großen Haushalte der Natur. Sie bewirken, daß die durch das Athmen der Thiere und Menschen und durch das Feuer veränderte und dadurch zum Athmen untaugliche Luft dazu wieder taugsich werde; sie wirken auf die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens, tragen viel zur Bildung von Quellen und Sümpfen bei, vermindern den Luftwärmegrad, bilden fruchtbare Düngerde oder Humus; sie zersprengen die Felsen, spenden den Thieren Aufenthaltsörter, Wohnungen und Nahrung und dienen auch zur Befriedigung der mancherlei Lebensbedürfnisse des Menschen und erfreuen ihn.

Er benutzt ganze Pflanzen und Pflanzentheile, als: Wurzeln, Stengel, Blätter, Blüthen, Früchte, Samen, Rinde, den Splint, den Bast, das Holz, Blumenblätter, Stengel, Fruchtknoten, Knospen, Pflanzenfasern, das Pflanzenmark; er wendet die in den Pflanzen enthaltenen Stoffe an: die Pflanzensäuren (Citrone), Pflanzensalze (Pottasche), die Stärke, das Gummi, den Zucker, den Kleber, die fetten und die flüchtigen Oele (Baumöl, Lavendelöl), die Gummiharze (Gummigut), das Federharz und die Färbestoffe. Er benutzt den Saft der Trauben, der Palmen, der Obstfrüchte, der Beeren zur Bereitung des Weins und Eßigs und bereitet dieselben auch aus andern zucker- und stärkemehlhaltigen Pflanzenstoffen durch Einwirkung der Wärme und der Gährung; außerdem benutzt er sie noch zur Bereitung geistiger Flüßigkeiten, als Branntwein, Weingeist, Weinbranntwein, Rum, Arrak, vor deren Gebrauch du dich hüten mögest.

Sie dienen zur Nahrung für Menschen und Vieh, zu ihrem Getränke; sie werden als Arzneimittel angewendet, zur Kleidung, zur Wohnung, zu Geräthschaften und Werkzeugen, zum Brennen und Heizen, Kochen und Schmelzen, zum Lösen und Ueberstreichen, zum Leuchten, zum Färben, zum Reinigen. Welche Mannigfaltigkeit der Anwendung!

Einige derselben gefährden zwar Gesundheit und Leben; sie wirken als Gifte, Pflanzengifte, die jedoch auch als Arznei-

und Heilmittel gebraucht werden, wie im Gegentheil Speise und Trank auch, im Uebermaß genoßen, als Gift der Gesundheit nachtheilig wirken können. Meide Gift und geistige Getränke. Betrachte aber nicht bloß die Pflanzenwelt als Futter und Arzneikasten für Menschen und Vieh, flieh' auch nicht vor allen Pflanzen, als sei die Pflanzenwelt nur aus Giftpflanzen zusammengesetzt, sondern gedenke, so viel Pflänzlein, so viel Fingerzeiger zum Himmel hinauf, so viel Beweise der Liebe und Allmacht unseres Gottes; darum wachsen sie dem Himmel zu.

236. Meklenburgs Fauna.*)

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Um unsere Thierwelt, welche an Artenzahl die einheimischen Pflanzen wahrscheinlich um mehr als das Doppelte übertrifft, einigermaßen im Zusammenhange überblicken zu können, müßen wir dieselbe in mehrere naturgemäße Gruppen zerlegen. Zunächst theilen wir dieselben in Wirbelthiere und in wirbellose Thiere. Unter ersteren versteht man die Thiere, welche ein festes, inneres Knochengerüste besitzen, unter letzteren aber diejenigen, denen ein solches fehlt.

Die Wirbelthiere, denen seiner Körperbildung nach auch der Mensch sich anreihet, zerfallen in Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fische. Man kennt ihrer gegenwärtig auf der ganzen Erdoberfläche schon 22,000 Arten, und ihnen gehören mit wenigen Ausnahmen alle größeren Thiere an. Gegen die wirbellosen stehen sie an Artenzahl aber doch noch sehr zurück, denn während es von letzteren z. B. in Deutschland allein schon mindestens 20,000 Arten gibt, kommen in eben diesem Lande kaum 600 Species von Wirbelthieren vor. — Betrachten wir uns die vier Classen derselben etwas genauer!

2. An Säugethieren kennt man im Ganzen jetzt 2,200 Arten, von denen die meisten auf dem Lande, einige (z. B. Walfische, Seehunde) aber auch im Meere leben. Von ersteren gibt es in Europa gegen 200, in Deutschland aber nur etwa 100 Arten, von welchen in Meklenburg jedoch kaum 60 vorkommen. Es sind dies folgende: Fledermäuse, 14 Arten; Insectenfreßer, 5 Arten, nämlich der Maulwurf, der Igel und drei Spitzmäuse; Fleischfreßer, 16 Arten, und zwar der Dachs, Baum- und Steinmarder, Iltis, Wiesel, Hermelin, Fisch- und Sumpfotter, Fuchs, Hund (6 Arten) und Katze; Nagethiere, 15 Arten: das Eichhörnchen (Kattéker), der Siebenschläfer, Hasel- und Eichel-

*) Fauna galt bei den Römern für die Gemahlin des Faunus, des Gottes der Hirten und Heerden. Jetzt versteht man unter der Fauna eines Landes die Thierwelt desselben.

schläfer, die Hausratte (?), Wanderratte, Waßerratte, Maus (6 Arten), Hase und Kaninchen; an Vielhufern kommt nur das Schwein, an Einhufern Pferd und Esel vor, während die Wiederkäuer etwas zahlreicher durch Edel- und Damhirsch, Reh, Ziege, Schaf und Rind vertreten sind.

Den meisten directen Nutzen gewähren dem Menschen die sogenannten Hausthiere, deren mehrere (wie auch das Kaninchen und der Damhirsch) unserem Lande ursprünglich fremd gewesen sind. Für sie wird daher auch am meisten Fürsorge getragen, und sie sind auch die einzigen, über deren Menge wir bestimmte Zahlenangaben besitzen. Nach der letzten Zählung waren nämlich in Meklenburg vorhanden an

Pferden.....	105,600
Rindvieh.....	300,000
Schafen.....	1,470,000
Schweinen....	230,000
Ziegen.....	18,400
Summa...	2,124,000 Stück.

Veranschlagen wir die Anzahl der Hunde auch nur auf 20,000 und die der Katzen auf eben so viel, und rechnen wir nun noch die 650,000 Einwohner unseres Landes hinzu, so kommen auf Meklenburg an Menschen und Hausthieren in runder Summe 2,814,000, also auf jede Quadratmeile etwa 9,700, folglich nur 1,100 mehr, als im Königreiche Sachsen allein schon Menschen auf der Quadratmeile leben!

Von den übrigen, nicht unter der unmittelbaren Aufsicht des Menschen stehenden, im freien Zustande lebenden Vierfüßlern kommen manche Arten nur sehr sparsam vor, wie z. B. die Sumpfotter (Nörz), die Fischotter, das zierliche Hermelin (weiß, mit schwarzer Schwanzspitze), der silbergraue, an Größe und Gestalt dem Eichkätzchen gleichende Siebenschläfer, der Iltis, die beiden Marder, der Dachs, der Edelhirsch, das (früher in Unzahl vorhandene) wilde Schwein u. a., während manche Arten, wie z. B. der Maulwurf, die Wanderratte, die Haus- und Feldmaus, einzelne Arten von Fledermäusen u. s. w. ohne Zweifel noch viel zahlreicher vorhanden sind, als selbst das Schaf, das am stärksten gezüchtete Hausthier. Denn berücksichtigen wir z. B., daß auf einem einzigen meklenburgischen Landgute binnen acht Tagen 1,200 Maulwürfe gefangen sind, ohne daß damit die Anzahl derselben dort erschöpft gewesen wäre, so müßen deren in Meklenburg mehrere Millionen vorhanden sein; die Anzahl der Ratten dürfen wir wohl eben so hoch schätzen, die der Feldmäuse aber ist (wenigstens in manchen Jahren) noch um sehr vieles größer!

Während nun aus unserer ursprünglichen einheimischen Flora trotz der sehr großen Beschränkungen, die sie im Laufe der Zeiten in ihrer räumlichen Ausbreitung durch die später eingeführten Culturpflanzen erlitten hat, doch keine einzige Art von dem meklenburgischen Boden ganz verdrängt worden zu sein scheint, haben die hier ursprünglich heimischen Säugethiere schon eine wesentliche Einbuße an ihrer Artenzahl erlitten. Einige sind schon in vorgeschichtlicher Zeit verschwunden, wie der Büffel, das Elen- und das Rennthier, von deren einstigem Dasein in Meklenburg nur Knochen, Hörner und Geweihe, die gelegentlich in Wiesen, Torfmooren, Brüchen und Modergruben gefunden werden, noch Zeugnis ablegen. Auch der Bär wurde wahrscheinlich schon vor Jahrhunderten ausgerottet; denn derjenige, welcher noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Mölln unweit Penzlin erlegt wurde, war wohl nur ein fremder Eindringling. Die Wölfe, welche schon vor dem 30jährigen Kriege selten geworden waren, vermehrten sich während desselben so sehr, daß sie selbst die Landstraßen unsicher machten und es erst vor etwa hundert Jahren gelang, sie völlig auszurotten. Welche Plage sie für das Land gewesen sein müßen, dafür besitzen wir zwar aus Meklenburg keine ins Einzelne eingehende Angaben, aber wir können daraus, wie es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem benachbarten Pommern herging, einen sehr wahrscheinlichen Schluß auf die hiesigen Verhältnisse machen. In Hinterpommern fielen nämlich in den sieben Jahren von 1739 bis 1745 (incl.) den Wölfen zur Beute: 1571 Pferde und Füllen, 808 Ochsen, Rinder und Kühe, 4294 Schafe, 1858 Schweine, 125 Ziegen und 2343 Gänse; erlegt wurden dort in diesem kurzen Zeitraum nicht weniger als 625 alte und junge Wölfe! — Der letzte meklenburgische Luchs ward 1758 bei Gotthun an der Müritz geschoßen, und die letzten Biber im Jahre 1770 bei Wasdow unweit Gnoien und 1789 bei Dömitz erlegt; auch die wilde Katze, welche hier gleichfalls heimisch gewesen sein soll, ist schon seit längerer Zeit verschwunden. — Das letzte, wahrscheinlich auch schon völlig verschwundene Thier ist die Hausratte. Noch vor etwa funfzig Jahren in Unzahl hier vorhanden, scheint sie seitdem durch die größere und stärkere Wanderratte, die sich in neuerer Zeit hier eingebürgert hat, in Meklenburg eben so ausgerottet zu sein, wie dies auch in den meisten andern deutschen Ländern der Fall ist.

Was schließlich die Meeressäugethiere betrifft, so kommen in der Ostsee an unserer Küste nur Seehunde (Robben) und Tümmler (auch Meerschweine genannt) vor, jetzt aber nur noch selten; Walfische und einige andere große Meeresungethüme, welche

dort in sehr vereinzelten Fällen auf den Strand gerathen sind, waren nur zufällig in die Ostsee verirrte Fremdlinge.

3. An Vögeln, deren man im Ganzen schon 8300 und in Europa 550 Arten kennt, sind in Meklenburg schon 265 Arten gesehen worden, und zwar 33 Raubvögel, 110 Sperlingsvögel, 11 Scharrer, 54 Water- und 57 Schwimmvögel. Von diesen sind 22 nur gelegentlich hierher verschlagene Fremdlinge, 57 Arten aber sogenannte Standvögel, d. h. solche, die ihr ganzes Leben hier zubringen, wie z. B. der Sperling, die Nebelkrähe, die Elster, das Gelbgänschen, die Haubenlerche, der Taubenhabicht, mehrere Eulenarten u. s. w. Alle übrigen Arten sind nur zeitweise hier, indem sie entweder nur den Sommer oder den Winter bei uns zubringen; man bezeichnet sie mit dem Namen der Zugvögel.

Etwa sechs der 153 Sommergäste stellen sich hier schon im Monat Februar ein, wie z. B. die Feldlerche. Im März kommen ihrer schon 43 Arten, worunter der Buchfink, die Bachstelze, der Hänfling, die Ringeltaube, Holztaube, Waldschnepfe, der Kranich und Storch die bekanntesten und am meisten beachteten sind; letzterer stellt sich aber erst in den letzten Tagen des Monats ein (nach vieljährigen Beobachtungen durchschnittlich am 28. März). Am zahlreichsten ist der Zuzug im April, welcher uns 59 neue Arten bringt, zu welchen die Schwalben, der Wiedehopf, die Nachtigal (am 22.), der Wachtelkönig und die jetzt schon sehr selten gewordene Rohrdommel (plattdeutsch: Rödump) gehören. Die letzten 31 Arten stellen sich zu Anfang Mai ein, und unter diesen befinden sich dann noch der Sproßer (aber nur im nordöstlichen Meklenburg), der Pirol (Vagel Bülow), der Kukuk (am 3.) und die Wachtel. — Drei Monate später, in der letzten Hälfte des August, beginnen diese Gäste allmählich wieder abzuziehen, und zwar verlaßen uns die Nachtigal, der Kukuk und Storch nebst 19 anderen Arten schon in diesem Monate; ihnen folgen im September die Schwalben, der Vogel Bülow, die Wachtel und noch 40 andere Arten; der stärkste Rückzug von 50 Arten (unter denen der Kranich) erfolgt aber im October, und der Rest der sommerlichen Zugvögel nimmt endlich im November seinen Abschied.

Von den 33 Wintergästen stellen sich einzelne schon zu der Zeit ein, wann die ersten Sommergäste uns wieder verlaßen, nämlich im August und September; die meisten aber kommen erst im October und November und reisen dann im März, April und Anfang Mai wieder ab. — Zu ihnen gehören z. B. der Fichtenkreuzschnabel, der Seidenschwanz, der Dompfaffe, Zeisig, Nußknacker, Singschwan, die Ringelgans und mehrere Entenarten. — Manche dieser Wintergäste aber kommen sehr unregelmäßig, — in einigen Jahren bleiben sie ganz aus oder zeigen sie sich

nur sehr vereinzelt, während sie sich in anderen wieder in großer Menge einstellen, wie dies z. B. mit dem früher als Vorboten der Pest sehr gefürchteten und daher auch „Pestvogel" benannten Seidenschwanz, dem schönsten unserer Vögel, der Fall ist.

Auch unsere Vogelwelt hat durch die Cultur im Laufe der Zeiten schon manche Einbuße erlitten. Ganz ausgerottet ist der Auerhahn; andere Arten aber sind viel seltener geworden, namentlich die größeren Raubvögel, die Sumpf- und Waßervögel nebst denen, die in hohlen Bäumen nisten. Gesetzlichen Schutz genießt nur die Nachtigal und zeitweise wenigstens das Birkhuhn, das Repphuhn und die Trappe. Auch der Hausschwalbe, deren Nest dem Hause, worin sie bauet, Glück bringen soll, und dem Storche (Adebär) gewährt eine gewisse fromme Vorliebe des Volkes fast allgemeine Sicherheit. — Eingeführt und eingebürgert sind mehrere nutzbare Vogelarten, z. B. Hühner, Truthühner, Tauben u. s. w., und in neuerer Zeit hat die bisher sehr vernachläßigte Federviehzucht auch in Meklenburg einen größeren Aufschwung genommen.

4. Reptilien, d. h. kriechende Thiere, weil ihnen die Füße entweder ganz fehlen oder es mit denselben doch nur schwach bestellt zu sein pflegt, kennt man im Ganzen jetzt etwa 1500 Arten, davon in Europa 80 bis 90, in Deutschland ungefähr 40 und in Meklenburg kaum 20, durch welche aber alle Hauptabtheilungen dieser Thierclasse hier vertreten sind. Sogar die Schildkröten fehlen hier nicht; aber wir besitzen nur eine einzige Art derselben, nämlich die schwarze, 6 bis 8 Zoll lange Teichschildkröte, welche noch viel häufiger im Lande ist, als man gewöhnlich glaubt, aber man beachtet sie weniger, weil sie hauptsächlich nur des Nachts zum Vorschein kommt. — An eidechsenartigen Thieren haben wir drei aufzuweisen, nämlich zwei echte Eidechsen und die harmlose Blindschleiche (Hârdworm), welche trotz ihrer schlangenähnlichen Gestalt dem inneren Körperbau nach in diese Abtheilung gehört. Die Schlangen selbst sind durch die sehr häufige bunte und gleichfalls durchaus unschädliche Ringelnatter (Snake) und die sehr giftige, zum Glücke in den meisten Landestheilen nur seltene, roth- oder schwarzbraune Kreuzotter (Adder) vertreten, die froschartigen Reptilien durch 3 bis 4 Frösche (unter denen der niedliche Laubfrosch) und durch 5 Krötenarten, die Salamander endlich durch etwa 4 kleine Molcharten. — Directen Nutzen gewährt uns keins dieser Thiere, indirecten aber z. B. die Kröten, welche als Vertilgerinnen von Gartenungeziefer in neuester Zeit so zu Ehren gekommen sind, daß man sie sogar in Länder, denen sie fehlte, absichtlich eingeführt hat, wie z. B. in Irland und Neuseeland!

5. Aus der Classe der Fische sind jetzt auf Erden schon mindestens 10,000 Arten bekannt (ganz kürzlich sind allein in dem Gebiete des südamerikanischen Amazonenstroms wieder 800 neue Arten entdeckt), von denen aber in den Flüßen und Seen Europas (einschließlich der zeitweise ins Meer gehenden Wanderfische) nur etwa 300 und eben so viele auch in den Meeren um diesen Erdtheil herum leben. Auf Deutschland kommen nur ungefähr 100 Süßwaßerfische, von denen Meklenburg die Hälfte beherbergt. Die größte Art darunter ist der Wels, von welchem unlängst in der Tolense ein 125 Pfund schweres Exemplar gefangen wurde; auch Hechte von 57 (in der Müritz) und von 48 Pfund (in der Tolense) sind in neuerer Zeit noch vorgekommen, ob aber auch noch (wie früher) 16pfündige Bleye oder Brachsen, darüber ist mir nichts bekannt geworden. Andere geschätzte Fische von weiterer Verbreitung sind: der Karpfen, der Kaulbarsch, der Barsch, die Plötze, die Karausche, der Zander, der Schley und der Aal; dagegen sind einige sehr wohlschmeckende Arten leider nur auf kleinere Verbreitungsbezirke eingeschränkt und auch da zum Theil nur selten, nämlich die Forelle, die Schmerle, das Neunauge, die große und kleine Maräne, — erstere nur im Schalsee und beide im ganzen mittleren und südlichen Deutschland fehlend.

Die meisten Arten jedoch kommen in unseren zahllosen fließenden und stehenden Gewäßern noch immer in sehr großer Menge vor, obgleich schon seit länger als hundert Jahren auch in Meklenburg über Verminderung der Fische geklagt wird. Eine solche hat allerdings stattgefunden, seit man, wie dies in neuerer Zeit geschieht, die Gewäßer häufiger und mit vollkommeneren Fangapparaten durchfischt, wodurch besonders unter den großen Exemplaren so aufräumt wird, daß recht alte und in ihrer Art durch Größe sich auszeichnende nur noch selten gefangen werden. Doch kommen auch jetzt noch gelegentlich recht ergiebige Fischzüge vor, wie z. B. im Winter des Jahres 1854 im Cummerower See, wo auf einem Zuge so viele Fische (hauptsächlich Plötze) gefangen wurden, daß der Verkauf derselben wochenlang dauerte und gegen 4000 Thlr. eintrug; desgleichen geschahen im Winter des Jahres 1864 kurz hinter einander im Malchiner See zwei Brachsenfänge, deren einer den Werth von 600, der andere aber von 1000 Thlr. hatte.

In der Ostsee kommen an unseren Küsten (außer den vereinzelt sich dahin verirrenden Fremdlingen) 38 eigentliche Meeresfische vor, zu denen z. B. die Heringe, Dorsche, Schollen, Flundern, Steinbutten, Makrelen, Hornhechte u. s. w. gehören; ihnen gesellen sich aus S. 254 dargelegten Gründen auch noch mehrere Süßwaßerfische zu, wie z. B. der Hecht, die Karausche, der Barsch u. a. m.

6. Der beschränkte Raum dieses Buches verbietet uns leider, auch die an Arten noch viel zahlreicheren Classen der kleinen wirbellosen Thiere alle einzeln zu besprechen. Wir beschränken uns daher in Betreff derselben auf folgende Bemerkungen.

Die an Arten zahlreichste Classe ist die der Insecten. Aus derselben kennen wir, als in Meklenburg einheimisch, z. B. an Käfern schon 2600 und an Lepidopteren (Schmetterlingen, Motten u. dergl.) schon 1500 Arten. Nicht minder zahlreich werden die sogenannten Hautflügler (Bienen, Wespen, Hummeln, Horniſſe, Ameisen u. ähnl.) und die Zweiflügler (alle Arten von Fliegen und Mücken) sein, so daß also unsere gesammte Insectenfauna sich auf mindestens 10,000 Arten belaufen wird; auf der ganzen Erde kennt man deren schon etwa 200,000, glaubt aber annehmen zu dürfen, daß dies nur erst ein geringer Theil der wirklich vorhandenen (aber noch unentdeckten) Arten sei. — Wenn wir nun schon über die in unserem Lande lebende Artenzahl dieser kleinen Thierchen erstaunen müßen, so wird dies in noch viel stärkerem Maße der Fall sein, wenn wir uns eine Vorstellung davon zu machen suchen, wie viele Individuen von vielen dieser Arten vorhanden sind. Leider ist es nur in einem einzigen Falle möglich, zu einer bestimmten, wenigstens annähernd wahrscheinlichen Zahlenangabe zu gelangen. Auf einen einzigen Bienenstock kann man, wie sachkundige Leute versichern, durchschnittlich etwa 20,000 Bienen (und Drohnen) rechnen; da nun allein schon in dem Meklenburg-Schweriniſchen Domanium nach der letzten mir bekannten Zählung 17,500 Stöcke vorhanden waren, so würden diese schon 350 Millionen Bienen enthalten haben. Veranschlagen wir nun die Zahl der Stöcke im ganzen übrigen Lande auch nur ebenso hoch, wie im Schweriner Domanium, so würden wir in dem gesammten Meklenburg eine Zahl von 700 Millionen Bienen haben!! Noch viel zahlreicher sind ohne Zweifel die Ameisen, die Blattläuse, die Fliegen, die Mücken u. a., von welchen letztere bisweilen in so großen, dichten Schwärmen sich zeigen, daß sie, aus einiger Entfernung gesehen, Rauchwolken gleichen, und indem sie wirklich für solche gehalten worden, schon mehrere Male zu Feuerlärm Veranlaßung gegeben haben. Ganz besonders ist einmal Neubrandenburg durch einen solchen Mückenschwarm in Schrecken gesetzt. Als nämlich im Jahre 1807 die dortige große Marienkirche bei den Durchzügen französischer Truppen als Pulvermagazin benutzt wurde, erscholl plötzlich eines Tages die Schreckensnachricht: der Kirchthurm brenne, — und man sah wirklich um seine damals 220 Fuß hohe Spitze herum eine Wolke wogen, die wie Rauch erschien. Viele Einwohner verließen sogleich die Stadt, um der schrecklichen Katastrophe zu entgehen, die nothwendig erfolgen mußte, wenn das Feuer die

mit Pulverfäßern gefüllte Kirche erreichte, und harrten angstvoll auf den umliegenden Bergen des weiteren Verlaufes dieses unheilverkündenden Ereignisses. Da aber der Rauch mit der Zeit nicht stärker ward und auch keine Flamme sich zeigte, so wagten es endlich einige beherzte Männer, den Thurm zu ersteigen, und fanden nun, daß die vermeinte Rauchwolke nichts anderes war, als ein ungeheurer Mückenschwarm. Im Sommer des Jahres 1859 hatte ich Gelegenheit, eben diese Erscheinung ganz an derselben Stelle sich wiederholen zu sehen, und auch ich hätte auf den ersten Blick darauf wetten mögen, daß es sich um eine Rauchwolke handle. — Auch in anderen Classen der wirbellosen Thiere sind einzelne Arten sehr zahlreich vertreten, wie z. B. unter den Spinnen diejenige, deren Gewebe um Michaelis unter dem Namen „Mättensommer"*) überall im Freien umherfliegt.

7. Wie unter den Wirbelthieren in neuerer Zeit die Wanderratte sich hier eingebürgert hat, so ist im Laufe der letzten Jahrzehnte auch ein kleines wirbelloses Thier in Meklenburg eingewandert. Dasselbe gehört zu der die Schnecken und Muscheln umfaßenden Classe der Mollusken, von denen es in Deutschland etwa 350 und in Meklenburg etwas mehr als 100 Arten gibt. Es ist eine kleine, ungefähr einen Zoll lange dreikantige Muschel, von welcher ich das erste einheimische Exemplar im Jahre 1842 gesehen habe, die aber durch ihre wirklich fabelhafte Vermehrung in fast allen unseren Seen jetzt in solcher Menge anzutreffen ist, daß große Strecken des Seebodens mit diesen kleinen Schalthieren wie gepflastert erscheinen. Aus Rußland vor etwa funfzig Jahren zuerst in Ostpreußen eingewandert, hat sie sich nicht allein allmählich schon über die ganze norddeutsche Ebene (einschließlich Hollands) verbreitet, sondern dringt gegenwärtig auch schon in das mitteldeutsche Bergland ein. — Aber nicht bloß ihrer schnellen und massenhaften Verbreitung wegen (worin sie mit der S. 325 erwähnten Waßerpflanze wetteifert) verdient diese kleine Molluske Beachtung, sondern auch noch um eines anderen Umstandes willen. Vermöge eines faserigen Organes (welches „Byssus" genannt wird) befestigen sich die einzelnen Thierchen theils an einander, so daß sie zu Hunderten fest zusammenhängend große Klumpen oder Trauben bilden, theils aber an im Waßer befindlichen Steinen, Pfählen u. dgl., welche völlig mit ihnen umhüllet werden. Aber auch sogar andere lebende, hartschalige Waßerthiere benutzen sie als Anheftungspuncte, namentlich Krebse, von denen schon Exemplare gefunden sind, die mit fast 150 dieser kleinen Muschelthiere besetzt

*) Der Name erklärt sich daraus, daß nach dem älteren Volksglauben diese Gespinnste ihren Flug am Matthäustage (21. September) beginnen und «Mätten» eine Abkürzung des Namens Matthäus ist.

waren, — sogar die Augen waren nicht verschont geblieben. Von einer solchen Colonie belastet und in jeder freien Bewegung gehemmt, muß das Thier nothwendig sterben, und so stellt sich diese Einwanderin als eine gefährliche Feindin der Krebszucht heraus. Die Fischer wollen ihr auch die in den letzten Jahrzehnten bemerkte starke Abnahme mehrerer kleiner Fischarten (namentlich der Stinte, die sich binnen kurzer Zeit auffallend vermindert haben) Schuld geben, — ob mit Recht? bedarf noch weiterer Beobachtung. — Während in anderen Gegenden Deutschlands die Binnenschifffahrt wohl viel zur Verbreitung dieser Muschel beigetragen hat, kann dieselbe in Meklenburg wenig dazu mitgewirkt haben, da jene Schifffahrt sich nur auf den südlichen Theil unseres Landes beschränkt, während jene Muschel auch in vielen Gewäßern gefunden wird, die von derselben gar nicht berührt wird. Hier ist vielmehr die Verbreitung wohl besonders durch Waßervögel vermittelt worden, welche die an ihrem Gefieder anhaftende junge Muschelbrut von einem Gewäßer zum anderen mit verschleppt haben.

8. Trotz ihrer großen Arten- und Individuenzahl machen sich doch unsere Thiere im Ganzen den Blicken nur wenig bemerkbar. Wer würde es z. B., ohne ganz besonders darauf geachtet zu haben, wohl ahnen, daß in seinem Hause — und zwar ohne seine Bewilligung und meistens auch von ihm ganz unbemerkt — neben ihm noch etwa 100 bis 150 Thierarten wohnen? Und doch verhält es sich so. Denn nehmen wir z. B. ein Haus, in welchem ein Hund, eine Katze, einige Tauben und vielleicht auch ein Canarienvogel gehalten werden, wo die fast unvermeidlichen Ratten, Mäuse und Fledermäuse sich eingenistet und Sperlinge und Schwalben unter dem Dache ihr Nest gebaut haben: so bringen diese Thiere allein schon eine ganze Schaar von Schmarotzern mit sich, die theils auf ihnen, theils in ihren Eingeweiden leben. Werden Topfblumen im Hause gehalten, so liefern auch diese meistens einen Beitrag an Blatt- und Schildläusen. Noch viel zahlreicher aber sind die selbstständig in den Häusern lebenden Fliegen, Mücken, Motten, Spinnen, Milben, Schaben, Ohrwürmer, Bohrkäfer, Ameisen, Mehlwürmer, Eßigaale, Papierläuse, Bücherscorpione, Kellerasseln, Kellerschnecken u. s. w., u. s. w., so daß hundert Arten solcher Hausbewohner bald zusammengezählt sind. — Man kann sich am besten von diesem Sachverhalte überzeugen, wenn man sich von der Fauna seines Hauses eine kleine Sammlung anlegt, indem man sich ein Fläschchen mit Spiritus zur Hand hält, in welches man von allen gelegentlich im Hause ertappten wirbellosen Thierchen ein Exemplar hineinwirft.

Auch im Freien bemerkt man kaum etwas von den Thieren. Höchstens erblickt man einige der größeren Hausthiere als Staffage*) der Landschaft, was aber sonst im Feld und Wald um uns herum lebt und webt, davon werden wir nur wenig gewahr. Wenigstens würde der Eindruck, den unsere Landschaften auf uns machen, ganz derselbe bleiben, wenn statt der Rehe und Hasen Löwen und Tiger in den Wäldern lebten, statt der Ringelnatter und Blindschleiche Klapperschlangen und Brillenschlangen am Boden hinschlüpften, statt der Krähen, Papagaien in den Bäumen nisteten, und statt der Bienen Colibris die Blumen umschwärmten.

Völlig anders aber würde unseren Blicken die Landschaft sich gestalten, wenn wir auf unseren Feldern statt des Roggens und der Gerste plötzlich etwa Zuckerrohr oder Baumwollenpflanzen erblickten, statt der Dorngesträppe Gruppen schönblühender Cactusarten, statt der Pappeln an den Landstraßen und der Weiden am Bache Bambusgräser und baumartige Farne, und statt der Eichen und Tannen in unseren Wäldern Palmen und die S. 232 erwähnten californischen Riesenbäume. — Denn die Pflanzen sind es, welche im Vereine mit der natürlichen Gestaltung des Bodens hauptsächlich den Eindruck bestimmen, den die Landschaft auf das menschliche Gemüth hervorbringt.**)

237. Die Insecten.

(Von H. G. v. Schubert.)

Die Insecten sind in vielen Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorausgefühl des Künftigen, und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem

*) Mit diesem Worte bezeichnet man die Menschen und Thiere, welche der Maler oder Zeichner lediglich zur Belebung seiner Landschaft in derselben anbringt.

**) Sollte Jemand noch Ausführlicheres über die von mir in den naturgeschichtlichen Abschnitten dieses Buches abgehandelten Dinge zu erfahren wünschen, so erlaube ich mir ihn auf folgende beiden von mir verfaßten Lehrbücher zu verweisen:

E. Boll, Abriß der physischen Geographie für Schulen und zur Selbstbelehrung, 2. sehr vermehrte Auflage. Neubrandenburg bei Brünslow 1859. Preis ⅔ ℛ.

E. Boll, Abriß der meklenburgischen Landeskunde. Wismar und Ludwigslust bei Hinstorff 1861. Preis 1⅓ ℛ.

Die Bodenkunde Meklenburgs habe ich in meiner Geognosie der deutschen Ostseeländer (Neubrandenburg 1846) und in meinen Beiträgen zur Geognosie Meklenburgs, Abtheilung 1 und 2 (Neubr. 1865 und 67,— noch unvollendet,) abgehandelt, viele andere die Naturkunde Meklenburgs betreffende Dinge aber finden sich erörtert in dem von mir redigirten »Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg« (Neubrandenburg 1847 ff.), von welchem bis jetzt 20 Jahreshefte erschienen sind.

ganz andern wird, wie wir hiervon bereits ein Beispiel angeführt haben. (Siehe Nr. 77 b.)

Gemeinhin hält man fast alle Insecten für gar schädliche und zerstörende Thiere; aber das allenthalben verzehrende und aufnehmende Reich der Insecten gleichet im großen Haushalte der Natur den einsaugenden Enden der Gefäße, und wie alsbald, wenn wir uns den hinwegnehmenden und zurückführenden Kreislauf wegdenken, ein verderbliches Austreten der Säfte an einzelnen Stellen und zerstörende Fäulnis im organischen Leibe entstehen müßten, so würde auch das Angesicht der grünenden Erde alsbald und allgemein von den Spuren des Todes und der Verwesung entstellt werden, wenn keine auflösenden und aufräumenden Insecten nach allen Richtungen es reinigten und erneuten. Denn Insectenlarven sind es, welche die Fäulnis des stehenden Waßers, wo nicht gänzlich hindern und hemmen, so doch vermindern. Insectenlarven sind es, welche auf unsern Wiesen und Auen zunächst und am meisten die absterbenden und der Fäulnis und Verderbnis zueilenden Wurzeln der alten Gräser und Kräuter abfreßen und hierdurch dem Aufkeimen der jüngeren Pflanzen Raum geben, wodurch allein das beständige Grünen und Frischwerden des Bodens erhalten wird. Insecten sind es, welche die faulenden Reste der Thierkörper mit bewundernswürdiger Eile hinwegräumen und zerstören. Ja, wenn in Afrika Wolken von Heuschrecken bald hier, bald da ganze Länder zur Wüste machen und jegliches Grün vernichten, so ist dennoch diese Noth nur vorübergehend und wohlthätiger noch als die bergende Schneedecke unserer Winter; denn Reisende sahen solche Länderstriche, welche vorhin mit altem Gras, mit wildem Gestrüpp und Dornengewächsen ganz überdeckt gewesen, bald nachher, nachdem ein Heuschreckenschwarm jene ganze Pflanzendecke zerstört hatte, von Liliengewächsen, nützlichen Gräsern und saftigen Kräutern bedeckt, deren Keime und Samen das nun hinweggeräumte Gestrüpp unterdrückt und zurück gehaltenhatte, so, daß ein sonst für Vieh und Menschen kaum zugängliches, nutzloses Thal durch jene Verheerungen in ein Feld voll reicher Weide und nahrunggebender Pflanzen umgeschaffen wurde. Im Kleinen und bei einer nicht zu starken Vermehrung scheinen selbst manche Raupen unsern Obstgärten, wenn sie das zu üppige Wuchern der Blätter vermindern, der Entwickelung der Fruchtknospen günstig werden zu können.

Freilich sind eben jene Verheerungen durch Insecten nicht selten so furchtbar und unwiederbringlich zerstörend, wie die Verheerungen eines aus seinen Dämmen getretenen Stromes. Aber der Strom ist und bleibt ein Segen des Landes, durch welches er fließt, und wie im gewöhnlichen Verlaufe jedem Fluß sein bestimmtes Bett, beschränkendes Ufer gegeben worden, so hat jede auf's

Zerstören gerichtete Macht in der Natur eine andere ihr gegenüber und zur Seite stehend, welche das Ueberhandnehmen von jener über eine gewisse Grenze hin verwehret. So haben Millionen von Insecten keine andere Bestimmung, als daß sie andere Millionen von Insecten vernichten und auffreßen, und die Verminderung, welche diese Thierclasse aus ihrer eigenen Mitte erfährt, ist ungemein viel bedeutender als jede sonstige, die ihr von andern Seiten her, durch Vögel, Amphibien und andere Thierclassen, kommt.

Wenn irgendwo in der Natur, so ist es hier, im sinnig webenden und zusammenwirkenden Reiche der Insecten, wo der fragende Verstand das nahe Wehen eines durch Alle wirkenden und lebenden höheren Geistes bemerken kann.

238. Die Bienen.

(Nach Oken.)

Von besonderem Nutzen für uns sind die zahmen Bienen, welche in Bienenstöcken gehalten und gepflegt werden. Die Bienenzucht könnte bei uns von großer Bedeutung sein, da eine Menge Bienenpflanzen (Haidekraut, Buchweizen, Klee, Rappsaat 2c. 2c.), sowie die verschiedene Blüthezeit derselben sie sehr begünstigen; dessenungeachtet wird sie meistens nur im Kleinen betrieben, auch wohl gänzlich vernachläßigt. Nur in wenigen Gegenden wird sie mit Fleiß und ziemlich im Großen betrieben, besonders auf der mittleren Landstrecke, wo Bienenanlagen von 10 bis 20 Stöcken gewöhnlich, von 20 bis 50 nicht selten sind, und auch von 50 bis 80 und darüber vorkommen. Wer Fleiß darauf verwendet, benutzt die verschiedene Blüthezeit der hiesigen Bienenpflanzen zum Vortheil seiner Stöcke, indem er sie aus den Buchweizengegenden auf die blühende Haide und in die Rappsaat der Marsch bringt und umgekehrt. Im August und September sieht man auf der Segeberger Haide oft Bienenstöcke zu Tausenden. Der hiesige Honig ist meistens von dunkler Farbe; nur in wenigen Gegenden, wo der weiße Klee die Hauptnahrung der Bienen ist, sieht er weiß aus.

Die Bienen sind von allen Naturforschern, sowohl von alten als von neuen, gar hoch gepriesen; man hat viel Wunderbares von ihnen erzählt und ist allgemein überzeugt, daß sie von allen Insecten und vielleicht von allen Thieren diejenigen sind, welche unsere Bewunderung am meisten verdienen. Die meisten Beobachtungen dieser Wunderthierchen verdanken wir Reaumur, welcher fast den ganzen fünften Band seiner Abhandlungen den Bienen gewidmet hat. In der neuesten Zeit hat Huber zwei Bände, reich an eigenen Beobachtungen, über sie geschrieben, und die Zahl der

übrigen Werke, welche aber größtentheils nur Wiederholungen sind, geht in die Hunderte.

Die Bienen erregen unsere Wißbegierde nicht bloß wegen ihrer sinnreichen Thätigkeiten, sondern auch wegen ihres großen Nutzens. Sie sind mit den Seidenwürmern und den Cochenillinsecten die einzigen, deren Vermehrung in jedem gebildeten Staate mit Eifer befördert zu werden pflegt, und unter diesen nehmen sie noch die erste Stelle ein, weil sie in Klimaten gedeihen, wo jene nicht mehr leben können. Zudem waren sie zu den Zeiten, wo der Zucker noch nicht so gemein war wie jetzt, noch viel wichtiger. Wird indessen auch der Honig nicht mehr so viel gebraucht, so hat dagegen der Gebrauch des Wachses zugenommen, und wir müßen dem unbekannten Wohlthäter danken, der die Bienen aus der Wildnis gezogen und zu Hausthieren zu machen gewußt hat. Schon in den ältesten Zeiten wurden sie sorgfältig gepflegt, wie es Cato und Virgil beweisen. Um die Bewunderung zu theilen, welche man von jeher den Bienen gezollt hat, braucht man sich nur vor einen Bienenkorb zu stellen; man wird die Thätigkeit und Arbeitsamkeit seiner Einwohner, welche an Zahl nicht selten die einer großen Stadt übertreffen, nur mit Erstaunen ansehen können. Die einen kommen vom Felde mit Materialien und Vorräthen beladen, während die andern ausfliegen, um dergleichen zu sammeln, und noch andere da drinnen schalten und walten und bauen. Und höher steigt die Bewunderung, wenn man sie in ihren Stöcken selbst beobachtet, ihre Waben, ihre Arbeiten, wann sie ausruhen, Ketten bilden, indem die eine mit ihren Vorderfüßen sich an den Hintertheil der andern hängt, wobei man kaum begreifen kann, wie die obere im Stande ist, die vielen unter ihr hängenden zu tragen, ohne los zu laßen.

Will man aber den Arbeiten zusehen, so muß man statt der Bienenstöcke aus 4 Brettern oder statt der glockenförmigen Bienenkörbe aus Weiden oder Stroh Glasfenster anbringen, worauf man erst in der neueren Zeit gekommen ist.

Die meiste Zeit des Jahres wird man nur einerlei Bienen in der Beschäftigung wahrnehmen, nämlich die sogenannten Arbeitsbienen; zu Zeiten sieht man aber auch größere mit dickerem und runderem Kopfe, die sogenannten Drohnen, weil sie lauter summen, als die andern. Es sind Männchen, welche man nur vom Anfang Mai bis Ende Juli bemerkt, aber in viel kleinerer Zahl, als die Arbeitsbienen. Die Arbeitsbienen haben keine andere Bestimmung, als nur Honig und Wachs einzutragen und die Zellen zu bauen. Man wußte schon seit alten Zeiten, daß in den Stöcken eine größere Biene vorkommt, welche man den Bienenkönig oder Weisel nannte; es ist aber ein Weibchen, und daher die Königin des Stocks, die alle Eier legt, woraus die

verschiedenen Bienen kommen. Die Königin ist weit länger als die andern, und besonders ragt der Hinterleib bis zur Hälfte über die Flügel hervor; sie ist übrigens immer dünner als die Drohnen und gleicht an Gestalt den Arbeitsbienen.

Die Bienen sammeln die Wachsmaterie nur im Blüthenstaub, womit man auch die Bienen oft bedeckt sieht. Wenn sich die Biene in einer Blume herumtummelt, so bleibt zwischen den blättrigen Haaren der Blüthenstaub hängen, so daß sie fast unkenntlich dadurch wird; dann bürstet sie sich mit ihren Füßen ab und bringt ihn in die Körbchen an den Hinterfüßen in der Gestalt von dicken, länglichen Ballen, welche man Höschen nennt. Sie bringt den Staub von den vordern auf die mittleren Füße und von diesen auf die hintern mit einer Geschwindigkeit, fast wie ein Taschenspieler. Auf dieselbe Weise sammeln sie auf andern Pflanzentheilen eine harzige Materie, was ihnen aber mehr Mühe macht. Auch diese Harzballen werden mit den Füßchen in das Körbchen gebracht. Die Höschen sind meistens gelb; es gibt aber auch rothe, weißliche und selbst grüne, weil es solchen Blüthenstaub gibt. Im Mai sammeln sie den ganzen Tag, im heißen Juni und Juli aber nur bis 10 Uhr. (Siehe Nr. 85.)

Außerdem sammeln sie noch Honig aus den sogenannten Honigdrüsen und Honigbehältern der Blumen, verschlucken denselben und tragen ihn nach Hause, in welchem Falle sie ohne Höschen ankommen. Solche dürfen daher nicht für faul gehalten werden. Zum Sammeln des Honigs bedienen sie sich des Saugrüßels.

239. Die Kreuzotter.

Kein Theil der Naturgeschichte sollte dem Menschen unbekannt bleiben, am allerwenigsten sollte man sich durch die Häszlichkeit oder Schädlichkeit eines Thieres abschrecken laszen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch sein mag, Neues und Merkwürdiges und Lehrreiches erfahren.

So werden die Reptilien oder Amphibien, die uns sowohl auf dem Felde, als in den Gärten (nur nicht eben in Bienenhöfen) sehr viele Dienste leisten, noch gar zu häufig mit dem grausamsten Undanke belohnt, und warum? weil es „häszliche“ und „widerliche“ Thiere sind und man sie in seiner Unkunde nur für schädlich und giftig hält. Allerdings findet sich unter unsern Reptilien eine giftige Art, die Kreuzotter, aber doch auch nur die eine. Dennoch ist der Glaube unter uns fast allgemein zu nennen, dasz alle Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen giftig seien, und

diesem Glauben gemäsz werden sie oft als geborne Feinde der Menschen behandelt.

Betrachten wir die eine giftige und gefährliche Schlange, die Kreuzotter, die fast überall in Deutschland wohnt, da, wo sie gute Schlupfwinkel, genügende Nahrung und Sonnenschein findet. Sie lebt in Löchern, welche Mäuse und andere Thiere verlaszen haben, und kommt bei warmem Sonnenscheine hervor. Ihre Nahrung sind Mäuse, Eidechsen, kleine Vögel, Vogeleier, im Nothfall Frösche und junge Schlangen, nur nicht ihres Gleichen. Im Winter sind diese Ottern nur ermattet, nicht völlig erstarrt, kommen sogar in wärmeren Tagen aus ihrer Höhle hervor, und nur dann, wenn der Frost sehr stark ist und bis in ihre Wohnungen eindringt, erstarren sie ganz und leben nicht wieder auf. Die Farbe dieser Schlangen ist nach dem Alter verschieden; leichter erkennt man sie an einer auf dem Hinterkopfe beginnenden dunkeln Zickzacklinie, die über den ganzen Rücken hin bis zur Schwanzspitze läuft, und in deren Winkeln jederseits ein kleiner dunkler Fleck ist. Auf dem Kopfe zeigen sich, über dem Auge anfangend, zwei halbmondförmige, dunkle Flecken, deren erhabene Seiten sich einander nähern, wie etwa zwei so gestellte Klammerzeichen:)(. Ein wirkliches Kreuz findet sich aber nicht, weil diese Linien sich nicht berühren oder durchschneiden; dennoch heiszt von dieser Figur die Schlange Kreuzotter. Jede Seite des Unterkiefers und der Gaumen hat kleine Zähne, aber auch auf jeder Seite des Oberkiefers ist ein sehr beweglicher Knochen, auf dem ein langer, sehr feiner Zahn steht, und dieser ist der Giftzahn. Er ist in seinem oberen Theile der Länge nach durchbohrt und steht auf einer Giftdrüse, in welcher die gelbliche, giftige Flüszigkeit abgesondert wird. Neben ihm steht öfters noch ein zweiter, und hinter ihm stehen auch noch kleinere, die später an seine Stelle rücken. Die Giftzähne sind etwas nach hinten gebogen und mit einer häutigen Scheide umgeben, aus der ihre Spitze hervorragt. Bei geschloszenem Rachen liegt sie nach hinten; sobald das Thier aber den Rachen öffnet, um zu beiszen, richtet sie sich nach vorne empor. Beiszt nun die Schlange ein Thier, so drücken die Giftzähne auf die Giftdrüse, das Gift dringt hervor, flieszt durch den Canal der Zähne in die Wunde und mischt sich dort mit dem Blute. Dieses wird dadurch zersetzt und zum weiteren Leben untauglich. Eine von der Schlange gebiszene Feldmaus stirbt in wenigen Augenblicken. Aber auch ein Mensch kann binnen weniger

Stunden am Bisz der Kreuzotter sterben. Doch kommt es sehr darauf an, wie die Schlange beiszt, ob die Zähne wirklich tief in die Wunde eingedrungen sind oder die Haut nur leicht geritzt haben, ob beide oder nur einer eingedrungen ist etc. Nach dem Bisze schwillt die Wunde sogleich auf und wird roth und blau. Das Aussaugen der Wunde ist vergeblich, dagegen kostet es nicht viele Mühe, sie auszuschneiden, was, sobald es gründlich und schnell geschieht, stets von den besten Folgen ist. In Gegenden, wo sich Kreuzottern aufhalten, sich in den Rasen zu legen und zu schlafen oder barfusz zu gehen, ist stets gefährlich.

240. Die Fische.

(F. S. Voigt, Zoologie.)

Die meisten Fische sind des Nachts munter und gehen dann ihrer Nahrung nach; am Tage sind sie ruhig und scheinen auch oft zu schlafen, da man sie dann mit Vorsicht leicht beschleichen und mit der Hand erhaschen kann.

Ihr Alter scheint sehr hoch werden zu können; doch hat man nirgends recht sicher beglaubigte Beispiele und erzählt sich nur von 200jährigen Karpfen und Goldfischen in Teichen. Sie können große Kälte ertragen und unter dem Eise aushalten, ja ganz gefroren gewesene Fische hat man wieder zum Leben gebracht, indem man sie nur in kaltes Waßer setzte. Auch der französische Armeearzt Larrey erzählt, daß er auf Neufundland dem Stockfischfange beigewohnt und das Ausnehmen der Eingeweide dieser Fische mit angesehen habe, wobei den Arbeitern die Hände im Bauche derselben so eiskalt geworden, daß sie zu Zeiten mit dem Geschäft innehalten mußten.

Der Nutzen und Gebrauch der Fische für den Menschen ist unermeßlich zu nennen. Es gibt kein Volk der Erde, welches nicht Fische genösze, und viele, zumal Küstenbewohner, haben fast ausschließlich ihre Nahrung von ihnen. Auch weiß man sie zu dörren, zu backen, zu Mehl zu mahlen, einzusalzen und zu räuchern, und ihr Fang und Handel beschäftigt nicht nur zahllose Menschen, sondern bildet auch für das Leben, wie der Heringsfang der Holländer uns zeigen kann.

Der Fischfang bildet ein eigenes Studium, wie das der Jägerei, und die Bereitung der verschiedenen Netze, Angeln und Fahrzeuge, sowie die Anlage der Teiche, ist jedem Landwirth zu kennen nothwendig.

Nächst dem genießbaren Fleisch und Rogen der Fische wird auch von Vielen der Thran benutzt; die Küstenbewohner vom östlichen Mittelasien kleiden sich in gegerbte Lachshäute; die Haut der Rochen und Haie dient zum Poliren und zu Kunstsachen, die

Hausenblase ist ein wichtiges Product, und der Ueberzug der Schuppen einer Karpfenart wird zu künstlichen Perlen benutzt.

241. Der Heringsfang.

(F. S. Voigt, Zoologie.)

Betrachten wir den kleinen — und doch so bedeutsamen Hering. Er bewohnt den ganzen nördlichen Ocean, insbesondere jedoch das deutsche Nordmeer. Sein eigentlicher Aufenthalt ist übrigens noch immer nicht in Erfahrung gebracht, da sich die Behauptung, daß er im Polarkreise lebe und nur auswandere, nicht bestätigt hat. Vielmehr ist es das Wahrscheinlichste, daß er auf dem Boden der See sich aufhalte, sich aus dem an den Küsten abgesetzten Rogen entwickle und daß nur die vollwüchsigen zu gewissen Zeiten in unsäglichen Mengen südlich ziehen. Um Island, Grönland und Spitzbergen sieht man ihn nicht. Erst von den Schetlandsinseln wird man seine Züge gewahr. Allein auch an den Küsten von Norwegen, England und der Ostsee ist der Hering zu Hause. Doch wechselt er zu Zeiten seinen Wohnort, so daß gar manchmal große Fischereigebäude auf den englischen und schottischen Inseln und Küsten wieder verfallen sind und die Unternehmer ihre Kapitale dabei verloren haben.

Mit dem April schon zeigen sich die ersten Heringe, reichlicher im Mai und Juni, und bilden da Bänke oder Heere von 5—6 Meilen Länge, 2—3 Meilen Breite und einer ansehnlichen Tiefe. Ihre Menge erfüllt so zu sagen den Ocean, und eingeworfene Lanzen bleiben zwischen ihnen stehen. So wie sie sich an die Oberfläche erheben, gewährt ihre Menge einen prächtigen Anblick: ihre Bewegungen verursachen ein Geräusch, wie das Plätschern des Regens. Bisweilen sinken sie auf 10—15 Minuten und heben sich dann wieder. In der Nacht scheinen sie zu leuchten.

Die Alten kannten den Hering nicht, da er sich nicht im Mittelmeere findet. Doch fand sein Fang im Großen schon im Mittelalter statt; denn Papst Alexander III. erlaubte um das Jahr 1160 den Norddeutschen, diese Beschäftigung auch an Sonn- und Festtagen zu treiben.

Im Jahre 1164 war der Heringsfang bei den Holländern bereits im Gange; im 17. Jahrhundert erreichte er jedoch seine größte Höhe und ward der rechte Arm der Stärke ihres Landes genannt. In der That erregt es Bewunderung, zu sehen, wie ein kleines Sumpfland, das nur schwer den Boden zu behaupten vermag, es dahin brachte, mit den größten europäischen Reichen Krieg anzubinden, das Schicksal ganzer Völker in der Wagschale zu halten und größere Reichthümer als alle seine Nachbarn zusammenzuhäufen, und dies Alles durch den Fang eines kleinen Fisches. Aber dieser Fang beschäftigte 450,000 Menschen und

brachte schon damals jährlich hundert Millionen Gulden ein. Durch ihn wurden die kleinsten Knaben mit der See vertraut und bildeten sich zu unerschrockenen, den Tod verachtenden Matrosen. Darum sagte man im Scherz, Amsterdam sei auf Heringe gebaut.

Schon um dieselbe Zeit brachte diese Fischerei auch den Deutschen jährlich zehn Millionen Thaler ein, und alle nordischen Länder, ja selbst Spanien und Frankreich, nahmen ihren Antheil. Jetzt hat England viel von diesem, die Goldminen von Peru an Werth übertreffenden Erwerbszweig an sich gerißen, und mit zwölfhundert Fahrzeugen hat man dort binnen zwei Jahren jedesmal 500,000 Tonnen, also funfzig Millionen, gefangen. Oft kommen so große Quantitäten an, daß sie nicht alle genoßen werden können und zu Dünger verbraucht werden müßen. Man schätzt gegenwärtig die Menge aller Heringe, welche jährlich gefangen werden, auf tausend Millionen.

Die Fahrzeuge, welche die Holländer Buysen nennen, und deren sich auch die andern Völker bedienen, sind sehr lang. Sie sind von zwei Kriegsschiffen begleitet, zum Schutz und zur Aufnahme der Kranken. Sobald die Heringe ankommen, deren Menge oft so dicht ist, daß man sie mit Krügen und Händen schöpfen kann, werden große Netze, oft 1200 Fuß lang, ausgespannt, welche oben durch leere Tonnen gehalten, unten mit Steinen beschwert sind, so daß sie, durch das eingesogene Waßer, steif wie eine feste Wand stehen. Die von Hanf gefertigten halten nur ein Jahr, man macht sie daher jetzt von gelber persischer Seide, wo sie doch wenigstens drei Jahre halten. Sie werden zuvor geräuchert, damit ihre helle Farbe die Heringe nicht scheu macht. Die Weite der Maschen ist gesetzlich vorgeschrieben und darf nicht enger als Ein Zoll sein, damit man nicht zu viel Junge und Brut fange. Die anströmenden Heringe gehen oft augenblicklich in diese Netze hinein, in denen sie mit den breiten Kiemendeckeln hängen bleiben, und wenn das Glück gut ist, kann man schon nach zwei Stunden das Netz aufwinden. Man thut es gerne Nachts. Jetzt werden die schnell sterbenden Fische herausgenommen, ihnen die Kehle aufgeschnitten und sie von den Kiemen und Därmen entleert und dann vorläufig in Fäßer mit Seewaßer geworfen. Nachmals werden sie ausgewaschen, in Salzlake geworfen und endlich bei ihrer Ankunft ordentlich in Tonnen, mit Schichten Seesalz dazwischen, verpackt, welches Verfahren im 14. Jahrhundert der berühmte Wilhelm Beukelen erfand, und dadurch erst den großen Verbrauch möglich machte, weshalb auch Kaiser Karl V. sein Grabmal besuchte. Die Holländer, welche sich auch noch gegenwärtig an das von ihm beschriebene Verfahren halten, liefern auch immer noch die besten Heringe, wenigstens sind ihnen die Engländer darin noch nicht gleich ge-

kommen. Die Erfindung des Räucherns jedoch, wodurch die Bücklinge entstehen, gebührt den Franzosen und stammt aus Dieppe. Bekannt ist die besondere Achtung, die man auf die ersten angekommenen Heringe legt, und welche die vornehmsten Personen, denen sie überreicht werden, mit theurem Gratial bezahlen. Wenn früh bei der Ankunft die Tonne in Amsterdam noch 560 Gulden kostet, so ist sie Nachmittags kaum 60 werth.

Der Hering ist eine sehr gesunde Speise, ja man kennt ihn häufig als ein das Wohlbefinden herstellendes, überhaupt wohlthätiges Nahrungsmittel, und hat ihn wegen des Reizes, den er gewährt, selbst als eine Art Heilmittel benutzt, namentlich die Heringsmilch gegen Halsschwindsucht. Wo er in zu großer Menge gefangen wird und nicht eingesalzen werden kann, benutzt man seinen Thran, und im Nothfall den ganzen Fisch als Dünger.

242. Die Vögel.

Der berühmte Naturforscher Oken sagt vom Vogel: „Er ist aufmerksam, gelehrig und gewandt, hat ein gutes Gedächtnis, ahmt leicht nach, weiß seine luftreiche Brust nicht bloß zum Geschrei zu brauchen, sondern auch melodische Töne hervorzubringen und sogar menschliche Weisen nachzusingen. Er wird zuerst unser Hausthier, welches zwar weniger bestimmt ist, unsere Kräfte zu unterstützen, als uns zu erheitern und die Zeit zu vertreiben. Sie sind die Spaßmacher der Natur, während die Säugethiere die Arbeiter in ihrem Staate sind. Diese Talente haben sie bloß der höhern Ausbildung ihres Ohres zu verdanken, worauf die wechselseitige Wahrnehmung des Gleichen und daher das Verstehen gegründet ist."

In v. Schubert's Geschichte der Natur heißt es: „Unter allen lebendigen Wesen unserer sichtbaren Welt erscheinen die Vögel am meisten als Sinnbild der Freiheit, der Munterkeit und des fröhlichen Genießens. Dieses leichte Volk kennet nicht die beschränkenden Grenzen, welche als Bergfels und jäher Abgrund, als Meer und öder, kräuterloser Sand selbst den Lauf der schnellen Gazelle hemmen; sein rascher Fittig spottet des träge herannahenden Winters und entweichet diesem jauchzend, dem Frühlinge nachziehend, von einem Lande in's andere. Diesen fröhlichen Gesellen des blühenden Frühlings drohet vergeblich der aufgesperrte Rachen des vierfüßigen Raubthieres, und der unbeholfenen Stärke spottend, holt sich der Ochsenhacker, vom wohlthätigen Instinkte getrieben, kühn die Nahrung aus dem Fell des unmuthig brüllenden, wild um sich stoßenden Stieres. Wenn nicht, wie überall auf unserer Erde, selbst dieses freie Volk unter sich uneinig, sich selber Gefahr brächte, oder der übermächtige Geist der Menschen mit seinen Waffen selbst diese Schnellen über-

eilte, so würde die Natur für die meisten unter ihnen nur beständigen Genuß und Freuden, keine Schreckniſſe haben. Sie ſind ein Abbild jener Form oder Naturart der menſchlichen Seele, welche unter dem Namen der ſanguiniſchen unterſchieden wird, während die Claſſe der Amphibien nach ihrem Maße der melancholiſchen Seelenform entſpricht." —

P. Scheitlin ſagt in ſeiner Thierſeelenkunde von den Vögeln: „Gegen die Natur des Menſchen ſingen meiſt nur die Männchen. Alle Vögel haben zwar eine Stimme zu einer Art Rede, die aber ſehr verſchieden tönt. Ihr Geſang iſt ihre Seele, ihre Luſt und ihr Schmerz. — Beinahe alle haben etwelchen techniſchen oder Bauſinn. Die einen bauen gut und ſingen ſchön, die andern thun keines von beiden, wieder andere nur das eine. Bei andern hingegen ſcheint ſich der Bauſinn in einen Kleiderſchmuckſinn verwandelt zu haben, und ihr Geſang ſtellt ſich nur als ſchönes Gewand dar. Hier gilt denn das Wort: „Kleider machen Leute."

Wir unterſcheiden demnach Neſt, Kleid und Rede wie drei Stufen. Alles iſt kaum Einem Vogel, wie kaum Einem Menſchen gegeben.

243. Der Sperling.

(Kehrſeite von Nr. 78.)

Keinen Vogel treffen faſt mehr Verwünſchungen und Verfolgungen, als den Sperling von Seiten des Gartenbeſitzers und Landwirths. Seine Gefräßigkeit und Zudringlichkeit machen ihn auch wirklich zu einem argen, unverſchämten Räuber im Garten und auf der Flur. Will man ihn ausrotten, ſo hindert dies ſeine Liſt, welche ihn die meiſten Nachſtellungen erkennen und fliehen lehrt, ſo wie ſeine große Fruchtbarkeit, welche den Abgang an getödteten bald wieder erſetzt; will man ihn durch Verſcheuchungsmittel vom Obſt, Getreide, zarten Gartenpflanzen abhalten, ſo helfen ſie nur wenige Tage, oft nur wenige Stunden. Der Sperling macht ſich bald mit ihnen vertraut und lernt geſchickt bloße Drohungen von wirklichen Nachſtellungen unterſcheiden. Warum mag denn wohl aber der Schöpfer dieſen Vogel ſo dreiſt und ſo ſchlau und ſo fruchtbar geſchaffen haben, da er den Menſchen oft ſo läſtig wird? Unſtreitig, damit er ſich den Menſchen wider deſſen Willen nahe halte, um ihm vielfältig unerkannte Dienſte zu leiſten, die ihm höchſt wichtig ſind. Der Sperling iſt nämlich zugleich ein ſtarker Inſectenvertilger; er verzehrt nämlich täglich ſo viel, als er ſelber ſchwer iſt, und eben ſo viel bringt er ſeinen Jungen. Und gerade in des Menſchen Nähe, an den zahmen und veredelten Obſtbäumen erzeugt ſich eine Menge von Inſecten, die theils im Käfer-, theils im Raupenzuſtande große Verheerungen anrichten und die ganze Obſternte noch öfter, als geſchieht,

verderben würden, wenn der Sperling sich nicht ihrem Treiben feindselig entgegenstellte. Mag es immerhin sein, daß er zu manchen Zeiten wenig Jagd auf Raupen, Insecten und ihre Larven macht, gerade in der Zeit, wo sie am meisten Schaden drohen und am üppigsten sich vermehren, im Frühlinge und Vorsommer, ist er ihr gefährlicher Feind. In dieser Periode hat er mehrere Bruten Junge hinter einander zu versorgen, und so gerne er im reiferen Alter Obst, Getreide und zarte Gartenpflanzen frißt, so hält er sich doch bei Ernährung seiner Jungen einzig an Würmer, Insecten, deren Larven und Raupen, so daß er in einem Tage schon eine beträchtliche Menge derselben mit seinen Jungen verzehrt und von ihnen die dadurch bedrohten Gärten reinigt. Der Engländer Bradley hat sich die Mühe genommen, die Raupen ꝛc. zu zählen, welche ein paar Sperlinge binnen einer Stunde ihren Jungen ins Nest trugen, und gefunden, daß sich deren Zahl auf 40 belief. Da nun die Jungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend regen Appetit haben, der gestillt sein will, so ist es gerade nicht lächerlich, wenn man für die Dauer eines Tages das Zwölffache dieser Zahl annimmt und so im Laufe einer ganzen Woche auf eine Vertilgung von mehr als 3000 Stück Raupen u. dgl. durch ein Sperlingspaar mit seinen Jungen rechnet, wenn man, bis die jungen Sperlinge zum Ausfluge reif und nach dem Ausfluge von den Eltern sich selbst überlaßen werden, wenigstens 9000 Stück Raupen, Larven, Insecten u. s. w. zu ihrer Ernährung in Anschlag bringt. Diese Art zu berechnen ist freilich dem gemeinen Manne nicht eigen, und er schlägt ein paar Pfund Kirschen, welche ihm die Sperlinge verzehren, höher an, als diesen Nutzen, welchen dieselben stiften. Sie holen aber nur ihren verdienten Lohn für die Dienste, welche sie geleistet. Nachdenkende Männer sollten daher wohl darauf achten und den Sperling nicht rücksichtslos verfolgen, sondern höchstens seiner zu großen Vermehrung Schranken setzen, sonst geht's, wie es schon hie und da ergangen ist.

Vor etwa 40 Jahren wollte man nämlich die Umgegend Wien's vor der Gefräßigkeit dieser, besonders den Gärtnern so verhaßten Vögel schützen und setzte zu dem Ende einen Preis auf ihren Kopf. Die Spatzen verschwanden auch; aber die Raupen vermehrten sich dermaßen, daß man das Decret zu deren Ausrottung alsbald wieder aufheben mußte. — Ebenso hatte man einst in Preußen die Sperlinge geächtet, weil sie die Unverschämtheit gehabt hatten, von des Großen Friedrich's Lieblingskirschen zu naschen. Um sich ihrer nun am sichersten zu entledigen, wurde jedem Bauer eine Abgabe von 12 dieser Vögel auferlegt. Das half. Was aber geschah nun? In wenig Jahren verschwanden die Kirschen und viele andere Früchte mit ihnen und das

Land wurde verheert von Maikäfern, Raupen und andern gefräßigen Insecten, und um den Kampf gegen diese Räuberbrut zu führen, welche die Ernten zerstört, die Menschen und das Vieh gequält, mußte man diese stark geflügelte Landwehr wieder zurückrufen, deren Verzehren von Körnern gegen die von ihr geschützten Mengen gar nicht in Betracht kommen kann. — Das erkannte vor einigen Jahren auch ein Colonist in Neu-Seeland und ließ sich deshalb aus England 300 Sperlinge in Käfigen kommen. Der Ankauf, Transport und Unterhalt kostete ihm circa 600 Fr. Seine Nachbarn spotteten darüber. Als sie dann aber sahen, wie die Raupen auf seinem Gute nach und nach verschwanden, hörten sie auf, ihn zu verspotten und kamen zu Hrn. Brodin, um von seinen Sperlingen zu kaufen.

244. Der Storch.

(Nach Masius aus Wetzel's Schul-Lesebuch.)

Wer kennt ihn nicht, den Boten des Frühlings? Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter allem Volk. Er wird wie ein treuer, lang vermisster Freund begrüßt; die Kinder jubeln ihm freudig entgegen, und die Alten im Dorf heißen ihn willkommen als den lieben Genoßen ihrer Jugend. Hoch auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest. Denn eines Hochsitzes bedarf er, um sich frei umschauen zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Wälder und Sümpfe. Er ist ein wunderbarer Vogel.

Sieh seine Gestalt an. Auf dem hohen Stelzfuß wiegt er den stattlichen Leib; sein Kleid ist weiß und schwarz gesäumt; sein Schwanz ist kurz und stumpf, der Hals schlank und straff. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an; sein Auge blickt hell und ehrbar aus den schwarzen Brillenringen; weithin streckt sich sein Schnabel. Steif und feierlich ist Gang und Haltung. Schweigend und stolz geht er durch die Feldcanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er gemeßen den langen Fuß auf, während Kopf und Hals beständig vorübernicken. Gewahrt er den fetten zappelnden Frosch, so schleudert er mit einem Rucke seinen spitzen Schnabel vorwärts und fängt den Unglücklichen, um ihn in der Tiefe seines Kropfschlundes zu verbergen. Geräuschlos ist seine Jagd. Plötzlich stößt ihm etwas Ungewöhnliches auf. Nun steht er still; das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere. Der Hals reckt sich forschend in die Höhe. So bleibt er regungslos minutenlang stehen, bis er sich überzeugt, daß er ungefährdet weiter ziehen kann, oder daß weise Vorsicht Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe, sich zu erheben. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge; einige schwere Flügelschläge erfolgen; der Fuß

streckt sich nach hinten, und die Masse hebt sich kaum über den Boden. Da mit einem Rucke schwingt er sich auf, und nun zeigt er uns in herrlichen Zügen das Schauspiel seines schönen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, um endlich in schiefer Schraubenlinie zu seinem Neste niederzugleiten, wo ihn die hungernde Brut in klappernder Sprache freudig begrüßt.

Der Storch ist ein vorsichtiger und sorgsamer Hausvater. Zwei Wochen geht er vor dem Weibchen voraus und kehrt bei uns ein, um Rundschau zu halten. Hat er die alte Dachfirst mit dem verlaßenen Neste wieder gefunden, und hat er die Gegend durchspäht, dann verschwindet er, um mit seinem Weibchen wieder zu erscheinen. Unter seltsamen Verbeugungen und mit fröhlichem Geplapper begrüßen sie das Nest und fangen sogleich den Ausbau desselben an. Zuweilen kommt es auch vor, daß er sein Nest vertheidigen muß. In den Grenzen seines Gebiets erscheint ein anderer Storch. Der Storchmann hat ihn von Weitem geschaut, und in sausendem Fluge stürzt er sich seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; dicht hinter ihm aber schwebt der Feind. Der Storch duckt sich nieder und richtet zischend seinen Schnabelspieß empor; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Der Kampf beginnt. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust; wüthend schwingen sie sich auf, und die Flügel prasseln krachend nieder. Wildes Geklapper erfüllt die Luft, und die Kämpfer verschwinden in der Weite. Bald kommt der Kampf wieder zum Stehen und nähert sich von Neuem dem Neste. Da beginnt das Weibchen im Neste zu klappern, gleichsam um den Mann zur Ausdauer zu ermahnen. Dieser vernimmt den Ruf. Noch ein paar Streiche schwirren durch die Luft; noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt zu Boden. Haus und Hof sind gesichert. —

Sonst ist der Storch ein duldsames Thier; er läßt es ruhig geschehen, daß Schwalben und Sperlinge sich unter dem Reisiggewölbe seines Nestes ansiedeln. — Er ist ein reinlicher Vogel; er badet sich fleißig, und sein Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste. Gegen Menschen ist er zuthulich. Sorglos spaziert er im Hof und Garten des Landmanns umher; in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult, wandert von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen und fordert von Jedem, daß er ihm ausweiche.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und die Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen, Brüchen und Wiesen auf, und wenn ihm auch hier die Nahrung auszugehen anfängt, rüstet er sich zur Reise nach Süden. Diese erfolgt meist plötzlich und im

geordneten Zuge. In ununterbrochenem Fluge, zuweilen in Heeren von 2—3000, ziehen sie nach Aegypten, wo sie in der frosch- und schlangenreichen Niederung des Nil einen günstigen Aufenthaltsort finden. Wenn aber die Glühhitze des angehenden Sommers von dem wolkenlosen Himmel Aegyptens niederstrahlt, kehrt der Storch zurück in die aufgrünenden Fluren unseres Vaterlandes.

245. Heimwärts.

(Von G. H. v. Schubert.)

Das Verlangen, hinwegzuziehen, zu wandern in ein Land des Ausruhens und der Erquickung, ist nicht dem Vogel allein in's Herz gegeben, wenn er vor den nahenden Stürmen des Herbstes und vor dem Winterfrost entfleucht und auf Hoffnung hinüberzieht über das Meer in ein nie gesehenes Land; sondern so viel höher der Mensch ist, als der wandernde Vogel, so viel tiefer ist auch dem Menschen das Sehnen in seine Seele gelegt, auszugehen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth, auszugehen mit Allem, was er ist und was er hat, aus dem Unfrieden der Sinnenlust und der Leidenschaft in ein Sein des ewigen Friedens und der innern Stille.

Bei dem Vogel im Käfig regt sich wohl auch, wenn der Herbst kommt oder der Frühling, der Trieb zum Wandern; er flattert dann fast die ganze Nacht hindurch unruhig zwischen dem Drahtgitter hin und her. Dieses Flattern führt aber zu keinem Ort der Erquickung und der Erfüllung des innern Sehnens; das Flattern im Käfig erfährt nie das, was es eigentlich wollte und suchte; den freien Vogel aber, welcher fliegt, wohin er will, führt der innere Zug hinüber und herüber über das Meer; an ihm lernen wir, wohin der Zug eigentlich führen wollte.

Auch unter den Seelen der Menschen gibt es viele, die im Käfig umherflattern, einige, welche freigelaßen sind (Joh. 8, 36). Nur an diesen wenigen wahrhaft freien lernen wir, was das tiefste, innigste Sehnen unseres ganzen Wesens, was das beständige Ringen aller Kraft des Erkennens und Wollens eigentlich suche und bedeute.

246. Säugethiere.

(P. Scheitlin, Thierseelenkunde).

Der Vogel fliegt hoch in den Lüften, hüpft leicht von einem Zweige zum andern, läßt seinen vielstimmigen, ausdrucksvollen Gesang in der Luft und in den Zweigen ertönen, während viele Säugethiere langsam und mühsam am Boden schleichen, alle fast auf dem Erdboden sich zu bewegen bestimmt sind, nur wenige,

aber höchst unvollkommen, den Flug der Vögel durch Flattern nachahmen; keines derselben läßt einen melodischen Gesang ertönen; ihre Stimme ist meist ein eintöniges, oft auch ein mistöniges Geschrei ohne Melodie und Rythmus. Sie zeigen weder die Mannigfaltigkeit, noch die Pracht der Farben, welche die Vögel in ihrem Gefieder uns entgegentragen.

So könnte die Classe der Säugethiere dem obenhin betrachtenden und nach dem Aeußern nur urtheilenden Menschen in ihrer Lebensentwicklung unvollkommener erscheinen, als die Classe der leichtbeschwingten Vögel. In der uns umgebenden Welt ist aber nicht immer das äußerlich beglücktere und reich geschmückte Wesen auch das vollkommnere, denn gerade das reichste, innere Leben stellt sich uns öfters unter der äußern Hülle der Armuth dar. Nicht das Gefieder, nicht die Stimme, nicht die leichte und freie Bewegung in den Lüften sind es, welche die größere Vollkommenheit der Thiere bestimmen; sie sind schöne, liebliche Gaben, aber nicht das Maß der Vollkommenheit.

Bei den Säugethieren aber finden wir die Sinneswerkzeuge in größerer Vollkommenheit, als bei den Vögeln; sie nähern sich schon mehr dem Bau derselben Organe am menschlichen Körper. Der Kopf der Säugethiere trägt schon alle 4 Sinneswerkzeuge vollkommener an sich, wird dadurch dem Menschenkopfe ähnlicher; sein Antlitz ist auch durch die freiere und leichtere Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln und der Augen eines größeren Ausdrucks fähig. Seine Jungen bringt das Säugethier lebend zur Welt, nährt dieselben mit seiner Milch und zeigt für sie eine größere, aufopfernde Liebe. Das Säugethier schließt sich am meisten an den Menschen an, ist sein Gefährte und sein Arbeitsgehülfe geworden. Denke an Hund, Rindvieh, Schaf und Pferd. Dies aber ist nur durch eine größere innere, durch eine größere geistige Entwicklung möglich; darauf deutet auch ihr weit mehr ausgebildetes Gehirn hin.

247. Der Maulwurf.

(Von Hebel.)

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. Und an dem einen ist's zuviel, wird Mancher sagen, der an seine Wiesen und Aecker denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unter den Wurzeln weidet. Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter. Wahr ist's und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: «Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf.» Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: «Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche nicht zeitig quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus.» — Seht doch, wie man sich irren kann! Aber da kommt ein Advocat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so: «Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Butten, Quaden oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden.» Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er es gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. «Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt», werdet ihr sagen, «der noch keinen Maulwurf gesehen hat.» Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf beßer, als ihr Alle; ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt. Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestimmt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur 2 einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und freßen, haben 6 und mehrere spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade 6 und in der untern 8 spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen 4 Seiten, und daraus folgt: er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt. Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefreßen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt. — Wie sieht's nun aus? — Wenn ihr nun den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl, wie Besenreis. So sieht's aus! — Und so sieht's aus mit manchem Thier, das die Unkunde für schädlich hält.

248. Die Scheu wilder und selbst reißender Thiere vor dem Menschen.

(Von Friedrich Gerstäcker.)

Reisende, die in den Urwald vordringen, haben gewöhnlich den Kopf voll abenteuerlicher Geschichten, die sie früher gehört oder gelesen: daß sie nämlich der Gefahr ausgesetzt seien, im

Walde und besonders bei Nachtzeit, von wilden Thieren angefallen und zerrißen zu werden.

Es ist möglich, daß es in einigen Theilen von Indien und Afrika Stellen gibt, wo es eben nicht gerathen wäre, ohne Wachtfeuer auszulagern, da Tiger oder Löwen doch vielleicht einen Menschen anspringen würden, den sie draußen im Dunkeln und schlafend fänden. So viel bleibt aber gewis, daß sich in ganz Amerika, von den Seen nieder bis zu der Südspitze Kap Horns, ein Jäger oder Wanderer mit voller Seelenruhe irgendwo in der Wildnis und ohne vorher ein Feuer anzuzünden, zum Schlafen niederlegen kann, und er wird sicherlich nicht belästigt, viel weniger angegriffen werden.

Bär, Panther und Jaguar scheuen die Nähe und den Geruch oder vielmehr die Witterung des Menschen und alle Geschichten, die das Gegentheil behaupten, sind erfunden oder übertrieben. Ja, wilde Thiere kommen manchmal in die Nähe des Lagerfeuers und umschleichen dasselbe, und wo ein Jäger ohne Feuer im Busch liegt, mag er sich darauf gefaßt machen, daß er, besonders von Wölfen, ein Ständchen bekommt, die Stunden lang in seiner Nähe heulen; aber sie werden nie wagen, ihn anzugreifen, und kämen sie wirklich nahe genug heran, so würden sie bei der geringsten Bewegung des Menschen rasch und scheu entfliehen.

Wie viele hundert Nächte habe ich selber draußen allein im Walde geschlafen; wie oft war ich nicht im Stande oder auch zu müde, um ein Feuer anzuzünden, und nie, obgleich ich die Bestien oft nahe genug gehabt, bin ich von ihnen angegriffen worden und habe auch von keinem der zahllosen Jäger, mit denen ich in Verkehr kam, je gehört, daß ihnen etwas Aehnliches geschehen wäre.

249. Schaf, Rind, Pferd und Hund.

(Von G. J. Zollikofer.)

Eine Kuh, ein Schaf und ein Pferd standen auf einer Weide beisammen und stritten unter einander, welches von ihnen dem Menschen am nützlichsten sei. Die Kuh sprach: Von mir hat er die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse und die Butter, welche ihm das Oel ersetzt. Das Pferd sprach: Ich bin das Segel und der Wagen und der Fittig des Reiters. Das Schaf: Ich gehe nackt und bloß, damit er gekleidet sei. Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie verächtlich von der Seite an, als ein unnützes, mit ihnen nicht zu vergleichendes Thier. Aber der Herr, welcher dem Hunde folgte, rief ihn freundlich zu sich, streichelte und liebkos'te ihn. Da das die andern Thiere sahen, murrten sie, und das Pferd faßte sich ein Herz und fragte: Warum thust du also, Gebieter? Sind wir deiner Aufmerksamkeit nicht würdiger, als dieses unnütze Thier? Aber der Herr streichelte

seinen Hund noch freundlicher und sprach: „Dieser hat, treu und kühn, mein geliebtes Söhnlein gerettet aus rauschenden Waßerfluten; sollte ich nun sein vergeßen können?"

250. Verhalten gegen Thiere.

Kein Thier ist gleichgültig gegen das Stöhnen eines anderen Thieres seiner Gattung; kein Pferd tritt auf einen lebendigen Körper, wenn es nicht muß — und Krieger, die verwundet auf dem Schlachtfelde gelegen haben, können nicht beschreiben, wie möglichst behutsam die Pferde selbst im Schlachtgetümmel über sie hingegangen sind! — Wie oft aber gibt der Mensch so manchem Thiere den Tod ohne Noth, oder verursacht ihm aus Bosheit und Grausamkeit Schmerzen und Leiden.

Der geplagte Mensch kann Vorstellung thun, er kann bitten, kann wenigstens weinen, wenn ihm wehe geschieht, und die Menschlichkeit müßte ganz von der Erde gewichen sein, wenn er seinen Gebieter nicht wenigstens durch Thränen zuweilen erweichen sollte. Womit soll aber das übernommene und schmachtende Thier über Menschenhärte und Grausamkeit klagen? Das gutmüthige Pferd hat nicht einmal eine klagende Stimme — seine Leiden müßen erst zahllos gewesen sein, ehe sie an ihm sichtbar werden. — Wie wird es einst mit der Verantwortung aussehen, wenn der an den Thieren verübte menschliche Unfug zur Sprache kommt?

Der treffliche Rechtslehrer Hommel sagt: «Den geringsten Wurm, der uns nicht beleidigt hat, ohne Ursache umzubringen oder zu martern, ist nicht weniger Sünde, als in Jähheit des Zorns einen Menschen, der uns geschadet hat, zu tödten. — Da der Allmächtige für alles Vieh mit besonderer Sorgfalt wacht und seine unendliche Güte Alles, was lebt, beglücken will: so liegt am hellen Tage, daß solcher Absicht sich nur ein Bösewicht widersetzen könne, und daß Gott die frevelhaften Zerstörer seiner Meisterstücke haße; hingegen ihm gefällig sei, wenn man sich gegen die Thiere eben so, als gegen die Menschen barmherzig erweise. Diejenigen, so mit henkerischer Seele zur Plage der Geschöpfe erzogen sind, sind Teufel und keine Menschen.»

Ohne Seufzer kann es freilich eben so wenig, als ohne Sterben, auch für die Thiere in dieser Welt, abgehen: aber die Menschen sollten doch die Fälle der unabänderlichen Nothwendigkeit sorgfältiger von Anwandlungen des übermüthigen Muthwillens u. s. w. unterscheiden, und nicht für einerlei halten, ob ein Eilbote ein Pferd todt reitet oder ob dies von einem muthwilligen Vergnügungssüchtigen geschieht. Es ist unerläßliche Menschenpflicht, jegliches Quälen der Thiere zu vermeiden und sie schonend und menschlich zu behandeln.

Wenn die uns folgsamen Thiere unsere Mitarbeiter sind, so soll dies nur bei hinlänglicher Pflege und nöthigem Unterhalt geschehen. Sirach 7, 24: Hast du Vieh ꝛc. ꝛc. 5. Mos. 25, 4: Du sollst dem Ochsen ꝛc. Sowie wir seufzen, wenn Sorglosigkeit, Härte und Muthwille unserer Gebieter uns darben oder schmachten laßen und uns überschwängliche Lasten aufbürden: so seufzt auch gewis die Creatur zu ihrem Schöpfer, wenn ihr nicht gebührend Futter und Wartung wird, wenn ihre Kräfte unnatürlich angestrengt werden. 2. Mos. 20, 9. 10: Sechs Tage sollst du arbeiten ꝛc.

Wenn die Thiere in unserm Dienste grau geworden sind, so sollen wir nicht mit ihnen verfahren, wie mit ausgepreßten Citronen, wie mit alten Schuhen und Geräthen. Sprüche Salomonis 12, 10: Der Gerechte erbarmet sich ꝛc.

Und wenn Thiere zum Nutzen der Menschen sterben müßen und sie in ihrer glücklichen Unwißenheit den Tod auch nicht voraussehen, so ist es doch unerläßliche Menschenpflicht, die Thiere auf dem Wege zur Schlacht-

bank nicht zu ängstigen, noch auf der Schlachtbank selbst lange zu martern, sondern ihnen den Tod so kurz und so leicht als möglich zu machen. Spr. Sal. 14, 31: Wer dem Geringen Gewalt thut ꝛc.

Da Gott die Thiere so erschaffen, daß sie angenehmer Empfindungen fähig sind, und nach seiner Liebe er gewis auch will, daß jedes nach seiner Art seines Lebens froh sein soll, da sie Sinne, Fleisch und Blut haben, und demnach empfindende Wesen sind, und also auch Lust und Schmerz empfinden: so kann sie Gott der bloßen Willkür der Menschen nicht preisgegeben haben

Besonders haben diejenigen Thiere das traurige Schicksal, eines qualvollen Todes zu sterben, die schädlich und nachtheilig waren: man will sie für den Schaden züchtigen. Aber nur Unverstand und Bosheit können so verfahren. Denn können die Thiere anders? Müßen sie nicht also?

Grausam ist's auch, Thiere zu unnützen Künsten abzurichten, wobei sie oft jahrelang unter den entsetzlichsten Qualen und Martern lernen und leben müßen und doch weiter keinen Nutzen haben, als daß sie einige unnütze Menschen ernähren, die Zeit und Kraft zu nützlicheren Beschäftigungen anwenden sollten, — und die Langeweile solcher Menschen verkürzen, die sich an solchen Künsten vergnügen, ohne daran zu denken, was das Thier ausgestanden hat, noch ausstehen muß, um unempfindliche Menschenherzen zu belustigen. Möchte doch ein Jeder solche Menschen, die sich vom Thierquälen nähren, mit ihren Künsten zurückweisen, so würden sie genöthigt sein, ein menschliches Gewerbe und nützlicheres Geschäft zu treiben.

Sowie Grausamkeit gegen Thiere von einem bösen Herzen zeugt, so die Barmherzigkeit gegen das Vieh von einem guten und zarten Gemüth.

Wer jetzt das Thierlein liebt, wird einst auch Menschen lieben;
Wer jetzt das Thierlein quält, wird Menschen einst betrüben.

251. Der Mensch.

In der Heimat und im Vaterlande und überall auf Erden wirket und schaffet gestaltend der Mensch als Herr der Erde.

Denn Gott sprach: „Laßet uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh und die ganze Erde. — Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele." — „Gott machte die Menschen nach seinem Bilde und hat sie von den Thieren ausgezeichnet."

Also entstand der Mensch aus Erde und aus Gott. Nicht ein bloß irdisches Wesen ist er, sondern durch den Hauch und Odem Gottes auch zu einem göttlichen erhoben. „Wir sind göttlichen Geschlechts." Die irdische und göttliche Natur vereinigten sich auf das Innigste zu einem Gebilde, zu einem irdisch-göttlichen oder sinnlich-geistigen Wesen, zu einem Doppelwesen, in welchem Irdisches und Ueberirdisches, Fleisch und Geist, Erde und Himmel, Thierisches und Göttliches innig mit einander verbunden ist, kurz: zu einem Menschen.

Ohne den Odem Gottes, ohne Geist wäre der Mensch nicht Mensch, sondern nur das edelste der Thiere, aber auch ohne den

irdischen Körper nicht, sondern dann Geist und Engel und nicht Bewohner der Erde.

Auch wenn die Bibel nicht sagte, daß der Körper des Menschen aus Erde erschaffen sei, so würde doch die Erfahrung lehren, daß er der Erde angehöre, indem er wiederum zur Erde wird. Der Geist dagegen sehnet sich nach Höherem, als die Erde zu geben vermag, und verräth durch diese Sehnsucht seine höhere Abkunft, sehnet sich unaufhörlich nach Gott, und findet nur in ihm allein Ruhe und volle Genüge.

Da der Mensch auf Erden, d. i. in der Körper- und Sinnenwelt, leben und wirken soll, so kleidete Gott sein Bild in einen irdischen Körper. Dieser soll sein das Organ und Werkzeug des göttlichen und unsterblichen Geistes; das Organ, insofern die Körperwelt durch denselben oder vermittels der Sinne desselben einwirkt auf den Geist; das Werkzeug aber, insofern der Geist wiederum gestaltend einwirkt auf die Körperwelt.

Gehören nun auch die Körperbildung und die sinnliche Lebensthätigkeit mit zum menschlichen Leben und Wesen, so ist diese doch nicht der Zweck und die Bestimmung des Menschenlebens, sondern nur das Mittel zu einem höheren, dem Irdischen und Leiblichen nicht mehr untergeordneten Leben. Der Mensch lebt, nicht um zu leben, sondern er lebt, damit sein Leben zu einer höheren Vollkommenheit, zu einem geistigen und göttlichen Leben sich entfalte.

Was das Auge des Menschen, der Spiegel und der Ausdruck seiner Seele, erschauet und seine übrigen Sinne wahrnehmen, das erfaßet auch sein Geist. Durch Eindrücke auf den äußern Sinn oder das äußere Anschauungsvermögen ziehet die Außenwelt in Bildern oder Vorstellungen ein in die unsichtbare Werkstätte des Geistes, der sie nicht allein auffaßt und festhält, d. i. sich vorstellt, sondern auch vergleicht und unterscheidet, verbindet oder trennt und zu allerlei Erkenntnis und Wißenschaft ordnet, d. i. denket und Begriffe bildet, und darnach entweder angenehm oder unangenehm gestimmt wird oder fühlt, begehrt oder widerstrebt, d. i. will. Denn ein denkendes, fühlendes und wollendes Wesen ist der Geist des Menschen, der durch seinen innern Sinn auch seine Innenwelt, d. i. seine Gedanken, Gefühle und Wünsche anschauen oder sich derselben bewußt werden kann.

Was nun mittelst Eindrücke von außen her eingezogen ist in den Geist und sich im Innern vergeistigt hat, das lebt und regt und bewegt sich daselbst und gehet durch Ausdrücke oder Worte, also gleichsam durch die Sprache wieder verkörpert, nach außen. Sowie dem Menschen die Thräne verliehen ist, so hat

auch nur der Mensch allein Sprache, weil er einen Geist hat. Und die Sprache hat wiederum Körper und Geist, wie der Mensch selber. Vorstellungen und Gedanken bilden den Geist, der hörbare oder sichtbare Ausdruck dafür ist der Körper der Sprache.

252. Leib, Seele und Geist.

Also unterscheidet die heilige Schrift in der Menschennatur.

Der Leib oder Körper des Menschen ist das äußere, sichtbare, aus Beinen, Fleisch und Blut bestehende Wesen.

Das unsichtbare, mit Empfindung begabte und den Körper belebende Wesen aber nennt man Seele (1. Mos. 2, 7). Dieser Lebensodem Gottes ist die Grundursache aller Empfindung und Lebensbewegung. Die Seele ist das unsichtbare, den ganzen Körper durchströmende, alle Gliedmaßen belebende und bewegende Kraftwesen. Sie ist fähig, mittels kunstvoll gebauter Werkzeuge des Körpers Eindrücke von Dingen außer ihr zu empfinden, wahr- und aufzunehmen und in Abdrücken oder Bildern derselben im Innern festzuhalten. Die Sinneswerkzeuge gehören dem Körper an; die Sinne aber, d. i. die Kraft und das Vermögen dieser Werkzeuge zu sehen und zu hören, kurz, zu empfinden und die Dinge wahrzunehmen: das gehört der unsichtbaren Seele an. Auch das Festhalten, Aufbewahren und Wiedererneuern der aufgenommenen Vorstellungen, das Vergleichen und Unterscheiden der wahrgenommenen Gegenstände, selbst das Denken des Verstandes und Bilden der Begriffe, insofern es sich auf Sinnendinge bezieht, ist Werk der Seele. Gleichfalls gehören ihr die sinnlich-geistigen Gefühle, sowie die Triebe, Begierden und Leidenschaften, kurz: das niedere Erkenntnis-, Gefühls- und Begehrungsvermögen sind Kräfte der unsichtbaren Seele.

Die Vernunft aber, d. i. das Vermögen, das Uebersinnliche und Ueberirdische, das Göttliche zu vernehmen und zu fassen, und das religiöse Gefühl, sowie der freie und reine Wille bilden das Höchste und wahrhaft Göttliche im Menschen, den Geist. Der Geist ist ein Hauch und Ausfluß des göttlichen Geistes, ein Licht aus dem Urlicht, Ps. 36, 10, von welchem er jedoch fortwährend Licht und Kraft als benöthigte Nahrung empfangen muß, wenn der Mensch zur Gemeinschaft mit Gott und zu wahrer Wohlfahrt gelangen soll. Der Geist ist ein göttliches Samenkorn und bedarf der Sonne des göttlichen Geistes, wenn er zum Leben dringen soll.

Sowie das Thierleben ein höheres ist, als das Pflanzenleben, und die Natur der vollkommneren Thiere wiederum höher, als die der niederen: so ist auch die Menschenseele ein viel vollkommneres und höheres Wesen, denn die Thierseele. Der Geist

aber hebt die Menschenseele noch höher, indem er sie zu einer vernünftigen Seele macht.

Die heilige Schrift unterscheidet ganz bestimmt: Leib, Seele und Geist, 1. Thess. 5, 23, und damit wir nicht etwa Seele und Geist für Eins halten sollen, versichert sie, Ebr. 4, 12: Das göttliche Wort sei kräftig und durchdringend genug, um Seele und Geist zu scheiden, und daß ganz verschieden seien die Wirkungen, Verrichtungen und Handlungen der Seele von den Wirkungen und Bestrebungen des Geistes, daß ganz anders sei der Zustand des Menschen, wenn er nach den natürlichen sinnlichen Trieben seiner Seele, und wenn er nach seinem göttlich erleuchteten Geiste richte und handle. Sie setzt ein Gesetz in den Gliedern einem Gesetze im (Gemüthe) Geiste, das Fleisch, d. i. die von dem Leiblichen, Sinnlichen beherrschte Seele dem Geiste geradezu entgegen. Röm. 7, 23. Gal. 5, 16, 17.

So stehet die Seele zwischen Leib und Sinnenwelt und Geist. Durch den Leib und die Sinnenwelt wird sie mächtig an- und herabgezogen zur Erde, zum Sinnlichen, Irdischen und Vergänglichen: zum sinnlichen Denken, zu sinnlichen Gefühlen, zu sinnlichen Wünschen und Sorgen, zu immerwährendem Schaffen und Arbeiten für die Zwecke des äußeren, zeitlichen Lebens, wohl gar zu Gewinnsucht, Geiz und Ehrsucht. Dies ist nach Röm. 8, 13 „das Leben nach dem Fleische." Bei dieser Verfaßung befinden sich dann Seele und Geist in offenbarer Trennung und in feindseligem Widerstreit: „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch." Gal. 5, 17. Der Geist ist von der Uebermacht sinnlicher Vorstellungen, Gefühle, Triebe und Leidenschaften wie zurückgewiesen, gehemmt, verdrängt, ihm ist der Gehorsam aufgekündigt und deshalb der innere Mensch in Zerrüttung und traurigem Verfall. Das ist der geistige Tod. Röm. 7, 23. 24. So aber soll es nach Gottes weiser Einrichtung nicht sein. Der Leib soll der Seele nur dienen, nur behülflich sein zu ihren Arbeiten und Verrichtungen. Röm. 6, 13. Die Seele soll ihren Leib nähren, in der Zucht halten, soll ihn regieren, aber nie die Weisungen und Gesetze des Geistes außer Acht laßen und übertreten. Gal. 5, 16. Denn der Geist soll in Allem die Oberherrschaft behaupten, die Seele in ihrem Denken, Fühlen, Wünschen und Streben erleuchten und regieren —, Beides, Leib und Seele ganz mit seiner ungetheilten vollen Kraft keusch und züchtig und so von der Sünde unbefleckt und unsträflich erhalten bis an's Ende. 1. Thess. 5, 23.

Zu dieser Herrschaft des Geistes über Seele und Leib soll und kann die heilige Schrift den Menschen erheben; sie ist das Brot des wahren Lebens, himmlisches Manna.

253. Vernunft und Gewißen.

(Nach Chr. Diedrich. Christliche Sittenlehre.)

Selbst das vollkommnere Denken des Menschen würde aber, gleich dem Denken der Thiere, nur auf das Irdische und nicht auf Höheres und Uebersinnliches hingehen, wenn nicht seine Natur und Bestimmung eine höhere und geistige wäre. Das Denken des Thieres geht nur auf die Erde, wie sein Blick, und es drückt sich hierin die vom Schöpfer ihm gegebene Natur und Bestimmung sichtbar aus. Des Menschen Blick aber erhebt sich über die Erde, und sein Auge vermag den Himmel und seine Welten zu ermeßen. Die Natur und Bestimmung des Menschen ist eine höhere. In seinem Denken findet sich der Mensch zwischen Himmel und Erde in die Mitte gestellt, und seine Begriffe, Urtheile und Schlüße erstrecken sich sowohl auf das Geistige und Ueberirdische, als auf das Irdische und Sichtbare; denn zu dem Verstande oder Erkenntnisvermögen des Irdischen verlieh der Schöpfer ihm noch ein Höheres, um auch Uebersinnliches und Ueberirdisches, Geistiges und Göttliches zu vernehmen —: gab ihm Vernunft. Durch die Vernunft unterscheidet sich der Mensch wesentlich von der Thierwelt; Verstand und Denken ist auch ein Antheil der Thiere; Vernunft aber findet man nicht bei ihnen. Sie ist der eigentliche Hauch und Odem Gottes; darum ist der Mensch auch erst durch sie ein Abbild und Ebenbild Gottes. In der Tiefe dieses Vermögens regen sich Ahnung, Glauben, Sehnsucht, Suchen und Streben nach einem Höheren, als die Erde zu geben vermag: das ist der stille Zug des Geistes hinauf zu Dem, von dem er ausgegangen.

So hat der denkende und erkennende Geist gleichsam zwei Hände. Mit der einen, dem Verstande, erfaßet und beherrschet er die irdische Welt, mit der anderen, der Vernunft, reichet er über die Erde hinaus, hinauf gen Himmel, zum Quell seines höheren, wahren Lebens.

Unter Leitung der Vernunft soll der Verstand Meister für's Erdenleben sein; alle Erfindungen, Gewerbe und Künste sind vorzugsweise sein Werk. Aber über die Erde hinaus gehet er nicht.

Wenn der Verstand das Auge, so ist die Vernunft das Ohr des Geistes; denn Vernunft ist die Kraft zu vernehmen, zu hören, nicht, was von außen gegeben, sondern was von einer unsichtbaren, höheren Welt aus zu uns und in unserm Innern gesprochen wird. Vernunft ist das Ohr des Geistes, um zu vernehmen die Stimme und Rede unseres Schöpfers und Gottes. Durch sie vernehmen wir, daß und warum etwas Höheres, Ueberirdisches, ein Gott ist und was dieser von seinen Kindern will. Der Verstand kann nicht so hoch hinauf. Die

Vernunft erhebt uns zur Gemeinschaft mit Gott, d. i. zur Religion, und ist das höchste Geschenk, daß uns der Schöpfer verlieh, wodurch er uns zu seinem Bilde erhob. Durch sie erkennt der Mensch erst seine höhere Bestimmung, daß er mehr ist und sein soll, als jedes andere Erdengeschöpf, daß sein Wirken und Leben über diese Erde hinausreicht. Ihre Vorstellungen und Gebilde — Ideen genannt —: von dem Innern der Seele und ihrer Sehnsucht, von Gott, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Wahrheit und Erlösung, sind auch weit höherer Art, als die Vorstellungen des Anschauungsvermögens und die Begriffe des Verstandes. Und wenn der Verstand zur Klugheit und Geschicklichkeit führt, so die Vernunft zur Gottseligkeit. Sie ist die wahrhaft göttliche Kraft im Menschen, weil nur sie das Göttliche zu erfaßen vermag. Sie ist uns gegeben, auf daß wir Gottes Reden an uns, im eignen Innern und in der Natur, vernehmen, seinen Brief an uns, die Bibel, lesen und verstehen und dadurch zur Kindschaft mit ihm gelangen möchten. Das für sie Verständliche in diesen Reden Gottes soll sie zu verstehen und zu erkennen sich bemühen und die unbegreiflichen Gedanken Gottes glaubend aufheben für fernere Zeiten, wo denn auch diese in einem helleren Lichte erscheinen werden. Horchen und vernehmen, und darnach forschen und erkennen, so viel an ihr ist, und ahnen und glauben das Göttliche: das ist ihr Beruf. Denn sowie das körperliche Auge das Licht nicht macht, sondern empfängt, so ist auch die Vernunft nicht Erfinderin der göttlichen Offenbarungen, sondern Empfängerin und Bewahrerin zur willigen Annahme und Befolgung. Nimmer aber darf sie sich anmaßen, jegliche Rede Gottes und Alles gleich begreifen zu wollen oder wohl gar das für sie Unbegreifliche für unvernünftig zu erklären; denn obwohl sie eine hohe göttliche Kraft ist und ein Himmelslicht genannt werden darf, so sind doch Gottes Gedanken nicht selten um eben so viel höher, denn sie, als der Himmel höher ist, denn die Erde. Als menschliche Vernunft ist sie beschränkt im Erkennen und Auffaßen, muß hierin die Grenze nicht verkennen und sich nicht anmaßen, die Gedanken und Rathschlüße der höchsten Vernunft eben so mit der Elle des menschlichen Verstandes meßen zu wollen, wie die Dinge der Sinnenwelt. Dazu brennt ein Licht nicht immer gleich hell. Solche Gottesgedanken nun, im theuren Bibelbuche uns gegeben, soll die Vernunft wegen gültiger Zeugnisse glaubend erfaßen, auf daß der Geist an denselben zum Himmel emporranke, wie Epheu am Eichbaum.

Insofern die Vernunft vor jeder That Gottes Urtheil darüber vernimmt und uns in demseben Augenblicke unwillkürlich und ungebeten mittheilt, sie entweder recht oder unrecht, gut oder böse, d. i. göttlich oder gottlos, heißt und darnach entweder zur

That auffordert oder vor derselben warnt, — insofern nennt man die Vernunft auch das Gewißen. Das Gewißen ist ein unwillkürliches Wißen von Gott und dem göttlichen Willen, ist ein „Mitwißer Gottes" oder etwas „Gewißes" und Unzweifelhaftes, das dem Menschen gewis bleibt bei dem Schwanken aller menschlichen Meinungen, und das ihm daher auch als Regel und Richtschnur für alle seine Handlungen dienen könnte und müßte — ein Engel und Geleitsmann. „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!" ist seine Stimme. „Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink des Herzens nachzugeh'n so sehr verlernen! Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu flieh'n." v. Schubert sagt: „Das Gewißen ist die Stimme eines Wechselgesprächs der Menschenseele, nicht mit sichtbar lebenden Wesen ihrer Art, sondern mit einer Welt des verborgenen Lebens in Gott. Es ist der Spiegel des göttlichen Seins und Wesens, in welchem die Menschenseele, der hierzu im Gewißen das Organ gegeben ist, ihr eigenes Thun beschauet und im Strahl eines göttlichen Lichtes es erkennt." Es ist eine lebendige Gesetztafel Gottes im Innern des Menschen.

Diese innere Stimme vernimmt der Mensch zuerst vor der That, entweder ermunternd, ermahnend und antreibend, oder abrathend, warnend, abhaltend und zurückschreckend. Dem David schlug das Herz, als er aus Ehrgeiz die Volkszählung vornehmen ließ. So wird das Gewißen zum innern Gesetzgeber, sage lieber, zum aufrichtigen Freunde. Während der That ist es der Zeuge, der aus heimlichem Winkel unbemerkt zusieht, zugleich aber fortfährt, entweder zu ermuntern oder zu warnen. Nach der That ist es, wunderbar genug, Ankläger (Röm. 2, 15), Richter, der zur Rechenschaft fordert und kurz und bestimmt sein Urtheil fällt: „Gut!" oder: „Schuldig und strafwürdig!" und darnach entweder „gutes Muths" macht oder in einen peinlichen und qualvollen Zustand versetzt, also auch zugleich Vergelter. Wunderbarlich hat Gott des Menschen Leib bereitet, wunderbarer aber noch sein Inneres: Gesetzgeber, Ankläger, Richter und Vergelter, Alles in Einem. „Das Gewißen vor der Sünde ist ein Zügel, nach der Sünde wird der Zügel zur Geißel."

Diese innere Stimme rührt nicht vom Menschen selber her, auch nicht von Anderen, ist nichts Eingebildetes, nichts Angelerntes: es ist der Hauch, die Stimme Gottes, ein göttlicher Ausfluß, eine heilige Mitgift. „Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen laßen." 1. Mos. 6, 3. Es findet sich bei allen Menschen ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Bildung. Da ist kein Volk der Erde, und wäre es

auch noch auf der untersten Stufe der Bildung, so roh, daß es nicht wenigstens eine Ahnung, ein Gefühl von dem Unterschiede zwischen Gut und Böse hätte. Diese Erkenntnis, und ist sie auch noch so dunkel und unvollkommen, kommt aber aus dem Gewißen, diesem angebornen und anerschaffnen Lehrer und Aufseher der Menschen, der sie immer im Auge haben und vor Schaden bewahren soll, dessen Stimme sie aber leider von Anfang an nur zu oft verachteten und dadurch das innere Licht in Finsternis verwandelten. Das Gewißen ist etwas Gegebenes, aber nicht von außen her, etwa durch Erziehung und Unterricht: denn so wenig wir es Andern geben können, so wenig können Andere uns es geben; es ist dem Menschen in und mit dem Geiste von Oben gegeben. Wohl können Erziehung und Unterricht dahin wirken, daß die Stimme des Gewißens immer lauter und deutlicher in uns redet, oder auch, daß das Gewißen immer schwächer und schwächer in uns wird, bis es zuletzt wohl ganz verstummt, um zu seiner Zeit durch ein schreckliches „Innewerden" um so strafender zu erwachen, wenn auch erst Sir. 11, 25 (wenn der Mensch stirbt, so wird er inne, wie er gelebt hat;) aber vernichten können sie es eben so wenig, als in das Herz hineinbringen. Es liegt schon in dem Menschen, noch ehe Unterricht und Erziehung hinzukommen, es ist nur noch nicht erwacht; es lebt, auch wenn es noch nicht redet. Es ist der herrlichste Ueberrest von dem verlornen Ebenbilde. Durch das Wort Gottes in der heiligen Schrift soll es wieder neu erwachen und zum lauten Prediger im Innern werden. Denn eben darum, weil das ursprüngliche Licht im Innern durch die Sünde umnebelt und geblendet und zur Finsternis ward, fügte Gott zu der ersten Offenbarung im Innern die zweite, die heilige Schrift, hinzu, auf daß diese dem Menschen wieder gebe einen „neuen gewissen Geist", auf daß sie wieder lebendig mache die Gebote Gottes auf der Tafel des Herzens. Sie liegen verborgen schlummernd darin, wie das Samenkorn verborgen im Schoße der Erde; dies rufen die himmlischen Einflüsse der Sonne zum Keimen und Leben; das schlummernde Gewißen aber die himmlischen Strahlen des göttlichen Worts in der Bibel. Darum sagt Harms so treffend: Gewißen ohne Gottes Wort ist wie eine Laterne ohne Licht darin." Das Gewißen ist die Bibel im Innern, die Bibel das von Außen gegebene Gewißen. — Wie aber der Mensch sich das Gewißen nicht geben kann, eben so wenig kann er es sich oder Andern nehmen. Gal. 6, 7: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Wäre das Gewißen etwas Eingebildetes, so müßte er sich wohl darüber hinwegsetzen, der Furcht seines Herzens Herr werden können, und wäre es etwas bloß Angelerntes, so müßte er es auch vergeßen und verlernen können.

Doch nichts von dem! Hat der Mensch erst einmal sein Gewißen befleckt, also ein böses Gewißen, d. i. ein Wißen oder Bewußtsein von der Uebertretung des göttlichen Willens, vom Bösen, so hat die Erfahrung es tausendfach gelehrt, daß er es keineswegs vergeßen, daß er sich nicht vergeben kann, was er will; das Gedächtnis der bösen That steht mit unauslöschlichen Zügen im Herzen geschrieben, die innern Vorwürfe laßen sich nicht zum Schweigen bringen, kurz: weil das Gewißen nicht des Menschen Stimme ist, so hat der Mensch nicht das Gewißen in seiner Gewalt, sondern das Gewißen hat den Menschen in seiner Gewalt. Tausende haben schon Versuche gemacht, ihr Gewißen zum Schweigen zu bringen; sie haben es wegeßen, wegtrinken, wegscherzen und weglachen und wegklügeln wollen; aber sie haben höchstens vermocht, es auf Tage und Stunden zum Schweigen zu bringen, nicht, es zu ersticken. Die Sonne bleibt Sonne, wenn auch Wolken sie verhüllen. Ehe sie sich's versahen, war es wieder erwacht, und seine Vorwürfe waren um so stärker, je länger der Mensch ihm zu trotzen suchte. „Gott läßet sich nicht spotten." Den Stachel des befleckten Gewißens kann der Mensch nimmer aus seiner Brust ziehen. Es ist ein Feuer, das immer brennt — die innere Hölle —, weshalb man's auch wohl mit dem griechischen Feuer verglichen hat, das unter dem Waßer fortbrennt; es ist ein Wurm, der immer nagt und nimmer sterben will. D'rum „ist auch Schaden beßer, als unrechtmäßiger Gewinn, denn jener schmerzt einmal, dieser immer." — Einst rief ein Wirth, als er das brennende Licht rinnen sah, im Scherze: „Ein Dieb, ein Dieb!" Da sprang ein Gast vom Tische auf und wollte ihn schlagen. Dahin trieb ihn sein Gewißen; denn wäre er kein Dieb gewesen, so hätte er sich an jene Worte nicht gekehrt. Aber die Worte des befleckten Gewißens sind lauter und mächtiger und erschrecken mehr, als plötzlicher Kanonendonner. Pythagoras: „Keiner ist so muthig, daß ihn das böse Gewißen nicht zaghaft macht, ja so furchtsam, daß er bei jedem Blitzstrahl und bei jedem Rauschen des Blattes zittert." — Scriver: „Es ist drückend, wenn ein Mensch vor Krankheit und Alter zittert. Allein wenn das Herz wie ein Espenlaub bebt, das ist weit größer Elend." „Das böse Gewißen ist eine schwere Last", sagt Cicero. Nirgends Ruhe, nirgends Rast! Cain: „Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen und muß unstät und flüchtig sein auf Erden." 1. Mos. 4, 14. — „Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun." Röm. 2, 9. — „Ich fürchte mich ꝛc." 1. Mos. 3, 19. — „Es beißt und schlägt und fällt mit Schlangenbißen dem Frevler an sein Herz."

Matth. 27, 3. Selbst die Zeit lindert's nicht und macht's nicht vergeßen. „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet." 1. Mos. 42, 21. Verbrecher haben sich selber angeklagt und dem Gerichte überliefert, weil sie vor Gewißensbißen nirgends Ruhe fanden. Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewißen. — „Gott richt't, wo Niemand spricht." — „Das Gewißen ist des Menschen Schuldbuch." — „Der Gottlose bebet sein Lebelang." Hiob 15, 20. — „Niemand entgeht ihm: wie der Schatten dem Körper, so folgt es der bösen That." — Cromwell, der Reichsverweser Englands nach der Hinrichtung des Königs Karl I., sah nichts als Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Dolche, Degen und Pistolen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwindes. Nie kehrte er auf dem Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er's vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren; sein Schlafgemach wechselte er fast alle 3 Tage, und jedesmal sagte er es erst den Augenblick vorher und bepflanzte die Posten mit sichern, königlich bezahlten Wachen. „Die Sünde schläft auch, aber an einem unruhigen Orte." — „Böses Gewißen versiehet sich immer des Aergsten." Weish. Sal. 17, 10 und 11. Der Mensch kann sich nimmer den Stachel des bösen Gewißens aus der Brust ziehen. Nur der allein kann's, dessen Stimme es ist, nur Gott allein. Er thut's, wenn der Mensch sich ihm in aufrichtiger Reue und Buße naht — denn dem Aufrichtigen läßet er's gelingen — und dann gläubig die ihm in Christo dargebotene Gnade und Vergebung sich aneignet. Christus zieht den Stachel aus, versöhnt, gibt wieder den verlornen Frieden. „Wenn uns unser Herz verdammet, so ist Gott größer denn unser Herz." 1. Joh. 3, 20.

„Das gute Gewißen dagegen ist das Paradies des Menschen" —, „es ist der Garten der Wonne, der Acker des Segens, eine goldene Ruhestätte, die Freude der Engel, die Wohnung Gottes in uns, der Tempel des heiligen Geistes, das verschloßene und versiegelte Buch, das aber am Tage des Gerichts eröffnet werden soll." — „Das Gewißen ist der Tugend Schauplatz." „Ein gut Gewißen ist ein sanftes Ruhekissen." „Ein gut Gewißen ist ein stetes Wohlleben" —, ist das Süßeste in der Welt, ist allein frei von Furcht, ist wahre Freiheit. „So uns unser Herz nicht verdammet, haben wir eine Freudigkeit zu Gott." „Und wenn dich auch Alle anklagen, nur du selbst nicht, wenn dich Alle beschuldigen, nur dein Gewißen dich frei spricht,

wohl dir! Der Gerichtshof des Gewißens steht höher, als der Richterstuhl der Menschen" — spricht der Kirchenlehrer Chrysostomus († 407), und Cicero: „Das Gewißen ist so gut wie 1000 Zeugen." Selbst „jede Strafe wird leicht, wenn das Gewißen rein ist." Streng genommen kann nun wohl kein Mensch sich eines guten Gewißens rühmen. 1. Cor. 4, 4: „Ich bin mir wohl nichts bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt, denn der Herr ist es, der mich richtet." „Wir sind allzumal Sünder", also auch schuldig und strafwürdig. Unser Trost aber ist unser Versöhner, der den Stachel des bösen Gewißens ausziehen kann und auch will, wenn wir uns nur in Reue und Buße, in Glauben und Demuth ihm hinneigen und stille halten. Ein durch Christum versöhntes Gewißen ist ein wahrhaft gutes Gewißen, mit wahrem und vollem Frieden des Herzens. Matth. 11, 28—30.

Außer dem guten und bösen Gewißen unterscheidet man auch das wachende und schlafende. Je williger und je öfter nämlich der Mensch der Ermahnung des Gewißens Folge leistet, desto lauter redet es, desto fühlbarer wird ihm der Unterschied zwischen dem Guten und Bösen, und desto leichter wird es ihm, seine Thaten nach dem göttlichen Gesetze zu beurtheilen. Je öfter dagegen der Mensch die Aussprüche seines Gewißens überhört, ihnen wißentlich und geflißentlich entgegen handelt, desto leiser und immer leiser wird die Stimme seines Gewißens, desto mehr verschwindet ihm der Unterschied zwischen dem Guten und Bösen, und desto gleichgültiger wird es ihm, ob er dem göttlichen Gesetze zuwider oder gemäß handelt. „Zuerst tritt Gott im Gewißen hervor wie ein Freund, warnend, lobend, versuchend zum Guten; hören wir auf diese Stimme nicht, so spricht Gott zürnend, strafend, beängstigend; hören wir auch da nicht, so wird er stumm und kommt erst als Donner im Gericht wieder." — Es gilt hier das Wort Christi: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." Matth. 13, 12. Das wachende Gewißen ist also dasjenige, das stets auf uns Acht hat, wie wir handeln wollen und wie wir gehandelt haben; das schlafende Gewißen dagegen ist das durch die Sünde zurückgetretene, das wenig oder gar nicht mehr zu dem Menschen redet. Ersteres nennt man auch eng, weil es Nichts unbeachtet und nichts Böses durchläßt, letzteres weit, weil Raum darin ist für viel Böses. Je nachdem das Gewißen im Menschen wacht oder schläft, nennt man ihn gewißenhaft oder gewißenlos. Bei jenem achtet der Mensch eben sowohl sorgfältig auf jede Ermahnung seines Gewißens, als das Gewißen auf jede That des Menschen, wogegen bei diesem weder das Eine noch das Andere

stattfindet. Herder sagt: „Die Religiösität des Menschen ist seine Gewißenhaftigkeit.“ Nun gibt's aber auch noch Menschen, die sich so sorgfältig bestreben, ihrem Gewißen zu folgen, daß sie nicht bloß das Verbotene unterlaßen, sondern selbst das Erlaubte sich versagen wollen, und daß sie eben deshalb oft schwanken, ob sie etwas thun oder nicht thun sollen. Dies Gewißen, in welchem der Mensch nicht gewis weiß, was in einem gegebenen Falle recht oder unrecht sei, heißt ein zweifelhaftes, ängstliches Gewißen. Unendlich beßer aber ist's, zu ängstlich gewißenhaft, als gewißenlos zu sein. Ein alter Weiser sagt: „Hast du Bedenken, so thue die That nicht.“ — „Hat doch auch das kleinste Haar seinen Schatten.“ Harms: „Forsche, frage, schieb' auf, bete, dann hat's keine Noth, und eine spätere beßere Einsicht wird dich nicht verdammen.“ — Und auch: „Zum äußern Wort ward uns das innere gegeben. Es spricht lauter, als Donner und Blitz, und dringt tiefer, als Menschenaugen; es ist feiner, als alle List, und bindet stärker, als der Tod; es ist kühner, als der größte Held, und richtet die ganze Welt; kein Winkel ist dir, kein einsamer Ort, wo nicht bei dir wäre dieses Gotteswort. — Wo ist dies Wort? Es ist in dir und doch über dir; es ist nicht dein, sondern du bist sein; das Wort hat zu befehlen und du hast zu gehorchen. Es ist in dir und doch hinter dir, und wenn du vor einer That stehest, so flüstert es dir zu: „Thue das“ oder „Thue das nicht.“ Es folget dir auf dem Fuße nach, wenn du von einer bösen That weggehest, und spricht: „Du bist schlecht und verächtlich.“

Unser Ruhm sei der: das Zeugnis unsers Gewißens. 2. Cor. 1, 12. Darum gleiche unser Gewißen dem Auge, das von dem kleinsten hineingefallenen Stäubchen verletzt wird.

254. Der freie Wille.

Wie im Erkenntnisvermögen die Vernunft als höchste und göttliche Kraft herrschen soll: so im Begehrungsvermögen der eigentliche, vom Trieb und von jeglicher Begierde und Leidenschaft ungebundene, freie und reine Wille. Sind aber sinnliche und irdische Dinge die Beweggründe und Triebfedern, welche den Menschen aufregen und wohl mit Ungestüm zum Begehren und Handeln treiben: so ist das Wollen ein gewaltsames, unwiderstehliches, ein gebundenes und unfreies Wollen. Wo aber die Stimme der Vernunft und des göttlichen Wortes, Gesetz und Gewiszen, Pflicht und Religion, kurz: das Göttliche gegen Trieb und Begierde und Leidenschaft stärker und kräftiger bewegt und zum Handeln treibt: so ist das der reine, freie Wille, der einzig vom Göttlichen

sich bestimmen läszt. Die Freiheit des Willens gehört, wie Vernunft und Sprache, zu den höchsten Vorzügen des Menschen. Diese fehlt den Thieren; denn ihr Wollen ist nur ein an Naturtriebe gebundenes, unfreies Wollen. Die Thiere haben zum unterscheidenden Merkmale ihrer Natur die Nothwendigkeit und Gebundenheit. An der Freiheit des Willens dagegen erkennt man den Menschen. Der Verlust dieser Freiheit ist für den Menschen der Verlust seines Adels, seiner ihn über die Thiere erhebenden Menschenwürde. Hat aber der Geist den Körper so in der Gewalt, dasz er sich durch seine Bedürfnisse und Forderungen von dem Streben nach dem Guten, von Pflichterfüllung und dem Göttlichen nicht abhalten läszt; bewahret er gegen ihn den wahren und ernsten, den reinen und freien, den starken und festen Willen, dann hat er die rechte Menschenwürde. Das ist die rechte „Freiheit der Kinder Gottes", zu welcher Christus uns führt. Das Evangelium bildet die Anlage zur Freiheit zu wirklich uns eigen gewordener Freiheit aus: „jedem stärkern Reize der Sinnlichkeit, jeder hemmenden Anforderung des Körpers zu widerstehen, und in allen Handlungen nur dem Gewiszen, den Mahnungen des Geistes Gottes zu folgen." Wahre Freiheit ist nicht, thun zu können, was man will; sondern wenn unser Wille an Gottes Willen so fest gebunden ist, dasz kein äuszerer Reiz ihn davon losreiszt, dasz unser Wille in dem göttlichen aufgeht, mit ihm zusammenflieszt, eins wird, wie zwei Waszertropfen, dann sind wir recht frei, frei, wie Gott es ist. Denn in Gott ist die höchste Freiheit, d. h. die höchste, unbeschränkteste Kraft des sich selbst bestimmenden Willens. Darum sind auch wir nur frei in seinem Willen und auf seinen Wegen. Dahin kommt es bei uns nur durch ernstes Ueben und Fortschreiten; täglich etwas Angenehmes laszen (ein sinnliches Vergnügen aufgeben), täglich etwas Unangenehmes thun (eine schwere Pflicht), und zwar um Jesu willen, das führt zu immer vollkommnerer Freiheit; denn so euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Joh. 8, 36. Kreuzigung des Fleisches, Selbstüberwindung, Selbstverleugnung ist nichts anderes, als die Wirkung der allmählich errungenen Gewalt, mit welcher wir die Freiheit des reinen Willens gegen die Antriebe der unreinen Lust behaupten und festhalten. „Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen." Gal. 5, 16.

255. Erziehung.

So ausgezeichnet und hochbegabt hat Gott den Menschen vor allen andern Erdengeschöpfen, und immer vollkommner zu werden, d. i. göttlicher im Denken, Fühlen und Wollen: das ist des Menschen hohe und heilige Bestimmung. Aber nicht durch eigene Kraft allein vermag er diesem erhabenen Ziele entgegen zu streben: er muß dazu von außen angeregt und hingeleitet werden. Der Mensch ist ein geistiges, himmlisches Samenkorn, das zwar ein edles, göttliches Lebensgebilde im Keime in sich trägt — wie der Obstkern den Fruchtbaum —, das aber auch nur durch geistige und himmlische Einflüße und Kräfte angeregt werden und zum Leben gelangen kann.

Wie körperlich und geistig hülflos ist nicht der angehende Mensch bei seinem Eintritte in die Welt. Er ist schwach und ohne Bedeckung des Körpers: die pflegende Hand der Mutter muß ihn schützen und kleiden, wenn das junge Leben erhalten werden soll; er ist nicht mächtig seiner Sinne und Glieder; ihren Gebrauch muß er erst erlernen; er ist nicht fähig eines menschlichen Ausdrucks, außer dem Weinen; er ist sich seiner unbewußt und sein Bewußtsein erwacht nie von selbst: Blick und Wort und Bild der elterlichen Liebe und Belehrung muß das Menschliche erst in ihm erwecken und das Kindlein zu sich heraufziehen. Ohne den geistigen Einfluß höherer Wesen würde das Kindlein nie ein Mensch: in Wäldern und unter wilden Thieren würde es, falls es am Leben erhalten würde, auch nur ein Thier: laufen auf Vieren, wie die Thiere, und nur eine thierische Stimme von sich geben. Nur durch den geistigen Einfluß höherer Wesen, zunächst der bereits entwickelten und gebildeten Menschen, d. i. nur durch Heraufziehung oder Erziehung von Seiten dieser wird der angehende Mensch zum Menschen; nur durch Anregung erwacht das Leben, nur durch Leitung findet er den rechten Weg für sein Streben, Thun und Laßen, den rechten Weg zur Vollkommenheit. Und wie der geistige Einfluß göttlich gesinnter Menschen das Kind zum Göttlichen und zur wahren Bildung heraufzieht, so ist's ein Unglück für dasselbe, wenn es keine gute Erziehung erhält oder wohl gar unter dem Vorbilde fleischlich gesinnter und verworfener Menschen zum ungöttlichen Leben und zur Verworfenheit Anregung erhält. Denn die Erziehung gleichet dem Stempel in einer Münze, der sein Bild und seine Inschrift aufdrückt und ausprägt. Wie der Stempel, die Erziehung, also die Münze, das Gepräge.

Gott, der Schöpfer und Vater der Menschen, ist auch der erste eigentliche und höchste Erzieher und Führer derselben. „Das Kind kann nicht allein sich führen; der Vater muß sein

Kind regieren." Der erste Erzieher; denn da die erste Erziehung des Menschen immer von außen kommen muß, die ersten Menschen von außen aber nicht erzogen werden konnten durch die Erziehung von Menschen: so konnte es nur geschehen durch die Erziehung des Schöpfers, der besonderen göttlichen Offenbarung. So berichtet uns auch die Bibel. Die göttliche Offenbarung wurde von den Menschen aufgefaßt und festgehalten und ist in ihrer fortschreitenden Erweiterung und endlichen Vollendung der Menschheit zur selbstständigen Wahrung übergeben. Diese besondere Erziehung durch göttliche Offenbarung hat mit Christo ihren höchsten Punkt und ihr äußeres Ende erreicht. Ohne diese besondere göttliche Erziehung ist weder Mensch noch Menschheit denkbar.

Durch diese besondern Offenbarungen seit Erschaffung des Menschen bis auf Christum wollte und will Gott die Menschen zu sich hinaufziehen und zu seinen Kindern erheben. Eltern, Lehrer und andere Menschen, welche diese Offenbarungen Gottes aufgenommen haben, sind seine Stellvertreter und die ersten Erzieher der Kinder, und wollen sie's in Wahrheit sein, so dürfen sie auch nur in der „Zucht und Vermahnung zum Herrn" erziehen. Wie aber Gott seine Menschen seit Erschaffung der Welt erzogen und geleitet hat: das lehrt uns eben die heilige Schrift, die Geschichte der göttlichen Erziehung, sowie, durch diese betrachtet, auch die Geschichte der Menschheit überhaupt und jedes einzelnen Volkes — ja Menschen — insbesondere. Die Offenbarungen Gottes in der heiligen Schrift, sowie in der Geschichte der Völker und des Einzelnen und in der uns umgebenden Natur: diese Offenbarungen enthalten und geben auch wiederum die Erziehung jedes einzelnen Menschen von der Wiege bis zur Bahre: und zwar zuerst vorzugsweise in den erziehenden Eltern oder in der Familie, dann in den unterrichtenden und erziehenden Lehrern oder in der Schule, drittens in dem Geiste der durch das Wort und den heiligen Geist des Vaters und des Sohnes gegründeten und geleiteten christlichen Kirche, sowie endlich in den Gesetzen des Volkes oder Staates. Darum sind auch Familie, Schule, Kirche und Staat die Erziehungs- und Bildungsanstalten der Menschen. Was das Haus Gutes beginnt, soll die Schule fortsetzen; Kirche, Staat und Welt überhaupt sollen es dann der Vollendung näher führen. Die Erziehung aber, das will hier heißen die christlich-religiöse Erhebung, leidet Noth, wenn das Haus nicht thut und gibt, was es sollte, die Schule nicht lehrt und bildet, was und wie ihr obliegt, und dadurch das Böse der Welt die erziehliche Herrschaft gewinnt und ihr Gutes die bildende Kraft verliert. Die Schule steht hier in der Mitte, damit sie ergänze, was dem Hause mangelt, und verbeßere, was es

verfehlt, und damit sie auf das Verhalten und die Wirksamkeit im späteren Leben oder in der Welt vorbereite und hinleite. Haus und Schule sind die Erzieher der Jugend; Kirche, Staat und Welt überhaupt die Erzieher der dem Hause und der Schule Entlaßenen.

Erziehung aber ist nur möglich, wenn der angehende Mensch die erziehende Macht auf sich einwirken läßt, selbige an- und aufnimmt und sich dadurch — so zu sagen — stempeln und prägen läßt —, ist nur möglich durch Glaube, Vertrauen und Gehorsam. Ungehorsam gegen die erziehende Macht vernichtet ihren wohlthätigen Einfluß und ist die widerlichste und verächtlichste Erscheinung in dem Zöglinge. Denn da der angehende Mensch in seinem Denken und Thun noch unmündig und unreif ist und nicht zu erkennen vermag, was zu seinem Wohle dient: so ist Glaube und williger Gehorsam von seiner Seite die nothwendige Bedingung einer erfolgreichen und guten Erziehung. Denn der Geist der erziehenden Macht will und muß vom angehenden Menschen aufgenommen und ausgeprägt werden; das Denken, Fühlen und Wollen der erziehenden Umgebung will und soll in ihm ein Gleiches hervorrufen. Und je mehr der angehende Mensch den Willen des edlen Erziehers sich aneignet und zu seinem eigenen macht, je mehr das eigene Denken und Wollen mit dem des Erziehers übereinstimmt, der äußere Gehorsam ein innerer wird, je mehr also die erste und von außen kommende Erziehung in eine innere, eigene, in eine Selbsterziehung nach und in dem Willen unseres höchsten und himmlischen Erziehers übergeht: desto mehr hat die Erziehung gewirkt und ihr Ziel erreicht. Denn das will und soll die von außen kommende Erziehung: übergehen in diese Selbsterziehung nach dem heiligen Willen unseres Gottes, in eine Selbsterziehung, die durch eigenes, freies und selbstständiges Wollen des Göttlichen das ganze Leben hindurch sich immer mehr zum göttlichen Ebenbilde zu erheben und zu verklären sucht. In Gott ist die höchste Freiheit und Selbstständigkeit, und für uns nur, wenn wir den göttlichen Willen ganz zu dem unsrigen machen.

Diese Selbsterziehung nach und in dem Willen unseres Gottes ist die Lebensaufgabe des durch Eltern und Schule zum Bewußtsein gekommenen Menschen; sie ist zwar die schwerste, aber auch die höchste, edelste und göttlichste Beschäftigung, der er sich widmen kann und soll. Betrachtung und Erkenntnis der Natur und Welt, wie sie der sinnlichen Anschauung sich darbietet: das ist die erste und unterste Beschäftigung und Erkenntnis des Menschen; das Erkennen der Gottheit, das ist die höchste Erkenntnis; die Erkenntnis aber seiner selbst, das ist die späteste Erkenntnis, weil die schwerste, sowie die Selbsterziehung nach und in dem Willen Gottes die höchste und edelste Beschäf-

tigung. Selbsterkenntnis und Selbsterziehung ziehen den Blick des Geistes hinweg von der Außenwelt und nöthigen zur Einkehr bei sich selbst und bei — Gott. Wenn die erste Erziehung nicht dahin führt, so läuft der Mensch Gefahr, sich in bloß Aeußerliches zu verlieren und in rein Irdisches zu versinken; je früher sie aber den Menschen dahin bringt, daß er sich selbst erkenne und im Guten und Göttlichen zu vollenden die Neigung und den Willen habe, desto vorzüglicher ist sie gewesen und desto eher kann sie von außen — durch Eltern und Schule — aufhören. Des Vaters und des Sohnes heiliger Geist wird dann schon im Innern stille weiter wirken. —

256. Die Mission.

(Meist nach W. Hoffmann. Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Würtembergs.)

Der Acker ist die Welt (Matth. 13, 38).

Das Wort Mission bedeutet so viel als Sendung. Man bezeichnet damit namentlich die Ausbreitung des Christenthums unter nicht christlichen Völkern durch Aussendung von christlichen Predigern und Lehrern, die man eben deswegen Missionare, d. i. Sendboten, nennt. Die Mission ist so alt, als das Christenthum. Jesus selbst wählte sich in seinen zwölf Jüngern zwölf Apostel, d. h. Missionare oder Sendboten; und ehe er gen Himmel fuhr, hinterließ er den treu gebliebenen Elfen den Befehl: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur." (Marci 16, 15.) Das haben sie denn auch gethan und, getreu ihrem Missionsberuf, das Wort des Lebens unter Juden und Heiden verkündigt. Wo einmal christliche Gemeinden gebildet waren, da dachten sie in der Regel auch auf Weiterverbreitung der Wahrheit, die sie selbst selig machte. So wurden z. B. aus den Propheten und Lehrern der Gemeinde zu Antiochien in Syrien Paulus und Barnabas zum Missionsdienst ausgesondert. (Apostelgesch. 13.)

In der That hängt die Mission mit der Bestimmung der Kirche Christi so eng zusammen, daß man sagen kann: die Kirche ist selbst eine Missionsanstalt, welche Botschaft hat für alle Welt, und sie hat diese ihre Missionsaufgabe auch in den Zeiten ihrer größten Entartung nie ganz vergeßen.

Ein Ueberblick über die achtzehn Jahrhunderte ihres Bestehens bis in unsere Tage herein mag dies beweisen.

Das erste Jahrhundert that die größten Schritte in der Eroberung der Länder für Christum. Anhebend zu Jerusalem, schritt die Kirche Christi nach Syrien, Kleinasien, Aegypten, gegen Osten nach Babylonien fort. Sie pflanzte sich in Europa auf,

von wo sie Thracien, Macedonien, Griechenland, Illyrien und Italien mit der Predigt des Evangeliums erfüllte.

Das war die jugendliche Blüthezeit, das apostolische Zeitalter der Kirche und Mission.

Im zweiten Jahrhundert wurde Gallien (das jetzige Frankreich) von der seligmachenden Predigt durchschritten, und diese wurde damals, ja vielleicht schon ziemlich früher nach Britannien (dem heutigen England) verpflanzt. Das nördliche Afrika mit seiner berühmten Hauptstadt Karthago beugte sich unter die sanfte Macht des Evangeliums. Im Osten drang das Wort Christi nach den Ländern des Euphrat, und selbst nach Indien, oder doch in die angrenzenden Länder soll es erklungen sein.

Das dritte Jahrhundert ist durch keinen Siegesschritt der Kirche in neue Länder ausgezeichnet. Wohl aber war es eine Zeit stiller Ausbreitung innerhalb der bereits umzogenen Grenzen, in welchen immer noch die Heiden die Ueberzahl bildeten. Aber die freie, freudige Missionsflamme war schon gesunken; denn die Kirche hatte angefangen, an innerer Kraft zu verlieren durch ihre Mischung mit dem Heidenthum.

Mit diesem Jahrhundert schließt die frische Jugend der Kirche und Mission. Es beginnen die Jahrhunderte, da nicht mehr das lautere Evangelium verklärend an die Nationen überging, sondern die Kirche mit all' ihren Krankheiten und Einseitigkeiten an die Völker kam. Die Zeit der lebendigen Bekehrungen einzelner Seelen war vorüber und es galt nun meist die Annahme der christlichen Form durch Fürsten und Nationen.

Im vierten Jahrhundert gewann das Christenthum den Sieg über das Heidenthum gegen Morgen in Armenien, drang in Persien weiter vor, siedelte sich gegen Mittag in Arabien und Aethiopien an, besiegte gegen Abend das kräftige Volk der Westgothen und wurde herrschend in England.

Im fünften und sechsten wurden germanische (deutsche) Völker dem Namen nach bekehrt: die Franken, Alemannen, Angelsachsen. Zugleich wurde Irland durch Patrik gewonnen, und die aus Asien vorgedrungenen Barbaren am schwarzen Meer nahmen seine äußere Gestalt an. Langsam nur und in geringerem Grade konnte sich durch die äußere Form das Wesen und innere Leben herausarbeiten. Dennoch drang es durch, und ein neuer Frühling blühte im Norden, während der Süden jetzt durch den Todeshauch des Islam oder Muhamedanismus erstarrte oder im Papstthum fest gebunden lag. Es sind abermals drei Jahrhunderte, den ersten drei sehr ungleich, vorüber.

Mit dem siebenten Jahrhundert sehen wir die Blüthen des nordischen Frühlings sich öffnen. Jetzt strömen aus England, Schottland und Irland Mönche und Geistliche als Sendboten

des Evangeliums aus. Das Festland Europa's ist ihr Ziel, damals ein eben so gefährlicher Boden, als es vor dreißig Jahren Neuseeland war. Es folgen drei Jahrhunderte der Missionsarbeit unter den deutschen Stämmen. Da wirken ein Gallus, Magnus, Fridolin, ein Willibrod, Bonifacius und andere Boten des Friedens, zwar von dem römischen Stuhl ermuntert und geehrt, aber wieder mehr als ihre Vorgänger im ächten Missionsgeist. Deutschland und die Schweiz, Holland und Belgien treten in den Beleuchtungskreis. Auch in der morgenländischen Kirche erwacht zu gleicher Zeit ein heiliges Feuer der Liebe Christi. Von den syrischen Christen oder Nestorianern und ihrer Missionsschule zu Edessa gehen Sendboten nach Persien, in's Herz von Asien zu den Tartarenhorden, bis nach China und Indien.

Neun Jahrhunderte der Kirche sind durchlebt, und die dunkelste Zeit derselben bricht an. Selbst in dieser aber wirkte das Christenthum noch zur Bekehrung der slavischen Völker in Polen, Ungarn, Rußland, in Pommern, Preußen, Liefland und Litthauen, und der nordischen Stämme in Norwegen, Finnland, ja bis hinüber nach dem fernen Grönland.

257. Meklenburgs Urzeit.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Aehnlich, wie dem Seefahrer, welcher an den verschiedenen Stellen des Oceans, wo er sein Senkblei auswirft, sehr ungleiche Meerestiefen zu finden pflegt, ergeht es auch dem auf den Wogen der Gegenwart dahinsegelnden Historiker, wenn er den ersten Anfängen der wirklichen, beglaubigten Geschichte unter den einzelnen Völkern des Erdballes nachspürt. Die tiefsten Stellen findet er mit seinem Senkblei in Afrika und Asien, wo die Geschichte der Aegypter, Assyrier, Chinesen u. a. vier- bis fünftausend Jahre weit in die Vergangenheit zurückreicht. Für Europa liegen die ersten Anfänge der Geschichte in Griechenland, wo dieselben vor kaum 3000 Jahren beginnen; in Amerika sind sie noch nicht einmal 400 Jahre alt und in Australien noch um vieles jünger. — Auf die Geschichte Deutschlands fallen die ersten Streiflichter ungefähr um die Zeit von Christi Geburt, und zwar zunächst auf das südliche und westliche Gebiet; die nordöstlichen Landschaften aber, zu denen unser Meklenburg gehört, beginnen erst mehr als sieben hundert Jahre später allmählich aus dem Dunkel hervorzutreten; in zusammenhängender Folge aber liegt die Geschichte unseres Landes nur erst seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung vor.

Von der wirklichen Geschichte im Stiche gelaßen, hat man sich aber bemüht, auf anderen Wegen womöglich noch tiefer in die sogenannte Urzeit der Völker einzudringen. Auch in Meklenburg

ist dies geschehen, und zwar durch das Studium der alten Grabmäler, Wohnplätze, Waffen, Werkzeuge und Geräthschaften, welche auch hier im Lande aus der vorgeschichtlichen Zeit noch übrig geblieben sind. Dies Studium zeigt uns, daß in dieser vorgeschichtlichen Zeit schon mehrere charakteristisch verschiedene Culturperioden auf einander gefolgt sind, welche schwerlich alle von einem und demselben Volke durchlaufen wurden.*) Diese Culturperioden folgen in nachstehender Ordnung auf einander.

2. Die älteste derselben reicht wahrscheinlich in jene weit vor dem Anfange aller menschlichen Geschichtsschreibung liegende Zeit zurück, in welcher die Bewohner unseres Planeten, mit dem Gebrauche der Metalle noch unbekannt, nur Stein, Knochen, Horn und Holz zur Anfertigung ihrer Werkzeuge, Waffen und Geräthschaften verwendeten. Denn daß nicht etwa die ersten Bewohner unseres Landes allein noch auf dieser niedrigen Culturstufe standen, während andere Völker schon eine höhere erstiegen hatten, dagegen spricht die Gleichartigkeit und weite Verbreitung der Ueberreste aus diesem sogenannten Steinzeitalter, welche man nicht allein schon über einen großen Theil Europas und Asiens, sondern auch über das nördliche Afrika verfolgt hat.

Diese Urbevölkerung, welche uns zahlreiche Beweise ihres Daseins hinterlaßen hat, stand in der Zeit, aus welcher wir die Spuren ihrer Thätigkeit kennen, nicht mehr auf der tiefsten Sproße der Culturleiter, wie z. B. noch jetzt die Buschmänner im südlichen Afrika, die Feuerländer an der Südspitze Amerikas und die Austral-Neger oder Papua's. Ihre Wohnplätze legten sie, wahrscheinlich der größeren Sicherheit gegen feindliche Ueberfälle wegen, vorzugsweise gerne in Landseen an, indem sie ihre Hütten auf Pfählen im Waßer errichteten; es waren dies die in neuester Zeit so viel besprochenen Pfahlbauten, von denen man vor wenigen Jahren zuerst in einigen Seen der Schweiz, hernach aber auch in denen mehrerer anderer Länder noch Ueberreste entdeckt hat; auch in Meklenburg sind einige aufgefunden, obgleich sich hier nicht alles, was man anfänglich für Pfahlbauten gehalten, auch als solche bewährt hat. — Was die Industrie jener ältesten Bewohner hiesigen Landes betrifft, so wußten sie mit großer Ausdauer und Kunstfertigkeit die zähesten (z. B. Grünstein, Diorit) und sprödesten Steinarten (z. B. Feuerstein) zu bearbeiten, um daraus nicht allein brauchbare, sondern auch ganz geschmackvolle Waffen und Werkzeuge anzufertigen, — darunter z. B. schneidende

*) Ebenso verhält es sich in allen unseren Nachbarländern, und was von dem einen gilt, paßt auch auf die andern. Ich entlehne daher die nachfolgenden Bemerkungen über die Urzeit zum Theil meinen kürzlich in der geographischen Zeitschrift »Globus« (Bd. XI. S. 78 f.) veröffentlichten »Mittheilungen über die Insel Rügen.«

Instrumente, die noch jetzt so scharf sind, daß man Papier ganz glatt damit durchschneiden kann. — Diese Steinwerkzeuge und Waffen findet man theils auf den Feldern u. s. w. verstreut, theils in den großen länglich-runden „Hünengräbern", in welchen jenes Urvolk seine Todten bestattete. Diese zum Theil aus mächtigen Geröllblöcken errichteten und mit solchen auch oft umkränzten Gräber geben den Beweis, daß auch in dem Zweige der Mechanik, welcher sich mit der Bewältigung großer Lasten beschäftigt, jenes Volk es verhältnismäßig schon sehr weit gebracht hatte. Gegen diese in einzelnen Fällen mehr als hundert Fuß langen Grabhügel schwinden die Gräber auf unseren Kirchhöfen zu wahren Maulwurfshügeln zusammen, und weil man später, als den Leuten ein tieferes Verständnis dieser merkwürdigen Baudenkmäler schon abhanden gekommen war, sich für berechtigt hielt, aus den großartigen Dimensionen derselben einen Schluß auf die Größe der darin bestatteten Leichen zu machen, so faßte unter dem Volke allmählich der Glaube Wurz. von Riesen (Hünen) in diesen Gräbern ruheten.

Dieser Glaube reicht Jahrhunderte weit in die Vergangenheit zurück; denn schon in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts werden jene Gräber gelegentlich als „Grabhügel der Riesen" bezeichnet, — ein Beweis, daß auch für die damals lebenden Leute der Ursprung dieser Gräber in eine dunkele Vorzeit fiel. Wie sehr man aber in seiner Deutung dieser Gräber geirret, haben neuere wißenschaftliche Untersuchungen der Riesenbärge (wie das Volk sie oft nennt) gezeigt. Denn da die Erbauer derselben ihre Todten zum Theil unverbrannt bestatteten, so hat man in den Grabkammern noch mehrfach leidlich erhaltene menschliche Gerippe aufgefunden, und diese haben sich — statt einem Riesenvolke anzugehören — vielmehr als Reste von Leuten erwiesen, die an Körpergröße hinter dem gewöhnlichen Maße unserer kaukasischen Race zurückstanden. Auch ihr Schädelbau war ein anderer und zeigte mehr Uebereinstimmung mit dem der Lappländer, weshalb einige Gelehrte sich der Meinung zuneigen, daß wir in der sogenannten Polarrace noch lebende Abkömmlinge jenes Urvolkes vor uns haben, welches aus seinen früheren weitverzweigten Wohnsitzen durch ein anderes, ihm überlegenes Volk verdrängt, in jene unwirthlichen polarischen Gegenden sich hinaufgeflüchtet habe.

3. Auf diese erste Culturperiode folgt sodann das Zeitalter der Bronze, in welcher zwar das Eisen noch unbekannt blieb, man aber doch schon Kupfer und Zinn zu einer Metallcomposition zusammenzuschmelzen verstand, die Bronze genannt wird und aus welcher, sogar mit künstlerischem Geschick, Werkzeuge, Waffen, Geräthschaften und selbst Schmuckgegenstände angefertigt wurden. Ob man auch in Meklenburg in dieser Culturperiode jene im

Waßer belegenen Wohnungen des Steinzeitalters beibehielt, scheint noch nicht ermittelt zu sein, während wir aus einigen anderen Gegenden einen bestimmten Beweis für die Fortdauer solcher Wohnungen in dem Umstande haben, daß unter den aus den Pfahlbauten zu Tage geförderten Kunstgegenständen sich auch solche befinden, die aus Bronze angefertigt worden sind. — Die cyclopischen Gräberbauten des Urvolkes aber sind in diesem Zeitraume verschwunden; denn man pflegte jetzt die Leichen zu verbrennen, die Asche in Urnen zu sammeln und letztere in glocken- oder kegelförmig gestalteten Erdhügeln beizusetzen, welche an Größe mitunter sogar noch mit den Hünengräbern wetteifern konnten. — Ob die Leute des Bronzezeitalters in der Bildung vorgeschrittene Nachkommen derer aus dem Steinzeitalter waren, oder ob sie einem ganz anderen Volksstamme angehörten, das wißen wir nicht. Kleine Leute scheinen es aber gleichfalls gewesen zu sein, wenigstens deuten die sehr kleinen Handgriffe an den Bronzeschwertern auf einen nur schmächtigen Körperbau hin.*)

4. Auf das Zeitalter der Bronze folgt nun endlich das des Eisens, in welchem nun die bis dahin aus Bronze gefertigten Dinge durch das dazu viel beßer geeignete Eisen verdrängt werden. — Auch in dieser Periode werden die Leichen verbrannt und die Asche wird in Urnen beigesetzt, aber die Grabstätten selbst (die sogenannten „Wendengräber") werden viel unscheinbarer. Dafür treten aber in den alten Burg- und Tempelwällen, wie solche noch an vielen Orten unseres Landes vorhanden sind, andere recht ansehnliche Erdbauten auf, deren Benutzung zum Theil bis in die geschichtliche slavische Zeit hineinragt.

258. Die Slaven in Meklenburg.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Die ältesten Bewohner Meklenburgs, von denen uns die Geschichte (und zwar seit dem Jahre 748 n. Ch.) meldet, waren nämlich keine Deutschen (Germanen), sondern Wenden, welche zu der noch jetzt im östlichen Europa weit verbreiteten großen Völkerfamilie der Slaven gehörten und folglich nahe Verwandte

*) Reich an Kunstproducten aus dem Stein- und Bronzezeitalter sind die großherzoglichen Alterthumssammlungen in Schwerin und Neustrelitz, denen jedes im Lande gefundene derartige Stück höchst willkommen ist und welche für Dinge, die einen wirklichen Metallwerth besitzen, auch den vollen Geldwerth zahlen. Es wird nicht unzweckmäßig sein, in einem Volksbuche, wie das vorliegende, auf diesen letzteren Umstand aufmerksam zu machen; denn vielleicht veranlaßt dies den einen oder den anderen unter unseren Lesern, welchem der Zufall ein werthvolles altes Stück in die Hände spielt, dasselbe lieber an die Vorsteher jener beiden Sammlungen abzugeben, als es einzuschmelzen oder sich vielleicht durch andere Händler um den Werth betrügen zu laßen.

der Czechen in Böhmen, der Polen und Rußen waren. Sie hatten, als zuerst das Dunkel schwindet, welches unsere Vorzeit deckt, das ganze nordöstliche Deutschland in Besitz und waren nach Westen hin sogar noch etwas über die Elbe, bis in die Lüneburger Haide hinein, vorgedrungen. Einem Geschichtsschreiber aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, welcher selbst häufig mit ihnen verkehrt hatte, verdanken wir folgende Nachrichten über sie.

Eigentliche Städte besaßen die Wenden nicht, sondern sie wohnten in kleinen Weilern und einzelnen Gehöften, von wo sie sich in Kriegeszeiten nach den meistens in Sümpfen angelegten und durch hohe Wälle geschützten Burgen zurückzogen, deren es eine sehr große Anzahl im Lande gab. Mit ihrem Ackerbau scheint es nur schwach bestellt gewesen zu sein; der Hauptgegenstand desselben war der Flachsbau. Viehzucht, besonders Schweinezucht, Jagd in den Wäldern und Brüchen, so wie die Fischerei in den zahlreichen Gewäßern sagten ihnen mehr zu; wo sie aber der Meeresküste nahe wohnten, war Seeraub ihre Lieblingsbeschäftigung.

2. Ihre Religion bestand aus einem unzusammenhängenden Götzendienste. Einige ihrer Götzen wurden ohne Bilder in heiligen Hainen verehrt, wie z. B. der Götze Prove, über den uns der oben erwähnte Geschichtsschreiber Folgendes berichtet: „Es traf sich, daß wir auf unserem Zuge in einen Wald kamen; da sahen wir unter sehr alten Bäumen einige heilige Eichen, welche dem Prove geweihet waren. Diese umgab ein freier Raum, durch einen sorgfältig aus Holz gefertigten Zaun umschloßen, in welchem sich zwei Pforten befanden. Denn außer den Hausgöttern und den Götzen, welche jeder Ort in Ueberfluß hat, war hier ein Heiligthum des gesammten Landes und für dasselbe ein besonderer Oberpriester, so wie besondere Feste und verschiedene Arten von Opfern bestimmt. Bei diesem Heiligthume pflegte am zweiten Wochentage das Volk mit den Priestern und dem Fürsten zum Gerichte zusammen zu kommen; der Eintritt in den umzäumten Raum aber war allen verwehrt, außer dem Priester und denen, welche opfern wollten, oder die von Todesgefahr bedrängt wurden; letzteren durfte dieser Zufluchtsort niemals verschloßen werden." Die in wirklichen Tempeln verehrten Götzenbilder waren von sehr phantastischer, wunderlicher Gestalt, — manche mit zwei, drei oder gar noch mehr Köpfen; einer der berühmtesten Tempel befand sich zu Rhetra, welches wahrscheinlich bei dem jetzigen Dorfe Prillwitz (zwischen Neubrandenburg und Neustrelitz) lag. — Die den Göttern zu Ehren veranstalteten Feste wurden von den Priestern durchs Loos bestimmt, welches man überhaupt, um die Zukunft zu erforschen, anwendete. „Zu dem Feste kommen dann (so berichtet unser Gewährsmann) Männer, Frauen und Kinder zusammen und bringen Opfer dar, bestehend in Rindern und Schafen;

ja sehr viele opfern sogar Menschen, und zwar Christen, weil sie glauben, an dem Blute derselben hätten die Götter ein ganz besonderes Wohlgefallen. Nachdem das Opfer getödtet ist, kostet der Priester von dem Blute desselben, um sich dadurch zum Empfange göttlicher Weissagungen mehr zu befähigen. Nach Beendigung der eigentlichen Opferhandlung folgt ein Festschmaus, an welchem das versammelte Volk Theil nimmt." — Dem Christenthume, welches ihre deutschen Nachbaren seit dem zehnten Jahrhunderte ihnen mehrere Male mit Gewalt aufzudringen versuchten, setzten sie einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und zu wiederholten Malen schüttelten sie das Joch der ihnen so verhaßten christlichen Priesterherrschaft ab. Bei solchen Gelegenheiten trat dann ihrerseits ein sehr roher und blutdürstiger Sinn zu Tage, indem sie die Christen, welche ihnen in die Hände fielen, auf entsetzliche Weise zu Tode marterten. „Wie viele Todesarten (heißt es in der erwähnten Quelle) sie den Christen zugefügt haben, ist schwer zu erzählen. Einigen rißen sie die Eingeweide aus dem Leibe und wickelten sie um einen Pfahl, andere — um das Zeichen unserer Erlösung zu verhöhnen, schlugen sie an das Kreuz; die aber, welche sie um des Lösegeldes willen gefangen nehmen, peinigen sie mit solchen Qualen und feßeln sie so eng und drückend, daß, wer es nicht weiß, es kaum glauben kann."

Ganz besonders hervorgehoben wird ihre große Gastfreiheit. „In der Bewirthung der Gäste sind alle eines Sinnes und gleich eifrig, so daß Niemand um gastliche Aufnahme zu bitten braucht. Was sie durch Ackerbau, Jagd oder Fischerei erwerben, geben sie alles mit vollen Händen hin und preisen den als den ausgezeichnetsten, welcher der verschwenderischste ist, weshalb viele durch die Sucht, hierin Aufsehen zu erregen, zu Diebstahl und Raub sich verleiten laßen. Diese Verbrechen kommen jedenfalls bei ihnen häufig vor, und man entschuldigt sie, indem man sie mit dem Streben nach Gastlichkeit bemäntelt. Denn nach den Gebräuchen der Slaven muß man, was man des Nachts gestohlen hat, am anderen Morgen unter seine Gastfreunde vertheilen. Wenn aber einer, was jedoch sehr selten vorkommt, einem Fremden die Aufnahme verweigert zu haben überführt wird, dessen Haus und Habe darf man niederbrennen, und alle stimmen in der Ansicht überein, daß sie sagen: derjenige, welcher sich nicht scheue, einem Fremden das Brot zu versagen, sei verrufen und gemein und verdiene, von allen geschmähet zu werden. — Wenn einer durch Krankheit oder Altersschwäche zur Arbeit untüchtig wird, so überweiset man ihn ohne weiteres seinem nächsten Verwandten, der ihn verpflegen und sich auf das sorgfältigste seiner annehmen muß. Daher findet man bei ihnen auch keinen Bedürftigen oder Bettler."

3. Von der Sprache der Wenden sind uns viele Proben in den Namen unserer Dörfer, Städte, Seen, Flüße u. s. w. übrig geblieben, und viele unserer zum Theil sehr sonderbar lautenden Ortsnamen, für deren Verständnis uns die deutsche Sprache kein Hülfsmittel darbietet, laßen sich aus den jetzt lebenden slavischen Sprachen (namentlich der böhmischen und polnischen) noch deuten. Bei dem großen Interesse, welches für einen Jeden die Ortsnamen seines heimatlichen Landes zu haben pflegen, wird es nicht unangemeßen sein, zum Belege des Gesagten einige Beispiele anzuführen. So sind z. B. zur Bildung von Ortsnamen folgende Pflanzennamen verwendet worden: breza die Birke, — davon Bresen und ähnliche Dorfnamen, auch Bresegard (ursprünglich breze-gora, d. h. Birkenberg); buk die Buche, — davon Bukow; chmel der Hopfen, — davon das Dorf Gammelin bei Wittenburg; cybule die Zipolle, Zwiebel, — davon das Dorf Zibühl; damb die Eiche, — davon Dambeck und Damerow; jablon der Apfelbaum, — davon Jabel, Jabelitz; jawor der Ahorn, — davon ein See bei Dobertin, dessen Name jetzt zu „Jagoer-See" verderbt ist; jesen die Esche, — steckt wahrscheinlich in den Dorfnamen Jesow, Jesendorf, Jessenitz; lipa die Linde, — kommt sehr oft in Liep, Liepen, Lieps und ähnlichen vor; mech das Moos, Torfmoos, — davon Mechow; sit die Binse, — davon wahrscheinlich das Dorf Sietow bei Waren; tarn der Dornbusch, — davon Tarnow; wolsa die Erle, — davon der Berg bei Wredenhagen, dessen verderbter Name jetzt Woldzegarten lautet; wost die Distel, — davon Woosten. — Ferner gehören dem Pflanzenreiche noch Namen an, wie: Drevin (ein großer Wald im südlichen Meklenburg-Strelitz) von drewo Baum, Holz; Kraak, Krakow — von krak Strauch, Gesträuch; Laase, Lasch — von las der Wald (davon auch Dolgelas, d. h. der lange Wald); Schmölen (Dorf bei Dömitz), Schmolnitz (See bei Mirow) — von smolny harzig, kiehnig; Ichlim (Theerschwälerei an der Müritz) von igla die Fichtennadel.

An Thiernamen leben noch fort z. B. kobyla die Stute — in den Dorfnamen Kublank und vielleicht auch in Käbelich; kon das Pferd — in Konow; kosa die Ziege — in einem gleichnamigen Dorfe bei Friedland; medwed der Bär — in dem Dorfe Medewege bei Schwerin; pouch der Siebenschläfer — in Puchow bei Pentzlin; ranzo die Sau, — davon Renzow im Amte Gadebusch; tur der Ur — in Turow, Turlow, Torgelow, Tur-Bruch und Thür-Bruch. Ferner die Vögel czapla der Reiher — in Zapel, Zepelin; kruk der Rabe — in Krukow; labenz der Schwan — in dem gleichnamigen Dorfe; pustolka der Thurmfalke — in Pustohl; robel der Sperling — in Röbel; worla der Adler — in Werle; ryba der Fisch — in Ribnitz. — Schwerin bedeutet: Wildgehege, und Seran: Aalwehr.

Namen, die sich auf die Beschaffenheit und Gestaltung des Bodens beziehen, sind entlehnt von bloto Sumpf (Plate bei Schwerin), karb Morast (Karwitz), glin Thon (Glienke), gyl Mergel (Gielow), kamen Stein (Camin, Chemnitz u. a.), pezik Sand (Peetsch, — Dorf und See), doleniza Niederung (Tolense), lanka Wiese (Lanken, Lankow), pole Feld (Pöel, Base-pol), rowene Ebene (Rowa), gora Berg (Gören, Brese-gard! Woldzegarten!), wissoky hoch (Wisch), wrech Anhöhe (Wrechen).

Auf die Gewäßer beziehen sich Namen wie: broda (Ueberfahrtsort), Jesar (See), Müritz (von morze, d. h. Meer), Plau (von plawa schiffbarer Fluß), Reke, Reknitz, Rögnitz (von reka der Fluß), Riepke, Rieps (von riepke Teich), Rostock (roz-tok Ausbreitung des Flußes, Breitling!), Stawen (staw Teich), Waren (warne wellenschlagendes Waßer), Wustrow (Insel, Halbinsel, Werder).

Ferner sind zur Bildung von Ortsnamen verwendet: caluba die Bauernhütte (Kalübbe), chyza die Fischerhütte (Kietz), gard die Burg (Stargard), seracowe die Kirche (Zierke), wess das Dorf (Propst-Woos), dewa das Mädchen (Deven, Dewitz), kowal der Schmied (Kowahl, Kowalz, Kogel), strelitz der Pfeilschütze (Strelitz). — Endlich haben auch noch mehrere Eigenschaftswörter Verwendung gefunden, wie z. B. bel weiß, schön (Bellin, Ballin), dober gut (Doberan, Dobertin), dolgo lang (Dolgen, Dolgelas), glambik tief (Glambeck), star alt (Stargard), swante heilig (Schwandt), zar schwarz (Zarentin).

Die meklenburgischen Slaven zerfielen in mehrere, zum Theil von Fürsten regierte Volksstämme, unter denen die Obotriten im nordwestlichen und die Leutitier im östlichen Landestheile die angesehensten waren. — Ihre nächsten deutschen Nachbaren waren die gegen Ende des achten Jahrhunderts zum Christenthume bekehrten Sachsen, welche jenseits der Elbe in Hannover und Braunschweig wohnten.*)

259. Meklenburg wird christliches und deutsches Land.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Nach mehreren misglückten Versuchen, die Slaven im hiesigen Lande zum Christenthum zu bekehren und deutscher Herrschaft zu unterwerfen, gelang dies endlich im Jahre 1160 dem berühmten

*) Ausführlicheres über die meklenburgischen Slaven in meiner Geschichte Meklenburgs (2 Bde., Neubrandenburg 1855—56), Bd. 1 Seite 23 ff., auf welche ich mir auch hinsichtlich der folgenden geschichtlichen Abschnitte dieses Buches, welche unser Vaterland betreffen, zu verweisen erlaube.

Sachsenherzoge Heinrich dem Löwen. — — Fürst der Obotriten war damals Niclot, der Stammvater unseres ganzen jetzt noch regierenden Fürstenhauses. Als dieser, von Herzog Heinrich mit Krieg überzogen, endlich einsah, daß er der feindlichen Uebermacht im offenen Felde nicht länger die Spitze bieten könne, so steckte er, um seine eigenen Streitkräfte mehr zusammenziehen zu können, alle seine Burgen in Brand; Werle allein verschonte er, weil er diese Burg zum Mittelpunkte seiner Vertheidigung machen wollte. Dieselbe war zwar nur klein, aber bot durch ihre Lage große Sicherheit dar; denn an der einen Seite wurde sie von der Warnow gedeckt (an deren Ufer sie unfern des jetzigen Dorfes Wiek lag), auf den anderen Seiten aber umgaben sie sehr weite, sumpfige Wiesenflächen.

Von dieser Burg aus suchte er nun das feindliche Heer möglichst zu beunruhigen. Zu diesem Zwecke kamen eines Tages (wie ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber meldet) die Söhne Niclot's, Pribislav und Wertislav, mit einer Kriegerschaar aus Werle heraus, um unter dem Sachsenheere, welches damals bei der zerstörten Burg Meklenburg lag (deren Wälle noch jetzt eine Meile südwärts von Wismar zu sehen sind), Schaden anzurichten, und tödteten einige Leute, die ausgezogen waren, um Getreide zu holen.

Aber die Tapfersten im sächsischen Heere setzten ihnen nach und nahmen viele Slaven gefangen, welche Herzog Heinrich sofort aufknüpfen ließ. Die Söhne Niclot's aber kamen, nachdem sie ihre Rosse und ihre besten Leute verloren hatten, zum Vater zurück. Dieser empfing sie sehr unwillig. „Ich hatte gedacht (so sprach er zu ihnen), Männer auferzogen zu haben, ihr aber fliehet eiliger als die Weiber. So will ich denn selbst ausrücken und versuchen, ob ich nicht mehr ausrichten kann." — Dann zog er mit einer auserlesenen Schaar fort und legte sich in der Nähe des feindlichen Heeres in einen Hinterhalt. Darauf kamen Knechte aus dem sächsischen Lager, um Futter zu holen, und näherten sich diesem Verstecke; aber es waren auch sechszig Krieger unter dieselben gemischt, welche unter den Röcken mit Harnischen bekleidet waren. Niclot nun, der diese List nicht merkte, jagte auf einem sehr raschen Pferde unter sie hinein, in der Absicht, einen der Feinde zu durchbohren. Allein er traf mit der Lanze auf den Harnisch und that einen Fehlstoß. Als er darauf zu den Seinigen zurückkehren wollte, ward er plötzlich umringt und getödtet, da keiner derselben ihm zu Hülfe kam. Sein Kopf ward erkannt und ins sächsische Lager gebracht, wobei mancher sich darüber wunderte, daß durch Gottes Fügung ein so großer Mann von allen den Seinigen allein gefallen war. Darauf steckten seine Söhne auch Werle in Brand und verbargen sich in den Wäldern; ihre Familien aber brachten sie auf Schiffe."

2. Als bald darauf Wertislav den Feinden in die Hände gefallen und von diesen erhängt worden war und Pribislav in Pommern Zuflucht gesucht hatte, war der Widerstand der Obotriten gänzlich gebrochen. Den Nachkommen Niclot's schien die Herrschaft für immer entrißen; aber dennoch gestalteten die Verhältnisse sich bald wieder günstiger für sie; denn besondere politische Umstände veranlaßten den Herzog Heinrich, nach einiger Zeit dem Pribislav das väterliche Reich zurückzugeben. Aber mit dem Heidenthum und Slaventhum war es jetzt vorbei. Nicht allein Pribislav ließ sich taufen, sondern auch seine slavischen Unterthanen, so viel deren noch vorhanden waren. Zu Ratzeburg und Schwerin wurden Bisthümer errichtet und zahlreiche Klöster gegründet (die ersten zu Doberan, Dargun und Broda), unter denen namentlich die des Cistercienser Ordens (Doberan, Dargun, Neukloster, Eldena, Zarentin, Ivenack, Wanzka u. a.) sich wesentliche Verdienste um die Förderung des Landbaues erworben haben. Zugleich drängten in die großen Lücken, welche der langjährige Kampf in den Reihen der slavischen Bevölkerung gerißen hatte, von Westen her zahlreiche deutsche Einwanderer ein, welche aus dem Herzogthum Sachsen, aus Westphalen, Holland und Friesland herbei strömten. So geringe die Bildung derselben auch an und für sich sein mochte, so erwiesen sie sich darin den Slaven gegenüber doch so überlegen, daß selbst die slavischen Fürsten des Landes es bald erkannten, wie sehr die Beförderung dieser Einwanderung in ihrem eigenen Interesse liege. — Diese deutschen Ansiedler bewohnten nun die ihnen zugewiesenen Landstriche entweder sogleich ausschließlich, indem die dort noch etwa vorhandenen Reste der früheren Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen wurden, oder man gestattete letzteren, neben ihnen, aber in einem gedrückten, untergeordneten Verhältnisse zu bleiben. Da, wo noch von Slaven bewohnte Dörfer vorhanden waren, mischten sich die deutschen Colonisten nicht etwa unter die Bevölkerung derselben, sondern legten daneben neue, meistens gleichnamige Ortschaften an, welche von jenen, so lange der nationale Unterschied noch fortbestand, durch die Bezeichnung „deutsch N. N." und „slavisch N. N." oder „wendisch*) N. N.", später aber, als die Slaven auch hier völlig verschwunden oder germanisirt waren (d. h. deutsches Wesen angenommen hatten), durch den Zusatz „Groß N. N." und „Klein N. N." von einander unterschieden wurden. — In den Städten,

*) Bei den Dörfern Wendisch-Lieps, W.-Mulsow, W.-Prieborn, W.-Rambow, W.-Waren und W.-Wehningen hat sich diese Bezeichnung auch bis jetzt erhalten. — Auch der in Meklenburg sich oft wiederholende Dorfname Wendorf ist wohl nur aus Wenden-Dorf zusammengezogen; desgleichen Schlagsdorf aus Slaven-Dorf und Schlag-Resdorf aus Slavisch-Ratisdorf.

welche alle erst seit dem Jahre 1166 (die älteste ist Schwerin!) entstanden und sammt und sonders deutsche Stiftungen sind, verfuhr man natürlich auch nicht rücksichtsvoller gegen die im Kampfe unterlegene Nationalität, und alle Zünfte wachten hinfort auf das Strengste darüber, daß kein Wende sich bei ihnen einschleiche, indem ein jeder, welcher als Lehrling in eine Zunft aufgenommen werden wollte, durch seinen Taufschein beweisen mußte, daß er nicht von slavischen Eltern geboren sei.

Man hielt an dieser Forderung hier so zähe fest, daß ein einheimischer Schriftsteller aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts versichert, noch zu seiner Zeit seien solche Zeugnisse verlangt und im Volksmunde hätten (alter Ueberlieferung zufolge!) die Wenden noch in so schlechtem Rufe gestanden, daß man von Jemand, den man als einen recht harten, widersinnigen Kopf habe bezeichnen wollen, zu sagen gepflegt: „er habe eine wendische Ader im Nacken." Jedoch war die Ausübung einzelner Handwerke den Slaven nicht gänzlich untersagt, aber zünftige Meister durften sie nicht werden; von den letzteren unterschied man sie durch den Zusatz des Wortes „Wend" zu ihrem Gewerbe, wie z. B. der „Wend-Schlächter" in früheren Jahrhunderten an mehreren Orten Erwähnung geschieht. — Auch die Geistlichkeit endlich hatte kein geringes Interesse daran, die Verdrängung der Slaven zu begünstigen, theils ihrer eigenen persönlichen Sicherheit wegen, welche von so hartnäckigen Feinden des Christenthums, als welche die Slaven sich so lange erwiesen hatten, leicht gefährdet werden konnte und auch wirklich mehrfach ernstlich gefährdet worden war, — theils aber auch, weil die Abgaben, welche die deutschen Colonisten der Kirche entrichteten, wahrscheinlich sowohl regelmäßiger einliefen, als auch reichlicher ausfielen, wie dies bei dem mangelhaften Betriebe der Landwirthschaft von Seiten der Slaven der Fall sein konnte.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Vernichtung der slavischen Volksthümlichkeit mit Riesenschritten vorwärts gehen, und was hier von Wenden noch übrig geblieben war, suchte bald durch Annahme deutschen Wesens und deutscher Sitte den Flecken seiner slavischen Abkunft von sich abzuwaschen. Was aber dieser Germanisirung widerstrebte, wurde in die unfruchtbarsten Gegenden des Landes zurückgedrängt, besonders in die große, schon mehrfach erwähnte südwestliche Haideebene, wo selbst im Reformationszeitalter ihnen der deutsche Charakter noch nicht völlig aufgeprägt war.*) Spuren ihrer Abstammung ver-

*) Noch viel länger hielten sie sich in der Fortsetzung dieses Haidegebietes jenseits der Elbe, in der zur Provinz Hannover gehörigen Lüneburger Haide, wo erst im vorigen Jahrhunderte durch obrigkeitliches Verbot dem Gebrauche der wendischen Sprache ein Ende gemacht wurde.

mag ein aufmerksamer Beobachter aber dort auch jetzt noch bei den Nachkommen dieser Wenden zu erkennen, besonders in den Domanialämtern Neustadt, Grabow, Eldena und Lübtheen, wo ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung durch gelbe Hautfarbe und schwarzes Haar noch heutigen Tages seine slavische Abkunft verräth. Wirklich eine solche nachzuweisen, vermag nur unsere fürstliche und einige adelige Familien, wie z. B. die Ganm, die Pritzbur, die Rieben (ryba heißt „Fisch", und einen solchen führen sie im Wappen), wahrscheinlich auch die Oertzen u. m. a.; auch unter den bürgerlichen Familien deuten manche Namen (z. B. Wendt, Stoislaf u. a.) gleichfalls noch auf slavischen Ursprung hin.

3. Die deutschen Einwanderer, welche sich hier niederließen, kamen (wie oben schon erwähnt) fast alle aus dem Westen der norddeutschen Ebene (einschließlich Hollands), und daraus erklärt es sich, daß nach Beseitigung des Slaventhums der hiesigen Bevölkerung ein niederdeutscher Charakter mit allen seinen Vorzügen und Mängeln aufgeprägt wurde. Natürlich bürgerte sich nun auch die niederdeutsche oder plattdeutsche Sprache neben der wendischen ein, bis erstere diese nach und nach gänzlich verdrängte und dann bis in das Reformationszeitalter hinein die alleinherrschende blieb, welche unter allen Ständen, vom höchsten bis zum niedrigsten, im ausschließlichen Gebrauche war. Erst seit Anfang des 16. Jahrhunderts begann auch die hochdeutsche Sprache, und zwar zunächst in der Regierungskanzelei und bei Hofe durch ausländische Räthe und Beamte, welche in den herzoglichen Dienst traten, Eingang zu finden; allgemeinere Verbreitung erhielt sie jedoch erst nach Einführung der Reformation durch die vielen sächsischen und thüringschen Prediger, Schullehrer und Cantoren, welche von der Zeit an schaarenweise in Meklenburg angestellt wurden. Doch ging es mit dieser Einbürgerung so langsam, daß selbst in Rostock zu Anfang des 17. und auf manchen Dörfern sogar noch im vorigen Jahrhundert plattdeutsch gepredigt wurde. — Jetzt leben und wirken diese beiden Sprachen neben einander fort. Das Landvolk und die niederen Stände in den Städten bedienen sich der plattdeutschen Sprache, während in den sogenannten gebildeten Kreisen die hochdeutsche zur Herrschaft gelangt ist. Auch in der Kirche und Schule, in der Gesetzgebung und allen obrigkeitlichen Bekanntmachungen ist letztere in alleinigem Gebrauche. Für die weitere Ausbildung des Volkes ist dies von großem Nachtheile; denn derjenige, dessen eigentliche Muttersprache die plattdeutsche ist, dringt in der kurzen Zeit des Schulbesuches und des Confirmandenunterrichtes selten völlig in das Verständnis der hochdeutschen ein. Fast durchgängig legt der Plattdeutsche gewissen hochdeutschen Worten ganz andere Be-

griffe unter, wie denselben zukommen*), und welche Verwirrung dies beim Unterrichte, bei der Unterhaltung oder beim Lesen in den Köpfen herbeiführen muß, läßt sich leicht ermeßen!

260. Graf Heinrich der Schwarze und Fürst Heinrich der Pilger.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Im Laufe des 13. Jahrhunderts treten uns in der vaterländischen Geschichte zwei Männer entgegen, welche beide den Namen Heinrich führen und von denen der eine, zu Anfang des Jahrhunderts lebend, durch seine Thatkraft, der andere aber gegen den Schluß dieses Zeitabschnittes durch seine Leiden unser Interesse in Anspruch nimmt. Betrachten wir daher die Thaten und Schicksale dieser beiden Heinriche etwas genauer.

Als der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, wie oben erzählt, dem Obotritenfürsten Pribislav das väterliche Reich zurückgab, hatte er zuvor ein Stück Landes davon abgenommen, welches er zur Grafschaft Schwerin erhob, mit welcher er einen seiner sächsischen Vasallen, den tapferen Ritter Guncelin von Hagen belehnte. Einem Sohne dieses letzteren, Namens Heinrich, welcher nebst seinem Bruder Guncelin II. dem Vater in dem Besitze dieser Grafschaft gefolgt war, fiel der Beruf zu, eine für die Schicksale der südbaltischen Küstenländer sehr wichtige Rolle zu spielen.

Durch Erbtheilungen in den fürstlichen Familien und auch noch durch andere Umstände in lauter kleine Besitzungen zerstückelt, welche überdies noch zum Theil unter sich in großem Zwiespalte lebten, schienen diese Länder für Eroberungsgelüste eines unternehmenden Nachbaren eine gar leichte Beute zu sein. Solche Gelüste erwachten denn auch in den Königen eines benachbarten kleinen Volkes, welches auch noch in neuester Zeit einmal seine begehrliche Hand nach einem Stücke norddeutschen Landes ausgestreckt hat. — Durch kluge Benutzung der Umstände und durch Waffengewalt hatte schon im Jahre 1185 der König Kanut von Dänemark festen Fuß in Meklenburg und Pommern gefaßt, indem er mehrere Fürsten dieser Länder gezwungen, ihm den Lehenseid zu leisten. Nach dieses Königs kinderlosem Tode (1202) wurden seine Eroberungspläne von seinem Bruder und Nachfolger Waldemar II. fortgesetzt, und der Kaiser Friedrich II., welcher damals mit Heinrichs des Löwen Sohn, dem gleichfalls zum Kaiser gekrönten Otto von Braunschweig, um das heilige römische

*) Ich will zum Belege des Gesagten nur an folgende hochdeutsche Worte erinnern: großmüthig (=hochmüthig), gemein und niederträchtig (=herablaßend), rachgierig (=habgierig), abergläubig (=argwöhnisch), Leidenschaften (=Leiden), fromm (=geduldig, ruhig, z. B. ein frommes Pferd!) u. s. w.

Reich kämpfte und sich dabei im Rücken seines Gegners einen mächtigen Bundesgenoßen sichern wollte, vergaß so sehr die Ehre der Krone, die er behaupten wollte, daß er im Jahre 1214 sogar eine Urkunde ausstellte, durch welche er alle zum römischen Reiche gehörigen Gebiete*) jenseits der Elbe und Elde, welche Kanut und Waldemar erobert hatten, letzterem für immer als dänisches Besitzthum übertrug. In Folge dieser Abtretung zwang nun König Waldemar auch noch die beiden obengenannten Grafen von Schwerin, ihn als ihren Oberherren anzuerkennen. Hiermit aber noch nicht zufrieden, trachtete er darnach, sich in den unmittelbaren Besitz dieser Grafschaft zu setzen. Zur Ausführung seines räuberischen Planes benutzte er eine längere Abwesenheit des Grafen Heinrich, der eine Pilgerfahrt nach Palästina unternommen hatte, während welcher sein in der Heimat zurückgebliebener Bruder Guncelin starb. Als Heinrich heimkehrte, fand er die halbe Grafschaft in Waldemars Händen, und vergebens forderte er sie von dem Könige zurück.

2. Aber Graf Heinrich, wahrscheinlich seiner dunklen Gesichtsfarbe und schwarzen Haare wegen der Schwarze zu benannt, war nicht der Mann, eine solche Gewaltthat so ruhig hinzunehmen, und da er auf dem Wege der Güte nicht zu seinem Rechte gelangen konnte, beschloß, er zu einem kühnen Mittel seine Zuflucht zu nehmen. In aller Stille traf er seine Vorbereitungen dazu. Er hatte ausgekundschaftet, daß Waldemar, um der Jagd obzuliegen, auf der kleinen Insel Lyöe (südwestlich von Fühnen) sich aufhalte. In der Nähe derselben legte er sich mit einem Fahrzeuge in den Hinterhalt und wartete, bis die Dänen ihr gewohntes abendliches Zechgelage beendigt hatten. Als nun das Gefolge des Königs im Rausche und tiefen Schlafe auf der Insel zerstreuet umherlag (es war in der Nacht vom 6. zum 7. Mai des Jahres 1223), brach Heinrich mit einer bewaffneten Schaar hervor, drang in das Zelt des Königs, nahm ihn und seinen ältesten Sohn gefangen und führte beide zu Schiffe mit sich fort. Um eine schnelle Verfolgung unmöglich zu machen, hatte er vorsorglich, ehe er den Angriff unternahm, in alle bei der Insel befindlichen dänischen Fahrzeuge Löcher bohren laßen.

Waldemar und sein Sohn wurden nun anfänglich in Lenzen und hernach in Danneberg in harter Gefangenschaft gehalten. Vergebens verwendete sich auf Bitten der Dänen sogar der Papst für die Freilaßung des Königs; aber Graf Heinrich nahm weder

*) Die meklenburgischen Fürsten waren durch Heinrich den Löwen Vasallen des Sachsenherzogs geworden, und dieser war seinerseits wieder ein Vasall des Kaisers, folglich gehörte auch Meklenburg zum heiligen römischen Reiche.

auf die Vorstellungen, noch auch auf die Drohungen desselben Rücksicht. Erst am 21. December 1225 erhielt der König seine Freiheit wieder, nachdem er durch einen feierlichen Eid auf alle dänischen Eroberungen in Norddeutschland Verzicht geleistet hatte. Im folgenden Jahre aber ließ er sich durch den Papst, wie dies damals in ähnlichen Fällen nicht selten war, seines Eides entbinden und griff wieder zu den Waffen, ward nun aber von dem Grafen Heinrich und dessen Verbündeten am 22. Juli 1227 bei Bornhöved in Holstein so gründlich geschlagen, daß er von allen ferneren Plänen, seine Herrschaft in Norddeutschland wieder herzustellen, für immer abstehen mußte. — Der Kühnheit des Grafen Heinrich also verdanken wir es, daß Meklenburg dem deutschen Reiche erhalten blieb.

3. Auch der andere Heinrich, von dem wir berichten wollen, unternahm, der frommen Sitte seiner Zeit folgend, eine Pilgerfahrt nach Palästina, welche ihm den Beinamen „Der Pilger" eintrug. Es war dies der Fürst*) Heinrich I. von Meklenburg, welcher im Jahre 1264 zur Regierung gelangt war. Schon vor diesem Zeitpunkte, im Jahre 1260, hatte er aus religiösen Beweggründen an einem Zuge Theil genommen, der nach einem anderen fernen Lande hin gerichtet war, indem er sich den streitbaren Pilgern anschloß, welche auf Antrieb des Papstes aus dem nördlichen Deutschland den von den heidnischen Litthauern bedrängten deutschen Rittern nach Livland zu Hülfe geeilt waren. Dort hatte er Proben seiner Tapferkeit und seines Edelmuthes gegeben, indem er im Kampfgewühle einem kleinen Heidenmädchen nicht allein das Leben rettete, sondern sie auch, nachdem er sie hatte taufen laßen, zu seiner Tochter annahm und mit nach Meklenburg brachte, wo sie später als Nonne in dem Kloster Rehna lebte.

Mit dieser kriegerischen Pilgerfahrt nach Livland hatte aber Heinrich seiner Frömmigkeit noch nicht Genüge gethan, und so machte er sich denn im Jahre 1271 nochmals auf den Weg, und zwar diesmal, um nach dem Grabe des Erlösers selbst zu ziehen. Er kam auch glücklich bis nach Palästina; dort aber ward er eines Tages, als er nur von seinem Knappen Martin Bleyer allein begleitet, den Weg fortsetzte, von den Saracenen überfallen und beide wurden gefangen nach Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, geschleppt. — Als im Jahre 1275 die Nachricht nach Meklenburg kam, daß er in Palästina verschollen sei, hielt man ihn für todt, und seine Gemahlin Anastasia übernahm nun gemeinschaftlich mit

*) Die herzogliche Würde erhielten die Fürsten von Meklenburg erst im Jahre 1348, die großherzogliche im Jahre 1815.

Heinrichs Brüdern die vormundschaftliche Regierung für die noch unmündigen Söhne.

Zwölf Jahre lang hatte Anastasia den Tod ihres Gatten schon betrauert, als sie im Jahre 1287 die freudig überraschende Kunde erhielt, daß Heinrich noch am Leben sei, aber in harter Gefangenschaft schmachte. Ein Versuch, den sie nun sogleich machte, ihn los zu kaufen, misglückte, weil damals gerade wieder ein recht heftiger Kampf zwischen den Christen und dem ägyptischen Sultane ausgebrochen war.

Endlich, nachdem Heinrich sechs und zwanzig Jahre lang in Kairo gefangen gesessen hatte, erhielt er nebst seinem treuen Knappen im Jahre 1297 durch einen edlen, damals zur Regierung gelangten Sultan die Freiheit wieder. Von diesem auch zur Reise ausgerüstet, kehrte er über Rom, wo er sich dem Papste vorstellte, in die lange ersehnte Heimat zurück. — Hier in Meklenburg war sein inzwischen zum tapferen Krieger herangewachsener Sohn Heinrich gerade damit beschäftigt, das Raubschloß Glaisin an der Rögnitz zu belagern, als er die Nachricht erhielt, daß der Vater heimkehre und am nächsten Tage in seinem Lager anlangen werde. Sogleich ward nun auch der in Wismar weilenden Mutter Anastasia diese frohe Botschaft mitgetheilt, und diese schickte dem Ankömmling, um ihn zu prüfen, ob es auch der Rechte sei, zwei ihrer Räthe entgegen, Detwich von Oertzen und Heinrich v. Stralendorf, welche ihr Gemahl, als er im Jahre 1271 das Land verlaßen, ihr zur Seite gestellt hatte. Diese Vorsicht war nöthig, denn es waren schon mehrere Betrüger aufgetreten, die sich für den verschollenen Fürsten ausgegeben hatten;*) allein durch jene Räthe entlarvt, war der eine bei der Börzower Mühle ertränkt, ein anderer aber bei Sternberg verbrannt worden. — Inzwischen war Heinrich am 23. Juni 1298 im Lager vor Glaisin eingetroffen, und nachdem am folgenden Tage die Besatzung der Raubburg zur Ergebung gezwungen war, zog er mit seinem Sohne weiter, und von seinen ihm entgegenkommenden Räthen erkannt und geleitet, kam er nach Viecheln am nördlichen Ende des Schweriner Sees. Dorthin war ihm Anastasia von Wismar aus entgegengeeilt, und dort sahen sich nun die Gatten nach sieben und zwanzigjähriger Trennung zum ersten Male wieder! — Drei und

*) Etwas Aehnliches trug sich bald darauf in der benachbarten Mark Brandenburg zu. Dort war (angeblich oder wirklich) der Markgraf Waldemar im Jahre 1319 gestorben; aber zwanzig Jahre später trat Jemand auf, welcher behauptete, daß er der todtgeglaubte Waldemar sei; er habe inzwischen eine Pilgerfahrt nach Palästina unternommen und komme jetzt zurück, um die Regierung seines Landes wieder zu übernehmen. Er fand vielen Anhang im Lande, und das Räthsel ist nie gelöset worden, ob er ein Betrüger war oder nicht.

ein halbes Jahr überlebte der greise Fürst seine Heimkehr noch und erst zu Anfang des Jahres 1302 öffnete sich dem vielgeprüften Manne das Grab.

261. Die Vitalienbrüder.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. In den früheren Jahrhunderten unserer Landesgeschichte war die Macht der Städte im Verhältnis zur Fürstenmacht eine viel größere, als in neuerer Zeit. Denn einerseits fehlten den Fürsten fast immer die zu größeren Unternehmungen nöthigen Geldmittel, weil noch keine regelmäßige Besteuerung aller ihrer Unterthanen eingeführt war, andererseits aber hatten sie auch noch keine stehenden Heere zu ihrer Verfügung, sondern wenn sie Krieg führen wollten, mußten sie ihre zum Waffendienste verpflichteten Vasallen aufbieten, die schwer zusammen zu bringen und noch schwerer zu länger dauernden Unternehmungen zusammen zu halten waren. — In den Städten dagegen befand sich eine durch Gewerbfleiß und Handel wohlhabend gewordene Bürgerschaft, welche durch gemeinschaftliche Interessen eng verbunden und durch häufige Gefährdung derselben gezwungen war, sich neben ihrem Handwerke auch recht tüchtig in den Waffen zu üben. Ueberdies waren die meisten unserer Städte mit Wällen und Mauern umgeben, welche jetzt freilich einem angreifenden Feinde wohl kaum einige Stunden Widerstand würden leisten können, der damaligen Belagerungskunst gegenüber aber verhältnismäßig eben so stark waren, als dies jetzt bei den stärksten neuen Festungen der Fall ist.

Diese Lage der Dinge weckte frühzeitig einen unabhängigen Sinn in den Bürgerschaften, und mehrere unserer Städte schloßen (was jetzt fürstlicher Seits ganz bestimmt nicht geduldet werden würde!) im 13. und 14. Jahrhundert Schutz- und Trutzbündnisse mit einander, welche in mehreren Fällen sogar gegen die Landesherren selbst gerichtet waren. — Keines dieser Bündnisse ist wichtiger geworden, als eins, welches unsere beiden Seestädte Rostock und Wismar um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit mehreren anderen Küstenstädten der Ostsee (Lübeck, Stralsund und Greifswald) schloßen, und aus welchem im Laufe des 14. Jahrhunderts allmählich der berühmte Hansabund*) hervorwuchs, an dessen Spitze Lübeck stand und welcher zur Zeit seiner größten Blüthe mehr als 80 in den Küstenländern der Ost- und Nordsee belegene Handelsstädte umfaßte. Dieser große Handelsbund rief schon damals etwas ins Leben, was man deutscher Seits erst jetzt unter Preußens Führung wieder erstrebt, nämlich eine deutsche Seemacht, und zwar eine so ansehnliche, daß die Hansa mit dersel-

*) Das Wort Hansa bezeichnet eine Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, eine Gesellschaft, eine Gilde.

ben längere Zeit hindurch die Herrschaft in den nördlichen Meeren Europas ausübte. Obgleich im Allgemeinen viel mehr hanseatisch als meklenburgisch gesinnt, ließen sich doch unsere beiden Seestädte gegen Ende des 14. Jahrhunderts im Interesse der fürstlichen Familie in ein Unternehmen verwickeln, durch welches jene Seeherrschaft der Hansa eine Zeitlang ernstlich bedrohet wurde. Es hing damit folgendermaßen zusammen.

2. Ein meklenburgischer Fürstensohn, der Herzog Albrecht, war durch Verhältnisse, von deren genauerer Darlegung wir hier absehen, im Jahre 1363 König von Schweden geworden. Aber die Königin Margaretha von Dänemark und Norwegen erhob gleichfalls Ansprüche auf die schwedische Krone, und es entspann sich nun zwischen ihr und Albrecht ein Kampf, welcher bald zum Vortheile Margaretha's sich wendete. Albrecht ward im Jahre 1389 von den Dänen geschlagen und gefangen genommen, und ganz Schweden gerieth nun in die Gewalt der Margaretha. Nur die Hauptstadt Stockholm leistete noch Widerstand und hatte nun eine langwierige Belagerung von Seiten der Dänen zu erdulden.

Die meklenburgischen Herzöge hatten mehrfache Versuche gemacht, ihrem Verwandten, dem gefangenen Könige Albrecht, Beistand zu leisten. Aber einer so mächtigen Gegnerin, wie der Margaretha, waren sie nicht gewachsen. Sie ergriffen deshalb ein anderes Auskunftsmittel, um dieser gewaltigen Feindin Schaden zuzufügen. Im Jahre 1391 erließ nämlich der Herzog Johann von Meklenburg-Stargard, nachdem er Rostock und Wismar in sein Interesse gezogen, in seinem und dieser beiden Städte Namen eine Aufforderung zur Bildung von Freischaaren, welche die Königin und deren Reiche zur See bekriegen sollten. Alle diejenigen (so lautete der Inhalt dieser Aufforderung), welche auf eigene Kosten und Gefahr gegen Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um dort zu rauben und zu brennen, zugleich aber auch das belagerte Stockholm mit Zufuhr und Lebensmitteln zu versorgen, möchten sich bewaffnet bei ihnen einstellen, wo man sie mit „Stehlbriefen" (in neuerer Zeit sagt man etwas wohlklingender „Kaperbriefe"!) versehen und ihnen die Häfen offen halten wolle, um ihren Raub zu bergen und nach Belieben zu verkaufen; auch die damaligen fürstlichen Häfen bei Wustrow auf dem Fischlande und zu Golwitz auf der Insel Pöel wurden ihnen zu gleichem Zwecke zur Verfügung gestellt. —„ Da warf sich (so erzählt die alte Lübecker Chronik) ein steuerlos Volk aus vielen Gegenden zusammen, von Hofleuten (d. h. adeligen Vasallen), Bürgern aus vielen Städten, von Amtleuten und Bauern und nannten sich Vitalienbrüder.*) Sie sagten, sie

*) Weil einer der Hauptzwecke, weshalb sie aufgeboten waren, in der Versorgung Stockholms mit Lebensmitteln (Victualien!) bestand.

wollten gegen die Königin von Dänemark ziehen, um den König von Schweden zu befreien, und sie wollten Niemand anders berauben, als wer die Königin mit Gut oder Hülfe unterstütze. Aber sie beunruhigten leider die ganze See und alle Kaufleute und beraubten sowohl Freund als Feind, so daß auch die Fahrt nach Schonen, wo damals der hauptsächlichste Heringsfang betrieben wurde, wohl drei Jahre lang gestört wurde; darum war in den Jahren auch der Hering so theuer." — Anfänglich freilich hielten diese Vitalienbrüder noch etwas an sich und suchten wirklich auch dem gefangenen Könige und der Stadt Stockholm einige Hülfe zu bringen. Einen erfolgreichen Fall der letzteren Art erzählt eine Lübecker Chronik in plattdeutscher Sprache. Um eine Probe der letzteren aus dem 16. Jahrhunderte zu geben, in welchem sie noch allgemeine Schrift- und Umgangssprache im norddeutschen Flachlande war, theilen wir die Worte der Chronik hierselbst mit, indem wir ihnen in Klammern die nöthigen Erläuterungen hinzufügen.

„Anno 1394 in Winter quam (kam) de Tidinge (Zeitung, Nachricht) an den Fürsten van Mekelnborg, dat de Stockholm hart van den Dehnen beleggt und de Börger alldar groten Hunger leden, unde wo se nicht mit des êrsten entsettet würden, so müßten se ût Nôt de Stadt upgewen. Düsse vortokamende (diesem zuvorkommen) würden in der Wismarschen Dêpe (d. W. Tiefe) togerüstet achte grote Schepe; düsse worden mit Korne, Molte (Malz) und andere Victallie (Victualien) beladen unde mit könen Helden besettet, den Holm to entsetten. Idt was averst midden in dem Winter, do düsse Schepe afflepen, und hedden ock einen Hovetmann (Hauptmann) mit Namen Meister Huge. De Dehnen hedden ock einen Hupen (Haufen, Anzahl) Schepen in der Sehen, umme der Victallien-Brödern willen und andern, de den Riken (nämlich der Margaretha) wollten Schaden dôn."

„Idt begaff sik, dat so hastigen ein gar stârk Frost anquam, dat de Schepe in der Sehe befroren unde konnten nergen (nirgendshin ans Land?) kamen. Alse nun der Wismarschen Hovetmann sach, dat de Frost so hefftigen Overhant nahm, sprack he to den andern Schippern und Kriegeslüden alduss (also): „„Lewe Gesellen, Gy sehen, dat wy hier liggen befrâren (eingefroren) und dörven uns nicht vermoden, dat idt so balde up ein ander Wedder wert fallen; ock wête gy, dat der Dehnen Schepe ock in der Sehe sündt; so wêt ick gewisse, wo düsse Frost blivt, se werden uns anvallen unde sick mit uns vorsöken (im Kampfe versuchen), so hebben se ein grôt Vordêl, dat se ût êrem Lande sick so vele können sterken (verstärken), alse se willen. Derhalven iß beter, wy sehen vor, denn nâ, to. Wille gy nu minem Rade hören, so willen wy unse Schepe so vorwachten (bewachen), wy willen

se vor den Dehnen wol beholden, wowol will idt Arbeit kosten (obwohl es — will); dennoch, dewile (während) idt sehr kold iss, so iss idt beter, dat wy wat to dônde hebben, alse sunsten dodt fresen (frieren). Sehet dar (sprak he), an dem Lande steit Holtes vele, dar willen wy welcke henne senden, de schölen lange und grote Böme unde Holtes howen (hauen, fällen), und up dem Ise mit ringen (geringer) Arbeide an de Schepe schapen (schaffen), de willen wy up beiden Syden der Schepe henleggen und mit Water begêten, welck balde wart tofresen und unsen Schepen einen Wall unde Bolwarck (Bolwerk) gewen. Lât denne de Dehnen kamen, — so willen wy erer wachten!""

„Düsse Râd gefil den andern alle woll, und haleden de Böme und flegen se (fleiheten sie hin, legten sie) by de Schepe unde begaten se mit Water, unde ward also ein gleserne Wall. De Arbeit was kûme vullenbracht, so quemen de Dehnen mit Hupen aver Isz und vormeneden de Schepe to vorovern (erobern); averst wowol der Dehnen wol vêr (vier) weren up einen Wismarschen, müßten se doch mit groten Schaden darvan tehen und laten de Schepe bliven. Duts verdrôt den Dehnen aver de Mate sêr, darumme gedachten se, wo se mochten Wege finden, dat man den Schepen mochte Schaden tofögen, und dewile se hedden gesehn, dat se vor den Bolenwerken in de Schepe nicht konden schêten, wolden se anrichten eine Kriegesresschop (— geräthschaft), welk man nömet eine Katte (Katze), unde lepen in dat Holt, darde Wismarschen hedden de Böme gehowen. Der Hovetmann van der Wismar, Meister Huge, erkannde balde ere Anschlege, unde lêt in der Nacht umb de Schepe grote Waken (Löcher im Eise) howen, unde de Iszschülwern lêt he underdrücken. Nicht lange darna quemen de Dehnen mit erem Volke unde hödden (hüteten) sick nicht, dat de Wismarschen geyset hedden, wente (denn) idt was baven (oben) wedder togefrâren, unde quemen mit groter Ungestümicheit und Haste, und mêneden nu de Schepe to gewinnen; wente idt vordrôt ênen, dat se vormals mit Schande torügge wiken müßten. — Averst idt iss ein old Sprickword: Grote Hast gaff nuwerle (niemals) guden Spodt (Eile, Beschleunigung). Also gingk idt den Dehnen up dat mal ock, wente se fillen by Hupen in dat Water, unde de Eine drengede den Andern na, also dat vele hundert der Dehnen den Dag versöpeden. To düssen Schaden müßten de armen Dehnen noch groten Spott darto hebben, wente dar de Dehnen so verdrunken, rêpen de, de up den Wismarschen Schepen weren, Kaiz, Kaiz, Kaiz! — Also pleggt man to ropen, wenn man de Katten jaget."

„Alduss (also) erhelden de Wismarschen êre acht Schepe, beide mit Liste und Gewalt, bet dat Godt ein ander Wedder gaff, dat dat Isz vorgingk; do lepen se na dem Holme unde entsetteten

de Stadt. — Dat mosten avermals de Dehnen ansehen unde liden, de den Holme beleggt (belagert) hedden."

Unter den ersten Anführern der Vitalienbrüder finden wir viele, welche meklenburgischen Adelsfamilien (die aber zum Theil schon ausgestorben sind) angehörten, wie z. B. die Manteufel, Moltke, Preen, Caland, Rumpeshagen, Stück u. a. — Bald aber verwandelten sich diese Freischaaren in reine Piraten, welche die ganze Ostsee unsicher machten, die Küsten plünderten, die Handelsschiffe kaperten und selbst die der mächtigen Hansa nicht schonten; nur allein die Fahrzeuge der beiden Städte Rostock und Wismar, wo die Vitalienbrüder Zuflucht und offenen Markt für ihre Beute fanden, wurden von ihnen nicht angetastet. Die allgemeine Erbitterung gegen diese Räuber wurde daher sehr groß, und gelang es, sich einiger derselben zu bemächtigen, so wurden sie mit der äußersten Strenge bestraft. Ein sehr originelles Beispiel hierfür mag genügen. Im Jahre 1391 griffen die Vitalienbrüder auch ein Stralsunder Schiff an, wurden aber übermannt und ihrer mehr als hundert gefangen genommen. Da es nun auf dem siegreichen Fahrzeuge an Ketten und anderen Dingen mangelte, mit denen man gewöhnlich Gefangene unschädlich zu machen pflegt, so verfielen die Stralsunder auf ein Auskunftsmittel, um sich dieser Räuber zu versichern, welches sie selbst schon von den Vitalienbrüdern gelernt hatten. Unter der Fracht des Schiffes befand sich nämlich eine große Anzahl von Tonnen; diesen wurde der eine Boden ausgeschlagen und in dessen Mitte ein runder Ausschnitt von der Größe eines Menschenkopfes gemacht. Dann wurden die Vitalienbrüder einzeln in die Tonnen gesetzt, und nachdem sie die Köpfe durch den ausgeschnittenen Boden gesteckt, wurden die Fäßer wieder zugeschlagen, gleich Heringstonnen über einander gestapelt und nun die Rückreise mit ihnen nach Stralsund angetreten. Dort angelangt, wurden die auf so eigenthümliche Weise gefeßelten Seeräuber einige Zeit öffentlich zur Schau ausgestellt, dann aber, noch in diesen Tonnen steckend, hingerichtet, indem die aus denselben hervorragenden Köpfe abgeschlagen wurden. — Als endlich der König Albrecht im Jahre 1395 seine Freiheit wiedererhalten hatte und der Krieg gegen Margaretha aufhörte, hoffte man, daß nun auch jene Seeräubereien ein Ende nehmen würden. Aber man täuschte sich darin. „Das vermaledeiete und heillose Volk, des leidigen Teufels Kinder," wie der Chronist die Vitalienbrüder nennt, setzte seinen Unfug nach wie vor fort. Sie überfielen und plünderten die reiche Stadt Bergen an der norwegischen Küste, einen der vier vornehmsten Stapelplätze der Hansa, und es gelang ihnen sogar, sich der ganzen Insel Gottland in der Ostsee zu bemächtigen.

3. Jetzt mußten ernstliche Maßregeln gegen sie ergriffen werden,

weil sonst der Ruin aller Küstenländer der Ostsee zu befürchten stand. Rostock und Wismar, welche den Vitalienbrüdern Vorschub geleistet hatten, wurden zur Strafe dafür aus dem Bunde der Hansa ausgestoßen,*) Margaretha, welche jetzt die drei Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden auf ihrem Haupte vereinigt hatte, verbündete sich mit der Hansa, um die Piraten zu bekämpfen, und der deutsche Orden in Preußen schickte Truppen ab, um sie von der Insel Gottland wieder zu vertreiben. Den gemeinschaftlichen Bemühungen dieser drei Mächte gelang es denn nun auch gegen Ende des 14. Jahrhunderts, die Ostsee von den Vitalienbrüdern wieder zu säubern.

Nun aber verlegten diese den Schauplatz ihrer Thaten auf die Nordsee und setzten dort ihr Treiben ganz in früherer Weise fort. Sie plünderten nicht allein die Küsten von Jütland bis nach Ostfriesland hin, sondern dehnten südwärts ihre Raubzüge sogar bis nach Spanien hin aus. — Wie sie früher in der Ostsee an den meklenburgischen Häfen Zufluchtsörter gehabt hatten, so wurden ihnen jetzt in der Nordsee solche von den ostfriesischen Edelleuten eröffnet, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten und sich dafür von der Beute der Vitalienbrüder bereicherten. Bremens und Hamburgs Handel litt durch sie besonders großen Schaden, und beide Städte rüsteten daher, unterstützt von den an der Ostsee belegenen Hansastädten, bewaffnete Schiffe aus und schickten dieselben gegen die Seeräuber, um ihnen ihre Freistätten an der Mündung der Weser und Ems wegzunehmen. Dies gelang ihnen auch, und sie besetzten Emden, Aurich und Leerort; die ostfriesischen Edelleute mußten eine bedeutende Strafsumme zahlen und sich verbindlich machen, die Seeräuber ferner nicht mehr zu begünstigen.

Hierdurch wurde die Macht der Vitalienbrüder gebrochen; völlige Sicherheit aber kehrte erst dann auf diesem Meere zurück, als endlich im Jahre 1402 die verwegensten Anführer der Piraten den Hamburgern in die Hände fielen. Schon zu Anfang jenes Jahres hatten Hamburgische Schiffe, welche von England kamen, bei Helgoland ein glückliches Seegefecht mit den Vitalienbrüdern bestanden. Vierzig derselben waren im Kampfe gefallen und gegen siebenzig gefangen genommen, welche letzteren nach Hamburg gebracht und dort enthauptet wurden. Unter ihnen befand sich der wahrscheinlich aus Wismar gebürtige Klaus (Nicolaus) Störtebeker, ein sehr berüchtigter Hauptmann der Vitalienbrüder, welcher seinen Namen (Sturz-Becher) seiner großen Virtuosität im Trinken zu verdanken gehabt haben soll. Als er

*) Sie söhnten sich aber bald wieder mit der Hansa aus und fanden wieder Aufnahme in dieselbe.

früher noch sein Wesen in der Ostsee trieb, war die Ribnitzer Binnensee sein Zufluchtsort, welche damals durch einen bei Wustrow vorbeiführenden Canal mit der Ostsee in Verbindung stand. — In einem zweiten Seegefechte, welches Hamburgische Fahrzeuge etwas später in demselben Jahre mit den Piraten zu bestehen hatten, wurden wiederum etwa achtzig derselben gefangen genommen und in Hamburg enthauptet. Unter diesen befanden sich gleichfalls zwei gefürchtete Hauptleute, Namens Wichbold, „ein Meister von den sieben Künsten," wie die Chronik ihn bezeichnet (d. h. ein Gelehrter), und Gödeke (Gottfried) Micheles, der Sage nach ein entlaufener Knecht aus dem Dorfe Ruschwitz auf der rügianischen Halbinsel Jasmund. — Die abgeschlagenen Köpfe aller dieser Piraten wurden nach der früheren barbarischen Sitte auf einer Wiese an der Elbe bei Hamburg auf Stangen gesteckt, um als warnendes Zeichen von der Seeräuberei abzuschrecken.

Nach diesen Hinrichtungen endete der Piratenunfug in der Nordsee, nachdem er die beiden Meere, welche die norddeutschen Küsten bespülen, eilf Jahre lang unsicher gemacht hatte. Das Andenken an die kühnen Seeräuber lebte aber noch lange im Munde des Volkes fort, und noch zu Anfange dieses Jahrhunderts hörte man auf Rügen ein Volkslied singen, dessen Anfang lautete:

»Störtebek und Gödke Michêl,
De row'ten beid' to lyken Dêl*)
To Water und to Lande u. s. w.«

262. Dr. Martin Luther.

(F. L. Zahn. Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche.)

Wie sehr aber seit dem 4. Jahrhundert — von wo an durch Constantin die Kirche Christi an äußerer Macht und an äußerem Glanze gewann — das lautere Evangelium durch Menschensatzungen getrübt worden und die Christenheit in den tiefsten Verfall gerathen war: das zeigte besonders das Schicksal der Waldenser, des Wiklef, Huß und Hieronymus. Das, was die Heiden in den ersten Jahrhunderten an den Christen gethan hatten, das thaten jetzt die, die sich Christen nannten, an denen, die Christi wahre Nachfolger zu sein sich bestrebten, und man konnte von den Christen sagen, was der Apostel (Röm. 1.) von den Heiden sagt: »Sie hatten Gottes Wahrheit verwandelt in Lügen.« Ja, Finsternis bedeckte wieder das Erdreich und Dunkel die Völker. Das Wort Gottes, das reichlich unter den Christen wohnen soll, war fast allgemein unbekannt, und ein Zeitgenoße betheuert, daß in ganz Deutschland um keinen Preis ein griechisches Testament zu haben gewesen sei. Die Hauptlehre des Evangeliums: daß der sündige Mensch gerecht werde vor Gott allein durch den Glauben an Jesum Christum, war wie vergraben. Der Papst und seine Diener begingen die Gottesläste-

*) D. h. sie theilten den Raub unter sich in gleiche Theile. Es war dies überhaupt unter den Vitalienbrüdern Sitte und daher werden sie auch bisweilen mit dem Namen »Lykendêler« bezeichnet.

rung und verkauften um Geld die Sündenvergebung. Und von dem Orte, wo das angebliche Oberhaupt der Christenheit seinen Sitz hatte, sagte selbst ein Freund des Papstes: »Aus allen Orten, so weit die Christenheit reichet, findet sich in Rom die Grundsuppe alles Lasters und Stanks der ärgsten Buben.«

Aber schon hatte sich der Herr aufgemacht, seine verwüstete Kirche gnädiglich heimzusuchen. Nach einer finstern Nacht zeigte sich eine schöne Morgenröthe, ein Licht vom Angesicht des Herrn.

Im Jahre 1483 reis'te ein armer Bergmann, Hans Luther, aus dem Dorfe Möra bei Eisenach, auf den Jahrmarkt nach Eisleben. Seine Frau, Margaretha, geborne Lindemann, ging mit ihm. Hier in Eisleben gebar Hans Luther's Frau am 10. Nov. ein Knäblein, das am folgenden Martinstage getauft wurde und den Namen Martin erhielt. Aus diesem Kinde ist denn nach Gottes wunderbarem Rath der Gottesmann geworden, Martin Luther, der da sollte, wie Paulus, ein auserwähltes Rüstzeug werden, den Namen des Herrn wieder zu verherrlichen. Hans Luther zog später nach Mansfeld, und daselbst erhielt der kleine Martin seinen ersten Unterricht, und Vater und Mutter zogen ihn auf in der Furcht und Vermahnung zum Herrn. Da Martin gut lernte, brachte ihn sein Vater zuerst auf die Schule nach Magdeburg (1497), und ein Jahr darauf nach Eisenach, wo er sich sein Brot kümmerlich als Currentschüler durch Singen und Beten vor den Thüren verdienen mußte, bis eine fromme Frau, Cotta genannt, ihn in ihr Haus und an ihren Tisch nahm. Im Jahre 1501 konnte Luther die Universität Erfurt beziehen, wo er mit großem Fleiß sich den Wißenschaften widmete. Der Herr segnete seinen Fleiß, denn Luther betete und arbeitete, und wie er selbst sagt: »Fleißig gebetet ist über die Hälfte studirt.« Schon 1503 wurde er Magister der freien Künste, und sollte nun nach dem Wunsche seines Vaters ein Rechtsgelehrter werden. Dazu hatte er aber gar keine Lust, und da einmal auf einer Reise sein lieber Freund Alexius neben ihm vom Blitz erschlagen wurde, so ergriff dies ihn so, daß er der Welt sich ganz entzog und in guter Meinung (1505) in ein Augustinerkloster zu Erfurt ging, womit anfangs sein Vater nicht recht zufrieden war. Im Kloster mußte Luther zuerst gar schwere Arbeiten thun, die schmutzigsten, die kein Anderer gern that, und oft mußte er mit dem Bettelsack in der Stadt umhergehen, um Almosen zu sammeln. Dabei forschte Luther unabläßig in der heiligen Schrift und trachtete mit großem Ernst nach einem heiligen, Gott wohlgefälligen Leben, mußte aber recht aus Erfahrung lernen, was der Apostel (Röm. 7) von dem Kampfe des Geistes und Fleisches schreibt; und er rief oft in großer Betrübnis seiner Seele aus: »Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!« Er versuchte Alles, um sich Ruhe für seine Seele zu verschaffen; er fastete, betete, ja sperrte sich oft mehrere Tage in seine Zelle ein und wäre schier Hungers gestorben, wenn nicht ein Freund mit Gewalt die Thür erbrochen hätte. In seiner Seelenangst that ihm aber der tröstliche Zuspruch eines alten Klosterbruders oft sehr wohl, der ihm von der Kraft des Glaubens sagte und ihm das Hauptstück des Evangeliums erklärte, daß wir nicht durch unsere Werke, seien sie, welche sie wollten, vor Gott gerecht werden könnten, sondern der Glaube der Sieg sei, der die Welt in und außer uns überwinde. Da ging ihm das Licht des Glaubens auf, das ihm der Herr immer mehr klar machte, so daß er wurde, was er geworden ist. Im Jahre 1508 wurde er von dem Churfürsten von Sachsen an die (1502) neu errichtete Universität zu Wittenberg berufen, wo er mit großem Segen lehrte und seine Zuhörer besonders auf die heilige Schrift hinwies.

Im Jahre 1517 kam in die Gegend ein Mönch, Johann Tezel. Der trieb das Unwesen des Ablaßes auf eine unverschämte Weise und verkaufte für Geld Ablaßbriefe, welche die Vergebung der Sünden bewirken

sollten. Er predigte: der Ablaß sei die höchste Gabe Gottes; das rothe Ablaßkreuz vermöge so viel, als das Kreuz Christi; der Herr Christus habe alle Macht dem Papste übergeben und habe nun nichts mehr zu regieren bis an den jüngsten Tag, er, Tezel, möchte nicht mit dem Apostel Petrus im Himmel theilen: denn er habe durch den Ablaß weit mehr Seelen selig gemacht, als Petrus; sobald nur das Geld im Kasten klinge, so führe die abgeschiedene Seele, für die man einlege, von Stund' an aus der Hölle gen Himmel. — Ja, Tezel verkaufte auch Ablaßbriefe für Sünden, die Einer erst begehen wollte, sowie auch Milch- und Butterbriefe für die, welche in den Fastentagen Milch und Butter genießen wollten. — Welchen Schaden dieses gottlose Wesen unter dem verblendeten Volke anrichtete, erfuhr Luther häufig in seinem Beichtstuhle; denn manche seiner Beichtkinder, die sich auch solche Ablaßbriefe gekauft hatten, glaubten nun keiner Buße und keines Glaubens zu bedürfen, um vor Gott bestehen zu können. Das schmerzte Luther'n tief, und er schlug deshalb am 31. October 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze (Theses) an, über die er disputiren wollte. Der erste Satz z. B. lautete: »Unser Herr Jesus Christus will, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete unaufhörliche Buße sei.« Der sechste Satz: »Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.« Der zwei und dreizigste Satz: »Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewis zu sein.« — Am Schluße fügte er hinzu: »Ich bitte um Christi willen Alle und Jeden, mir einen beßern Weg zu zeigen; denn so verwegen bin ich nicht, daß ich meine Meinung der Meinung aller Andern durchaus vorgezogen haben wollte; doch bin ich auch nicht so unverständig, daß ich das göttliche Wort den Fabeln, welche die menschliche Vernunft erfunden, nachsetzen ließe.« Wie ein Blitz zündeten diese Sätze in Aller Gemüther. Nach 14 Tagen waren sie in ganz Deutschland, in 4—6 Wochen in ganz Europa bekannt. Nach 3 Jahren übersetzte man Luther's Schriften in Holland schon in's Spanische, und nach 4 Jahren kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. Ueberall kam's zur Entscheidung: Entweder für Luther, oder für den Papst; und ein Herr von Miltitz machte auf seiner Reise von Italien nach Deutschland (1519) die Bemerkung, daß er immer Dreie gefunden habe, die für Luther, und Einen, der für den Papst gesprochen habe. — Desto ärger entbrannte nun aber auch der Zorn der Pfaffen und Mönche; denn wie der gelehrte Erasmus sagte: »Luther hat in zwei Stücken Unrecht: Er hat des Papstes Krone angetastet und der Mönche Bäuche.« Luther aber war getrosten Muthes; denn seine Sache war die Sache des Herrn. Darin unterschied er sich von Allen, die vor ihm schon gegen des Papstes Macht aufgetreten waren, daß er nicht bloß Irrthümer angriff, protestirte, sondern daß er vor Allem die Wahrheit verkündigte, nämlich die ewige Wahrheit, daß Christus Jesus in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen, und daß dies Evangelium nicht getrübt werden solle durch irgend eine menschliche Satzung. Das ist der höchste Artikel in der ganzen von Luther bewirkten Reformation, auf dem ruhte sein Fuß wie auf einem Felsen. An seinen Gönner Johann v. Staupitz schrieb er: »Christus, mein Herr, mag zusehen, ob dieser Handel, den ich führe, ihn oder Luther belange, ohne welches Wirken und Willen auch des Papstes Zunge nicht reden kann, was sie will, in welches Hand auch des Königs Herz ist. Soviel aber meine zornigen Feinde, die mir hart dräuen und nachstellen, anlangt, weiß ich nichts zu antworten, denn nur das eine Wort: Wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Gut noch Geld, begehr' auch der keines. Der einige nichtige Leib, durch viele und stete Gefahr und Unglück geschwächt, ist noch übrig; richten sie denselben hin durch List und Gewalt, nun so hel-

fen sie mir desto eher in den Himmel. Ich laße mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen süßen Erlöser und treuen Hohenpriester habe, den will ich loben und preisen, so lange ich lebe. So aber Jemand mit mir ihm nicht singen und danken will, was gehet's mich an? Geliebt's ihm, so heule er bei sich selbst allein.«

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, Luther'n zum Widerruf zu bringen, that ihn endlich der Papst in den Bann, den 15ten Juni 1520. Da ging Luther so weit, daß er den 10ten December, Vormittags 9 Uhr, die Bannbulle des Papstes und andere päpstliche Schriften im Beisein der ganzen Universität Wittenberg vor dem Elsterthore verbrannte, und er warf sie mit den Worten in's Feuer: «Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.» (Jos. 7, 25.) Ueber diese That jubelten die Freunde und schäumeten die Feinde Luther's. Die Päpstler suchten durch Geld und Ehrenstellen Luther'n zum Schweigen zu bringen; aber es gelang ihnen nicht; traurig schrieben sie nach Rom: «Diese deutsche Bestie sieht weder auf Geld noch auf Ehrenämter.»

263. Luther in Worms.

(Nach Hagenbach und nach Marheinike.)

Der Reichstag zu Worms hatte sich gegen Ende des Jahres 1520 versammelt. Durch kaiserliches Berufungsschreiben vom 6ten März 1521 ward Luther binnen 21 Tagen in Worms zu erscheinen entboten, auch sein Geleitbrief ausgefertigt; von einem zu leistenden Widerruf aber war darin nicht die Rede. Hätte er diesen leisten sollen, schrieb Luther, so hätte er keiner Berufung nach Worms bedurft. «Will hingegen der Kaiser mich erfordern, daß ich soll umgebracht werden; so will ich mich entbieten, zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Evangelium in Gefahr stecken zu laßen.» Es zeigte sich hier denn auch bald wieder ein ähnliches Verhältnis des Reichstages zu Luther, wie das der Synode von Constanz zu Huß. Luther erwartete auch in der That ein ähnliches Schicksal wie Huß. Aber standhaft ging er demselben entgegen. «Wenn ich nicht wiederkomme», so sprach er zum geliebten Philipp Melanchthon, «und meine Feinde mich morden, so beschwör' ich dich, lieber Bruder! laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier sein kann; du kannst es noch beßer machen. Nun ist auch nicht viel Schade um mich, bleibst du doch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter.»

Also entwand' sich Luther den Armen seines Freundes und machte sich auf den Weg gen Worms. Vorauf ritt in seinem Ornate als Reichsherold und Geleitsmann Caspar Sturm mit des Adlers Wappen und seinem Knechte. Auch die Fürsten, durch deren Länder er reisen mußte, hatten ihn mit Geleitsbriefen versehen. Den Reisewagen gab die Stadt Wittenberg, Herzog Johannes von Weimar das Reisegeld. Die Reise Luther's glich einem Triumphzuge, obwohl er unter dem Banne war. Zu Erfurt gingen Rector und Professoren der Universität ihm zwei Stunden weit entgegen und begleiteten den Wagen, von vielem Volk umringt, in die Stadt. Auf vieles Zureden hielt Luther daselbst eine Predigt, was er auch noch an andern Orten that. «Wo er in eine Stadt einzog», erzählt ein Zeitgenoße, «lief das Volk entgegen vor die Stadt und wollte den Wundermann sehen, der so kühn wäre und sich wider den Papst, den alle Welt — wider Christum — für einen Gott gehalten, legen dürft'.» Manche verhehlten ihm auch ihre Besorgnisse nicht, daß, da so viel' Cardinäl' und Bischöf' zu Worms am Reichstag wären, man ihn allda flugs zu Pulver verbrennen werde, wie dem Huß zu Kostnitz geschehen; aber denen antwortete Luther: «Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und

Worms bis an den Himmel reicht': so wollt' ich doch im Namen des Herrn erscheinen — und dem Bahemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten laßen.» Wie Hussens Freunde einst bemüht gewesen, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, so auch jetzt die Freunde Luther's. Als Spalatin, der Hofprediger des Churfürsten und der beständige Vertraute Luther's, ihn durch einen Eilboten ermahnen ließ, sich nicht so geradezu nach Worms zu begeben: da gab Luther die höchst denkwürdige Antwort: «Und wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich doch hinein!» Offenbar ist dies der Augenblick in Luther's Leben, wo er am größten erscheint, auf dem Höhenpunkte männlicher Kraft und Entschloßenheit, fern von aller Schwärmerei, von allem Uebermuthe, erhaben über alle Rücksichten menschlicher Schwäche. Ein Held steht er da in der Hand Gottes. — Am 16ten April zog er in Worms ganz stattlich ein. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Amtskleid mit des Reichsadlers Wappen, nebst seinem Diener; hinter dem Wagen folgte Justus Jonas, nachmaliger Propst zu Wittenberg, mit seinem Diener. Viele vom Adel fuhren ihm entgegen, und als er Morgens 10 Uhr in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn 2000 Menschen in sein Quartier. Luther selbst erzählte: «Ich fuhr in einem offenen Wägelein in einer Kutten in Worms ein; da kamen alle Leute auf die Gasse und wollten den Mönch Dr. Martin sehen; und fuhr also in Herzog Friederich's Herberg, und war auch Herzog Friedrich dabei bange gewesen, daß ich gen Worms kam.»

Am folgenden Tage, Nachmittags 4 Uhr, wurde Luther in die Reichsversammlung eingeführt, der Reichsmarschall und der Herold voran. Man konnte kaum durch das Gedränge des Volks auf den Straßen hindurch; man deckte die Dächer ab, um den Glaubenshelden zu sehen, wie er einem so wichtigen Augenblick entgegen ging. Ein berühmter Feldherr, Georg Frundsberg, that ihm mündlichen, Ulrich von Hutten schriftlichen Zuspruch. Ersterer klopfte ihn auf die Schulter und sagte: «Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewis, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost; Gott wird dich nicht verlaßen.» Im Saale selbst rief ihm Einer die Worte Christi zu, Matth. 10, 19: «Wenn sie euch überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollet: denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden.» Also trat Luther in den Saal unter die versammelten Herren des Reichstages. Nächst dem Kaiser saßen auf demselben sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, 6 Churfürsten, 28 Herzöge, 30 Prälaten, viele Land- und Markgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Abgeordnete von Städten und Gesandte fast aus allen Reichen Europas, gegen 200 erlauchte Personen, dabei 2 päpstliche Legaten. Mehrere tausend Menschen waren auf den Gängen, den benachbarten Straßen und dicht an den Fenstern versammelt. Der Graf v. Pappenheim erinnerte Luther, da er nun vor dem Kaiser und den Ständen stehe, nicht anders zu reden, er werde denn gefragt. Man hatte Luther's Schriften vor ihm hin auf den Tisch gelegt. Der churtrierische Beamte v. Eck fragte ihn nun im Namen des Kaisers, ob er die da liegenden Bücher für die seinigen erkenne und ob er, was darin enthalten, widerrufen wolle? Da legte sich erst Dr. Schurf von Wittenberg, der gleichsam als Luther's Anwalt ihm beigegeben war, dazwischen und rief: «Man zeige die Bücher mit Namen an!« Dieses geschah, und hierauf bejahte Luther die erste Frage. Auf die zweite Frage aber, den Widerruf betreffend, antwortete Luther: «Weil dies eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und Gottes Wort belanget, welches der größte Schatz im Himmel und auf Erden ist, und wir billig allzumal in Ehren halten sollen: so wäre es vermeßentlich und ge-

fährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, sintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Sache gemäß wäre, unbesonnen oder unbedacht behaupten und für gewis sagen könnte, welches mich in das Urtheil bringen würde, das Christus gefällt hat, da er sagt: «Wer mich vor den Menschen verleugnet, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater», — derohalben bitte ich von Kaiserlicher Majestät auf's Allerunterthänigste und Demüthigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die fürgehaltenen Fragstücke richtig antworten möge.» — Auf diese Bitte wurde ihm noch ein Tag Bedenkzeit bewilligt. Welche Gedanken ihn in jener Zeit bewegten, davon zeugt unter Anderem das nachstehende Gebet, das er damals vor seiner zweiten Erscheinung vor dem Kaiser in seinem Gemach knieend sprach: «Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hingehören, und siehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus; die Glocke ist schon gegoßen und das Urtheil gefället. Ach Gott, ach Gott! O du mein Gott, du, mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue du es, du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab' ich doch für meine Person allhie nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! Ich verlaße mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es sinket Alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! Höreſt du nicht, mein Gott? Biſt du todt? Nein, du kannſt nicht ſterben, du verbirgeſt dich allein. Haſt du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewis weiß, ei, ſo walt' es Gott! Denn ich mein Lebelang nie wider ſolche große Herren gedacht zu ſein, habe es mir auch nicht vorgenommen. Ei, Gott, ſo ſtehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti, der mein Schutz und Schirm ſein ſoll, ja meine feſte Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geiſtes. Herr, wo bleibeſt du? Du, mein Gott, wo biſt du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu laßen, geduldig, wie ein Lämmlein. Denn gerecht iſt die Sache und dein; ſo will ich mich von dir nicht abſondern ewiglich. Das ſei beſchloßen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewißen wohl ungezwungen laßen, und wenn ſie noch voller Teufel wäre, und ſollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geſchöpf iſt, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geiſt mir gut iſt. Und iſt auch nur um den Leib zu thun, die Seele iſt dein und gehört dir zu und bleibet auch bei dir ewig. Amen! Gott helfe mir! Amen.»

Am folgenden Tage wurde er, wie am Tage zuvor, um 4 Uhr in den Reichsrath geführt. Die Spannung und Begierde auf die entſcheidende Antwort ſtieg auf's Höchſte; Luther mußte aber bis 6 Uhr unter großem Gedränge ſtehen und warten; es brannten ſchon alle Fackeln im Saal der Reichsverſammlung. Als er endlich vorgelaßen und aufgefordert war, zu reden, ſprach er mit deutſchen Worten: »Allergnädigſter Kaiſer, gnädigſte Churfürſten, Fürſten und Herren! Ich erſcheine als der Gehorſame auf den Termin, ſo mir geſtern Abend angeſagt iſt, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majeſtät in Gnaden wollen dieſe gerechte und wahrhaftige

Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören, und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht gebe, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hof gewesen, sondern immer im Kloster gesteckt bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in Dem, was von mir bisher mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehr' und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe.« Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern. Einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugnis seiner Widersacher, gelehret; die könne er nicht widerrufen. In den andern greife er das Papstthum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet, der Christgläubigen Gewißen auf's Allergreulichste und Jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert hätten. Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. »O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!« rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amts gezieme; dieselbigen könne er aber auch nicht widerufen, damit er nicht Ursach' gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu vertheidigen und neue Greuel und Wüthen anzurichten. »Doch weil ich ein Mensch bin,« fuhr er fort, »und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher sprach: »Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei.« Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht irren konnte, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wie viel mehr ich, der Erd' und Asch' bin und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob Jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle. Darum bitt' ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserliche Majestät, chur- und fürstliche Gnaden oder wer es thun kann, er sei hohen oder niederen Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich Des überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen, und der Erste sein, der meine Büchlein in's Feuer werfen will. Aus Diesem, halte ich, erscheine klärlich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin errinnert worden. Mir zwar ist es wahrlich die allergrößte Lust und Freude, zu sehen, daß um Gottes Wort willen Zwietracht und Uneinigkeit entsteht, denn dies ist Gottes Wort Art, Lauf und Glück.«

Dieses und noch mehr Anderes sprach Luther deutsch, sittig und überaus bescheiden, aber mit großer Freudigkeit. Man wußte aber, daß der Kaiser beßer spanisch als deutsch verstand, mochte auch die deutsche Sprache nicht leiden; »also,« erzählt Luther selbst, »dieweil ich so redete, begehrten sie von mir, ich solle es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten; aber ich schwitzte sehr und war mir des Getümmels halben sehr heiß worden, und daß ich gar unter den Fürsten stund. Da sagte Herr Friederich v. Thunau: »Könnet ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor.« Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch. Das gefiel Herzog Friederich, dem Churfürsten, überaus wohl. Weil aber nun der churtrierische Beamte strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: »Weil denn Kaiserliche Majestät, chur-

und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Kirchenversammlungen alleine nicht, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirret haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind), und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführet sind, überzeuget, und mein Gewißen in Gottes Wort gefangen ist: so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewißen zu thun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders: Gott helfe mir! Amen.«

264. Die Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses im Jahr 1530.

(Von Ph. Marheineke.)

Am 25. Juni, am Samstag nach dem Johannisfeiertag, verfügten sich sämmtliche Churfürsten und Stände Nachmittags 3 Uhr auf des Bischofs von Augsburg Hof, wo der Kaiser wohnte, und wo in der Kapelle des Kaisers die Vorlesung des evangelischen Glaubensbekenntnisses geschehen sollte. Das Zimmer war auch so groß, daß 200 Personen bequem Platz darin fanden; doch ließ der Kaiser alle abtreten, die nicht Fürsten oder Abgeordnete waren. Die beiden churfächsischen Kanzler, Dr. Brück und Dr. Bayer, traten hierauf in die Mitte des Zimmers, jener den lateinischen, dieser den deutschen Text in der Hand haltend. Der Kaiser verlangte, daß der lateinische verlesen werden sollte; der Churfürst von Sachsen aber wendete ein: sie wären auf deutschem Grund und Boden, und er hoffe demnach, Ihro Majestät würde auch die deutsche Sprache erlauben. Der Kaiser bewilligte es. Der Kanzler Dr. Brück hielt erst noch eine kurze Rede im Namen der protestirenden Stände, und nun erfolgte die Vorlesung des Bekenntnisses durch den Kanzler Dr. Bayer. Die Vorlesung dauerte fast 2 Stunden; doch wurde mit Ernst und Stille zugehört. Der churfächsische Kanzler las so laut und vernehmlich, daß man auch im Schloßhof, wo eine große Menge Menschen versammelt war, alle Worte vernehmen konnte. Dergleichen zu hören hatte man nicht verhofft. Alle die falschen Vorstellungen, welche die Feinde des evangelischen Glaubens bisher über denselben zu verbreiten sich so betriebsam bemüht hatten, wurden jetzt auf einmal widerlegt und ganz zu nichte. Man erstaunte, da man einen so bündigen, wohlgeordneten und richtigen Vortrag der reinen evangelischen Lehre, einen so trefflichen Inbegriff des echten christlichen Glaubens vernahm. Durch die zu Augsburg anwesenden Gesandten und deren Berichte, wie auch durch die bald nachher erfolgten Uebersetzungen des Glaubensbe-

kenntnisses in mehrere Sprachen, konnten nun auch bei andern Völkern richtigere Begriffe über das Wesen des evangelischen Glaubens verbreitet und also der Samen des Evangeliums auch in weit entlegene Länder ausgeworfen werden. Jedermann mußte erkennen, daß die in diesem Bekenntnis enthaltene Lehre dem Inhalt der heiligen Schrift und den Schriften der angesehensten Kirchenlehrer gemäß sei.

265. Die Reformation in Meklenburg.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Wie in allen andern Ländern der Christenheit, so war auch in Meklenburg im Laufe der Zeiten die katholische Kirche sehr ausgeartet, und die Geistlichkeit, anstatt den Laien (d. h. den Nicht-Geistlichen) ein gutes Beispiel mit ihrem Lebenswandel zu geben, erregte vielmehr in Betreff desselben oft den größten Anstoß. Außer der sehr zahlreichen sogenannten „Weltgeistlichkeit", welche den eigentlichen Kirchendienst in den einzelnen Gemeinden zu verrichten hatte, gab es eine noch viel zahlreichere Klostergeistlichkeit; denn es waren nach und nach nicht weniger als 27 Klöster im Lande errichtet worden, in denen weit mehr als 1600 Mönche und Nonnen lebten. Wenn nun auch diese Klöster bei ihrer ersten Gründung in dem damals noch heidnischen Meklenburg Pflanzstätten des christlichen Lebens gewesen waren, so galt doch späterhin, als sie durch Schenkungen und Vermächtnisse frommer Leute zu Wohlhabenheit, ja manche sogar zu großem Reichthume gelangt waren, leider dasselbe von ihnen, was ein berühmter Dichter kurz vor dem Beginn der Reformation im Hinblick auf die Klöster seines Vaterlandes Italien sagt:

»Nicht Gottesfurcht, noch Ruh und Demuth waren,
Noch Lieb' und Friede mehr zu finden hier.
Sie waren da, — allein in alten Jahren;
Denn Grausamkeit, Stolz, Geiz und Freßbegier,
Zorn, Neid und Trägheit trieben sie zu Paaren.«

2. Die kirchlichen Einrichtungen und Ceremonien waren zum Theil zu bloßen Possenspielen entwürdigt und die Kirchenlehre durch den mannigfaltigsten Aberglauben entstellt. Denn was war es anderes, als ein unwürdiges, auf Ausbeutung der menschlichen Dummheit berechnetes Possenspiel, welches man im Schweriner Dome mit der Sündenvergebung trieb? Den Anlaß dazu gab das dort befindliche sogenannte heilige Blut, welches der uns schon von S. 402 bekannte Graf Heinrich der Schwarze im Jahre 1222 von seiner Pilgerfahrt in das heilige Land als eine kostbare Reliquie mit zurückgebracht hatte. Es war dies ein sorgfältig in einem Jaspisstein aufbewahrter rother Tropfen, angeblich ein Tropfen des Blutes Christi, welcher sich, wie behauptet ward, jeden Freitag in der Todesstunde des Erlösers in drei Theile

trenne und an den Gläubigen große Wunder thue. — Der Ruf von den heilsamen Wirkungen dieses Kleinodes breitete sich schnell aus, und von allen umliegenden Ländern strömten die Gläubigen herbei, um Erleichterung von ihren Sünden und Gebrechen zu finden, und dem Dome floßen dafür eine Menge reicher Opfergaben zu, welche theils zum Dombau und dem Bau eines Klosters, theils aber zum Unterhalte der Domherren verwendet wurden. Was und wie viel man opfern wollte, stand anfänglich in dem Belieben eines Jeden; späterhin aber regelte man den Betrag der Opferspenden auf eine höchst originelle Weise. Man errichtete nämlich eine große Wage, auf welcher sich die Sünder und Kranken, welche die wunderthätige Hülfe des heiligen Blutes in Anspruch nehmen wollten, wägen laßen mußten, um die Schwere ihrer Sünden zu ermitteln, und dann mußten sie „nach dem Gewichte ihres Leibes" von ihrem Hab und Gut opfern, je nach dem Vermögen, entweder Gold, Silber und Geld, oder, wenn solches nicht vorhanden, nahm die Geistlichkeit auch mit einer jenem Gewichte entsprechenden Quantität von Getreide, Flachs, Butter, Speck und anderen Naturalien fürlieb!

3. Zu welchen entsetzlichen Dingen der kirchliche Aberglaube mitunter hinführte, davon hatte man hier noch kurz vor der Reformation ein Beispiel. Nach der katholischen Lehre vom Abendmahle verwandelt sich das bei demselben ausgetheilte Brot (die sogenannte Hostie) durch die priesterliche Weihe in den wirklichen Leib Christi, und es ist nur eine Sinnentäuschung, wenn man dann noch Brot und nicht vielmehr Fleisch (welches natürlich dann auch noch Blut in sich enthalten muß!) vor sich zu haben glaubt. Aber durch ein Wunder wird gelegentlich auch den blöden Augen der Menschen die wahre Beschaffenheit der Hostie offenbar, und zwar besonders dann, wenn es einen gegen die letztere verübten Frevel zu strafen gilt. Eines solchen wurden im Jahre 1492 eine Anzahl Juden aus verschiedenen Städten des Landes beschuldigt, indem sie auf Anstiften eines in Sternberg ansäßigen Glaubensgenoßen von einem durch Geld gewonnenen Priester sich eine geweihete Hostie verschafft und diese mit Nadeln durchstochen hätten. Durch Blutstropfen aber, welche derselben entquollen,*) sei dies Verbrechen verrathen worden. Sämmtliche Juden im

*) Aehnliche Fälle werden aus früherer Zeit zu oft erwähnt, als daß ihnen nicht wenigstens etwas Wahres zu Grunde liegen sollte. Was dies sei, hat erst in unseren Tagen das Mikroskop enträthselt, indem es gezeigt hat, daß die den Blutstropfen ähnlichen Flecke, die sich mitunter auf Brot, Semmel, Reis- und Mehlbrei bilden und in welchen früher die Menschen immer ein Wunder sahen, nichts weiter als ein auf sehr niedriger Entwickelungsstufe stehendes kleines Pflanzengebilde (ein kleiner Pilz oder eine kleine Alge) sind, das sich nur auf Stoffen erzeugen kann, welche Stärkemehl enthalten und zu denen auch die Hostien gehören.

Lande, deren Anzahl damals noch nicht groß war, wurden nun gefänglich eingezogen, nach Sternberg gebracht und dort durch die Folter ein Geständnis von ihnen erpresst, in Folge dessen am 24. October auf dem Berge bei jener Stadt, welcher noch jetzt den Namen Judenberg führt, fünfundzwanzig jüdische Männer und zwei Frauen den Feuertod erleiden mußten; den Priester, der ihnen die Hostie verkauft hatte, traf bald darauf eine ähnliche Strafe. Alle übrigen Juden wurden aus Meklenburg verbannt, und erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts begannen sie sich wieder im Lande anzusiedeln. — Die Stadt Sternberg aber wurde durch die blutende Hostie („das heilige Blut") ein auch aus anderen Ländern viel besuchter Wallfahrtsort, dessen Blüthe aber wegen der bald eintretenden Reformation nur von kurzer Dauer war. Auch eine wunderthätige Eisenquelle, welche dort bald nach jenem Judenmorde entdeckt wurde, gerieth mit dem Erlöschen des Katholicismus wieder völlig in Vergeßenheit; sie ist erst vor einigen Jahrzehnten wieder aufgespürt worden, hat aber ihre wunderthätigen Wirkungen gänzlich verloren!

4. Schon vor dem Beginne der durch Martin Luther so glücklich durchgeführten Reformation hatten sich, ebenso wie in anderen Ländern, auch in Meklenburg einzelne Stimmen gegen die Ausartung der katholischen Kirche erhoben. Namentlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts war dies mehrfach geschehen; aber alle diejenigen, welche dies gethan, waren die Märtyrer ihrer beßeren Einsicht und des Muthes geworden, mit welchem sie dieselbe ausgesprochen. Unter diesen befand sich auch eine Frau, welche im Jahre 1404 als Ketzerin in Rostock verbrannt wurde, weil sie verschiedentliche Irrlehren der Kirche anzugreifen gewagt hatte. Anfangs hatte die Geistlichkeit nicht darauf geachtet, als aber auch an anderen Orten Aehnliches geschah, ermahnten sie die Frau, von ihrem Beginnen abzustehen und sich zu bekehren. Als aber alle Bemühungen des geistlichen Richters und selbst die ihres Sohnes, welcher Mönch war, ohne Erfolg blieben, wurde sie zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Der Sohn begleitet die Mutter auf dem Wege zur Hinrichtung und läßt nichts unversucht, sie auch jetzt noch zum Widerruf zu bewegen. Auch auf dem Richtplatze flehet er sie nochmals an und beschwört sie mit heißen Thränen, sich doch nicht dem zeitlichen und ewigen Feuer hinzugeben. Sie aber blickte ihn zornig an und erklärte ihm mit heftigen Worten, daß er ihr jetzt eben so verhaßt sei, wie sie ihn früher, da er noch ein Kind gewesen, geliebt habe. „Geh', verworfner Mensch" — so schloßen ihre letzten an den Sohn gerichteten Worte — „geh' und suche du vielmehr mit deinem Anhange auf den rechten Weg zu kommen, jetzt, da es noch Zeit ist.

Fort, fort! falle mir nicht mit deinen sträflichen Ermahnungen zur Last!" — Dann redete sie den noch zögernden Henker an und sprach: „Was stehest du da und worauf wartest du noch? thue deine Pflicht! Ich habe mich dem allgütigen dreieinigen Gott empfohlen und werde nun, wenn gleich die ganze Welt dawider ist und auch selbst der böse Feind knirscht, selig sterben." — Ehre sei dem Andenken dieser muthigen Frau!

5. Der wirkliche Grund zur Reformation wurde hier in Meklenburg theils durch unmittelbare Schüler Luthers gelegt, theils durch Augustinermönche, welche gleichfalls von dem reformatorischen Geiste ihres früheren Ordensbruders ergriffen worden waren. Von diesen wurde an mehreren Orten ziemlich gleichzeitig seit dem Jahre 1523 die evangelische Lehre gepredigt, wobei sie, wie nicht anders zu erwarten, auf heftigen Widerstand von Seiten der katholischen Geistlichkeit stießen, und einer der Verkündiger der neuen Lehre, der Rostocker Prediger Joachim Schlüter, wurde von seinen Gegnern im Jahre 1532 sogar durch Gift aus dem Wege geräumt. Aber alle Anstrengungen, den Katholicismus aufrecht zu erhalten, waren vergebens, zumal da der eine der beiden hier damals regierenden Herzöge, Heinrich V. (der Friedfertige zubenannt), die Ausbreitung der neuen Lehre nach Kräften begünstigte. Im Jahre 1549 erhielt dieselbe auch auf dem Sternberger Landtage die Anerkennung der meklenburgischen Stände, und somit war die Reformation der Kirchenlehre vollzogen, und es blieb jetzt nur noch übrig, auch über den reichen Besitz der katholischen Kirche zu verfügen, welcher weit größer war, als er ohne Nachtheil für das Gesammtwohl des Landes in den Händen eines einzigen Standes und allein dessen Zwecken dienend, hätte sein dürfen. Man ließ daher der neuen evangelischen Kirche nur so viel von diesem Besitze, als sie unmittelbar zu ihrer Erhaltung bedurfte; das übrige wurde theils dem Domanium einverleibt, theils aber zur Versorgung von „Jungfrauen aus der Ritter- und Landschaft" bestimmt. Diesem letzteren Zwecke wurden die drei noch vorhandenen Landesklöster Dobertin, Malchow und Ribnitz gewidmet. — Aber nicht überall fügte sich die Klostergeistlichkeit diesen Anordnungen gutwillig. Namentlich die Dobertiner Nonnen leisteten einen heftigen Widerstand, so daß die herzoglichen Visitatoren, welche dies Kloster in Besitz nehmen und dem katholischen Gottesdienste in demselben ein Ende machen sollten, endlich im September des Jahres 1557 beschloßen, den Nonnen den Zugang zum oberen Chore der Klosterkirche, von wo aus sich dieselben am Gottesdienste betheiligten, vermauern zu laßen. Als dies nun ins Werk gesetzt werden sollte und die Mauersteine herbeigetragen wurden, fielen die Nonnen (so berichten die Visitatoren) „mit großem Schreien

und Heulen vor der Chortreppe zur Erde; einige sangen, andere weinten, noch andere schrieen Zeter, und es war ein solches Geplärre durch einander, daß es zu verwundern war. Dabei hielten sie die Thür und Treppe zum oberen Chore so fest besetzt, daß vom Kloster aus Niemand hinaufkommen konnte. Als nun die Visitatoren in die Kirche gingen, um zu sehen, ob man nicht die Thür aus der Kirche im unteren Chore öffnen könne, schloßen die Nonnen mittlerweile das Kloster zu. Da ließen jene die nördliche Thür der Kirche einschlagen und ihre aus Bauern bestehende Mannschaft eintreten. Nun aber begann ein förmliches Gefecht in der Kirche; denn sobald die Bauern dort erschienen, warfen die Nonnen mit Steinen und Blöcken und goßen viel Waßer hinab, welches sie alles auf das Chor geschafft hatten, um sich zu wehren. Als aber endlich zahlreiche Mannschaft eingerückt war und man drohete, die Thür von dem unteren in das obere Chor auch einzuschlagen, ergaben sich die Nonnen und schloßen die Thür auf. Dennoch stellten sich noch etliche in dieselbe und jagten einige Male die Maurer fort. Andere gingen auf das Chor, indem sie sagten, man solle sie dort mit vermauern, sie wollten dort todt hungern; und als man sie beschwichtigend dahin gebracht hatte, ins Kloster zu gehen, standen sie oft stille und schalten, vermaledeieten und verfluchten die Visitatoren und wünschten allen denen, die Rath und That zu diesem Verfahren gegeben, daß diese von der Hand Gottes gerührt werden und verlahmen sollten an Händen und Füßen, anderer ehrenrühriger Worte nicht zu gedenken. — Darauf ward auch die Thür vom Kreuzgange zum oberen Chore zugemauert. Als man aber anfing, auch an der Sacristei zu arbeiten, weil die Nonnen auch von dort einen Gang zum Chore hatten, machten sie durch die Kirche wieder einen Ausfall in das Chor und geberdeten sich nicht anders, als ob sie rasend, unsinnig und toll wären, und stießen und schlugen die Diener von den Gesangbüchern fort, welche die Visitatoren zusammentragen ließen, so daß sie die Bücher mit großer Gewalt wieder eroberten und mit sich ins Kloster nahmen. Jedoch ließen die Visitatoren sich nicht abhalten, auch die Sacristei zumauern zu laßen. — In der nächsten Nacht wollten die Nonnen einige gottesdienstliche Gewänder und Geräthschaften heimlich über den See, an welchem das Kloster liegt, wegführen laßen. Da ereignete sich aber der Unfall, daß das Fahrzeug umschlug und einer der beiden Fährleute ertrank." — Die Nonnen selbst sollten in dem Kloster bleiben dürfen, unter der Voraussetzung, daß sie sich nun auch in die neue Lage der Dinge fügen würden. Da letzteres jedoch nicht von allen geschah, indem elf der damals noch vorhandenen sechsundzwanzig Nonnen sich durchaus widerspenstig zeigten, so machte man endlich am 30. Septbr. des Jahres 1562

mit diesen kurzen Proceß und schickte sie zu ihren Familien zurück, wobei es freilich auch wieder nicht ohne Widersetzlichkeit in Worten und Werken von Seiten der streitbaren Nonnen abging.

266. Der dreißigjährige Krieg.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Den Anlaß zu dem im Jahre 1618 beginnenden entsetzlichen dreißigjährigen Kriege gaben kirchliche Streitigkeiten in Böhmen. Anfänglich auf das mittlere Deutschland beschränkt, begann er sich einige Jahre später auch allmählich über das nördliche auszubreiten. Meklenburg ward erst im Jahre 1626 in seinen wilden Strudel mit hineingezogen, und was es dann zu erdulden hatte, war so hart, daß unser Land, soweit wir die Geschichte desselben genau kennen, niemals weiter von ähnlichen Schicksalen heimgesucht worden ist.

Der erste Hauptschlag geschah gegen die herzogliche Familie. Die beiden damals regierenden Brüder Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II. wurden vom Kaiser ihres Landes beraubt und mußten als Flüchtlinge das Weite suchen. Das Herzogthum Meklenburg erhielt einstweilen der kaiserliche Feldherr Albrecht von Wallenstein zur Belohnung, welcher auch wirklich eine kurze Zeit auf dem Güstrower Schloße residirte. Lange vermochte er sich jedoch im Besitze des Landes nicht zu behaupten; denn schon im Jahre 1631 bemächtigten sich die vertriebenen Herzöge desselben wieder, wobei sie von ihrem Verwandten, dem Könige Gustav Adolf von Schweden, unterstützt wurden.

2. Das Land selbst wurde aber erst einige Jahre nach ihrer Rückkehr am härtesten mitgenommen, nämlich in den Jahren 1637 und 38, als zwischen dem Kaiser und den Schweden ein heftiger Kampf um das durch den Tod seines letzten Herzogs erledigte Pommern entbrannte. — Schon in den früheren Jahren des Krieges hatte mehrere Male große Theuerung geherrscht, welche sich endlich sogar zu einer wirklichen Hungersnoth steigerte. Denn die Wintersaat 1637 und die Sommersaat des folgenden Jahres hatte nicht bestellt werden können, theils wegen der Kriegesunruhen, theils weil es an Menschen und Vieh dazu fehlte. Durch die beiden feindlichen Heere aber (die Kaiserlichen und die Schweden), welche sich damals im Lande herumschlugen, war die Zahl der Consumenten noch beträchtlich gestiegen, und so war denn im Jahre 1638 aller Getreidevorrath aufgezehrt. Die Theuerung wurde so groß, daß der Preis für den Scheffel Roggen auf das Zehnfache seines früheren Werthes stieg; auch das Vieh war theils geraubt und verzehrt worden, theils einer im Jahre 1637 ausgebrochenen Seuche erlegen. Die unausbleibliche Folge dieser Zustände war eine fürchterliche Hungersnoth. Man mußte, um

das Leben zu fristen, zu den ekelhaftesten und ungesundesten Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen; Hunde und Katzen, Mäuse und Ratten wurden gegeßen, ja sogar das Fleisch der Leichname, und mehrere gleichzeitige Zeugen versichern, daß der Hunger alles sittliche Gefühl so weit erstickt habe, daß man sogar Menschen erschlug, um sich an ihrem Fleische sättigen zu können.

Diese Hungersnoth führte nun wieder eine pestartige Seuche herbei, die gegen Ende des Jahres 1637 ausbrach und bis in das folgende Jahr hinein dauerte, und die an Heftigkeit alles übertraf, was uns von den Verheerungen gemeldet wird, die früher durch andere Pesten und Seuchen im Lande angerichtet sind, oder was wir selbst, von den durch die Cholera verursachten, erlebt haben. Es starben z. B. im Reinshagener Kirchspiele bei Güstrow, welches damals schwerlich 1000 Seelen zählte, nicht weniger als 600 Personen, im Woostener Kirchspiele bei Goldberg von kaum 400 Einwohnern 173, und ähnlich ist es wahrscheinlich überall auf dem platten Lande ergangen; in den Städten aber soll diese Seuche so viele Opfer gefordert haben, daß wir die Zahlen, weil sie fast unglaublich erscheinen, lieber gar nicht mittheilen wollen.

3. Dazu kam nun noch die Brutalität der Soldaten, welche an Erfindungen, die unglücklichen Einwohner zu martern, kaiserlicher und schwedischer Seits mit einander wetteiferten. Wie diese wilden Banden es auf den Dörfern trieben, wird man einigermaßen aus nachstehenden im Jahre 1637 niedergeschriebenen Klagen eines Güstrower Superintendenten ersehen können. „Auch die Geistlichen (so heißt es darin) wurden nicht geschont. Ohne Achtung vor der Heiligkeit ihres Amtes oder ihren grauen Haaren wurden sie in den Häusern, auf den Feldern oder in den Gebüschen, wohin sie sich mit den Ihrigen geflüchtet, durch Hülfe der Hunde aufgespürt, um sie zu foltern oder zu tödten, wenn sie sich nicht durch ein übermäßiges Lösegeld loskauften. Diejenigen, welche man fand, wurden grausam mit ledernen Riemen zerschlagen, mit dem Aufhängen bedrohet, mit Füßen getreten, oder ihnen wurden knotige Stricke so stark um die Stirne zusammengedrehet, daß ihnen die Augen zum Kopfe heraustraten und Blut aus Nase und Ohren entströmte; andere wurden an Pferde gebunden oder auf den Boden niedergestreckt und mit dem Schwedentrunke gemartert (d. h. ihnen wurde gewaltsam eine große Menge Mistjauche in den Leib getrichtert!) — und dies alles geschah, um etwa verborgenes Geld von ihnen zu erpressen. Manche wurden so sehr gepeinigt, daß sie an den Folgen davon sehr bald starben; andere zogen es vor, zu sterben, um einer Wiederholung der Marter zu entgehen. Viele ergriffen, um ihr und der Ihrigen Leben zu retten, mit ihren Frauen und Kindern

die Flucht und verbargen sich in Wäldern und Sümpfen oder verweilten Tage und Nächte hindurch in Kähnen auf dem Waßer unter offenem Himmel, hungerig, dem Regen und Winde ausgesetzt, bis sie endlich, ihr Hab und Gut im Stiche laßend und an der Möglichkeit der Rückkehr zu ihrem Wohnorte verzweifelnd, von dem größten Theile ihrer Gemeinde begleitet, in den Städten Zuflucht suchten, wo sie ihrer Kleider und Schuhe und aller ihrer Habe beraubt, nur mit einem Stabe in der Hand anlangten. So hörte der Gottesdienst auf den meisten Dörfern wochen- und monatelang auf, und es blieben dort so wenige Leute zurück, daß man selbst die Gestorbenen nicht mehr zur Erde bestatten konnte. — Wie groß die Wuth, die Ruchlosigkeit und die Habsucht der Soldaten ist, davon zeugt die Verletzung der Gräber, das Erbrechen der Grabgewölbe, das Oeffnen der Särge und die Beraubung der Leichen. Hiermit noch nicht zufrieden, laßen sie die Leichen unlängst Verstorbener, aller Hülle beraubt, in den Kirchen und auf den Kirchhöfen allen Blicken bloßgestellt und den Hunden zum Fraße liegen."

So wurde z. B. in Doberan (wie es in einem andern Berichte heißt) „von den gottvergeßenen Buben nicht nur die Kirche erbrochen, sondern es wurden von ihnen auch fürstliche und adelige Begräbnisse eröffnet, die hölzernen Särge zerschlagen, die zinnernen eingeschmolzen, etliche der Kirchenpfeiler nebst dem Altar eingebrochen und heruntergerißen, die Orgel zernichtet und die ganze Kirche jämmerlich zerwühlet, auch der Kirchenornat sammt einer Glocke weggeraubt. Endlich haben sie auch noch das Kupfer und Blei (welches an Gewicht über 250 Schiffpfund und an Werth über 16,000 ℛ zu äßtimiren) von der Kirche und vom Thurme abgerißen und es aus Mangel an Zugvieh durch die armen Leute (die sie aus den Moräßten und Hölzungen herausgestöbert und vor die Wagen gespannt) hinwegschleppen und hin und wieder an fremden Oertern verkaufen laßen; die Spitze des Thurmes aber haben sie über 20 Ellen lang abgehauen, ohne Zweifel darum, daß etwa ein Schatz in dem Knopfe werde verborgen sein, welches aber nicht gewesen." Dieser letztere Zug zeigt recht charakteristisch, wie gründlich die Soldaten des dreißigjährigen Krieges das Rauben und Plündern verstanden, — eine Eigenschaft, welche auch in der bekannten Strafpredigt, welche Schiller in „Wallensteins Lager" den Soldaten durch einen Kapuzinermönch halten läßt, gebührend hervorgehoben wird; denn es heißt darin:

»Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort;
Denn ihr tragt alles offen fort;
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen

Ist das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu!«

4. Aber auch die Städte gewährten dem in ihre Mauern flüchtenden Landvolke nur sehr wenig Schutz; denn keine einzige derselben blieb selbst von dem furchtbaren Kriegeselende verschont. So wurde z. B. die Stadt Plau in einem einzigen Jahre von verschiedenen durchziehenden Truppenabtheilungen nicht weniger als vierzehn Male ausgeplündert; Neubrandenburg, welches die Schweden besetzt hatten, war im Jahre 1631 nach dreitägiger Belagerung von dem Feldherrn Tilly (welcher selbst von seinen Soldaten sagte: „sie seien keine Paradiesvögel, die von der Luft leben könnten!") erstürmt und so hart mitgenommen worden, daß im Jahre 1637, als sich die Nachricht von einem abermaligen Anmarsche der Kaiserlichen in der Stadt verbreitete, die gesammte Einwohnerschaft sich aus dem Staube machte und sich vierzehn Tage lang in den umliegenden Waldungen verbarg. Auch Lübz stand im Jahre 1637 fünf Wochen lang ganz menschenleer, und in Sternberg waren in den Jahren 1638 und 39 nur noch einige wenige Einwohner vorhanden, die sich ihr Brot in den benachbarten Städten zusammen betteln mußten.

Ja, eine Stadt, und zwar diejenige, welche damals nach Rostock die ansehnlichste und bedeutsamste war, wurde dem Lande sogar völlig genommen. Es war dies die alte Hansestadt Wismar, deren sich die Schweden im Jahre 1632 bemächtigten, nachdem sie die Kaiserlichen aus derselben vertrieben hatten. Sie gaben dieselbe auch bei dem Friedensschluße nicht wieder heraus, sondern ließen sich vielmehr auch noch die beiden Aemter Neukloster und Pöel dazu abtreten. Wirklich zurückgegeben an Meklenburg ist alles dies bis auf den heutigen Tag noch nicht, sondern im Jahre 1803 schwedischer Seits an Meklenburg verpfändet, aber für eine so ansehnliche Geldsumme, daß Schweden wohl niemals Lust bezeigen wird, dies Pfand wieder einzulösen. Wie sehr auch diese Stadt während des Krieges herunterkam, wird man aus folgenden Zahlenangaben einigermaßen abnehmen können: vor dem Kriege befanden sich dort 379 große Häuser, 445 sogenannte Buden und 42 Kellerwohnungen; nach Abzug der Kaiserlichen im Jahre 1632 waren aber nur noch vorhanden: 291 große Häuser, 288 Buden und 30 Kellerwohnungen, so daß also binnen wenigen Jahren über zweihundert Wohnstellen in dieser Stadt eingegangen waren!

Anmerk. Im Jahre 1866 zählte Wismar 1390 Wohnstellen, nämlich nach der merkwürdigen, in vielen meklenburgischen Städten üblichen Bezeichnungsweise: 249 ganze, 44 Dreiviertel-, 278 halbe und 819 Viertel-Häuser.

5. Am Schluße des Krieges im Jahre 1648 waren fast alle Dörfer niedergebrannt und wurden zum Theil erst nach längerer Zeit, manche aber auch gar nicht, wieder aufgebaut. In den Aemtern Ivenack, Wredenhagen und Plau waren von etwa 4300 erwachsenen Einwohnern noch 600, im Amte Stavenhagen aber von ungefähr 5000 nur noch 329 übrig, und nicht weniger als dreißig Dörfer und Gehöfte lagen in jenem Jahre in diesem einzigen Amte gänzlich wüste. Im Amte Gnoien sollen nur drei Bauern und eben so viele Kossaten am Leben geblieben sein und im Amte Neukalen gar nur ein Bauer und zwei Kossaten. — In Meklenburg-Strelitz (damals noch zum Herzogthum Güstrow gehörig) sah es nicht minder traurig aus. Ein zwanzig Jahre nach Beendigung des Krieges abgefaßtes Schriftstück entwirft von der selbst damals noch fortdauernden Verödung des platten Landes ein trostloses Bild. Es heißt darin z. B., daß Jatzke und Gentzkow im Jahre 1638 durch Pest und Hunger ganz ausgestorben und die Dörfer selbst eingeäschert seien; Kotelow liege noch größtentheils wüste; Bresewitz sei im Kriege gänzlich ruinirt und kein lebendiger Mensch dort übrig geblieben; von dem 1637 niedergebrannten Cosa-Broma sei nichts als die bloßen Ruinen zu sehen; Küssow habe seit 1638 wüste gestanden; die Dörfer Fürstensee, Gr. und Kl. Trebbow, Wokuhl, Gr. Schönfeld, Karpin, Bergfeld, Godenswegen, Watzkendorf, Läwen u. s. w. seien dem Boden gleich gemacht und kein Mensch darin zu finden.

6. Wir werden uns, nach diesen Angaben zu urtheilen, wohl keine Uebertreibung zu Schulden kommen laßen, wenn wir die Vermuthung aussprechen, daß von den etwa 300,000 Einwohnern, die Meklenburg vor dem Kriege gehabt haben wird, am Schluße desselben nur noch ungefähr 50,000 verarmte und sittlich verwilderte Leute übrig geblieben waren. Der Ackerbau hatte fast gänzlich aufgehört, weil es zum Betriebe desselben an Menschen und Vieh fehlte. Auf den Feldern, die sonst Getreide getragen hatten, wuchsen Gestrüpp und Waldungen empor, — zahlreiche Wölfe und verwilderte Hunde machten die Landstraßen unsicher. — Mit dem Frieden kehrte freilich auch der Betrieb des Ackerbaues wieder zurück; aber die Wiederaufnahme desselben war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. So mußte z. B. in dem Dorfe Zinow (im Strelitz'schen) die größte Kirchenglocke verkauft werden, um für das Geld in Greifswald ein Paar Zugochsen zu erstehen, mit welchen wieder der Anfang zur Ackerbestellung gemacht werden konnte; in manchen Gegenden, wo alles Vieh mangelte, um den Dung für den Acker zu liefern, half man sich dadurch, daß man ganze Waldungen niederbrannte, um die Asche als Düngungsmittel zu benutzen. — Auch manche der während des Krieges in andere Länder geflüchteten Einwohner stellten sich

allmählich wieder ein, und es kamen auch manche neue Einwanderer (namentlich Holsteiner, Dänen, Schweden und Polen); aber dennoch hat Meklenburg in länger als hundert Jahren den im dreißigjährigen Kriege erlittenen großen Menschenverlust nicht wieder verwinden können. — Möge unsere Heimat nie wieder etwas Aehnliches zu erdulden haben, als ein solches Kriegeselend!

267. Der meklenburgische Bauernkrieg.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist Meklenburg noch sechs Male mehr oder weniger in auswärtige Kämpfe mit hineingezogen worden; ein einziges Mal aber hat es auch allein einen Krieg auszufechten gehabt, und zwar einen sehr merkwürdigen Bauernkrieg, welcher nicht, wie die Bauernkriege im Reformationszeitalter, gegen die Fürstenmacht, sondern diesmal für dieselbe geführt wurde.

In Meklenburg-Schwerin, von welchem in Folge der letzten, im Jahre 1701 stattgehabten Landestheilung das Herzogthum Meklenburg-Strelitz abgetrennt war, regierte seit dem Jahre 1713 der Herzog Karl Leopold. Derselbe zerfiel mit seiner Ritterschaft und der Stadt Rostock, und es kamen gegen ihn so viele Klagen vor bei dem damaligen Reichsoberhaupte, dem Kaiser Karl VI., daß dieser endlich den Kurfürsten Georg von Hannover (seit 1714 auch König von England) und den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel beauftragte, mit gewaffneter Hand die meklenburgischen Verhältnisse wieder zu ordnen. Obgleich nun das im Jahre 1719 in Meklenburg einrückende Executionsheer anfangs von den herzoglichen Truppen bei Walsmühlen eine kleine Niederlage erlitten hatte, war doch der Herzog bald gezwungen worden, auf ferneren bewaffneten Widerstand Verzicht zu leisten. Eine kaiserliche Commission nahm nun in Rostock ihren Sitz; der Herzog aber verließ im Jahre 1721 das Land und begab sich nach Danzig, wo er nun mehrere Jahre lang blieb. Da die Geistlichkeit, die Städte (mit Ausnahme Rostocks) und die Bauern auf seiner Seite standen und seinen von Danzig aus erlaßenen Befehlen mehr gehorsamten, als denen der kaiserlichen Commission, so wurde die Verwirrung im Lande endlich so groß, daß der Kaiser den Herzog im Jahre 1728 ganz und gar von der Regierung suspendirte und diese einstweilen dem Bruder und späteren Nachfolger desselben, dem Herzog Christian Ludwig, übertrug. Dies beschloß der inzwischen nach Meklenburg zurückgekehrte Herzog Karl Leopold sich nicht gefallen zu laßen. Von der Stadt Schwerin aus erließ er am 7. Sept. 1733 ein Manifest zu einem allgemeinen Landesaufgebot seiner Getreuen, worin er befahl, daß alle Männer zwischen 18 und 60 Jahren an denjenigen Orten sich einfinden und die Befehle vollziehen sollten, welche ihnen seine Bevollmächtigten noch näher bezeichnen würden. Trotzdem, daß der Herzog Christian Ludwig als kaiserlicher Commissarius sogleich von der Befolgung dieses Manifestes abmahnte, geriethen nun doch die Bauern und die Bürger der kleineren Städte im ganzen Lande in Bewegung.

2. Am nächstfolgenden Sonntage ließ darauf der Herzog Karl Leopold in der Stadt Schwerin, um »seine Getreuen« zum Kampfe für ihn noch mehr zu begeistern, durch die Prediger ein Gebet von den Kanzeln verlesen, welches er selbst verfaßt hatte. Es hieß darin u. A.: »Ich bitte dich, du wollest unsere Feinde in die Hände deines Volkes Israel geben, daß sie mit ihrer Macht und Reisigen zu Schanden werden; gib ihnen ein erschrocken und verzagtes Herz, schlage sie nieder mit dem Schwerte derer, so dich lieben .... Gib deinem Namen Ehre, daß sich schämen müßen alle die, so deinen Knechten Leid thun, und zu Schanden werden; schlage meine Wider-

sacher für mich her, die mich haßen, plagen u. s. w.« — Am Nachmittage nach Beendigung des Gottesdienstes wurden sodann die Trommeln gerührt, worauf sich nicht nur die aus 150 Mann Dragonern bestehende Garnison und die reguläre Miliz, sondern auch die gesammte Bürgerschaft Schwerins nebst anderen ledigen Leuten mit solchen Waffen, als sie hatten auftreiben können, auf dem Markte versammelten. Dort wurde ihnen befohlen, daß sie sich für den folgenden Morgen zu einem Ausfalle bereit halten sollten, um die von den Executionstruppen um die Stadt herum gezogene Postenkette zu vertreiben und dadurch die Verbindung mit dem übrigen Lande zu eröffnen. Die Bürger verlangten, daß auch die in Schwerin wohnenden studirten Leute an diesem kriegerischen Unternehmen sich betheiligen sollten, aber diese bezeigten sehr wenig Lust dazu; auf Befehl des Herzogs erklärten sie sich jedoch endlich bereit, erforderlichen Falles auf dem Schloße und den Stadtwällen Dienste zu thun.

Am folgenden Tage (den 14. September) versammelte sich nun abermals auf ein gegebenes Zeichen die 400 Mann starke Bürgerschaft und die Garnison auf dem alten Gartenplatze, zu denen noch 300 Mann Cavallerie stießen, welche der eben angelangte herzogliche General Tilly (ein Livländer) mitgebracht hatte. Weil aber die Nachricht einlief, daß die feindliche Postenkette sich schon aus freien Stücken zurückgezogen habe und der Weg also frei sei, so rückte die Mannschaft an diesem Tage noch nicht aus. Am 16. September erhielt sie noch durch eine Compagnie Infanterie aus Dömitz eine Verstärkung. — Inzwischen hatten die vom Herzoge ausgeschickten Leute im ganzen Lande die Bauern und in vielen Städten auch die Bürger unter die Waffen gebracht, welche insgesammt, mit Proviant versehen, ihren Marsch nach Schwerin antraten, und schon am 17. traf dort auch ein von Wirthschaftern und Schulzen geführter Trupp Bauern ein; es waren ihrer vierhundert, welche unter Trommel- und Pfeifenklang, mit fliegenden Fahnen und mit geschärften Sensen bewaffnet, ihren Einzug hielten.

3. Das erste kriegerische Unternehmen wurde gegen Neustadt gerichtet, wo damals des Herzogs Christian Ludwig Gemahlin und Kinder weilten. Dieser wollte sich sein Bruder als Geißeln bemächtigen, was auch wohl geglückt wäre, wenn man die dortige nur schwache Garnison ganz unvermuthet hätte überrumpeln können. Aber dies war nicht der Fall, weil man einen Officier Karl Leopolds mit einem Briefe, aus welchem der Angriffsplan erhellte, aufgefangen und schleunig aus Parchim Verstärkung verlangt hatte. Als daher am 17. einige Compagnien regulärer herzoglicher Truppen aus Dömitz und etwa 2000 Bauern aus den umliegenden Aemtern den Angriff begannen, leisteten die Lüneburger einen entschloßenen Widerstand, und als ihnen endlich die Parchimsche Garnison zu Hülfe kam, gingen sie sogar zum Angriffe über und zwangen die Meklenburger, die einen nicht unerheblichen Verlust erlitten, zum Rückzuge. Als Herzog Karl Leopold dies erfuhr, ertheilte er am 19. dem General Tilly Befehle, mit den in Schwerin vorhandenen regulären Truppen und allen dort befindlichen Bürgern und Bauern (deren Zahl sich jetzt schon auf 2000 belief) noch einen zweiten Versuch zur Eroberung Neustadts zu machen. Allein derselbe unterblieb, weil inzwischen die Verwendung dieser Streitmacht an einer andern Stelle nothwendiger geworden war.

4. Nämlich einer von den Bevollmächtigten des Herzogs, Namens Keding, hatte tiefer im Lande 4000 Bauern und Bürger auf die Beine gebracht und mit diesen einen Angriff auf Güstrow begonnen. Er hatte die verschloßenen Stadtthore mit Zimmeräxten einschlagen laßen und war dort eingedrungen, ohne dabei mehr Leute als einen einzigen Trompeter, welcher vom Pferde geschoßen war, zu verlieren, weil die nur aus 300 Mann bestehende Lüneburgische Garnison unter ihrem Obersten Monroy sich auf das Schloß zurückgezogen hatte. — Keding, durch einen großen Theil der Güstrower

Einwohnerschaft verstärkt, versuchte nun mehrere Tage lang sich des Schloßes zu bemächtigen; allein die Besatzung leistete ihm tapferen Widerstand. Diesen zu brechen, ward nun auf die Kunde dieser Vorgänge der General Tilly von Schwerin abgesendet; aber fast gleichzeitig traf mit ihm auch für die bedrängten Lüneburger Entsatz ein.

Auf die Nachricht von Herzog Karl Leopolds Aufgebot war nämlich von dem kaiserlichen Commissarius sogleich ein Courier mit der Bitte um Truppenverstärkung nach Hannover abgesendet; und es waren nun auch sofort 8000 Mann von dort nach Meklenburg aufgebrochen. Wir berichten das Weitere nach den ein sehr anschauliches Bild der Ereignisse gebenden Aufzeichnungen eines Ungenannten, der sich bei diesen Truppen befand: »Nachdem wir am 15. in Gadebusch angelangt waren, wo eine Compagnie unseres Regimentes zurückgelaßen wurde, rückten wir tiefer ins Land und kamen am 16. über Wittenförde (woselbst die Feinde kurz vor unserer Ankunft den Postschreiber aufgehoben und nach Schwerin gebracht hatten) nach Gr. Rogahn. Den 17. kamen wir nach dem Amte Kraak, woselbst wir wohl 800 Bauern auseinander jagten, und den 18. durch Neustadt, wo die meisten der am vorigen Tage (S. 431.) Gefallenen noch um das Schloß her lagen, viele aber auch noch aus dem Waßer gefischt wurden. An demselben Abende kamen wir in Spornitz an, einem großen Dorfe bei Parchim, worin die bösesten Bauern im ganzen Laude wohnten*); aber sie waren alle fort und mit den andern zusammenrottirt. Nachdem wir nun daselbst verdientermaßen Haus gehalten (!), gingen wir des folgenden Tages durch die Stadt Parchim ins Amt Goldberg, woselbst wir den 20. stille lagen und unterschiedliche Partieen auseinander jagten. Hier stieß noch ein Regiment aus Lübz zu uns, und weil wir des Nachts Nachricht bekamen, daß sich über 4000 meklenburgische Soldaten und Bauern in Güstrow befänden, vor welchen sich die Garnison in das Schloß zurückgezogen, dort aber in großer Gefahr sei, so marschirten wir sämmtlich am 21. dort hin und trafen eine Meile vor der Stadt noch einen großen Zug Bauern und Dragoner aus Dömitz an, mehr als 1500 Mann stark, welche gleichfalls nach Güstrow wollten. — Obgleich nun dieselben mehrere Kanonen bei sich hatten und von dem General Tilly selbst geführt wurden, machten wir uns dennoch zum Angriff auf sie bereit. Allein sie warteten denselben nicht ab, sondern zogen durch das Gehölz und gelangten auf näherem Wege eine Stunde vor uns in Güstrow an. Wir trafen dort Abends 6 Uhr hinter dem Schloße ein, aus welchem der Oberstlieutenant Monroy mit Kanonen und Musketen heftig in die Stadt feuern ließ, da die meklenburgischen Jäger und Förster beständig nach dem Schloße schoßen. Es war dem Oberstlieutenant durch beständiges Schießen gelungen, sich noch einen Weg durch den Garten offen zu halten, und auf diesem wurden nun zehn unserer Compagnien einzeln, aber so glücklich in das Schloß gebracht, daß nur ein einziger Mann dabei verwundet wurde. — Nachdem darauf das Feuern die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen 9 Uhr fortgesetzt war, schickten wir einen Tambour in die Stadt und ließen den Tilly fragen, ob er dieselbe mit seinem Schwarm räumen oder von uns die äußersten Maßregeln, nämlich einen kräftigen Ausfall und Niedermetzelung aller Bürger und Bauern in der Stadt erwarten wolle? Er bat darauf um einen Waffenstillstand bis Nachmittags 3 Uhr, wartete aber den Ablauf desselben nicht ab, sondern räumte schon Mittags mit seinem ganzen, 6000 Mann starken Schwarm die Stadt und zog geraden Weges auf Schwan, um nach Rostock zu kommen. Wir hätten sie verfolgen und mehr als die Hälfte niedermachen können, allein unsere Leute waren zu sehr ermüdet. Wir nahmen

*) Es ist eins der größten Bauerdörfer in Meklenburg und hatte nach der letzten Volkszählung etwas mehr als 900 Einwohner.

daher unser Nachtquartier in Güstrow und ließen eine ganze Anzahl von den Einwohnern aufsuchen, welche mit zu den Waffen gegriffen hatten, worunter aber nur wenige anständige Leute, sondern meist schlechte Knechte waren, welche nun von den Soldaten bis auf den Tod geprügelt wurden. Darauf thaten uns die Bürger ein ziemliches zu gute (!).«

5. »Noch am Abende bekamen wir Nachricht, daß der ganze Schwarm des Pöbels schon jenseits Schwan stehe und am folgenden Tage die Stadt Rostock überrumpeln und die Garnison niedermachen wolle. Wir brachen daher am folgenden Morgen (den 23.) wieder auf, um über Schwan nach Rostock zu kommen. Weil wir aber hörten, daß die Leute daselbst die Brücke hinter sich abgeworfen, mußten wir über Hohen-Sprentz ziehen, weshalb wir erst Abends 10 Uhr vor dem Rostocker Mühlenthore anlangten, während jene Bande gleichzeitig vor dem Steinthore eintraf. Wir wurden sogleich mit großer Freude eingelaßen, während jenen Kanonen und eine starke Wache entgegengestellt wurden, worauf sie denn unverrichteter Sache wieder nach Schwan zurückkehrten. Obgleich wir nun die Rostocker Bürger von ihrem augenscheinlichen Verderben und von Plünderung gerettet hatten, wozu auch die Studenten und Bootsleute noch vieles würden beigetragen haben, so thun sie doch unseren Leuten so wenig Gutes, daß sie ihnen nicht einmal ein Stück Brot geben.«

»Alle Tage (so schreibt derselbe Berichterstatter am 4. October aus Rostock weiter) werden jetzt verschiedene Commandos in die umliegenden kleinen Städte und Dörfer geschickt, um die Urheber und Rädelsführer des Aufstandes beim Kopfe zu nehmen und hierher zu bringen, was denn auch ziemlich geglückt, so daß es in hiesiger Gegend wieder ruhiger zu werden beginnt. Unter anderen wurden von unserem Capitän v. Bülow am vorigen Montage aus dem Amte Doberan ein Verwalter, Namens Engelke, der ein schlauer Schelm sein soll, nebst verschiedenen Bauern hereingebracht. Als Bülow mit ihnen vors Thor kam, ließ er einige kleine Kindertrommeln, Pickelflöten und Schalmeien holen und gab jedem gefangenen Bauern eine, worauf sie denn bei ihrem Einzuge, so gut sie konnten, durch die Stadt bis auf den Markt spielen mußten; den Verwalter aber nöthigte er, daß er als Officier mit einer großen Sense auf der Schulter vor den Bauern hermarschiren mußte, welche Komödie einen Zulauf von etlichen tausend Menschen verursachte.« —

6. Der General Tilly hatte sich inzwischen durch seine beiden verunglücktenAngriffe auf Güstrow und Rostock davon überzeugt, daß mit solchen in der Eile zusammengerafften, gänzlich ungeübten und noch dazu möglichst schlecht bewaffneten Leuten, aus welchen sein Corps größtentheils bestand, ordentlichen Truppen gegenüber nichts anzufangen sei und war daher wieder südwärts gezogen, um sich durch das große Lewitz-Bruch nach Schwerin zu retiriren. Bevor er aber letztere Stadt erreichen konnte, war er am 1. October in der Lewitz rings von den Lüneburgischen Truppen eingeschloßen. Die Bürger und Bauern, die er bei sich gehabt hatte, waren schon vorher alle davongelaufen, und auch von seinen Soldaten waren ihm schon mehr als die Hälfte desertirt. Da unter solchen Verhältnissen nicht daran zu denken war, sich nach Schwerin durchschlagen zu können, sah er sich genöthigt, noch an dem bezeichneten Tage die Waffen zu strecken. Sein Corps, welches am 22. September 6000 Mann stark gewesen, war jetzt so zusammengeschmolzen, daß eine Zählung der Kriegsgefangenen nur noch 11 Officiere und Unterofficiere, 59 Reiter und 8 Artilleristen — in Summa also 78 Mann — ergab!

Hiermit war der ganze Feldzug zu Ende, nachdem er kaum drei Wochen gedauert hatte. Es war ein großes Glück, daß er nicht noch länger währte; denn dann hätte die Wintersaat nicht mehr bestellt werden können und eine Hungersnoth wäre im folgenden Jahre unvermeidlich gewesen. — Anerken-

nung verdient es, daß die Bauern nirgends, wie dies doch in den mittel- und süddeutschen Bauernkriegen zur Zeit der Reformation in so großem Maße geschehen war, sich Mißhandlungen ihrer Gutsherren zu Schulden kommen ließen. — Was schließlich den Herzog Karl Leopold selbst betrifft, so machten verschiedene Umstände es ihm möglich, sich noch bis zu Anfang des Jahres 1735 in seiner Residenzstadt Schwerin zu behaupten. Als aber im Februar jenes Jahres ein ernstlicher Angriff auf dieselbe unternommen wurde und die Garnison sich am 9. ergeben mußte, gelang es dem Herzoge, über den See nach dem damals schwedischen Wismar (also ins Ausland) zu entkommen. Im Jahre 1741 kehrte er nach Meklenburg zurück und nahm seinen Wohnsitz in Dömitz, welche Festung immer in den Händen seiner Truppen geblieben war. — Von seiner herzoglichen Würde aber behielt er hinfort nur den leeren Titel; die Regierung blieb in den Händen seines als kaiserlicher Commissarius eingesetzten Bruders, welcher nach des kinderlosen Karl Leopolds Tode im Jahre 1747 auch regierender Herzog von Meklenburg wurde.

268. Die Mission.

(Fortsetzung von Nr. 256.)

Das heidnische Verderben der Kirche, das im fünfzehnten Jahrhundert seinen Gipfel erreichte, spiegelte sich auch in der jetzt aufkommenden Missionsweise. Man fragte nicht mehr nach der Seele und ihrer Rettung durch den Glauben, sondern der Heide war der greulichste Ketzer, dem Blutgericht, der Kirche verfallen. Das neuentdeckte Amerika wurde der jammervolle Schauplatz einer Mission mit Scheiterhaufen und Schwert. Man mußte wünschen, daß ein solches Christenthum den Heiden erlaßen bleibe; denn ihre Früchte waren beßer, als die der Christen. Da erbarmte sich Gott über die Welt, und in der segensreichen Reformation des sechszehnten Jahrhunderts trat das lebendigmachende Evangelium in seiner Gotteskraft wieder an's Licht. Deutschland zuerst, dann die Schweiz und England nebst Holland, Dänemark und Schweden wurden davon beleuchtet. Man las wieder die Bibel, man wußte wieder, was Christus gesagt hatte und was im Alten und Neuen Testament von den Heiden und ihrer Bekehrung steht. Ein beßerer Lebenshauch ging auch über die katholische Kirche, und die Missionen der Jesuiten waren weit edler und gesegneter, als die Mordbekehrungen an den Indianern Amerikas. Sie schritten in die Ostwelt nach Indien, China und Japan, in die Westwelt nach Südamerika, und gewannen, freilich aber mit gefälliger Anschmiegung an das Heidenthum, Hunderttausende für die Kirche Roms; aber sie bekehrten auch nicht wenige Seelen wahrhaftig zu Christo. Die evangelische Kirche rang um ihr Dasein, und nur an ihrem südlichen und nördlichen Ende gab sie ihr erstes Lebenszeichen für die Heidenwelt, indem im Jahr 1556 vierzehn Sendboten von Genf aus nach Südamerika sich wendeten, von Schweden aber drei Jahre später ein Missionar nach Lappland zog. Es war das Jahrhundert der neuen Grundlegung der Kirche. Ihm folgte das Jahrhundert der Vorbereitung der Mission, das siebenzehnte. Dieses war freilich auch die Zeit der todten Rechtgläubigkeit; die Kirche baute ihre Schanzen und Brustwehren gegen die Secten und gegen Rom, und im Geschäft dieses Baues waren nur wenige Augen offen für die Noth der Heiden. Jenseit des Weltmeers predigten Colonisten, die um ihres Glaubens willen aus England vertrieben worden waren, das Evangelium. Da erfochten Eliot und Mayhew (Mähjuh) ihre herrlichen Siege unter den kriegerischen Indianern Nordamerikas.

In Ceylon und auf den moluckischen Inseln bekehrten die Holländer durch Staatsbefehle die Völker, und ein großer Haufe von Christenheiden ward gesammelt. In England entstand im Jahr 1647 eine Gesellschaft

für Heidenbekehrung, die erste dieser Art. Auch Bibelübersetzungen in die Sprache der Araber, Malayen und Indianer wurden begonnen.

Das achtzehnte Jahrhundert war die Zeit der Verbindung für die Mission, und bis in unsere Tage herein erstreckt sich sein Wirken. Die Engländer schritten im Jahr 1701 voran mit Gründung der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums im Ausland; der edle August Hermann Franke zu Halle folgte im Jahre 1705, auch Dänemark reichte dazu die Hand, und die apostolischen Männer Ziegenbalg und Gründler begannen ihr Werk unter den Tamulen in Indien. Der berühmte Weltweise, Bischof Berkeley in England, widmete sich mit Kraft der Rettung der Indianer Nordamerikas seit 1709; der unermüdliche Egede ging von Dänemark nach Grönland und arbeitete der Brüdergemeinde vor. — Diese Gemeinde wurde hierauf die gesegnetste Trägerin des Missionslebens in der Kirche. Im Jahr 1732 eilten ihre ersten Boten nach Westindien, und zehn Jahre später hatte sie schon auf St. Thomas, St. Croix (Croah), in Grönland und Nordamerika, in Surinam, in Südafrika, in Guinea, in der Tartarei, in Ceylon, Algier und Lappland das Wort Gottes verkündigt. In Amerika trat Brainerd auf (1741), und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lagen bereits so viele Proben von der Kraft der einfältigen Predigt vor Augen, daß nun Schlag auf Schlag die Vereine sich schloßen, denen seitdem so viel Segen und Sieg unter den Heiden gegeben ward. Da entstand im Jahr 1786 die Missionsgesellschaft der Wesleyanischen Methodisten, 1792 die der Baptisten, 1795 die Londoner, 1796 die niederländische und die schottische, 1801 die kirchliche Missionsgesellschaft in England und das Missionsseminar (Bildungsschule für Missionare) zu Berlin.

So rücken wir denn in unser eigenes Jahrhundert, das neunzehnte, herüber, das wir die Zeit der Missionsunternehmung und des Missionssiegs nennen können. In rascher Aufeinanderfolge bildeten sich neue Missionsgesellschaften und Missionsschulen: in Basel (im Jahr 1816), in Berlin (1824), Barmen (1828), Hamburg und Dresden (1836); dann auch in außerdeutschen Ländern, wie Frankreich, Schweden, Norwegen. In England sind noch acht, in Nordamerika sieben Gesellschaften nachgewachsen. — Am Eingang dieses Jahrhunderts stehen, wie die heilverkündenden Wächter seiner Pforte, zwei große Vereine. Der eine ist die Traktatgesellschaft, im Jahr 1799 gegründet, die in wohl 150 Sprachen der Erde über 100 Millionen kleinerer und größerer Schriften zu christlicher Erbauung und evangelischem Unterricht gedruckt und vertheilt hat; der andere wurde im Jahr 1804 errichtet: die britische und ausländische Bibelgesellschaft. Dieselbe hat die Bibel zum wohlfeilsten Buch gemacht und den Missionsgesellschaften von Anfang an auf's Beste in die Hand gearbeitet.

Dieser Ueberblick zeigt zur Genüge, wie die christliche Kirche wirklich sich zu allen Zeiten als eine Missionsanstalt angesehen und aus kleinem, senfkornartigem Anfang ihre Zweige immer weiter ausgebreitet hat. Die Zahl der Christen hat durch die verschiedenen Jahrhunderte etwa in folgender Weise zugenommen: es mögen zu Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt 500,000 Seelen zur Kirche Christi gehört haben. Im Lauf des zweiten Jahrhunderts stieg die Zahl derselben auf 2 Millionen, im dritten auf 5, im vierten auf 10, im fünften auf 15, im sechsten auf 20, im siebenten auf 25, im achten auf 30, im neunten auf 40 Millionen. Am Schluß des zehnten Jahrhunderts war die Zahl der Bekenner Jesu Christi bereits auf etwa 50 Millionen angewachsen; im elften stieg sie auf 70, im zwölften auf 80 Millionen Seelen. Im dreizehnten allein machte sie einen Rückschritt bis zu 75 Millionen, im vierzehnten dagegen hob sie sich wieder auf 80 und vermehrte sich dann im fünfzehnten bis zu 100, im sechszehnten zu 125, im siebenzehnten zu 150, im achtzehnten bis zu 200 Millionen. Jetzt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, schlägt man die Zahl sämmtli-

cher Bekenner des Christenthums auf 340 Millionen Seelen an. Wie viele wird man am Schluß desselben zählen dürfen?

Gar bedeutsam haben sich in Deutschland, in England, in Nordamerika an die Gesellschaften zur Bekehrung der Heiden auch solche angeschloßen, die für die Bekehrung des Volks Israel thätig sind. Der geistige Geburtsort der Judenmission ist eigentlich das Kloster Bebenhausen bei Tübingen. Hier hatte nämlich der Stifter des halleschen Waisenhauses, August Herrmann Franke, den greisen Prälaten Hochstetter besucht. Dieser sagte unter Anderem zu Franke: »Einen dreifachen Wunsch habe ich immer meinem Gott vorgetragen: erstens, daß doch der Herr eine neue Ausgießung des Geistes über unsere deutsche Christenheit schicken wolle; zum Andern, daß er Arbeiter in das weite Feld der Heiden senden wolle; zum Dritten, daß auch erbarmende Herzen an den Weinberg Israels denken möchten. Die beiden ersten Gebete hat mein Herr in Gnaden erhört. Ach, daß doch auch mein letzter Wunsch noch möchte in Erfüllung gehen.« Franke nahm das Wort des alten Beters zu Herzen, erzählte davon in Halle seinen Studenten, und hier fand es im Herzen eines jungen Mannes, Namens Kallenberg, einen empfänglichen Boden. Im Jahre 1728 ward das jüdische Institut Kallenberg's gegründet, von dem die ersten Missionare unter die Juden ausgegangen sind, unter diesen der unermüdliche Stephan Schultz.

Durch die Mission unter dem Volk Israel bekommt erst das ganze Missionswerk seinen Schluß, wenn die Fülle der Heiden (Röm. 11, 25) eingeht und Israel mit seiner Fluch- und Rettungsgeschichte als mächtiges Prediger- und Zeugenvolk zugerichtet wird. Denn die Mission hat ein großes Ziel: das Reich Gottes auf Erden, den Sieg über die Heidenmacht, die große, seit Jahrtausenden verheißene Ausgießung des heiligen Geistes über alles Fleisch.

269. Die Bibelgesellschaften.

(Nach Sartorius — Berichten der Allgemeinen Zeitung. Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Württembergs.)

Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. (Luc. 11, 28.)

»Die Anfänge aller großen Werke Gottes« — sagt Johann Wessel, ein Vorläufer der Reformation — »sind stets von geringen Keimen ausgegegangen; aus dem kleinsten Kern wächs't der Feigenbaum hervor; aus der Eichel wird die gewaltige Eiche.«

Einen Beleg für die Wahrheit dieses Wortes gibt auch die Geschichte der Bibelgesellschaften.

Ein armer Landpfarrer aus der ärmsten Gegend Englands kam im Jahr 1804 zum Besuch nach London und bat bei der Gelegenheit einige christliche Freunde um eine Beisteuer, damit er für die dürftigsten seiner Gemeindeglieder Bibeln kaufen könne. Diesen Freunden fiel es bei dieser Gelegenheit auf's Herz, daß noch so viele ihrer Mitmenschen ohne Bibel seien. Sie wußten die Theilnahme hierfür auch in weiteren Kreisen anzuregen, und weil man sich in England schon damals gern zur Erreichung von allerlei gemeinnützigen Zwecken zusammenthat und gesellschaftliche Vereine gründete, so wurde auch eine Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel gestiftet: Die britische und ausländische Bibelgesellschaft.

Die Hauptthätigkeit dieser Gesellschaft ging und geht dahin, die Bibeln um möglichst billigen Preis in der ganzen Welt, unter Christen, Juden, Muhamedanern und Heiden auszubreiten. Dieser schöne Verein hat nicht nur in England selbst tiefe Wurzeln geschlagen, sondern er hat auch, wie ein Baum von mächtigem Wuchs, seine Aeste und Zweige weithin über andere evangelische Länder der Erde hinausgestreckt. Im Jahr 1847 zählte

man in Großbritannien selbst 2663 große und kleine Bibelvereine, an welche sich in den englischen Besitzungen in Canada, Ost- und Westindien, Afrika und Australien noch 492 anschloßen. Zu diesen 4155 britischen Vereinen gesellten sich 56 größere Bibelgesellschaften als bereits herangewachsene Töchter der englischen Muttergesellschaft, welche über das Festland von Europa und Amerika zerstreut und wieder von zahlreichen kleineren Töchtern umgeben sind.

In den 4 ersten Jahren hat die britische Bibelgesellschaft durchschnittlich je 20,000 Exemplare der Bibel verbreitet; im vierundzwanzigsten Jahr ihres Bestehens waren es gerade 365,000, eben so viel mal 1000 Bibeln als Tage im Jahr, und im Jahr 1847 allein betrug die Zahl der ausgegebenen Bibeln und Neuen Testamente 1,419,283 Exemplare.

Und doch verschwindet diese Summe fast ganz, wenn wir hören, daß die Zahl der Bibeln, welche die englische Bibelgesellschaft bis zum Jahr 1847 verbreitet hat, die Höhe von 19,741,770 erreicht. Die 56 Töchtergesellschaften in den nicht britischen Ländern haben aber auch der Mutter wacker nachgeeifert und bis dahin 11,207,086 Bibeln und Neue Testamente ausgegeben, und so beläuft sich die Aussaat von Bibeln und Bibeltheilen, welche durch sämmtliche Bibelgesellschaften vom Jahr 1804 bis zum Jahr 1847 in der Welt ausgebreitet worden sind, auf nahezu 31,000,000, und das in mindestens 180 verschiedenen Sprachen und Mundarten.

Natürlich brauchen diese Bibelgesellschaften zu diesen ihren Leistungen Geld, und zwar viel Geld; und das hat ihnen auch bis jetzt nicht gefehlt. Im ersten Jahr war die Einnahme der britischen und auswärtigen Gesellschaft 719 Pfund Sterling; im dreizigsten betrug sie bereits hundertachtzigmal so viel; im Jahr 1847 war sie ungeachtet der großen Theuerung auf 117,440 Pfund gestiegen. Die Gesammtausgabe dieser Gesellschaft beträgt in den 43 Jahren ihres Bestehens bis zum Jahr 1847 nicht weniger als 3,356,892 Pfund Sterling.

Das ist viel Geld! Aber wo kommt denn das Alles her? — Mit diesen großen Geldsummen, die da jährlich für diesen Zweck zusammenfließen, geht es, wie mit den Waßerströmen: hundert und aber hundert Bäche und Bächlein gießen da ihre Waßer zusammen, und was das Schönste ist, sie thun das munter und lustig, ohne allen Zwang und Drang. Ja, diese Millionen, welche jährlich für die Verbreitung der Bibel zusammenkommen, werden nicht durch obrigkeitlichen Befehl zusammengepresst, sondern fließen zusammen aus den Händen Derer, die gern etwas von dem Ihrigen für eine Bibel geben, damit das Wort Gottes Denen, die es noch nicht zu schätzen wißen oder nicht bezahlen können, recht wohlfeil oder auch ganz umsonst gegeben werden möge. Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Herrschaften und Diensiboten, Weiße und Farbige bieten sich dabei die Hände. Da finden wir z. B. in den Rechnungen vom Jahr 1846 als eingenommen aufgeführt 56,000 Pfund aus verkauften Bibeln, über 33,000 Pfund aus Beiträgen größerer und kleinerer Hülfsvereine, mehr als 8000 Pfund durch Vermächtnisse und Geschenke und nahe an 2000 Pfund durch regelmäßige Jahresbeiträge. Da stehen Geschenke von 100, 200, 300, Vermächtnisse von 100 bis 800 Pfund neben kleineren Gaben, und manche schöne Summe ist aus den Schillingen und Pfennigen von Handwerkern und Bauersleuten, oft von Wittwen und Kindern, zusammengekommen. Manche befördern die Sache dadurch, daß sie sich freiwillig zum Verkauf von Bibeln hergeben. So stellten sich im Jahr 1847 in der englischen Fabrikstadt Manchester 2 Fabrikmädchen des Abends gewöhnlich vor die Thüren einer Fabrik und boten die Bibeln feil, die sie sich aus dem Bibellager der Bibelgesellschaft geholt hatten. Auf solche Weise wurden von diesen 2 Fabrikkindern allein gegen 2000 Bibeln und Neue Testamente verkauft. — Männer, die den Werth des Wortes Gottes am eigenen Her-

zen erfahren haben, entschließen sich, mit Bibeln zu hausiren und durch gelegentliches Vorlesen und Gespräch die Leute auf den kostbaren Schatz, der in der Bibel enthalten ist, hinzuweisen. Man nennt sie die Colporteure oder Bibelträger, Bibelhausirer.

»Was für ein wunderlicher Postmann bist du geworden!« rief vor einiger Zeit ein Schiffer dem holländischen Bibelträger van Dorp zu, als er ihn mit seinem Bibelsack auf dem Rücken an sich vorübergehen sah. »Ich bin ein höherer Postmann worden,« antwortete dieser, »als es irgend einen auf Erden gibt; ich trage Briefe vom Himmel aus, und für dich hab' ich auch einen.«

Hunderte von solchen Briefträgern durchziehen die Länder und bieten allenthalben das Wort des Lebens an. Bei den fernsten Völkern findet es nach und nach Zutritt. Aus dem fernen Neuseeland (einer Doppelinsel in der Südsee, etwa so groß als England, Schottland und Irland zusammengenommen), wohin 10 Kisten mit Bibeln in der Sprache der Neuseeländer abgegangen waren, schreibt ein christlicher Prediger im Jahr 1846: »Ich reis'te kürzlich 800 (englische) Meilen und fand allenthalben, daß die Landeseingeborenen im Besitz von Neuen Testamenten waren und täglich in der Stille für sich darin lasen, um über ihren wichtigen Inhalt nachzudenken. Zudem kommen beinahe alle Einwohner der Dörfer zweimal des Tags zusammen, um das Buch Gottes sich öffentlich vorlesen zu laßen, wobei sie allerlei Fragen vorlegen und sich Auskunft darüber erbitten. Das sind Leute, die noch vor wenigen Jahrzehenden ihre gefangenen Feinde geschlachtet, gebraten und aufgefreßen haben.«

Auch der armen Blinden hat die fleißige Bibelgesellschaft nicht vergeßen. Sie hat die Evangelien und andere biblische Bücher so drucken laßen, daß die Leute, welche das Wort nicht mit den Augen zu lesen im Stande sind, dies nun mit ihren Fingern thun können. Ein Blinder erhielt im Jahr 1846 zum Neujahr einen Psalter mit erhabener Schrift. Obgleich der Tastsinn seiner Hände früherhin durch Frost gelitten hatte, las er doch so fleißig darin, daß er in kurzer Zeit die 50 Psalmen des ersten Bandes auswendig wußte. Einer blinden Frau in England wollten nicht einmal die Finger mehr zum Lesen ihren Dienst thun; denn die Haut an ihren Fingerspitzen war durch Spinnen und andere Handarbeiten, mit denen sie sich ehrlich durchzubringen suchte, so rauh und grob geworden, daß sie die Buchstaben nicht recht durchfühlen konnte. Sie suchte mit einem Meßer die harte Haut zu entfernen, aber vergebens; sie verwundete nur darüber einen Finger. Indem sie mit demselben an den Mund fährt, den Schmerz zu lindern, wird sie inne, daß die Haut ihrer Lippen ja viel weicher und zarter sei. Sie versucht nun, ob sie nicht mit den Lippen die Buchstaben beßer erkennen und durchfühlen könne, und siehe da! es gelingt ihr, so mit Hülfe der Lippen, die sie über den Linien hinbewegte, vollständig lesen zu lernen. So schlürfte sie nun mit durstigen Zügen unmittelbar an der Lebensquelle das Waßer, auf das, wie der Herr sagt, einen nimmermehr dürstet.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat in 43 Jahren ihres Bestehens mindestens eben so vielen Exemplaren der Bibel das Dasein gegeben, als vor ihrer Entstehung je in der Welt geschrieben und gedruckt worden sind. Und dennoch muß man auch bei dieser großen Thätigkeit der Bibelgesellschaften immer noch sagen: »Was ist das unter so Viele?« — Denn man kann annehmen, daß kaum erst der zwölfte Theil der gesammten Menschheit mit der Bibel versehen ist.

Die Erde ist von ungefähr 1200 Millionen Menschen bewohnt, von denen noch etwa 600 Millionen im Heidenthum leben. Wollte man auch nur unter eine Million Menschen täglich 100 Bibeln vertheilen, so brauchte man schon ein volles Menschenalter, etwa 33 Jahre. Für 30 Millionen

reichte schon Methusalah's Alter nicht mehr recht zu, und bis man alle 600 Millionen Heiden unter obiger Bedingung mit Bibeln versehen hätte, wobei wir für das Jahr nur 300 Arbeitstage annehmen wollen, — wer kann das schnell im Kopf ausrechnen, wie viel Jahre hierzu erforderlich wären?

Wem bei einer solchen Rechnung bange werden will, der denke doch nur zurück an den kleinen Anfang der nun schon so weit verzweigten Bibelgesellschaft. Wer hätte diesem Pflänzlein in weniger als 5 Jahrzehenden einen solchen Wuchs versprechen mögen? Es wirken bei der Ausbreitung des Wortes Gottes Kräfte mit, die sich nicht durch Mehren und Theilen nach der Rechenkunst bemeßen laßen. — »Er sendet seine Rede auf Erden; sein Wort läuft schnell.« (Ps. 147, 15.)

270. Die Kriege zur Befreiung von der französischen Herrschaft.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Ebenso, wie Meklenburg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den wilden Strudel des 30jährigen Krieges hineingezogen wurde und auf eine kurze Zeit unter fremde Herrschaft gerieth, lief es auch zu Anfang unseres Jahrhunderts Gefahr, von dem Strudel der Napoleonischen Kriege verschlungen zu werden. Denn wenige Wochen nach der für Preußen so verhängnisvollen Schlacht bei Jena (14. October 1806), in Folge deren eine preußische Heeresabtheilung unter Blüchers Führung, von den Franzosen verfolgt, fechtend durch Meklenburg nach Lübeck gezogen war, ließ der Kaiser Napoleon unter allerlei nichtigen Vorwänden Meklenburg-Schwerin für sich in Besitz nehmen, und der damalige Herzog Friedrich Franz I. mußte ins Ausland flüchten. Zwar erhielt letzterer durch Vermittelung des ihm verwandten rußischen Kaisers Alexander schon im folgenden Jahre (1807) sein Land wieder, aber gewissermaßen nur als Vasall des Kaisers Napoleon; denn er mußte dem berüchtigten Rheinbunde beitreten, welchen dieser als ein ganz und gar von ihm abhängiges Werkzeug aus den kleineren Trümmern des im Jahre 1806 zerfallenen deutschen Reiches hergestellt hatte. Auch der Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz trat nothgedrungen diesem allen patriotisch gesinnten Deutschen verhaßten Bunde bei, und beide Herzöge mußten sich sogar bequemen, im Jahre 1812 an dem Kriege Napoleons gegen Rußland Theil zu nehmen und etwas mehr als 2000 Mann zu demselben zu stellen, von denen etwa $\frac{9}{10}$ auf diesem entsetzlichen Feldzuge ihr Leben verloren.

2. Der für Napoleon so unglückliche Verlauf dieses Krieges gab endlich den Deutschen die schon so lange ersehnte Gelegenheit, das verhaßte Joch der französischen Herrschaft wieder abzuschütteln. Nachdem der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu diesem Zwecke ein Bündnis mit Rußland geschloßen und im März

1813 sein Volk gegen Napoleon zu den Waffen gerufen hatte, waren die beiden meklenburgischen Herzöge die ersten unter den deutschen Fürsten, welche diesem Beispiele folgten. Sie erließen eine Ansprache an die Bevölkerung ihrer Länder, durch welche auch sie ihre streitbare junge Mannschaft zu den Waffen riefen und zugleich aufforderten, die Befreiung Deutschlands auch noch durch freiwillige Gaben zu unterstützen. Diesem fürstlichen Rufe entsprach man mit der größten Begeisterung. In Meklenburg-Schwerin meldeten sich so viele Freiwillige zum Kriegsdienste, daß zwei Jägerregimenter, jedes ungefähr 600 Mann stark, aus ihnen gebildet werden konnten. In Meklenburg-Strelitz wurde in gleicher Weise ein 480 Mann starkes Husarenregiment errichtet, an welches sich noch 60 freiwillige Jäger anschloßen, und viele sich zum Kriegesdienste Meldende mußten noch zurückgewiesen werden, theils weil sie noch zu jung waren, theils aber, weil das Regiment schon vollzählig war. Mehr als zweihundert derselben traten daher in preußische Regimenter, namentlich in „Lützows wilde verwegene Jagd." Ja selbst die Tochter eines Friedlander Ackerbürgers, Auguste Krüger, trat verkleidet in ein preußisches Regiment, machte den ganzen Feldzug mit und kehrte glücklich aus demselben heim, nachdem sie ihrer Tapferkeit wegen das eiserne Kreuz und den rußischen St. Georgenorden erhalten hatte. — Auch die freiwilligen Gaben an Geld und Geldeswerth floßen in beiden Ländern so reichlich, daß in Meklenburg-Strelitz sogar die ganze Ausrüstung des Husarenregimentes davon bestritten werden konnte. Der Herzog Karl ging selbst mit gutem Beispiele voran und gab sein ganzes Silbergeschirr her; desgleichen opferten die meisten Einwohner den größten Theil des ihrigen, die Zünfte ihre silbernen Becher und Schilde; auch an Pretiosen und an baarem Gelde wurde so viel gegeben, daß in dem kleinen Ländchen, welches damals noch nicht 70,000 Einwohner zählte, ungefähr 155,000 ℛ zusammenkamen. Das Corps der Strelitzer Ritterschaft schenkte 180 Pferde, das der Städte 8000 ℛ. Außerdem bildeten sich mehrere Frauen- und Mädchenvereine, welche durch den Verkauf der von ihnen gefertigten Arbeiten nicht unbedeutende Summen gewannen und solche an Lazarethe zur Verpflegung der Verwundeten einsendeten. — In ähnlicher Weise bethätigte sich der patriotische Sinn der Meklenburg-Schweriner Bevölkerung.

3. So anerkennungswerth nun auch diese Leistungen im Verhältnis zu den Kräften und Mitteln unseres Landes waren, so konnten sie doch in Bezug auf den endlichen Ausgang jenes Riesenkampfes, um den es sich hier handelte, von keinem erheblichen Einfluße sein. Dennoch aber hatte Meklenburg einen sehr wesentlichen Antheil an dem glücklichen Erfolge; denn außer den Soldaten und dem Gelde, die es gab, stellte es auch den Feldherrn,

ohne welchen Napoleons Macht schwerlich so völlig gebrochen worden wäre. Es war dies der berühmte „Marschall Vorwärts," Gebhard Lebrecht v. Blücher, geboren 1742 zu Rostock, welcher seine kriegerische Laufbahn im siebenjährigen Kriege bei den Schweden begann, bald aber in preußische Dienste übertrat, dort allmählich von Stufe zu Stufe emporstieg und endlich im Jahre 1813, als der Entscheidungskampf gegen Napoleon begann, als Feldherr an die Spitze eines der drei Heere, welche die Verbündeten errichteten, gestellt wurde. Es war dies das „schlesische Heer", welches seiner Führung anvertraut wurde, und mit welchem glänzenden Erfolge, ist mit unvergänglicher Schrift in den Geschichtsbüchern Deutschlands aufgezeichnet. Blücher verdankte dies weniger seiner Feldherrenkunst, als seinem unverwüstlichen Muthe.

»Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die norddeutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in den Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.«

(E. M. Arndt.)

4. Das Meklenburg-Strelitzsche Husarenregiment ward dem schlesischen Heere, und zwar der Brigade des Prinzen Karl von Meklenburg-Strelitz (zweiten Sohnes des regierenden Herzogs) zuertheilt, und machte, sich ehrenvoll auszeichnend, den ganzen Feldzug bis zur Einnahme von Paris (30. März 1814) mit. Es wurde dabei so sehr vom Glücke begünstigt, daß es durch alle Schlachten und Strapazen im Ganzen nicht mehr als 59 Mann verlor. Auf eine specielle Schilderung der Thaten und Schicksale dieses Regimentes können wir uns natürlich hier nicht einlaßen. Wir heben daher, um wenigstens den unter diesen Truppen herrschenden Geist zu zeigen, nur eine einzige Scene aus ihrem Thun und Treiben hervor, nämlich die Schlacht bei Möckern am 16. October 1813, durch welche Blücher den Sieg in der großen Leipziger Völkerschlacht anbahnte. Wir berichten mit den Worten eines Augenzeugen, des Lieutenants Milarch (gestorben 1862 als Kirchenrath zu Schönbeck bei Friedland), welcher als Lehrer an der Schule zu Neubrandenburg mit mehreren seiner Schüler zu den Waffen gegriffen hatte und in das Strelitzsche Husarenregiment eingetreten war.*)

*) Er hat später die Geschichte des Regiments geschrieben. Sein anonym erschienenes, anziehendes Buch führt den Titel »Denkwürdigkeiten des Meklenburg-Strelitzschen Husarenregimentes in den Jahren 1813—15. Neubrandenburg 1854 bei C. Brünslow.

„Am 15. October Mittags," so erzählt Milarch, „zog das Regiment durch Halle auf Skeuditz zu. Vor Abend holte Vater Blücher, wie er bei den Soldaten genannt wurde, uns ein, und nach freundlicher Begrüßung des Obersten Warburg, welcher das Regiment commandirte, sagte er: „Na, Landsleut', wenn wir morgen um diese Zeit nicht alle seelenvergnügt sind, so hat uns entweder der Teufel geholt, oder wir haben uns geschlagen wie die Hundsfötter." — „Nun, Excellenz", erwiederte Warburg, „führen Sie uns nur hinein, für's Durchkommen laßen Sie unsere scharfen Meßer sorgen." Der Alte ritt eine ganze Strecke an der Spitze des Regimentes mit uns, sich ferner mit Warburg unterhaltend, und eilte dann nach manchem Wechselgespräche mit freundlichem Abschiedsgruße rascher vorwärts. Das Regiment übernachtete in der Beiwacht in der Nähe eines Dorfes unfern Skeuditz. Drei Kanonenschüße spät am Abend verkündeten den Truppen, sich zur Schlacht am morgenden Tage bereit zu halten. Das Regiment lag etwas rechts seitwärts ab vom Lager der Infanterie, aus dem her die Töne der Melodie des Abendliedes, von den Musikchören gespielt, nur ganz schwach und leise vom Windhauch zu uns herübergetragen wurden. Von den 20,848 Mann, die an dem Abend von ihnen sich an ihre Nachtruhe mahnen ließen, vernahmen Tausende sie niemals wieder."

„Als am 16. Vormittags der Kampf der Vorhut des schlesischen Heeres in den Dörfern auf der Straße nach Leipzig immer heftiger wurde, erhielt die Brigade des Prinzen Karl den Auftrag, diesen Kampf zu unterstützen, und unserem Regimente fiel nun wieder das Geschäft zu, unsere Batterie zu decken, welche vorging, dem Angriff unseres Fußvolks mehr Nachdruck zu geben. Um mit den in der Nähe kämpfenden befreundeten Truppenabtheilungen in Verbindung zu bleiben, wurden mit diesen Ordonnanzen ausgetauscht, für den Fall, daß man sich gegenseitig schnell Mittheilungen zu machen habe. An den bei dem Vortrab commandirenden Major Hiller wurden die Meklenburg-Strelitzschen Jäger v. Fabrice und Hoth als Ordonnanzen entsendet, und als diese im hitzigsten Momente des Gefechtes den schwer verwundeten Major v. Hiller aus dem Kampfe führten, wurden sie von demselben aufgefordert, ein seiner Officiere fast ganz beraubtes Landwehrbataillon durch ermunternden Zuruf noch einmal zum Sturm gegen eine vom Feinde hartnäckig vertheidigte Ziegelscheune vorzuführen. Hoth band ein Tuch um die Spitze seines Säbels und rief, es schwenkend, während Fabrice sein sich sträubendes Pferd mit dem Säbel antrieb: „Mit Gott für König und Vaterland"! — und mit ernster Faßung, das Gewehr rechts zum Sturm, folgte das Bataillon. Als aber die feindlichen Kugeln wie fallender Hagel in die Bajonette und Gewehre der Landwehr-

männer hineinklapperten, bemerkte Hoth zu seinem Gefährten gewendet: „By Muttern in de Spieskaamer iß dat doch beter"! Der Angriff des Bataillons mit stürmischem Hurrah hatte Erfolg."

„Inzwischen hielt unser Husarenregiment stundenlang unthätig in der Feuerlinie und erlitt mehrere Verlüste. Endlich behauptete die Natur ihre Rechte bei Roß und Mann. Die Pferde zitterten wie Espenlaub, und um die drohendste Gefahr zu meiden, entstand hie und da ein Drängen und Schwanken in den Gliedern. — „Richtet euch!" — „Gewehr auf!" — „Zügel kurz"! — Faustriemen über die Hand! Es gibt bald für uns etwas zu thun!" — Diese Worte unseres Chefs, zur rechten Zeit dem Regimente zugerufen, brachten feste Haltung in die Glieder und Gleichgewicht in manches schwankende Herz. Zum Glück sprengte gleich darauf ein Adjutant mit dem Rufe daher: „Cavallerie vor!" — Eben wollte Warburg „Vorwärts Marsch"! commandiren, als der Lieutenant v. T. mit der Bitte herbeigelaufen kam, ihm ein Husarenpferd abzutreten, da er das seine dem Prinzen Karl gegeben, dessen Pferd durch zwei Kugeln getödtet worden. Während Warburg ihn auf die Handpferde anwies, kam das Pferd des v. T. ohne Reiter daher gelaufen und ward von einigen Husaren aufgegriffen. „So ist der Prinz gefallen!" riefen mehrere Stimmen, als das Commandowort „Marsch!" und die Signaltrompete „Trab"! uns rief, der Grimm erfüllten Brust Luft zu machen. Ein schräg vorübergehender Hohlweg, vom feindlichen Geschütz scharf bestrichen, war zu passiren; aber bei wiederholter Mahnung: „Zügel kurz!" und beim Aufsteigen: „Kammhaare gefaßt!" kamen wir glücklich hinüber, ohne daß ein Pferd strauchelte, und die im Augenblicke gelockerte Linie ward schnell wieder hergestellt. Da ward der schwer verwundete Prinz von einigen Musketieren auf den Schultern vorüber getragen. Mehrere Jäger und Husaren sprengten aus den Gliedern, um ihren Fürstensohn zu sehen, und fragten mit Thränen in den Augen, wie es ihm gehe? „Haltet euch nur so brav, wie bei Wartenberg, Kinder, mit mir wird's wohl wieder beßer", rief er uns zu, und unmuthsvoll, noch nicht am Feinde zu sein, bewegte sich das Regiment vorwärts, bis hart an die zwölfpfündige Batterie, die mit Geschwindfeuer uns vorarbeitete. Dort hielt auf dem hitzigsten Punkte der Entscheidung der General York, oft eingehüllt in den Pulverdampf seiner eigenen Batterie. und den Qualm der brennenden Ziegelscheune in Möckern, den der Luftzug zu uns herüber führte, in seiner gewohnten Ruhe den Angriff der ersten Brigade auf den vom Feinde so hartnäckig vertheidigten Punkt seiner Stellung, links hinter Möckern, beobachtend. Er befahl dem Obersten v. Warburg, gewisse feindliche Bataillone im Auge zu behalten, die schon einmal gewankt hätten; sobald dieselben unter dem heftigen, auf

sie eröffneten Artilleriefeuer wieder wackelten, solle er sie angreifen. — Dieser lange ersehnte Augenblick kam endlich. Das Regiment wendete sich gegen ein feindliches Quarrée, und da beide Flügel des ersteren über die Fronte des letzteren hinausreichten, alle Husaren aber unwillkürlich nach diesem Ziele hinstrebten, so entstand ein solches Gedränge, daß manche Pferde auf Augenblicke wie in der Luft schwebend getragen wurden. Zu früh gab die dem Regimente zugekehrte Seite des Viereckes Feuer. Der Ruf: „Marsch, Marsch! Hurrah!" trieb Roß und Mann in beflügelter Eile auf den Feind. Auf die linke Ecke des Viereckes ward ein im Gedränge vorgeschobener Keil hingewälzt, welcher diese Ecke von der übrigen Masse des Quarrées gleich beim ersten Ansturz trennte, und da v. Warburg die überragenden Flügel des Regimentes rechts und links schwenken ließ, so ward das Viereck zugleich von vorne, von der Seite und vom Rücken gefaßt; an mehreren Punkten war man sogar gleich beim ersten Ansturz in dasselbe eingedrungen. Nur an einzelnen Punkten, wo die Linie nicht gleich durchbrochen worden, entstanden Augenblicke bänglicher Erwartung. Die Husaren, ihre Pferde links wendend, drängten immer näher und näher heran und hieben nach den Vorderen, besonders nach den ihre Leute anfeuernden Officieren, die mehrentheils und oft mit vielen Hieben im Gesicht gezeichnet wurden. So einestheils an mehreren Stellen durchbrochen und haufenweise abgesprengt, anderentheils von allen Seiten immer enger zusammengekeilt, blieb dem Feinde kein Ausgang zu entkommen. Der Zuruf „Streckt's Gewehr!" ward entweder überhört, oder die Aufmunterung einiger feindlicher Officiere, sich zu halten, fand mehr Eingang. Noch hielt sich die größere Masse mit den Waffen in der Hand, aber an mehren Stellen lösete sich das Gefecht zum Einzelkampfe auf. Der Rittmeister v. Lüttichau, Führer der Jäger, sprengt vier davoneilenden Officieren nach und fordert sie auf, sich zu ergeben. Sie treten zu ihm heran, als wollten sie ihm ihre Degen überreichen, und er neigt sich, mit herabhangendem Säbel, jene in Empfang zu nehmen. Aber plötzlich reißt ihm der eine seinen Säbel von der Hand, ein zweiter ergreift den Zügel des Pferdes und ruft ihm französisch zu: „Ihr seid unser Gefangener!" und sind eben im Begriff, ihn abzuführen. Da hören einige Jäger den Ruf: „Jäger!" vermißen ihren Führer, sehen seinen Schimmel in einiger Entfernung und eilen in Gemeinschaft einiger Husaren dem nach. Lüttichau ward befreiet, aber die französischen Officiere wurden hart gezeichnet. Der Oberst v. Warburg trifft gleichfalls auf einen Trupp feindlicher Officiere und fordert sie auf, sich zu ergeben. Einer derselben haut nach ihm und verwundet ihn am Handgelenk; aber Warburg erwidert den Hieb so, daß jener verwundet auf die Seite hintau-

melt. Da erschallt plötzlich der Ruf: „Es zeigt sich feindliche Cavallerie!“ und um dieser zu begegnen, wendet Warburg sich wieder von jenen Officieren ab. Aber der Husar Timm läßt dieselben nicht aus den Augen. Zwei derselben wollen sich in dem allgemeinen Getümmel davon machen, Timm aber überholt und trennt sie, und als er an der Schulter des einen den blinkenden Adler des feindlichen Regimentes aus dem Ueberrock hervorragen sieht, führt er einen Hieb nach dessen Gesicht. Der Getroffene sinkt zur Erde, Timm steigt ab und will ihm den Adler entreißen, den derselbe aber, krampfhaft an seine Brust gedrückt, fest hält. Bei dem Ringen zerbricht die vielleicht schon früher eingeknickte Stange, und da Timm mit keiner Gewalt das Ehrenpfand den Händen des Officiers zu entwinden vermag, führt er einen Hieb auf dieselben, worauf sie sich lösen und ihm den Adler überlaßen, — eine Trophäe, wie sie in dem ganzen Kriege nicht weiter erbeutet worden. Wohl sind Adler anderer französischer Linienregimenter erbeutet worden, aber keiner der Napoleonischen Kaisergarde außer diesem.“

„Das zersprengte feindliche Regiment war ein Marine-Garderegiment, von dessen Manschaft etwa 500 Leute in die Gefangenschaft der Strelitzer Husaren geriethen. Letztere, welche nur in der Stärke von 280 Mann ins Gefecht gegangen waren, hatten nur unerhebliche Verluste erlitten. Die Gefangenen wurden nach Skeuditz zurückgeführt, und da man der zweiten Schwadron des Husarenregimentes, welche sie dorthin escortirte, auch noch von anderen Regimentern die Gefangenen zubrachte, so bildete sich dieser rückwärts ziehende Zug bald zu einer ansehnlichen Colonne aus. Als dieselbe bei einbrechender Dunkelheit einigen vorwärts marschirenden rußischen Bataillonen begegnete, fragte ein Officier derselben in der von selbst zur gegenseitigen Verständigung sich bildenden Kriegssprache, zu welcher alle damals in so nahe Berührung gebrachten Völkersprachen Europas Beiträge lieferten: „Kammrat, jeß Retirat?“ (Kammeraden, ist dies ein Rückzug?) — „Nix Retirad“, war die Antwort, „gefangen Franzos“! — „Victorry, Hurrah!“ — Und ein freudig theilnehmendes „Victorry, Hurrah“ erscholl aus der Mitte der Rußen, welches sich wie ein Lauffeuer durch die vorrückende Linie fortpflanzte. — Die Geleitung der Gefangenen, deren Anzahl sich zuletzt wohl auf 2000 belief, war eine der beschwerlichsten Aufträge. Auch die schonendste Nachsicht mußte zuletzt ermüden, als in der Dunkelheit bald hier, bald dort einer zu entschlüpfen suchte, oder unter dem Vorwande gänzlicher Erschöpfung zurück blieb, eines der umherliegenden Gewehre auf uns abschoß und sich dann eilends davon machte. Es ward mehrere Male stille gehalten und Zeit zum Ausruhen gestattet, dabei aber den Gefangenen angekündigt, daß auf jeden im

Marsche Austretenden oder Zurückbleibenden scharf gehauen werde. Erst als diese Drohung wirklich vollzogen worden, bewegte die Colonne sich ruhig weiter. Doch war es beinahe 11 Uhr, ehe man in dem von Verwundeten ganz gefüllten Skeuditz anlangte. Dort wurde den gefangenen Officieren ein Zimmer im Rathhause angewiesen, die Unterofficiere und Gemeinen aber im eigentlichen Sinne in die Kirche hineingetrieben. Denn als von innen herausgerufen wurde, „es sei kein Platz mehr", und man den Letzten den Zugang verwehrte, wurden diese durch flache und auch wohl scharfe Hiebe vorwärts gedrängt, so daß sie sich mit Gewalt hineinzwängen mußten. — Darüber war es Mitternacht geworden, als die Husaren sich und ihren Pferden Erquickung und Ruhe gönnen konnten."

„Am 17. früh Morgens gedachten die escortirenden Officiere der feindlichen, auf dem Rathhause gefangen gehaltenen Kameraden, besorgten deren Verpflegung und die ärztliche Bedienung der zum Theil im Gesicht arg Zerfetzten. Es war wahrhaft rührend, mit welchem herzlichen Danke die französischen Officiere diese Dienstleistungen von unserer Seite aufnahmen, und wie glücklich sie sich priesen, in unsere Hände gefallen zu sein. Herzzerreißend aber war es anzusehen, als am Vormittage die in der Kirche eingesperrt gewesenen Gefangenen herausgelaßen wurden und man ihnen nun Brot reichte. Wie verwildert stürzten sie darauf zu und schlugen sich darum. Mehrere waren während der Nacht in der Kirche gestorben. — Das Loos, Kriegsgefangener zu sein, zeigte sich uns in der abschreckendsten Gestalt."

5. Die Meklenburg-Schweriner Truppen, im Ganzen 2700 Mann stark, wurden der von dem Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) befehligten Nordarmee zuertheilt. Sie gehörten zur Division des General v. Vegesack, welche nebst der des General Wallmoden zum Schutze Meklenburgs gegen das Corps des französischen Marschalls Davoust, welcher in Hamburg festen Fuß gefaßt hatte, verwendet wurde. Der Raum, auf welchem ihre Kriegsunternehmungen stattfanden, war daher während des ersten Kriegsjahres nur von geringer Ausdehnung; denn er beschränkte sich auf den westlichsten Theil des Schweriner Landes, auf das Ratzeburger und Lübecker Gebiet und die an diese angrenzenden Theile von Holstein und Schleswig. Auch diese Truppen kämpften mit großer Tapferkeit, hatten aber leider das Schicksal, daß die beiden bedeutendsten Gefechte, an denen sie sich betheiligten — bei Schlagbrügge im Ratzeburgischen (am 6. October) und bei Sehestedt, zwei Meilen nordöstlich von Rendsburg (am 10. December) —, unglücklich ausfielen und harte Verluste für sie herbeiführten. — Zu Anfang des Jahres 1814 aber wurden die Meklenburg-Schweriner Truppen an den

Rhein beordert und zur Blockade der noch von den Franzosen besetzten Festung Jülich verwendet. — In dem Feldzuge vom Jahre 1815 nahmen sowohl sie, als auch die Strelitzschen Husaren an keiner Schlacht mehr Theil, und im December jenes Jahres kehrten beide Truppentheile, unter denen gar viele Officiere und Gemeine mit Ehrenzeichen geschmückt waren, wieder in die nun glücklich von der Fremdherrschaft befreiete Heimat zurück.

Nach Beendigung des Krieges galt es, die seit mehr als zwei Jahrzehnten durch Frankreichs und Napoleons Uebermuth zerrütteten europäischen Staatsverhältnisse von Neuem zu ordnen. Zu diesem Zweck trat in Wien ein Congreß von Fürsten und Staatsmännern zusammen, und von Seiten desselben wurde den beiden meklenburgischen Herzogen, die durch den Zerfall des deutschen Reiches im Jahre 1806 völlig unabhängige Fürsten geworden waren, am 17. Juni 1815 die großherzogliche Würde verliehen. Zugleich wurden sie Mitglieder des deutschen Staatenbundes, welchem sie bis zur gänzlichen Auflösung desselben im Jahre 1866 angehört haben. Daß beide Meklenburg jetzt dem durch Preußen ins Leben gerufenen norddeutschen Bunde beigetreten sind, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen.

271. Vor Blücher's Statue.

(Von Jul. Sturm.)

Hut ab, ihr Bursche! Habt Respect vor einem deutschen Mann:
Der alte Marschall Vorwärts ist's, seht euch den Helden an,
Und lernt von ihm, was deutscher Sinn und deutsche Treue heißt,
Und neigt das Haupt in Demuth tief vor seinem Heldengeist.

Das war ein Mann voll Muth und Kraft, ein echter Mann der That,
Fest, ehrenhaft und treu wie Gold und jeder Zoll Soldat;
Im Kampfe wie ein Löwe kühn, so grimmig und so wild;
Doch gegen den besiegten Feind als wie ein Lamm so mild.

Die Katzbach, Jungen, kennt ihr doch? Dort war sein schönster Tag,
Da gab es Feinde überg'nug, da traf wohl jeder Schlag;
Dort tanzte er dem Heer voran in luft'gem Siegeslauf.
»Heut, Vater Blücher, geht es gut!« — »'s kommt beßer, paßt man auf!«

Und beßer kam's. »Gewehre um! So spart ihr manchen Schuß.«
Die Franzen hüpften Dutzendweis gleich Fröschen in den Fluß.
An dreißigtausend kamen um, da war die Jagd vorbei;
Der Blücher wischte ab sein Schwert, und Schlesien war frei.

Und dann bei Leipzig! Jungen, seht den Alten näher an!
Wer ihn und diesen Tag vergißt, der ist kein deutscher Mann.
Er war die Seele von dem Heer, er war das Herz der Schlacht,
Der Schlacht, die unsre Ketten brach und Deutschland frei gemacht.

Dann vorwärts ging's, fort nach Paris, wo man den Frieden schloß,
Der, weil er gar zu zahm und mild, den Feldmarschall verdroß;
Er brummte zornig, und er zog die Heldenstirne kraus
Und fand nur im Gedanken Trost, daß noch das Ding nicht aus.

Und kurze Zeit, da war's geschehn, was er sich wohl gedacht,
Da zog der greise Feldmarschall noch einmal in die Schlacht,
Bekämpfte mit dem Wellington den Feind bei Belle-Alliance,
Und tanzte dort mit Sieg gekrönt den letzten Ehrentanz.

Und als er merkte, daß es bald mit seinem Leben aus,
Da trieb es ihn nach Rostock fort in seiner Eltern Haus,
Und dort sah man auch Abends spät still auf dem Kirchhof ihn
In frommandächtigem Gebet an ihrem Grabe knien.

Und als er sterben ging, da sprach der Held: »Nun sterb' ich gern,
Ich bin nichts nutz mehr auf der Welt; geht, sagt das meinem Herrn,
Und sagt ihm, daß auch treu für ihn und für mein Vaterland,
Wie ich's im Leben immer war, die Sterbestunde fand.

Und ihr, die ihr von mir gelernt so Manches in der Schlacht,
Lernt Eines noch zuletzt von mir, woran ihr nicht gedacht;
Ich meine, wie man ruhig stirbt. Sargt ohne Prunk mich ein,
Und dort, wo die drei Linden stehen, will ich begraben sein.«

272. Blücher am Rhein.

(Von Fr. Rückert.)

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach;
Allein der alte Blücher sprach:
»Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn, ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?« — »»Der Feind? — Dahier!««
»Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?« — »»Paris? — Dahier!««
»Den Finger d'rauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!«

273. Ein Kunststück.

(Von Jul. Sturm.)

Der Vater Blücher saß beim Wein,
Und rings ertönte laut sein Lob,
Als sich der Feldmarschall erhob
Und rief: »Mir fällt ein Kunststück ein!
Ihr Herrn, die ihr so vieles wißt,
Wißt ihr, wie man den Kopf sich küßt?«
Da riethen sie wohl hin und her,
Das Kunststück dünkte ihnen schwer;
Der Blücher aber lachte schlau
Und — küßte seinen Gneisenau.

274. Der Culturfortschritt in Meklenburg.

(Von Dr. Ernst Boll.)

1. Nachdem wir den Lesern eine Reihe von Bildern aus der äußeren Geschichte des Vaterlandes vorgeführt haben, möge es uns zum Schluße nun auch gestattet sein, noch einen Blick auf den Fortschritt zu werfen, welchen die Cultur Meklenburgs innerhalb der geschichtlichen Zeit gemacht

hat. Jahrhunderte hindurch war derselbe nur schneckenartig langsam; blicken wir aber auf die letzten fünf Jahrzehnte zurück, so ist es darin so schnell vorwärts gegangen, daß wir dabei fast unwillkürlich an das bekannte Märchen von den Siebenmeilenstiefeln erinnert werden. Denn in dieser kurzen Frist ist alles um uns herum — wohin wir auch unsere Augen wenden mögen —, in Haus und Hof, Garten und Feld, Stadt und Land anders und — besser geworden! Wir würden jedoch sehr irren, wenn wir dies uns allein als ein Verdienst zuschreiben wollten; denn der riesenmäßige Culturfortschritt der neuesten Zeit ist der Erfolg gemeinsamer Arbeit der gesammten civilisirten Menschheit. — Zur Beurtheilung der Größe dieses Fortschrittes, insofern derselbe in Meklenburg sich geltend gemacht hat, ist uns von Fritz Reuter in der meisterhaften Schilderung seiner Vaterstadt Stavenhagen, wie er dieselbe in seiner Jugend (also vor vierzig bis funfzig Jahren) gekannt, ein unschätzbarer Beitrag gegeben worden. Er entrollt uns darin ein lebendiges Bild von Culturzuständen, von welchen es der jetzt lebenden jüngeren Generation zu glauben schwer fallen wird, daß dieselben nur um etwa funfzig Jahre hinter uns liegen, und doch ist jeder Zug darin treu aus dem Leben gegriffen.

Diesen Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens zu zeigen, ist für den beschränkten Raum unseres Buches ganz unmöglich, und wir müßen uns daher damit begnügen, aus der fast unerschöpflichen Menge des Stoffes nur ein einziges Beispiel hervorzuheben, um daran darzuthun, welche große Segnungen wir vor der sogenannten »guten, alten Zeit« voraus haben. Wir wählen dazu ein solches, welches wohl für einen jeden von Interesse sein wird, weil er ohne Zweifel aus eigener Erfahrung den Fortschritt zu beurtheilen und zu schätzen vermag, den wir in dieser Beziehung gemacht haben.

2. In den früheren Jahrhunderten bildeten die Bewohner der einzelnen Ortschaften unseres Landes gewissermaßen lauter in sich völlig abgeschloßene Gemeinschaften, die sowohl unmittelbar als auch mittelbar entweder in gar keinem oder doch nur in einem auf das Allernothwendigste beschränkten Verkehre mit einander standen. An einen lebhaften Reiseverkehr und an eine geordnete regelmäßige Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften, wie eine solche jetzt z. B. durch die Posten vermittelt wird, war damals gar nicht zu denken; denn die schlechte Beschaffenheit und Unsicherheit der Landstraßen, so wie die große Mangelhaftigkeit aller Verkehrsmittel setzten allem diesen fast unübersteigliche Schranken entgegen.

Vor dem Reformationszeitalter befanden sich nämlich die Landstraßen in einem Zustande, wie sie jetzt etwa in denjenigen Gebieten außereuropäischer Länder sein mögen, in denen so eben erst die Ansiedelung begonnen hat. Mit Wagen war selbst noch im 16. Jahrhundert kaum auf ihnen vorwärts zu kommen, und man benutzte solche daher auch nur zu größeren Waarentransporten auf den Handelsstraßen; Reisen machte man lieber zu Fuß oder zu Pferde. Reisewagen waren daher zu der eben bezeichneten Zeit noch so selten, daß sogar die meklenburgischen Herzöge nur sehr spärlich damit versorgt waren und zu größeren Staatsreisen deren von den Städten entlehnen mußten, die aber oft auch nicht im Stande waren, solche zu liefern.

Dazu kam nun noch in jenen früheren Zeiten die große Unsicherheit der Landstraßen, auf denen sich viel Gesindel umhertrieb. Namentlich die größeren Handelsstädte waren von Räuberbanden umlagert, welche es auf die Waarentransporte abgesehen hatten, die jenen zugeführt wurden. Ganz besonders reizte Lübeck, damals die reichste der norddeutschen Handelsstädte, die räuberische Habgier, und die Chroniken dieser Stadt berichten von zahllosen, mit mehr oder weniger Glück ausgeführten Raubanfällen, bei welchen auch viele Meklenburger sich betheiligten, denen die Lübecker, da jene bei einer Gelegenheit besonders vielen Pfeffer erbeutet hatten, den Spitznamen

»Pfefferſäcke« beilegten. — In der Nähe von Roſtock blieb der Hauptſchauplatz für die Straßenräubereien bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die Nibnitzer Haide, durch welche die wichtige Straße ging, die den Verkehr zwiſchen den beiden anſehnlichen Handelsſtädten Roſtock und Stralſund vermittelte. Auf derſelben wurde, wie der Stralſunder Bürgermeiſter B. Saſtrow in ſeiner Selbſtbiographie erzählt, deſſen eigener Bruder im Jahre 1541 von Räubern angefallen und lebensgefährlich verwundet, wobei der Berichterſtatter noch die Bemerkung hinzufügt, daß die Straßenräuberei damals in Meklenburg noch ſehr gemein geweſen, weil ſie nicht ernſtlich geſtraft worden ſei, und es hätten ſich auch Adelige aus vornehmen Geſchlechtern dabei betheiligt; auch gibt er zu verſtehen, daß es für dieſe Räuber ſelbſt dann, wenn ſie ertappt worden ſeien, keine großen Schwierigkeiten gehabt habe, ſich Strafloſigkeit zu erkaufen.

Zu größeren Reiſen entſchloßen ſich daher unter ſolchen Verhältniſſen Privatleute nur bei ſehr dringenden, wichtigen Anläßen. Es waren dann dazu große Vorbereitungen nöthig, ja man machte ſogar vor dem Antritt einer ſolchen Reiſe nicht ſelten ſein Teſtament und ließ ſich im Kirchengebete durch die Gemeinde dem göttlichen Schutze bei dem gefährlichen Vorhaben befehlen. Größere Reiſen im Winter zu unternehmen, galt ſogar noch vor funfzig Jahren als ein Unterfangen, auf welches nur ſehr wagehalſige Leute ſich einließen. »Ich entſinne mich noch«, ſo erzählt Fritz Reuter in ſeiner oben angeführten Schilderung, »daß ein Kaufmann unſerer Stadt Tags vor ſeiner Abreiſe nach Hamburg im blauen Leibrock mit blanken Knöpfen und wildledernen Handſchuhen Haus bei Haus auf Leben und Sterben Abſchiedsbeſuche machte; wie er nach Beendigung des Gottesdienſtes aus der Kirche, wo er das Abendmahl genommen, auch zu uns kam, allen die Hand reichte und in tiefer Rührung das Haus verließ. Ich ſehe meine Tante Chriſtiane noch, wie ſie ihm mit vorgerecktem Halſe nachblickte, bis die ſturmbewegten Schöße ſeines neuen Leibrockes hinter der Apothekerecke verſchwanden; ich hörte ſie noch in die ſtaunenden Worte ausbrechen: Ne! wat is't för'n Minſch!«

3. Selbſt in den erſten Decennien des jetzigen Jahrhunderts war zur Verbeßerung unſerer Landſtraßen nur ſehr wenig geſchehen, und über die ſchlechte Beſchaffenheit derſelben leſen wir die mannigfaltigſten Klagen in den damaligen meklenburgiſchen Zeitſchriften. Nach dem zu urtheilen, was ich ſelbſt in jüngeren Jahren von den Zuſtänden unſerer Wege noch geſehen habe, ſind jene Klagen auch durchaus nicht übertrieben. Denn ſogar damals befanden ſie ſich noch größtentheils im Naturzuſtande, indem die Kunſt gar nichts für ſie that, und auf dem ſchweren Lehmboden, der einen beträchtlichen Theil des Landes ausmacht, wurden ſie in der naßen Jahreszeit grundlos; ſo führt z. B. noch der Staatskalender vom Jahre 1830 die Landſtraße von Roſtock nach Schwerin über Neukloſter mit dem Zuſatze auf: »nur bei trockenem Wetter zu paſſiren«; — aber ſelbſt dann ſoll dies noch ſchwierig genug geweſen ſein! — Nur einige viel beſuchte Hauptſtraßen waren gepflaſtert, wurden dann aber auf die Dauer von Menſchenaltern ihrem Schickſale überlaßen und gar nicht ausgebeßert, ſo daß es eine Marter war, auf ihnen zu fahren. Noch häufiger aber, als dieſe Steindämme, kamen auf dem feuchten Boden der Niederungen die berüchtigten »Knüppeldämme« vor, welche aus loſe neben- und übereinander, und zwar ohne alle weitere Ueberſchüttung und Bedeckung liegenden Baumſtämmchen und Zweigen beſtanden und eine ſo holperichte Straße bildeten, daß man einer guten Leibesbeſchaffenheit bedurfte, um die Qual, auf einem ſolchen Wege fortgeſchleppt zu werden, glücklich überſtehen zu können. Die meiſten Wege waren nicht einmal durch Baumreihen bezeichnet, noch auch hatten ſie Abzugsgräben zur Seite; wo aber letzteres der Fall war, warf man die Erde der Gräben gewöhnlich nach der inneren

Seite auf, also längs des Weges selbst, so daß dieser nun eine muldenförmige Vertiefung bildete, in welcher sich das Regenwaßer ansammelte, ohne einen Abzug durch die Gräben finden zu können. Wo Brücken nöthig waren, fehlten sie entweder oder waren so mangelhaft und zerbrechlich, daß es mit Gefahr verbunden zu sein pflegte, wenn man sie passirte.

Daher kam es denn auch, daß Umwerfen und Zerbrechen der Wagen und Stürzen der Pferde zu den ganz gewöhnlichen Reiseereigniſſen gehörten, und noch vor wenigen Jahrzehnten gab es z. B. auf der Landstraße von Schwerin nach Lübeck eine unter dem Namen der »kalten Herberge« berüchtigte Stelle, wo zu gewiſſen Jahreszeiten die Reiſenden in der Regel von jenen Zufällen betroffen wurden. Gewöhnlich pflegten an ähnlichen Wegestellen einige Wagentrümmer die Gefahr schon vorher anzudeuten, der man dort entgegen ging; zerbrochene Räder, Deichsel und dgl. lagen dort umher, wie an klippen- oder sandbankreichen Meeresküſten Maſtbäume, Planken und andere Schiffstrümmer verstreut zu sein pflegen. Strandete man auf unseren Landstraßen, so war man hinsichtlich seines Unterkommens kaum beßer daran, als ein Schiffbrüchiger an öder Küſte; denn die Dorfschenken, wo man dann seine Zuflucht suchen mußte, waren Höhlen des Schmutzes und der Dürftigkeit.

Zwar gab es schon seit dem Jahre 1755 eine sogenannte Wege-Beaufſichtigungs-Commiſſion, welche alljährlich die Landstraßen bereiſete, um nöthige Verbeßerungen anzuordnen; aber, so gut gemeint auch diese Einrichtung war, so hatte sie doch nur einen sehr geringen Erfolg. Warum letzteres der Fall war, schildert F. Reuter in sehr humoriſtiſcher Weiſe also: »Der Sommerfeldzug der Commiſſion hatte seine sehr behaglichen Seiten: das Terrain war bekannt, die Etappenörter nicht zu weit belegen, das Land mit Allem reichlich versehen, und klüglich wußte man es so einzurichten, daß man zum Frühstück beim Pächter X. eintraf, deſſen Frau als Verfaßerin der besten Schinken bekannt war, zum Mittag beim Pächter Y., der schon vorläufig den Tod eines fetten Kalbes angemeldet hatte, und zu Abend beim Gutsbeſitzer Z., der noch neulich durch die Größe seiner Karauſchen eine Wette gewonnen hatte. — Die Geſchäfte der Commiſſion waren angenehmer Art; man sah von der Höhe des Chaiſewagens auf die verharſchten Wunden der Wege hinab; man freuete sich darüber, daß nun alles so schön wieder in Ordnung sei, und stieß man zufällig auf eine beſonders tiefe Narbe, so überließ man sich dem wohlthuenden Gefühle, welches wir empfinden, wenn es draußen stürmt und regnet, und wir behaglich am warmen Ofen sitzen, und man freuete sich, daß man nicht selbst während des Winters in diesem schrecklichen Loche sitzen geblieben sei und verordnete Schönpflästerchen für die widerwärtige Narbe, deren Anwendung in Gestalt von Wegebeßerung den einzelnen Gutsbeſitzern zur Pflicht gemacht wurde. Dadurch kam denn nun eine neue Noth über unsere kleine Welt. Zehn bis zwölf Tagelöhner wurden zu einer Zeit, in der sonst nichts nützliches, etwa des vielen Regens wegen, gethan werden konnte, unter Anleitung eines Wirthschafters, der noch sehr in den Anfangsgründen des Nivellirungssyſtems steckte, längs des Weges in die Gräben gestellt und angewieſen, Koth, Schlamm und Rasen recht mitten in den unseligen Weg zu werfen; in die vorzugsweiſe halsbrechenden Stellen wurden von den Feldern gesammelte Steine und Bauschutt gestürzt, oder es ward ein wenig Strauchwerk in die ausgefahrenen Tiefen geworfen, etwas Sand darüber gebreitet und damit war die Beßerung dann vollendet. Der erste Regenguß spülte freilich den Sand wieder hinweg; entblößt lag das Gesträuch da, die Pferde traten durch dasselbe hin und waren bei jedem Schritte in Gefahr, die Füße zu zerbrechen. Kurz, — ein gebeßerter Weg war der Schrecken der ganzen Umgegend, und ich entsinne mich noch, wie einmal ein wohl-

meinender Pächter zu meinem Vater sagte: »Führen's den annern Weg, ja nich dissen, — dissen hebben wy betert!«

4. Auf so beschaffenen Wegen konnte man natürlich nur sehr langsam vorwärts kommen, und man gebrauchte daher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, um Wegestrecken zu vollenden, die man jetzt (und zwar ohne Dampfkraft) in einem einzigen Tage zurücklegen kann, gewöhnlich drei, ja selbst vier Tage. So dauerte z. B. die Reise von Neubrandenburg nach dem 3½ Meilen entfernten Neustrelitz, die man mit leichtem Fuhrwerk jetzt in zwei Stunden vollenden kann, damals einen ganzen Tag, wobei es nöthig war, um Mittag auf halbem Wege in dem Dorfe Usadel auszuspannen und die Pferde zu füttern; das 17½ Meilen von Neubrandenburg entfernte Berlin war nur in drei Tagereisen zu erreichen, und eben so lange dauerte eine Fahrt von ersterem Orte nach Ludwigslust. — Bei diesen langsamen Reisen aber wurde dem Reisenden die Zeit noch um so länger, weil sie sich in der Regel über die Entfernung ihrer Stationen in dem Irrthume befanden, diese für weit geringer zu halten, als sie es in der That waren. Fragte man die begegnenden Landleute, wie weit es noch bis zu dem oder jenem Orte sei, so erhielt man selten eine andere Antwort, als »een Hundeblaff«, oder »een Hahnenschrie«, oder »'ne Piep Taback«, woraus dann diejenigen, welche nicht wußten, wie weit man in einem so flachen Lande bei nächtlicher Stille das Gebell eines Hundes und beim Anbruch des Tages das Krähen eines Haushahns hören, oder wie lange ein sparsamer Raucher mit der Füllung seines großen Pfeifenkopfes auskommen konnte, sehr unrichtig auf einen nur kurzen Weg zu schließen pflegten. Erholte man sich aber gar Raths bei den Meilenzeigern, falls deren vorhanden waren, so war man oft noch bittereren Täuschungen ausgesetzt. Denn nicht allein gaben diese nicht selten Wegestrecken, welche jetzt, nach dem sie gemessen sind, sich als zwei und auch wohl als drei Meilen herausgestellt haben, auf nur eine einzige Meile an, sondern die Begriffe von Raum und Zeit fanden hier so ganz und gar keine Anwendung, daß der Reisende, welcher von dem ersten Meilenzeiger erfahren hatte, daß sein Ziel N. N. noch eine Meile entfernt sei, eine halbe oder eine ganze Stunde später an dem zweiten Meilenzeiger zu seiner nicht geringen Verwunderung und Verzweiflung abermals las: »N. N. eine Meile!« Scherzweise wurde von diesen langen mecklenburgischen Meilen gesagt, der Fuchs habe sie gemessen und bei jedem Sprunge die Länge seines Schwanzes zugegeben. Hatte man ein Dorf zu passiren, so ging dies auch nicht ohne Zögerungen und oft auch nicht ohne Unannehmlichkeiten ab. Denn damit das auf den Dorfstraßen herumwandernde Vieh sich nicht verlaufe, war jedes Dorf an seinem Eingange und Ausgange durch eine aus Weidenzweigen geflochtene Thür (das sogenannte Heck) geschlossen, welche dem Reisenden nur gegen Erlegung einer Contribution, die man ihm nicht selten halb gewaltsam abpreßte, geöffnet wurde.

5. Die erste Post war in Meklenburg schon im Jahre 1534 in's Leben getreten, und zwar um eine schnelle und regelmäßige Verbindung zwischen Magdeburg und Lübeck zu vermitteln. Es war dies aber nur eine Reitpost, die ihren Weg über Grabow und Schwerin nahm, und welche bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts die einzige meklenburgische Post geblieben zu sein scheint. Wann die Fahrposten hier zuerst eingeführt worden sind, ist mir nicht bekannt; in welchem elenden Zustande aber dieselben sich noch vor hundert Jahren befanden, erzählt uns ein im Jahre 1766 in Meklenburg reisender Engländer, welcher sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte. »Diese Postwagen«, sagte er, »sind wenig beßer als unsere englischen Mistkarren; indessen sind doch auf ihnen quer übergelegte Bänke mit etwa 1½ Fuß hoher Lehne angenagelt. Gewöhnlich gibt es auf jedem Postwagen drei solcher Bänke, auf deren jeder drei Personen sitzen können; übrigens ist der Wagen meistens so voll kaufenderlei

Sachen gepackt, daß der Passagier oft nicht so viel Raum hat, wo er die Füße hinsetzen kann. Ohne Leiter wäre man gar nicht im Stande, auf den Wagen hinauf zu kommen. Diese Postwagen fahren Tag und Nacht bei jeder Witterung, aber nur sehr langsam und bedächtig. Da, wo die Wege schlimm sind, wird man recht tüchtig gerüttelt und gestoßen; auch ist es unbequem, daß diese Fuhrwerke unbedeckt sind, weswegen man alle Witterung — Sonnengluth, Hagel, Platzregen und Schneegestöber, — geduldig aushalten muß. Dieselben haben oft eine sehr reiche Fracht geladen; auf jedem befindet sich eine schwere Postlade, in welcher der Postmeister die eingelieferten Gelder und werthvollen Gegenstände verschließt. Und obgleich diese Posten bei Tage und bei Nacht Wälder und Gebüsche passiren, so kommt es doch nicht vor, daß sie bestohlen werden, was doch sehr leicht geschehen könnte, da oft nur ein einziger Postknecht sich auf dem Wagen befindet.«*) — Ueber seine Fahrt von Lübeck über Dassow und Grevismühlen nach Wismar theilt derselbe Reisende noch folgende interessante Einzelheiten mit: »Wir fuhren um 5 Uhr Abends von Lübeck ab, und als wir das Herzogthum Meklenburg erreichten, ward der Weg wegen der großen ungeheueren Steine, die allenthalben umherlagen, so desperat, als er nur immer werden konnte. Die übrigen Passagiere trösteten sich über den leidigen Weg bei ihrer Pfeife Taback und stimmten zwischendurch einen geistlichen Gesang an. Endlich erreichten wir Dassow und machten hier Rast; denn die Post fährt zwar die ganze Nacht hindurch, aber an einigen Orten hält sie an, damit die Passagiere Zeit haben zu eßen und sich durch einen kurzen Schlummer zu erquicken. Das Wirthshaus, wo wir einkehrten, sah zwar von außen sehr kümmerlich aus, allein wir wurden doch sehr gut bewirthet. Uebrigens waren in dem ganzen Hause nur zwei sehr mittelmäßige Betten, welche von zwei Reisenden in Besitz genommen wurden, und die übrige Gesellschaft, welche noch durch andere dort angekehrte Reisende vergrößert war, lag auf der Streu. Ein solches Lager ist so sehr schlecht eben nicht, als man wohl denken sollte. Das Stroh wird nämlich auf dem Fußboden ausgebreitet und zum Haupte etwas erhöhet; alsdann wird ein Betttuch darüber gedeckt, für jeden ein Kissen hingelegt, und dann legen sich alle in einer Reihe nieder. Etwas undelicat ist es freilich, daß auch die Frauen in eben dem Zimmer schlafen, und sehr lästig, daß das Zimmer so heiß ist, nämlich fast eben so heiß, wie der Ofen selbst. — Bevor wir uns niederlegten, betete der Rector aus Nibnitz, welcher sich auch unter den Postreisenden befand, ein Abendgebet, und die ganze Gesellschaft betete äußerst andächtig mit ihm. Obgleich wir kaum drei Meilen gefahren waren, so war ich doch so müde gestoßen, als wäre ich in England hundert (engl.) Meilen gereiset. — Zwischen 3 und 4 Uhr Morgens wurden wir wieder geweckt, und nachdem wir Kaffee getrunken hatten, was man in Deutschland nie versäumt, wurden die Pferde wieder angespannt, und so ging es allmählich weiter. Aus dem gewaltigen Stoßen und Rütteln des Postwagens merkte ich wohl, daß sich der Weg seit gestern noch nicht viel gebeßert hatte; denn wegen der Dunkelheit konnte man noch nichts sehen. Endlich, als der Morgen anbrach, stimmte die Gesellschaft sehr andächtig ihren Morgengesang an. Ein schwedischer Officier sang am allerbesten, und man hätte glauben sollen, daß er eher im Stande sei, ein Sängerchor zu dirigiren, als eine Compagnie Soldaten zu commandiren. — Die Wirthshäuser an den Landstraßen sind fast ebenso, wie in Westphalen. Sie haben keine Schornsteine, sondern der Rauch geht zu den Thüren hinaus; nur findet der Unterschied statt, daß hier nicht Menschen und Vieh zusammen in einem und demselben Zimmer logiren,

*) Dies mußte dem Engländer um so mehr auffallen, als damals in seinem Heimatlande der Straßenraub noch in vollster Blüthe stand.

wie dies dort Mode ist. Schwerlich erlangt man in diesen Häusern einen Tropfen Wein, und außer Brot, Speck und Käse auch selten etwas zu eßen.«

Außer den schlechten Landstraßen war an der Langsamkeit der Posten früher auch noch der Umstand Schuld, daß sie bei allen Krügen, die an ihrer Straße lagen, anhielten, was besonders des Nachts großen Aufenthalt veranlaßte. Der Postillon oder der Schirrmeister mußte sich dann erst von seiner warmen Umhüllung befreien, vom Wagen steigen, den Krüger aus dem Schlafe wecken, die Thür öffnen und Licht anzünden laßen, die dort abzugebenden Briefe aussuchen, mit dem Krüger wegen des Porto Rechnung machen, worin beide gewöhnlich sehr wenig geübt waren, und sodann sich wieder auf den Wagen verfügen. Darüber pflegte eine halbe Stunde und noch mehr zu verstreichen, und unglaublich viel Zeit ging auf diese Weise verloren. Gelegentlich wurden aber auch noch viel größere Zeitverluste auf ganz andere Weise herbeigeführt, wie aus folgender Scene erhellt, die ein jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilender Bekannter mir einst aus seinen Jugenderinnerungen erzählte. Derselbe reisete vor etwa funfzig bis sechszig Jahren einstmals mit der Post von Güstrow nach Teterow. Am Abende wird vor einer Dorfschenke angehalten, aus welcher Musik herausschallt. Schirrmeister und Postillon steigen ab und gehen in das Haus. Nach dem der Passagier lange Zeit vergebens auf ihr Wiedererscheinen gewartet hat, folgt er ihnen und findet nun den Schirrmeister selbst mitmusicirend und den Postillon am Arme einer Dorfschönen tanzend. Auf seine Frage, ob denn die Reise nicht bald wieder fortgesetzt werden solle, erfolgen allerlei Ausflüchte. Endlich wird er ungeduldig, schilt und drohet dem Schirrmeister und Postillon, sie in Teterow beim Postamte zu verklagen; aber alles dies bleibt ohne Erfolg. Erst nach mehreren Stunden wird die Fahrt wieder fortgesetzt, und nun bemühet sich der Postillon durch die größte Eile, die versäumte Zeit möglichst wieder einzubringen. Die Klage des Passagiers bei dem Teterower Postmeister schlägt der anwesende Schirrmeister achselzuckend ganz einfach mit der Bemerkung nieder: »Man süht, de junge Minsch iß noch nich veel reis't.«

»Posten, so konnte also F. Reuter in seiner Schilderung der früheren Stavenhägener Zustände mit Recht sagen, kamen damals auch, aber sie zeichneten sich durch die Zufälligkeit ihrer Ankunft aus. Zur Herbst-, Frühjahrs- und Winterszeit namentlich kam gewöhnlich der Postillon auf einem Vorderpferde vorausgesprengt und brachte die tröstliche Nachricht, daß die Post bald kommen werde; sie sei schon beim Bremsenkruge, »aber doar iß se to Senk dräwen«, war dann der erfreuliche Nachsatz, welcher dann eine gründliche Nach- und Ausgrabung zur Folge hatte. Endlich kam dann ein hellblau angestrichener, durch Ketten und Eisenstangen auf das Mannigfaltigste versicherter, mit acht Pferden bespannter offener Kasten in die Stadt hereingerumpelt, auf dessen quer über die Leiterbäume gelegten Bänken eine Anzahl halb verklamter Unglücklichen, wie Schafe zur Schlachtbank, zum Posthause gefahren wurden, wo dann eine Sonderung zwischen den Schafen und Böcken (mit welchem letzteren Namen man die sogenannten blinden Passagiere bezeichnete) eintrat. Die Böcke blieben vor der Thür, die Schafe aber gingen in das Posthaus und wurden dort von dem Postschreiber, der in einem kleinen vogelbauerartigen vergitterten Raume saß, welchen er sein Comtoir zu nennen beliebte, den gebräuchlichen Scherereien unterworfen. Die Naivetät, die sich in dieser Staatseinrichtung aussprach, ging sogar so weit, daß, als der Postschreiber einst seine amtlichen Bemerkungen irrthümlich auf einen vor der Thür stehenden blinden Passagier ausdehnen wollte, derselbe ihm trocken zur Antwort gab: »Se hebben my nicks to seggen, ick bün een Buck!««

Und wie sparsam waren zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts noch die durch den Postenlauf gesponnenen Fäden, welche den Verkehr zwischen

den einzelnen Orten des Landes vermittelten. Im Jahre 1786 gingen z. B. von Güstrow wöchentlich zweimal 9 Fahrposten ab; Rostock hatte damals 5 Fahrposten, die wöchentlich zweimal und eine, die sogar viermal abging; Neubrandenburg aber hatte im Jahre 1800 nur 3 Fahr- und 2 Botenposten, deren jede gleichfalls zweimal in der Woche expedirt wurde. Da ebenso viele Posten in diesen Orten eintrafen, beliefen sich also die wöchentlich ankommenden und abgehenden Posten in Güstrow auf 36, in Rostock auf 28, in Neubrandenburg aber nur auf 20. — Bei so spärlicher und langsamer Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften breiteten sich daher Nachrichten, selbst von den wichtigsten Ereignissen, auch nur so langsam aus, daß z. B. im Jahre 1814 die Nachricht von der am Morgen des 31. März erfolgten Einnahme von Paris in Neubrandenburg erst am 11. April eintraf, und zwar war dies auch nur durch einen Courier möglich, denn mit der Post würde sie noch um mehrere Tage später angelangt sein.

6. Eine gründliche Reform aller dieser vorstehend geschilderten Zustände hat in Meklenburg erst mit Anlegung der Chausseen im Jahre 1826 begonnen. Nachdem die Möglichkeit, solche Kunststraßen auch in Meklenburg herzustellen, zuerst durch die englischen Ingenieure gezeigt war, welche in jenem Jahre die durch unser Ländchen hindurchführende Strecke der Berlin-Hamburger Chaussee bauten, legte man nun hier selbst die Hand so rüstig ans Werk, daß jetzt schon etwa 200 Meilen chaussirter Wege das Land nach allen Richtungen hin durchkreuzen. — Einen ähnlichen Anstoß gab zwanzig Jahre später die, gleichfalls das südwestliche Meklenburg in einer 11 Meilen langen Strecke durchschneidende, am 15. Oct. 1846 eröffnete Berlin-Hamburger Eisenbahn, an welche man nun in den folgenden Jahren bei Hagenow die über Schwerin führende nach Wismar, Rostock und Güstrow sich verzweigende, 19$\frac{4}{6}$ Meilen lange und im Jahre 1850 vollendete »meklenburgische Bahn« anschloß, die ihrerseits wieder in den Jahren 1864—67 von Güstrow aus durch die über Teterow, Malchin, Stavenhagen und Neubrandenburg nach Straßburg in der Ukermark führende »Friedrich-Franz-Bahn« fortgesetzt wurde, so daß wir auf meklenburgischem Boden jetzt schon 46 Meilen Eisenbahnen haben. — Dem geistigen Verkehre wurden seit dem Jahre 1850 durch Errichtung von Telegraphenlinien, welche das Land jetzt in einer Gesammtlänge von etwa 100 Meilen nach den verschiedensten Richtungen hin durchschneiden, gleichfalls ganz neue Bahnen eröffnet.

Wie sehr dies alles in den letzten vier Jahrzehnten zur Erleichterung, Beschleunigung und Belebung des Verkehres beigetragen, haben wir täglich Gelegenheit zu beobachten. Während z. B. der oben schon erwähnte vielgereisete B. Sastrow in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als die schnellste Reise, die er selbst jemals gemacht, eine solche hervorhebt, die er einst von Stralsund nach Lübeck, deren Entfernung 23½ Meilen beträgt, hin und zurück in 5½ Tagen ausgeführt habe, wobei er aber mit Abrechnung eines Ruhetages in Lübeck, Tag und Nacht gereiset sei, kann man diese Strecke, zu der Sastrow 108 Stunden gebrauchte, jetzt mit der Post auf der Chaussee in 40 Stunden zurücklegen, und falls man die Eisenbahnstrecke von Rostock nach Wismar mit benutzt, sogar in 31 Stunden und 46 Minuten. Um eine Meile zu fahren, brauchte man vor dem Jahre 1826 gewöhnlich etwa 2 Stunden, während jetzt selbst die schweren Postwagen diese Strecke in durchschnittlich 45 bis 48 Minuten zurücklegen. So fuhr z. B. der oben erwähnte Engländer im Jahre 1766 die 4½ M. von Dassow bis Wismar in etwas mehr als 8 Stunden, jetzt braucht man dazu nur 3 Stunden und 35 Minuten; eine Fahrt von Neubrandenburg nach Malchin, die vor funfzig Jahren noch einen ganzen Tag in Anspruch nahm und die man später auf der Chaussee in 4 Stunden ausführen

konnte, dauert jetzt auf der Eisenbahn nur 1 Stunde; ebenso ist die frühere dreitägige Fahrt von Neubrandenburg nach Berlin später auf 18 Stunden, und durch die Eisenbahnverbindung zwischen beiden Städten jetzt auf 5½ Stunden zusammengeschwunden! — In gleichem Maße, wie die Verbindungen beschleunigt sind, sind sie aber auch vervielfältigt worden. Denn statt durch wöchentlich nur zweimal expedirte Posten stehen die wichtigeren Ortschaften jetzt täglich, manche an einem und demselben Tage sogar in mehrmaligem Postverkehr, so daß z. B. von Güstrow statt der früheren 18 Posten jetzt wöchentlich 84 abgehen, von Rostock statt 14 aber 91 und von Neubrandenburg statt 10 sogar 98! — So erstaunlich nun aber dieser beschleunigte Postverkehr an und für sich auch schon ist, so wird er doch von der Schnelligkeit eines erst unlängst erfundenen Hülfsmittels für den geistigen Verkehr noch unendlich überflügelt. Denn durch den electrischen Telegraphen befördert, durchfliegen Nachrichten nicht allein ganz Europa von einem Ende bis zum andern binnen wenigen Stunden, sondern sogar, was jenseits des atlantischen Oceans in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sich Wichtiges zuträgt, kann eben dieser bewunderswerthe Bote noch an demselben Tage zu unserer Kunde bringen.

275. Friedrich Barbarossa.

(Von W. Corte.)

Hoch ragt ein Berg zum Himmel im deutschen Vaterland,
Darauf vor grauen Zeiten des Rothbarts Veste stand;
Am Fuße Städt' und Dörfer, die reichste Wunderschau,
Umkränzt mit Wald und Bergen Thüringens goldne Au!

Des Harzes blaue Zinnen, sie grüßen her vom Nord,
Das sind Thüringens Berge im duftgen Süden dort!
Es rauscht mit naßem Fittig um Bergeshaupt der Sturm,
Dem Zeitenwechsel trotzet nur noch ein grauer Thurm.

Im alten Hohenstaufen erblich der Deutschen Stern,
Er sank, des Reiches Säule, in Palästina fern!
Doch hat ihn im Kyffhäuser — die Sage läßts geschehn —
Einst ein verirrter Schäfer aus Tilleda gesehn.

In weiter Felsenhalle, das Haupt gedankenschwer,
Sitzt ernst der alte Kaiser, die Helden um ihn her,
Und durch des Tisches Platte, ist sie gleich Felsen hart,
Ist ihm hindurch gewachsen der trotzge rothe Bart.

Er schläft, doch wie im Traume bewegt er oft das Haupt,
Daß rings der Berg erdröhnet, für Ewigkeit gebaut.
Dann reibt er sich die Augen, wie Sterne hell und klar:
»Und fliegen noch die Raben? Ich schlief manch hundert Jahr.

»O weh! Es krächzt noch immer der neidsche Rabenschwarm,
Noch fehlt, der sie verscheuche, der starke Heldenarm;
Mein Deutschland, eine Leiche, will noch nicht auferstehn
Und ins Gericht mit seinen Erbfeinden endlich gehn.

»Noch immer trotzt der Slave, den Albrecht schon besiegt?
Noch immer droht der Däne, den wir so oft bekriegt?
In Ungarn und in Wälschland wächst der Empörung Gluth,
Die wir so oft gedämpfet mit unserm deutschen Blut?

»Noch immer trägt die Heimat ihr scheckiges Gewand,
Der Preuße wird, der Baier, der Deutsche nicht genannt!

Es sank der Hohenstaufen, es sank der Habsburg Tag,
Zum Heile Deutschlands folge der Hohenzoller nach!

»Ihr wollt nicht, daß er gründe ein einig deutsches Reich?
O geht, ihr seid im Dichten, doch nicht in Wahrheit gleich!
Ihr seid und bleibt zerstückelt, so wie es vordem war:
Ich gehe wieder schlafen auf andre hundert Jahr!

»Ein Recht in deutschen Gauen, ein ein'ger Zollverband,
Die Straßen frei, die Ströme im weiten Vaterland!
Ein einig Heer von Brüdern, ein Maß und ein Gewicht,
O geht, ihr werdet also ein Bund von Pfeilen nicht? !

»Ihr habert wie die Kinder, bis Keiner das bekommt,
Was ihm gebührt und Allen in gleichem Maße frommt!
Du schöner Traum, ich glaubte, du würdest jetzt uns wahr;
O weh! ich gehe wieder zum Schlaf auf hundert Jahr!« —

276. Pflicht für Jeden!

(Von Fr. von Schiller.)

Immer strebe zum Ganzen! und kannst Du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

277. Was ist des Deutschen Vaterland?

(Von E. M. Arndt.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Sachsenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Düne weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewis, es ist das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich.
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.

Doch nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es sein! das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Eide schwört ein Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt:
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Varus seinen Hermann fand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund:
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott! vom Himmel sieh darein,
Und gib uns echten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

278. Mein Vaterland.

(Von H. A. Hoffmann v. Fallersleben.)

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich Dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich Dir, mein Vaterland!

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit:
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
»Ewig sind vereint wir Beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du!« —

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich Dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich Dir, mein Vaterland!

Druck von Gustav Esch in Altona.



Sachen gepackt, daß der Pa
Füße hinsetzen kann. Ohn
den Wagen hinauf zu komm
bei jeder Witterung, aber n
Wege schlimm sind, wird n
ist es unbequem, daß diese
Witterung — Sonnengluth
duldig aushalten muß. Di
den; auf jedem befindet sic
meister die eingelieferten G
Und obgleich diese Posten b
passiren, so kommt es doch
sehr leicht geschehen könnte,
Wagen befindet.«*) — Uebl
Grevismühlen nach Wismc
ressante Einzelheiten mit:
und als wir das Herzogthu
der großen ungeheueren St
als er nur immer werden
über den leidigen Weg bei
einen geistlichen Gesang an.
hier Rast; denn die Post fä
einigen Orten hält sie an,
sich durch einen kurzen Sch
wir einkehrten, sah zwar vo
den doch sehr gut bewirthet
zwei sehr mittelmäßige Bett
men wurden, und die übri
angekehrte Reisende vergröß
ger ist so sehr schlecht eben
wird nämlich auf dem Fuß
höhet; alsdann wird ein
hingelegt, und dann legen s
ist es freilich, daß auch d
sehr lästig, daß das Zim
wie der Ofen selbst. — Bey
Ribnitz, welcher sich auch n
und die ganze Gesellschaft h
kaum drei Meilen gefahren
wäre ich in England hund
4 Uhr Morgens wurden
getrunken hatten, was man
wieder angespannt, und so
Stoßen und Rütteln des
seit gestern noch nicht viel g
man noch nichts sehen.
Gesellschaft sehr andächtig
cier sang am allerbesten,
Stande sei, ein Sängerchor
commandiren. — Die Wir
wie in Westphalen. Sie h
zu den Thüren hinaus; n
Menschen und Vieh zusam

*) Dies mußte dem Engländ

o viel Raum hat, wo er die
n gar nicht im Stande, auf
agen fahren Tag und Nacht
und bedächtig. Da, wo die
gerüttelt und gestoßen; auch
dt sind, weswegen man alle
n und Schneegestöber, — ge-
eine sehr reiche Fracht gela-
stlade, in welcher der Post-
llen Gegenstände verschließt.
Nacht Wälder und Gebüsche
bestohlen werden, was doch
nziger Postknecht sich auf dem
on Lübeck über Dassow und
Reisende noch folgende inte-
Uhr Abends von Lübeck ab,
eichten, ward der Weg wegen
ben umherlagen, so desperat,
igen Passagiere trösteten sich
und stimmten zwischendurch
en wir Dassow und machten
ze Nacht hindurch, aber an
ere Zeit haben zu eßen und
cken. Das Wirthshaus, wo
merlich aus, allein wir wur-
en in dem ganzen Hause nur
ei Reisenden in Besitz genom-
elche noch durch andere dort
der Streu. Ein solches La-
hl denken sollte. Das Stroh
und zum Haupte etwas er-
gedeckt, für jeden ein Kissen
eihe nieder. Etwas undelicat
n dem Zimmer schlafen, und
nämlich fast eben so heiß,
legten, betete der Rector aus
nden befand, ein Abendgebet,
chtig mit ihm. Obgleich wir
h doch so müde gestoßen, als
gereiset. — Zwischen 3 und
kt, und nachdem wir Kaffee
versäumt, wurden die Pferde
weiter. Aus dem gewaltigen
ich wohl, daß sich der Weg
n wegen der Dunkelheit konnte
Morgen anbrach, stimmte die
g an. Ein schwedischer Offi-
uben sollen, daß er eher im
eine Compagnie Soldaten zu
Landstraßen sind fast ebenso,
teine, sondern der Rauch geht
terschied statt, daß hier nicht
demselben Zimmer logiren,

llen, als damals in seinem Heimat-

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 077
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11 10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
mm Inch
the scale towards document